Herders Werke

Dritter Teil

Erste Abteilung

Fragmente über die neuere deutsche Litteratur

Herausgegeben

von

Dr. Hans Lambel

Berlin und Stuttgart

Verlag von W. Spemann

Kürschners Deutsche National-Litteratur Bandausgabe 135

Die

Deutsche National-Litteratur

herausgegeben

von Prof. Joseph Kürschner

bietet die Gesamtheit der deutschen Litteraturschätze von den Anfängen deutschen Schrifttums bis zur Neuzeit in einer nach einheitlichen Gesichtspunkten getroffenen Anordnung. Sie ermöglicht es auch weiteren Kreisen, den Entwicklungsgang unserer Litteratur zu erfassen und deren Werke mit Genuß und Verständnis in sich aufzunehmen.

Unter Mitwirkung ausgezeichneter Gelehrter herausgegeben, hat sie begründeten Anspruch auf wissenschaftliche Gründlichkeit, sowohl mit Rücksicht auf die sorgfältig revidierten, ergänzten und vervollständigten Texte, wie bezüglich der Kommentare, Einleitungen u. s. w. Übersichtlich angeordnete Registerbände erhöhen die Nutzbarkeit des ganzen Werkes und bilden ein in seiner Art unübertroffenes litterargeschichtliches Orientierungsmittel.

Mit der inneren Vorzüglichkeit geht die gediegenste äußere Ausstattung und typographische Schönheit Hand in Hand, vereint mit beiden eine ganz ungewöhnliche Billigkeit des Preises. Kürschners „Deutsche National-Litteratur" erscheint in Bänden von ca. 20—36 Bogen à 16 Seiten, zum Preis von M. 2.50 (Fl. 1.50 = Fr. 3.50); monatlich werden 2 Bände ausgegeben. Gleichzeitig mit jedem Band erscheinen ausgezeichnet schöne Halbfranzdecken zum Preis von 70 ₰.

Inhalt der erschienenen Bände.

1. Band: Grimmelshausens „Simplicius Simplicissimus". (Der Werke 1. Bd.)
2. Band: Goethes „Faust", erster und zweiter Teil. (Der Werke 12. Bd.)
3. Band: Schillers „Räuber" u. „Fiesko", m. d. Theaterbearbeitungen. (Der Werke 3. Bd.)
4. Band: Kortums „Jobsiade".
5. Band: Lessings „Lieder, Oden, gereimte Fabeln, Sinngedichte, Epigramme, Fragmente, Fabeln u. Erzählungen. Jugenddramen". (Der Werke 1. Band.)
6. Band: Grimmelshausens „Simplicius Simplicissimus". (Der Werke 2. Band.)
7. Band: Wielands „Oberon und verschiedene Erzählungen und Märchen in Versen". (Der Werke 2. Band.)
8. Band: Stürmer und Dränger. Bd. 3. Enth.: Maler Müller u. Ch. F. D. Schubart.
9. Band: Grimmelshausens „Simplicianische Schriften".
10. Band: Stürmer und Dränger. Bd. 2. Enthält: Lenz und Wagner.
11. Band: Gegner der zweiten schles. Schule. Band 1. Enthält: Joh. Chr. Günther.
12. Band: Stürmer und Dränger. Band 1. Enthält: Klinger und Leisewitz.
13. Band: Gryphius' Werke. (Der 1. schles. Schule 4. Band.)
14. Band: Lessings Jugendfreunde. Enth.: Weiße, v. Cronegk, v. Brawe u. Nicolai.
15. Band: Moscherosch, „Gesichte Philanders von Sittewald".
16. Band: Goethes „Dramen". Band 1. (Der Werke 6. Bd.)
17. Band: Lessings Jugenddramen II. Abt. und Dramat. Meisterwerke I. Abt. (Der Werke 2. Bd.)
18. Band: Schillers „Dramen". (Der Werke 4. Bd.)
19. Band: Simon Dach, seine Freunde u. Johann Röling. (Der 1. schlesischen Schule 5. Bd.)
20. Band: Goethes „Gedichte". Band 1. (Der Werke 1. Bd.)
21. Band: Ziglers „Asiatische Banise".

22. u. 23. Band: Hebels Werke. 1. u. 2. Abt.

24. u. 25. Band: Lessings Werke. 3. Band, 1. u. 2. Abteilung.

26. Band: Gegner der zweiten schlesischen Schule. Band 2. Enthält: Weise, Brockes, von Canitz, Neukirch, Wernicke.

27. Band: Goethes „Naturwissenschaftliche Schriften". Bd. 1. (Der Werke 33. Bd.)

28. Band: Albertinus „Lucifers Königreich vnd Seelengejaidt".

29. Band: Abraham a S. Clara, „Judas der Ertz-Schelm".

30. u. 31. Band: Bürgers „Gedichte". 1. und 2. Hälfte.

32. Band: Goethes „Gedichte". Band 2. (Der Werke 2. Bd.)

33. Band: Gottsched u. d. Schweizer Bodmer und Breitinger.

34. u. 35. Band: Klopstocks „Messias". 1. u. 2. Band.

[Fortsetzung auf der 3. Seite des Umschlags.]

Deutsche

National-Litteratur

Deutsche
National-Litteratur

Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung

von

Dr. Arnold, Dr. G. Balke, Prof. Dr. K. Bartsch, Prof. Dr. R. Bechstein,
Prof. Dr. O. Behaghel, Prof. Dr. Birlinger, Prof. Dr. H. Blümner, Dr. F. Bobertag
Dr. R. Boxberger, Dr. W. Creizenach, Dr. Joh. Crüger, Prof. Dr. H. Düntzer,
Prof. Dr. A. Frey, L. Fulda, Prof. Dr. L. Geiger, Dr. R. Hamel, Dr. E. Henrici
Dr. M. Koch, Prof. Dr. H. Lambel, Dr. R. Frhr. v. Liliencron, Dr. G. Milchsack,
Prof. Dr. J. Minor, Dr. F. Muncker, Dr. P. Nerrlich, Dr. H. Oesterley, Prof. Dr. H. Palm,
Prof. Dr. P. Piper, Dr. H. Pröhle, Dr. Adolf Rosenberg, Prof. Dr. A. Sauer, Prof.
Dr. K. J. Schröer, R. Steiner, Prof. Dr. A. Stern, Prof. Dr. F. Vetter
Dr. C. Wendeler, Dr. Ch. Zolling u. a.

herausgegeben

von

Joseph Kürschner

---

76. Band

Erste Abteilung

Herders Werke III. 1

Berlin und Stuttgart,

Verlag von W. Spemann

Herders Werke

Dritter Teil

Erste Abteilung

Fragmente über die neuere deutsche Litteratur

Herausgegeben

von

Dr. Hans Lambel

Berlin und Stuttgart,
Verlag von W. Spemann

1890

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Einleitung.

1.

Das durch seine Wirkung auf das heranwachsende Geschlecht geschichtlich so bedeutende Erstlingswerk Herders, „Die Fragmente über die neuere deutsche Litteratur", erschien namenlos, die erste und zweite Sammlung zusammengebunden mit fortlaufender Seitenzählung im Spätjahr 1766, die dritte, auf welcher zuerst der Verlagsort genannt wurde, Ostern 1767. Es gehört samt der unter den vielen Arbeiten des Verfassers „erstickten" Übersetzung der „Parallèle des tragiques" (vgl. T. II, 326) und den ebenso liegengebliebenen, aber zum Teil auch für die „Fragmente" fruchtbar gewordenen Versuchen über die Ode und die Geschichte der Dichtkunst (zu 307, 35. 308, 16; vgl. T. II, 150) zu den noch in Königsberg begonnenen und von da nach Riga mitgebrachten Entwürfen. „Fragmentarische Zusätze" zu den Litteraturbriefen lagen nach dem Berichte seines Universitätsfreundes Bock (Erinnerungen I, 66 = Lebensb. I, 1, 135) schon damals in Herders Plan, und eben derselbe Gewährsmann will einige Bemerkungen, die ihm Herder noch vor seiner Abreise nach Riga zu lesen gegeben, hernach in den gedruckten Fragmenten, wiewohl weiter ausgeführt, wieder erkannt haben. Diese Mitteilung findet durch den Nachlaß volle Bestätigung. Suphan berichtet (I, XXVI f.) von einem ohne Zweifel

noch in Königsberg verfaßten hamannisierenden Versuch über „die Sprache in ihrer Kindheit" (vgl. 21, 12 ff.), den man „in letzter Ausbildung in dem Fragmente 'Von den Lebensaltern einer Sprache' wiederfinde"; aus derselben Zeit oder doch dem Anfange der Rigaer Jahre haben sich „Notizen über die Einrichtung des Werkes" erhalten, die den „Embryo der ersten Sammlung" erkennen lassen und, wie es scheint, auch die Absicht, die Form der Litteraturbriefe wenigstens in einem Teile nachzuahmen. Ebenso sind auch die zwei ältesten Bearbeitungen des „Vorläufigen Diskurs" zur zweiten Sammlung (105 ff.) aus dem Anfang des Jahres 1765 und aus dem Ende desselben Jahres der Entwurf einer Vorrede zum Ganzen vorhanden, worin er „diese Blätter den Verfassern der Litteraturbriefe widmet".

Den Titel des Werkes hören wir zuerst in der Mahnung Hamanns vom 18. Mai 1765 (Lebensb. I, 2, 33, die Antwort 21. Mai Herders Briefe an J. G. Hamann. Im Originaltext herausgeg. von O. Hoffmann [Berl. 1889] S. 17,31 ff.)*): „Vergessen Sie Ihre Fragmente nicht." Und die fortgesetzte Teilnahme dieses Freundes als Sammler von mancherlei Notizen und Vermittler litterarischer Hülfsmittel, als Berater und „erstgeborner Kunstrichter" begleitet das Werk bis zu Ende (Lebensb. I, 2, 118. 121 = Hoffm. 21, 23 ff., m. Anm. zu 160, 26. 169, 33. 295, 19. 303, 20).

Herder redet 154, 15 ff. von einer dreimaligen Umarbeitung seiner Fragmente, d. h. der ersten und zweiten Sammlung. Der Briefwechsel bestätigt dies. Anfang 1766 war die erste Sammlung vollendet, die zweite begonnen. Hamanns Besuch im Februar und die dabei gepflogenen Unterredungen hatten zur Folge, daß die erste Sammlung „ganz umgeschmolzen" wurde; die zweite, in der er damals „halb" war, kam im März auch zum Abschluß, und nun wurden beide an Hamann geschickt, durch den das Manuskript an den Verleger geleitet wurde. Viel konnte Hamann, da er im Ganzen sowohl mit „der Ordnung, dem Reichtum, der Schönheit des Entwurfes als der Ausführung" zufrieden war und sich „über den Schatz der Einsichten und Einfälle, der Keime, Blüten und Früchte" freute, nicht zu erinnern haben. Nichtsdestoweniger wurde, vielleicht aus Anlaß des Besuches, den Herder im Mai bei Hamann in Mitau machte, das im Ostermeßkatalog bereits angekündigte Werk noch einmal zurückgenommen und abermals umgearbeitet. So ging es neuerdings an Hamann zur Beurteilung.**) Abgesehen von stilistischen Anstößen

) Es freut mich wenigstens noch bei der Korrektur diese Ausgabe berücksichtigen zu können, von der dasselbe gilt was S. V) über den Briefwechsel mit Nicolai gesagt ist.

**) Vorläufig allerdings nur „das erste Stück", und diesem fehlte noch das Ende, „der Schlußzierrat". „Im zweiten", fügt Herder hinzu, „wird mehr als im ersten verändert." Wenn aber Hamann bei der Rücksendung von dem „Vorläufigen Diskurs" redet, mit dem er, er wisse nicht durch welchen Irrtum, angefangen habe, so läßt sich das doch nur auf die zweite Sammlung beziehen, die demnach dem ersten Stück bald gefolgt sein muß. Oder sollte „Stück" nicht gleichbedeutend mit „Sammlung" sein, und das „erste Stück" schon einen Teil der zweiten Sammlung mitenthalten haben? Die Worte in Hamanns Antwort: „schicken Sie mir doch die Folge ihrer Handschrift zu" ließen sich allerdings ebenso gut auf

(vgl. zu 71, 2) war dieser wohl zufrieden und brauchte nur beim „vorläufigen Diskurs" „den Griffel etwas mächtiger". Er fand die Arbeit „gewaltig umgeschmolzen" und den Plan dadurch erweitert, daß Hamann „mehr Auszüge vom Text der Litteraturbriefe" geliefert habe, als ursprünglich seine Absicht gewesen zu sein schien. Mit diesen seinen kritischen Bemerkungen schickte Hamann die Handschrift im August 1766 an Herder zurück, und nun wanderte sie endlich in die Druckerei; im November hatte er die ersten gedruckten Exemplare. (Lebensb. I, 2, 119. 127 [= Hoffm. 20, 7 ff. 22, 32 ff.] 128 ff. 144. 148 [= H. 26, 12 ff.] 166. 203.) Daß bei der dritten Bearbeitung eine nunmehr verlorene Abhandlung „über das Ideal der Griechen in jeder Dichtart" zurückgelegt wurde, erfahren wir aus 154, 14 ff., ebenso die Gründe dafür und die Stelle, die sie in der zweiten Sammlung einnehmen sollte. Einen guten Teil dessen, was sonst noch, wenigstens nach der ursprünglichen Absicht des Verfassers, in dieser behandelt werden sollte — die deutsch-römischen, -französischen und -englischen Nachahmungen (Lebensb. I, 2, 119 = Hoffm. 20, 13 f.) — nahm er in die dritte hinüber.

Diese war bereits nach dem Maibesuch Herders bei Hamann angefangen, wurde aber dann zu Gunsten der dritten Bearbeitung der beiden ältern Sammlungen beiseite gelegt. Anfang 1767 war sie in der ersten Fassung abgeschlossen bis auf das letzte der acht Stücke, aus denen sie nach dem damaligen Plane bestehen sollte (An Hamann Lebensb. I, 2, 139. 216 = Hoffm. 25, 10. 20. 35, 8 ff.). Dieses letzte Stück „Vom Lehrgedicht des Youngs und Pope unter uns" scheint überhaupt nicht mehr geschrieben worden zu sein. Aber auch zwei bereits geschriebene Stücke „6) Von der Gallikomanie in den Comödien (werden wir je eine Komische Bühne bekommen?)" und „7) Vom Brittischen Geschmack in Trauerspielen" wurden bei der Schlußredaktion vorläufig zurückgelegt, um andern Ausführungen Raum zu schaffen. Denn abgesehen von dem Kapitel über die Elegie (III, 3), dem Anhang (III, 7) und der Nachschrift wurde jetzt erst zwischen das erste Stück „Unsre Erziehung und Gelehrsamkeit hat zu viel lateinischen Geist", das in der ersten Fassung vielleicht auch noch nicht den gegenwärtigen Umfang (I, 1—12) hatte, und die folgenden Einzelvergleichungen römischer und deutscher Dichter (2—4, jetzt III, 1. 2. 4.) der wichtige Abschnitt II „Vom neuern Gebrauch der Mythologie" eingeschoben. Zu dem in der ersten Fassung schon vorhandenen Stücke „5) Haben wir Cicerone: sollen wir sie auf der Kanzel haben" (jetzt III, 5. 6) setzt Herder damals schon die Anmerkung: „dies Stück werde ich auslassen müssen". Und in der That wurde es schließlich zwar nicht ganz, aber doch seinem besten Teile nach zurückgezogen (vgl. 350*) und m. Anm. zu 338, 31) und durch

den Rest der zweiten als auf die dritte Sammlung beziehen. Was ist aber dann der „Schlußzierrat?" Ganz klar ist der Sachverhalt hier nicht und die Nachsendung des zweiten Stücks im einen Fall so wenig als im andern aus dem Briefwechsel zu belegen.

die Anmerkungen zu den Abbtischen Erörterungen (III, 5) nur notdürftig ersetzt. Zurückgezogen, nicht, wie die beiden andern Stücke, zu Gunsten anderer Abschnitte, auch nicht so sehr „weil es unter lateinischen Schriftstellern exulieren würde", als, wie Haym scharfsichtig gesehen hat (I, 89 f.), weil es „zu verräterisch" für den Stand des Verfassers dessen ängstlich und eigensinnig festgehaltene Anonymität zu gefährden drohte. In dieser durch die zweite Bearbeitung gewonnenen Gestalt erschien die dritte Sammlung Ostern 1767.

Der ursprüngliche Plan war aber, wie schon aus dem Gesagten hervorgeht, mit den drei gedruckten Sammlungen nichts weniger als erschöpft. Von vier Fragmenten redet der Schluß der Vorrede zur ersten (6, 6) und man wird mit Haym (I, 127) annehmen müssen, daß diese den „vier Ländereien der Litteratur" entsprechen sollten, von denen die Einleitung (12, 13 ff.) spricht: „Sprache, Geschmackswissenschaften, Geschichte und Weltweisheit." In der That, mit Erörterungen über die Sprache beginnt nicht nur das Werk, sie nehmen die ganze erste Sammlung ein. Daran schließen sich nun aber zunächst Vergleichungen der deutschen Litteratur mit ihren fremden Vorbildern: den orientalischen, griechischen und römischen und — so war's geplant — zuletzt auch noch den modernen: Franzosen und Engländern. Aber schon dabei wächst dem Verfasser bei der Ausführung das Material unter den Händen der Art an, daß er, wie wir sahen, von einer Sammlung zur andern ein Stück hinübernehmen muß. Am Schluß der zweiten (207, 3 ff.) verspricht er „im dritten Teil etwas von unsern Römern, Engländern und Franzosen", Dinge, die er schon in der zweiten hatte erledigen wollen, und nach Abtragung aller Schulden Berechnung unsers eigenen Kapitals und die Erörterung der Frage nach seiner Anwendung. Und auch ein vierter Teil wird jetzt in Aussicht gestellt, der „von der Ästhetik, Geschichte und Weltweisheit", also den drei noch übrigen der „vier Ländereien" reden sollte, „wenn diese weite Materie nicht das Maß eines Teils übergeht". Dieser Vorbehalt war nur zu begründet; denn schon der dritte Teil mußte schließlich wieder hinter dem vorgesteckten Ziele zurückbleiben; und bereits in demselben Briefe an Hamann, dem wir einen Einblick in die Einrichtung der ältern Fassung desselben verdanken, lesen wir zugleich mit der Ankündigung, daß „auf Ostern bloß das dritte Fragment" herauskomme, auch den Zweifel, ob er das 4. (Ästhetik) 5. (Philosophie) und 6. (Geschichte) noch je schreibe; das seien „böhmische Dörfer in der Ferne". Bald darauf aber, im Februar 1767, noch ehe die dritte Sammlung erschienen, als aber offenbar bereits beschlossen war, die auf die modernen Litteraturen, auch die italienische (Suphan I, XXXIV nach einer handschriftlichen Skizze), bezüglichen Kapitel für den nächsten Teil zurückzulegen, ist es auch beschlossen, bei diesem vierten Teil „mitten in der Materie" aufzuhören und Ästhetik, Geschichte und Philosophie unberührt zu lassen. (An Nicolai, Lebensb. I, 2, 231 = Herders Briefwechsel mit Nicolai herausg. v. O. Hoffmann

Berlin 1887, S. 7*) und Scheffner Lebensb. I, 2, 240.) Er bedauert freilich damit die Gelegenheit zu verlieren, die Schriften seines Lehrers Kant, die „noch nie würdig und ausführlich recensiert" worden, ja den ein Moses Mendelssohn „in seinem Beweise vom Dasein Gottes ohnstreitig nicht verstanden",**) „in mehrerer Klarheit darzustellen". Doch er hatte mehr als eine Ursache, seine „Autorfeder abzukürzen", und eine davon verrät er Scheffner, wenn er ihm seine Reue bekennt, daß er sich mit dem Anschluß an die Litteraturbriefe „soviel Zwang angethan". Diesem Beschlusse des Abbrechens mit dem vierten Teil giebt denn auch die Nachschrift (365, 26) Ausdruck. Diesen vierten Teil gedenkt er noch im September 1767 auf Ostern des folgenden Jahres zu liefern. Zugleich aber tritt die Notwendigkeit einer zweiten Auflage an den Verfasser heran und schiebt den Gedanken an die Fortsetzung hinaus, bis sie endlich ganz unterbleibt und also „ein Fragment wieder Fragment wird", in einem ganz andern Sinne freilich als es gedacht war. (An Hamann Hoffm. 37, 32 ff. An Klotz 31. October 1767 Briefe deutscher Gelehrten an d. H. Geheimr. K. II, 94. An Gleim Nov. 1768 Lebensb. I, 2, 370 ff.)

In wiefern beides, dieses endgiltige Schicksal des Erstlingswerkes und die mehrfache Umschmelzung, vorbildlich ist für Herders ganzes Schaffen, charakteristisch für die Geistesart des Mannes, der einen erstaunlichen Ideenreichtum in ununterbrochener Bewegung immer neu in sich umwälzt, ohne doch eine einzige völlig zu Ende zu denken, und somit zusammenhängt mit einem Mangel fertiger Abgeschlossenheit, das hat Haym (I, 129 ff.) so einsichtig auseinandergesetzt, daß — ich ihn nicht ausschreiben werde, sondern auf ihn zu weiterer Belehrung verweise; verweise aber nicht bloß in diesem einen Punkt, sondern für alles, was ich hier zu sagen habe: und wenn ich mich nicht überhaupt mit dieser Verweisung und der etwa nötigen Ergänzung begnüge, so geschieht dies nur, weil Belehrung des Lesers über die litterarhistorische Stellung und Bedeutung der vorgeführten Werke nach der ganzen Einrichtung dieser Sammlung mit zur Pflicht des Herausgebers gehört.

2.

„Eine Beilage", „nichts minder als eine Fortsetzung" der Litteraturbriefe sollten die „Fragmente" nach dem Titelblatt und den Eingangsworten der Vorrede zur ersten Sammlung sein. Hier und am Schlusse der Einleitung (17, 13—20) spricht Herder sich selbst auch über die dabei befolgte Methode aus, und das ganze Werk legt sie dem Leser vor Augen,

*) Nur diese Ausgabe genügt wissenschaftlichen Ansprüchen; vielleicht wird es aber manchen Lesern doch erwünscht sein, wenn ich die Verweisung auf die ältern Abdrücke im „Lebensbild" und der Briefsammlung „Von und an Herder" daneben stehen lasse.

**) Die Beurteilungen Kantischer Schriften in den Litteraturbriefen sind nicht von Mendelssohn, sondern von Resewitz. Suphan giebt I, XXXV Nachricht von einer skizzierten Inhaltsangabe der beabsichtigten Geschichte der deutschen Philosophie, in der Kants Name fehlt: „vielleicht aber ist die Skizze nicht zu Ende geführt." Suphan setzt sie 1767 oder Anfang 1768 an.

dem ich als Herausgeber eigene Beobachtung erleichtern, nicht ersparen oder deren Reiz vorwegnehmen will. Kein unselbständiger, urteilsloser Nachbeter und daher nichts weniger als mit allem von vornherein einverstanden und gleichmäßig zufrieden, würdigt Herder doch nicht nur im ganzen Verdienst und Bedeutung der Briefe einsichtig und richtig, sondern mischt sich selbst, freilich als ein niemandem pflichtiger, freiwilliger Genosse, unter die Berlinschen Gelehrten, deren Geist „sympathisch auf ihn wirkte" (An Nicolai Lebensb. I, 2, 232 = Hoffm. 7), um an ihrer Seite in seiner Weise für das damals noch so wenig verwirklichte Ideal einer wahren Nationallitteratur mitzukämpfen. Sein Gesamturteil (114, 11 f.) sowie die treffende Charakteristik der Mitarbeiter (110, 22—28 ff.), die zugleich in nuce die innere Geschichte der Briefe enthält, unterschreibt die heutige Litteraturgeschichte. Er hat jene, wiewohl erst nachträglich von Nicolai des genauern belehrt und daher vor Irrtum im einzelnen nicht unbedingt gefeit, doch im wesentlichen an ihrer Eigenart richtig erkannt. Er hebt aber dort nur die drei bedeutendsten hervor, diejenigen, zu denen er auch selbst ein bestimmtes persönliches Verhältnis hat: Lessing, Mendelssohn und Abbt; Nicolai, der von vornherein nur als Lückenbüßer eintrat und auch in seinen treffendsten Urteilen kein eigentümliches Verdienst hat, und die beiden erst später eintretenden, Resewitz (vom 17. T. an), mit dem er es kaum einmal gelegentlich zu thun hat und erst recht würde zu thun bekommen haben, wenn er noch zur Philosophie und Kant gekommen wäre, und (vom 20. an) Grillo, der durch seine geistlose Schulmeisterei nur seinen Spott herausfordert, gar nicht zu reden von Sulzer, der überhaupt nur zwei- oder höchstens dreimal (Br. 78. 193 und [?] 265) erscheint: diese vier tauchen dort in der allgemeinen Charakteristik unter.

Da es mit Hülfe der Beilage des Nicolaischen Briefes vom 24. Dec. 1768 möglich war, zu jeder aus den Litteraturbriefen herangezogenen Stelle den Verfasser festzustellen, wird der Leser selbst in der Lage sein, Herders verschiedenes Verhältnis zu den Genannten, namentlich zu den drei Hauptmitarbeitern zu beobachten. Er wird, vielleicht zu seiner Verwunderung, denn ausschließlicher als den Zeitgenossen sind für uns heute die Briefe mit dem Namen Lessing verknüpft, bemerken, daß nicht dieser, der Urheber des ganzen Planes, der Tonangeber und damit der Begründer ihrer reinigenden, befreienden Wirkung auf unsere Litteratur, in Herder das sympathischeste Echo findet, vielmehr fast durchweg seinem Widerspruch begegnet. Gerade der entschiedene schneidige Ton des „feurigen Fll" reizt ihn dazu, insbesondere wenn er ihm seinen und Hamanns Liebling Klopstock und dessen Kreis antastet. Und nicht immer werden auch wir ohne weiteres auf Lessings Seite treten können. Allerdings wird Herder uns nicht bereden, den von Lessing bereits richtig erkannten Mangel der Klopstockschen Lyrik an klarer Anschaulichkeit wieder zu verkennen oder gar die bedeutsamen Auseinandersetzungen mit dem „Nordischen Aufseher" und seinem Verteidiger als bloße „Zänkereien" zu betrachten und aus den Briefen wegzuwünschen;

aber daran könnte doch auch nur blinde Voreingenommenheit zweifeln, daß Herder, wie er Mendelssohn an Verständnis eines Hamann überlegen ist, so auch zu dem Lyriker Klopstock von Hause aus ein ungleich verwandteres Verhältnis hat und ihm daher auch ein kongenialeres Verständnis entgegenbringt als der kritisch kühle Lessing. Und so hören wir auch jetzt schon Herder nicht ungern über Homer reden, wenn er dessen Bedeutung für die griechische Jugendbildung gegen Lessing erörtert (von der Erklärung der auch bei ihm noch nicht ganz zu ihrem Rechte kommenden καλοκἀγαθία zu geschweigen), und wir können ihm nicht Unrecht geben, wenn er in Lessings Kritik gewisse vereinzelt auftretende Persönlichkeiten rügt. Indes, und das darf nicht verschwiegen werden, es giebt auch jetzt schon Berührungspunkte, wo Herder mit Lessing eines Sinnes ist, ja willig in dessen Schule geht: wenn dieser in die Schachte der ältern deutschen Sprache und Litteratur hinabsteigt, oder die naiven Schönheiten lithauischer Dainos preist, oder — ein Gebiet freilich, das Herder nur in zurückgelegten Stücken betritt — über das Drama redet. Und wie er über die Schranken der Litteraturbriefe hinaus von Lessing in Theorie und Praxis beeinflußt wird, lehrt der Abschnitt über die Mythologie in der dritten Sammlung und die damit zusammenhängenden Paramythien.

Das Verhältnis lernbereiter Unterordnung hält Herder durchweg gegen Mendelssohn fest, und auch wo er ihm nicht folgen kann, wie z. B. in der Beurteilung Hamanns, und widerspricht, ist der Ton gegen den, der selbst „ins Rad griff, um es im Schwunge zu mäßigen", ein durchaus maßvoller, bescheidener und verrät die Achtung vor der Autorität, welcher der Widerspruch gilt. Von Anfang an sich auf Philosophie beschränkend, mußte Mendelssohn, nachdem Lessing mit dem 127. Briefe im siebenten Teil (1760) sich von dem Unternehmen verabschiedet hatte, um demselben nach einem geringen Beitrag zum 233. Briefe (14. Teil 1762) nur noch im 332. (Teil 23. 1765) „die Parentation zu halten", auch einen guten Teil der Recensionen über poetische Werke übernehmen, und er entledigt sich seiner Aufgabe nach beiden Seiten gründlich und unparteiisch, nach Umständen auch streng, jedenfalls unbeirrt durch irgend eine Rücksicht auf Person und Ansehn; nur daß der verstandesklare, ruhige Mann sich in eine Poesie der Leidenschaft wie Rousseaus „Heloise" offenbar nicht hinein zu finden versteht. Genau und fein in seinen Begriffsbestimmungen knüpft er an das einzelne gern lehrreiche allgemeine Betrachtungen und Ausblicke, und auf diese „wahren und gründlichen Bemerkungen unsers philosophischen D." verweist Herder bald, bald hebt er sie aus, wie die über die Idylle, um daran ergänzende oder berichtigende Erörterungen zu knüpfen.

Noch öfter und lieber aber thut er dies mit den Äußerungen des jüngsten unter den dreien, Thomas Abbt (1738–66)*), zu dem er augen-

*) Vgl. über ihn außer Nicolais Ehrengedächtnis Herrn Th. Abbt (Berl. u. Stettin 1767) und Herders „Torso", über den im Text mehrfach die Rede sein wird (SWS. II, 249 ff.), noch Rob. Prutz, Litterarhist. Taschenb. Jahrg. 1846; Hettners Artikel in der

fällig das persönlich vertraulichste Verhältnis hat. „Unerwartete Wendungen: angenehme Krümmen im Stil: rasche Einfälle: launischer Spott: muntre Sprünge unterscheiden ihn von außen, so wie von innen Reichtum an Planen, und in Vorschlägen ein Blick, der immer auf das Ganze fällt, von einer Seite zur andern fliegt, und wo nicht durchdringt, so doch die ganze Oberfläche ins Auge nimmt. Der Verfasser der Fragmente über die neuere Litteratur hat es daher so oft mit Abbt zu thun, ohne noch in die eignen Ländereien desselben gekommen zu sein: denn die meisten, Betrachtungen und kleine Abhandlungen in ihnen gehören Abbt zu. Und wer die Briefe ihrer äußern Einkleidung wegen lieset, wird sich die meisten mit B. unterschrieben, auszeichnen." So Herder selbst über Abbts Anteil an den Litteraturbriefen und sein eignes Verhältnis dazu in dem „Torso zu einem Denkmale", den er, zugleich ein schönes Denkmal seiner eigenen Dankbarkeit für empfangene Anregung, an dem frischen Grabe des früh Geschiedenen errichtete (1768. SWS. II, 277_{35}). Während die fertigen Männer, Lessing und Mendelssohn, ihm nur die Wahl lassen, von ihnen zu lernen oder zu widersprechen, und ihn dadurch in einer respektvollen Entfernung halten, verkehrt er mit dem noch unfertigen, ebendeshalb aber ihm näher stehenden geistvollen Jüngling, der „nach seiner Denkart und Laune so gleichsam ausfüllend" für ihn war (an Nicolai Lebensb. I, 2, 230 = Hoffm. 6), wie mit einem Freunde in anregendem, gedankenweckenden Ideenaustausch.

Durch seine Schrift „Vom Tode für das Vaterland" (Berlin 1761) hatte sich der noch nicht dreiundzwanzigjährige Ulmer, der in Halle von der Theologie sich zur Philosophie gewandt, daneben aber auch mit Geschichte beschäftigt hatte und mit gründlicher philosophischer Bildung und Vorliebe für die Alten (besonders Sallust und Tacitus) hübsche Belesenheit in der französischen und englischen Litteratur verband, Mendelssohn und Nicolai gerade in der für die Litteraturbriefe kritischen Zeit nach Lessings Rücktritt als Mitarbeiter empfohlen. Er war kurz vorher als Professor an die Universität Frankfurt a. d. O. berufen worden. Mit seinen Anschauungen in der Aufklärung wurzelnd, durch seine Stellung nicht bloß, sondern mehr noch durch seine Überzeugung ein Bürger des preußischen Staates und Bewunderer seines Königs, dessen Thaten die unumgängliche Voraussetzung seiner Schriftstellerei bilden, paßte er recht gut zum Mitarbeiter der Litteraturbriefe, denen sein jugendfrisches Talent einen neuen Aufschwung brachte. Er ist allerdings nichts weniger als ein

Allgem. deutschen Biographie und die Dissertation von Eduard Pentzhorn, Th. Abbt. Ein Beitrag zu seiner Biographie (Berl. 1884). Seine Beiträge zu den Litteraturbriefen sind in die Sammlung seiner Vermischten Werke (Berl. 1772—1782 6 Bde.) nicht aufgenommen. Über sie handelt R. Thiele, Abbts Anteil an den Briefen die neueste Litteratur betreffend (Halle a. d. S. 1879, Separatabdr. aus den „Beiträgen f. deutsche Philologie"). „Schätzbare Beiträge zur Charakteristik des Schriftstellers nach seiner sprachlichen und stilistischen Seite" enthält nach Haym (1, 121 Anm.) das Breslauer Programm v. Geisler „Über die schriftstellerische Thätigkeit Th. Abbts" (1852). Eine zusammenfassende und abschließende Monographie fehlt trotz alledem noch immer.

vollgiltiger Ersatz für Lessing, und schon der leichte Brieston wollte ihm trotz aller Bemühung nicht so glücken wie jenem: sein vorurteilsloser Geist, den auch eine Ader des Zweifels von Mendelssohn unterscheidet, strebt aus der Schulphilosophie heraus; aber ihre Eischale klebt ihm doch noch überall an. Und auch die schneidige Rücksichtslosigkeit und Strenge ist nicht eigentlich seine Sache. Überblicken wir aber die von ihm besprochenen Werke, so erscheint er vielseitiger als irgend ein anderer Mitarbeiter, Lessing nicht ausgenommen. Sein praktischer Sinn, der Beziehungen zwischen der Wissenschaft und dem Leben sucht, sein entwickeltes Verständnis für den Staat und dessen Aufgaben führen ihn auf das Gebiet der Geschichte und der politischen Wissenschaften, der „politischen Philosophie", und von diesem Standpunkte fordert er eine pragmatische Geschichtschreibung und rügt die Leere und Beschränktheit der moralischen Schriften. Ein Hauptaugenmerk widmet er der Prosa, deren Vernachlässigung er immer wieder beklagt.

Was Herder so sehr zu Abbt hinzog, das sehen wir aus seiner Charakteristik im „Torso": allerdings schildert er, indem er das Bild des Verewigten entwerfen will, hie und da zugleich sich selbst; aber auch dann, ja gerade dann vielleicht nur um so mehr verrät er uns das, was ihn an jenem so sympathisch verwandt ansprach. Er preist ihn dort vor allem als „einen Schriftsteller für die Menschheit und einen Weltweisen des gemeinen Mannes", ein Titel, in dem er ja selbst Abbt entschieden nacheiferte; zweitens hebt er hervor den an den Alten genährten „historischen Geist". Die Alten führen ihn aber auf den Stil, in welchem Abbt ja namentlich Sallust und Tacitus zu Vorbildern nahm, und indem er dessen Eigentümlichkeiten erörtert und verteidigt, wird die Rechtfertigung Abbts allerdings gelegentlich zur Selbstschilderung und -Verteidigung. Kürze und Nachdruck lernte Abbt von den Alten. Aber auch die Modernen, Franzosen und Engländer, haben auf ihn gewirkt. Jenen verdankt er, abgesehen von sachlichen Anregungen, die Munterkeit seines Stils, zu der vielleicht auch die Litteraturbriefe beitrugen: und hier folgt die früher ausgehobene Stelle über Abbts Anteil an diesen. Von den Engländern leitet Herder seine „Bilderkomposition und Laune im Ausdruck" her. Aus diesen Ingredienzien gemischt hat sein Stil allerdings Auswüchse und Eigensinn, aber „bei den Fehlern seiner Sprache" ist Abbt ihm „teurer, als wenn er keine hätte". Das Verhältnis Abbts zur Theologie entfernt uns nur scheinbar von seinem Stile; denn aus seiner Beschäftigung mit ihr leitet Herder eine andere Seite desselben ab: die „Beispiele aus der biblischen Geschichte", einige „starke Bilder der Religion" und „einige Ausdrücke der Bibelübersetzung Luthers", und daß keines dieser drei Stücke, am allerwenigsten das letzte, in Herders Augen ein Flecken ist, läßt sich erwarten. Auch seine Abneigung gegen das Universitätsleben und was damit zusammenhängt giebt noch Anlaß das Unakademische seiner Schreibart hervorzuheben und in Verbindung zu setzen mit seiner Denkart, namentlich dem

„gesunden, nahrhaften Menschen- und Bürgerverstand". Eine persönliche Charakteristik ablehnend unter Hinweis auf Nicolais Ehrengedächtnis, schließt Herder mit einigen psychologischen Zügen aus Abbts Schriften: er sieht, wenn er diese „in seine Seele" liest, „so viele Kräfte derselben in Bewegung": „sinnliche Aufmerksamkeit heftet sich auf jeden Punkt des Gegenstandes", ihn beleuchtend: „das Licht ist nicht scharf, nicht strenge, aber ausgebreitet, immer in neuem Zustrome" .... „Oft spricht er, wie durch einen innern Sinn," wie „ein Bote der Geheimnisse", wenn er auf Begriffe kommt, die er „wie durch eine Divination empfand und wie in einem Gesichte anschauete". „Diese Seite von Abbts Geist" ist für Herder „die heiligste und jede Entdeckung in ihr ein Aufschluß in der Seelenlehre". Dann seine Einbildungskraft! „reich, fruchtbar, rhapsodisch und auf eine edle Art unbändig: nicht immer ein Baumeister, der wohlgeordnete Gebäude errichtet; aber eine Zauberin, die an den Boden schlägt, und siehe! plötzlich sind wir mitten unter prächtigen Materialien. Sie rührt sie an, und siehe! diese bewegen sich, heben sich, verbinden sich, ordnen sich: und o Wunder! da entstehet wie von sich selbst, oder vielmehr durch eine unsichtbare Kraft vor unsern Augen ein Palast, prächtig, groß, bezaubernd, nur nicht nach der Kunst der Vitruve und Vincenti. Wir treten näher, um zu erfahren, ob es ein bloß Luftgebäude für unser Auge ist: wir betasten es, und siehe! es ist wirklich; wir fühlen nach Festigkeit, es steht: wir wagen uns endlich in dasselbe, überzeugen uns von der Dauer, und nehmen es uns zur Wohnung. Selten ist's, daß die Phantasie immer eine Schwester der Wahrheit bleibet, wie bei Abbt meistenteils. Das macht, sie paaret sich überall mit dem guten gesunden Verstande, läßt diesem die Herrschaft des Mannes, und wird ihm nur eine Mutter der Fruchtbarkeit und eine Haushälterin seines Vermögens. Überall hören wir bei Abbt Urteil, und sein Urteil ist", wie der Verfasser am Schlusse noch weiter ausführt, „feurig, scharf und richtig: vollständig" („ich sage mit Fleiß nicht: Tiefe", bemerkt Herder in der Ausführung zu diesem Punkte). Nun eben diese Fruchtbarkeit seiner lebhaften, aber mit gutem gesunden Verstand und Urteil gepaarten Phantasie, der „Reichtum an Planen", die seltene Vereinigung des Gefühles für das Schöne, für das Menschliche und Gute, infolge deren, wenn er auch hauptsächlich auf der Mittelseite der menschlichen Empfindung bleibt, „seine ästhetischen Urteile voll Geschmack" sind, das ist es, was Herder auch in den Litteraturbriefen an Abbt so sehr anzieht. Kein Zweifel daß namentlich diese psychologische Analyse den „liebenswürdigen Schwärmer" in manchem Punkte überschätzt; aber diese Überschätzung Abbts neben der Streitlust gegen Lessing ist an dem jungen Herder ebenso begreiflich, wie daß später (1781 im Merkuraufsatz über Lessing, T. III, 2. Abt.) der reife Mann, der sich nun Lessing um so viel näher fühlte, urteilen mußte, Abbt sei in den Litteraturbriefen „mit mehrerer Kühnheit, aber nicht mit mehrerem Glücke in Lessings Tritte" getreten. Sehr fein und treffend, wenn Haym von jenen Sätzen sagt,

sie seien „nicht falsch, wenn sie unter Abbts, aber wahrer, wenn sie unter Herders Bild geschrieben werden"; eben darum erklären sie um so besser, wie er gerade in den Briefen dieses Mitarbeiters Bemerkungen fand, die er „gleichsam seinem Geist entwandt glaubte" (21, 9).

3.

Wie Herder sich im einzelnen an die Litteraturbriefe anschließt, oder von ihnen abweicht, das liegt im Buche selbst dem Leser vor Augen. Wichtiger ist, in wiefern er grundsätzlich über sie hinausgeht und welche anderweitige litterarische Einflüsse hierin auf ihn einwirkten.

Oben anzusetzen ist in dieser Beziehung die Herder wie damals kaum einem zweiten eigene geschichtliche Betrachtungsweise, in der er eigentlich bestimmt war ein Lehrer seiner Zeitgenossen zu werden. Damit hängt zusammen sein feiner Sinn für die Individualität, die Fähigkeit und Neigung sich einzusinnen und zu leben in fremde Zustände und Gedanken. Von beiden Eigenschaften, durch die es ihm später so oft gelang, ungeahnte Aufschlüsse zu gewinnen, Völker und Zeiten sowie einzelne Erscheinungen in neue richtigere Beleuchtung zu rücken, geben auch schon die Fragmente Zeugnis.

Er wendet beide zunächst auf die Kritik an und das Ergebnis ist — ein Ideal derselben, das so, wie es hier in der Einleitung zur ersten und dem „Vorläufigen Diskurs" zur zweiten geschieht, bisher von niemand auch nur ausgesprochen, geschweige denn praktisch verwirklicht wurde: einer Kritik auf historischer Grundlage, die sich nicht begnügte das Gewordene als ein fertiges Abgeschlossenes hinzunehmen und darüber abzuurteilen, sondern nach den Ursachen und Bedingungen seines Werdens fragte und daraus lehrreiche Winke gäbe; die „nicht Bücher, sondern den Geist" beurteilte und „Ideen in ihre Quelle, in den Sinn des Schriftstellers zurückzulenken" wüßte (12 19 ff.). Freilich, wenn er von diesem Standpunkte aus dem Kunstrichter ansinnt, bei mittelmäßigen Verfassern „ein Täucher zu sein, um Perlen heraufzuholen" und von den Litteraturbriefen verlangt, „bei schlechten hätten sie es mehr thun sollen und können" (111, 13 ff.), so vergißt er, daß dies doch wieder zu jenem halben schwächlichen Tragen und Dulden des Mittelmäßigen hätte zurückführen müssen, über das man eben durch Lessings Schärfe glücklich hinausgekommen war; es erklärt uns aber auch wieder, daß ihn diese nicht immer sympathisch berührte.

Herder wendet aber seine historische Betrachtungsweise weiter an auf Sprache und Litteratur. Nur zwei Deutschen verdankt er hierfür nennenswerte Anregung, zu denen sich zwei oder drei Ausländer gesellen.

Winckelmann hatte den geschichtlichen Werdeprozeß an der griechischen Kunst dargelegt und damit einer solchen Betrachtungsweise zuerst die Bahn gebrochen. Von ihm entlehnt sie Herder im allgemeinen und überträgt sie auf Sprache und Litteratur. Ein Winckelmann für die griechische Litteratur zu werden (152, 27 ff. SWS. II, 119. IV, 216) war ein un=

erfüllt gebliebener Traum Herders, den er andern zur Verwirklichung hinterließ.

Über die Sprache aber fand er bei seinem Lehrer und Freunde Hamann eine jener „hingeworfenen Beobachtungen", die er wie kein zweiter zu „verstehen, brauchen und zu ergänzen" wußte (89, 18 f.). Es sind die Sätze seiner „Aesthetica in nuce" (Schriften II, 258): „Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts; wie der Gartenbau älter als der Acker: Malerei — als Schrift: Gesang — als Deklamation: Gleichnisse — als Schlüsse: Tausch — als Handel. Ein tieferer Schlaf war die Ruhe unserer Urahnen; und ihre Bewegung ein taumelnder Tanz. Sieben Tage im Stillschweigen des Nachsinns oder Erstaunens saßen sie; — — und thaten ihren Mund auf — zu geflügelten Sprüchen. Sinne und Leidenschaften reden und verstehen nichts als Bilder."

Was diese Sätze ahnungsvoll andeuten, das fand er weiter ausgeführt und gestützt durch Belege aus den Alten bei dem von ihm so hochgeschätzten Engländer Blackwell (149, 4 ff.; weitere Belege bei Haym I, 139), der überhaupt das Verdienst hat, zuerst die Frage nach dem woher? einer so einzigen Erscheinung wie das Genie Homers gegenüber aufgeworfen und damit „den Anlaß zu einer litterarhistorischen Betrachtung der homerischen Gesänge im Zusammenhange mit den Kulturverhältnissen der Zeit ihres Entstehens gegeben zu haben" (vgl. Rich. Volkmann, Geschichte und Kritik der Wolfschen Prolegomena zu Homer. Leipzig 1874. S. 14—20). Wie die Sitten so zieht Blackwell auch die Sprache, die zugleich mit jenen „beständig Wachstum und Verfall des Staates begleitet", in den Kreis seiner Betrachtung. Für den Ursprung derselben, heißt es da, hielten die Alten „gewisse rauhe zufällige Töne, welche die nackte wühlende Horde von ungefähr ausgestoßen hätte". Er folgert daraus, daß „sie zuerst diese Töne weit stärker haben hören lassen, als wir jetzt unsere Worte". „Weder die Silben noch die Laute konnten bestimmt sein; sondern wenn sie viele solcher Vokalzeichen zusammensetzten, mußte es scheinen, als wenn sie sängen." Und daher „die alte Meinung, daß die Poesie vor der Prose gewesen sei," wofür nun Belege aus den Alten und nebenbei ein Hinweis auf die spanischen Romanzen (vgl. Herder 127, 7; vgl. 73, 1) gegeben werden. Unter dem Einflusse von Leidenschaften, als Furcht, Wuth oder Not, bei etwas fortgerückterem Zustand Verwunderung und Staunen, entstanden, muß eine solche Sprache „voller Metaphern, und zwar der kühnsten, frechsten und der Natur angemessensten Metaphern" sein. „Wir müssen uns ihre Sprache als abgebrochen, ungleich und herausfahrend vorstellen. Ein Wort oder Schall muß, wenn er verschiednen Begriffen anpaßt, für sie alle gelten." In der Poetik gebe man die Regel, die gemeinen Begebenheiten des Lebens einer höhern Macht zuzuschreiben; die leblosen Dinge in Personen und persönliche Eigenschaften zu kleiden; aber wenigen ahnte wohl, „daß zu Homers Zeiten die Sprache des gemeinen Lebens

dieses metaphorische Kleid trug". Und nachdem er noch dargelegt, wie „die Schicksale, die Sitten und die Sprache eines Volkes wie an einer Kette zusammenhängen," wagt er den Satz, „daß eine verfeinerte Sprache für keinen großen Dichter taugt". Denn die Glätte des Stils „verringert" die Sprache, „macht viele Worte alt und raubt uns viele der bedeutendsten Worte und stärksten, schönsten Ausdrücke, deren Gebrauch wir, gleich Virgilen, auf die Gefahr wagen müssen, für altfränkisch und pöbelhaft angesehn zu werden". (Vgl. bes. den 3. und zum Teil noch den 4. und 5. Abschn. S. 48 ff. 68. 73 der Voßischen Übersetzung.)

Zu diesen bereits von Haym dargelegten Einflüssen läßt sich zunächst noch ein vierter hinzufügen: Diderots von Herder auch sonst noch für die „Fragmente" benutzter „Brief über die Tauben und Stummen zum Gebrauch derer, welche hören und reden" (Lettre sur les Sourds et Muets, à l'usage de ceux, qui entendent et qui parlent. 1751), von dem sich ein Auszug „unter den älteren Rigaer Papieren" gefunden hat (Suphan IV, 488 zu 61). Das Hauptthema desselben bilden bekanntlich (vgl. den Auszug Lessings im Juni des „Neuesten" IV [Deutsche Nat.-Litt. 61], 2, 33 ff.) die Inversionen. Diese führen den Verfasser aber auch auf einige sprachgeschichtliche Bemerkungen. Die Schwierigkeit, einem Taubstummen von Geburt gewisse Begriffe beizubringen, veranlaßt ihn zwischen den zuerst und zuletzt eingeführten oratorischen Zeichen zu unterscheiden. Zu den ersten rechnet er die Namen der hauptsächlichsten sinnlichen Objekte, zu den letzten die Bezeichnung der Zeiten und der Teile der Dauer. Und indem er weiter auf die Harmonie des Stils als eine Quelle der Inversionen zu sprechen kommt, unterscheidet er drei Entwickelungsstufen (états), welche alle Sprachen allmählich durchlaufen haben, nachdem sie aus dem rohen Urzustande herausgetreten waren. Diesen nicht mitgerechneten rohen Urzustand, worin sie „nur ein wirres Gemisch von Ausrufen und Gebärden" waren (un mélange confus de cris et de gestes), nennt er die „tierische Sprache" (langage animal). Jene drei Stufen aber sind der Stand der Geburt, der Bildung und der Vollkommenheit (l'état de naissance, celui de formation et l'état de perfection). „Die werdende Sprache (la langue naissante) war eine Zusammensetzung von Worten und Gebärden, in der die Adjektiva, ohne Geschlecht und Kasus, und die Verba, ohne Konjugationen und Kasusrektion, durchweg dieselbe Endung behielten. In der gebildeten Sprache gab es Wörter, Kasus, Geschlecht, Konjugationen, Kasusrektion, mit einem Wort die notwendigen oratorischen Zeichen, um alles auszudrücken. (Der Geist war, wie es im Rückblick am Schlusse des Briefes heißt, gefesselt durch die Syntax.) Aber auch nur das. In der vervollkommten Sprache wollte man überdies Harmonie, weil man glaubte, es würde nicht schaden dem Ohre zu schmeicheln, indem man zum Geiste spreche."

Sprachgeschichtliche Betrachtungen, die darauf ausgehen, Dinge, die uns als die verwunderlichsten erscheinen, als etwas Natürliches und Not-

wendiges zu zeigen, fand Herder auch bei Condillac im zweiten Teil seines Essai sur l'origine des connoissances humaines. Er will sie allerdings erst nachträglich kennen gelernt haben (366, 6 ff. u. Anm. zu 8); nach dem aber, was uns Suphan darüber mitgeteilt hat, glaube ich an dem Buche doch nicht so ohne weiters vorbeigehn zu dürfen.*) Den Keim der Sprachen und aller der Künste, die zum Ausdruck unserer Gedanken dienen, sieht Condillac in der Gebärdensprache (langage d'actions). Sein einsames Kinderpaar einige Zeit nach der Sündflut, an dem er den Ursprung der Sprache zunächst entwickelt (Adam und Eva haben sie von Gott), hat anfangs nichts andres als Schreie der verschiedenen Leidenschaften, begleitet von Bewegungen, Gebärden. Nur allmählich werden diese natürlichen, vorerst lediglich instinktiv angewendeten und verstandenen Zeichen, indem sie durch öftere Wiederholung enger mit den ausgedrückten Begriffen verknüpft werden, zu willkürlichen. In weiterer Entwickelung dienen jene Naturschreie (cris naturels) zum Muster für die Bildung einer neuen Sprache durch Artikulation neuer Töne, deren Verständnis unterstützt wird durch Wiederholung und die Begleitung bezeichnender Gebärden: so entstehen die ersten Namen der Dinge. Nur sehr langsam, in Generationen, und nur zufällig mehrt sich dieser Wortschatz; denn das unbiegsame Organ artikuliert anfangs nur wenige sehr einfache Laute, und die Gebärdensprache, die wegen ihrer bequemen Brauchbarkeit noch immer daneben hergeht, ja überwiegt, wird sogar ein schweres Hindernis der Mehrung des Wortschatzes. Erst spät also bei zunehmendem Reichtum der artikulierten Sprache kehrt sich dieses Verhältnis um zu Gunsten der letzteren. Daraus erklärt sich die Prosodie der ersten Sprachen: das Wort, als Nachfolger der Gebärdensprache, bewahrte deren Charakter: an Stelle der heftigen Körperbewegungen trat aus mehreren Gründen, wie die Rauheit der Organe, die Unterstützung des Verständnisses u. s. w., Hebung und Senkung der Stimme in sehr fühlbaren Intervallen. Man könnte diese Art der Aussprache Gesang nennen, und nahe kommt sie ihm wenigstens, wenn sie auch noch nicht Gesang im strengen Sinne des Wortes ist. Darin liegt auch der Ursprung der Quantität. Und wie vorher schon aus der Fortdauer des Gebrauches der Gebärdensprache der Tanz, so wird jetzt aus dieser natürlichen Prosodie der Ursprung der Musik hergeleitet. Eben daraus aber, daß die Prosodie dem Gesang nahe kam, und der Stil die Gebärdensprache nachahmte, erklärt sich auch das Figürliche, Metaphorische desselben: er war ein wahres Gemälde. Dazu genügte oft ein einziges Wort nicht: daher der Ursprung des Pleonasmus (z. B. bei den Hebräern). Der Stil war also in seinem Ursprung poetisch, und nur allmählich, indem der Reichtum der Sprachen wuchs, die Gebärdensprache zurücktrat, die Variation der Stimme und der Geschmack am Figürlichen abnahm, näherte er sich unserer Prosa. Die Poesie wird

*) Ich benutze es in der Ausgabe der Oeuvres, Paris 1777, Bd. I.

durch gewisse Fortschritte eine Kunst; die Prosa entfernt sich mehr und mehr von ihr, wie sie selbst von der gewöhnlichen Sprache; in der Mitte zwischen beiden, dem poetischen Stil und der gewöhnlichen Sprache nimmt die Beredsamkeit ihren Ursprung und nähert sich von da bald dem einen, bald der andern. Das sinnlich Bildliche, das Figürliche, anfangs im Ursprung der Sprachen als etwas Notwendiges begründet, wird zuletzt ein Schmuck der Rede; und im Zusammenhang mit dieser Beobachtung konnte Herder von dem Verfall der Sprachen lesen und den Satz ausgesprochen finden, es gebe in den moralischen Dingen, wie in den physischen ein äußerstes Wachstum, nach dem sie notwendig wieder verfallen müßten (vgl. 22, 14—21).

Wie diese Einflüsse, namentlich Hamanns und Blackwells, bei Herder fruchtbar werden, ersieht man namentlich aus dem kühnen sprachgeschichtlichen Versuch „Von den Lebensaltern einer Sprache“ (22—25), in dem Poesie und Prosa nicht mehr als willkürliche, sondern naturgemäße in der Entwickelung des Sprachlebens begründete Formen auseinander treten.

Die geschichtliche Betrachtungsweise der Sprachbildung schließt aber auch ein psychologisches Problem in sich. Die Sprache ist, so hören wir gleich zu Anfang der „Fragmente“ (18, 19 ff. und Anm.), nicht bloß Werkzeug der Wissenschaften; zwischen ihr und der Denkungsart, zwischen Worten und Ideen besteht ein enges Band. Mehr als Michaelis' Preisschrift über den Wechseleinfluß der Meinungen und der Sprachen (19, 15 ff.) und die Anzeige derselben in den Litteraturbriefen galt Herder über dieses Thema Hamanns „Versuch über eine akademische Frage“ (Schriften II, 117 ff. vgl. SWS. 11, 24_{34}). Da fand er u. a. auch folgende zu weiterem Nachdenken anregende Sätze: „Da sich unsere Denkungsart auf sinnliche Eindrücke und die damit verknüpften Empfindungen gründet; so läßt sich sehr wahrscheinlich eine Übereinstimmung der Werkzeuge des Gefühls mit den Springfedern der menschlichen Rede vermuten“ (S. 124) und (S. 120 f.): „Eine Verhältnis und Beziehung zwischen dem Erkenntnisvermögen unserer Seele und dem Bezeichnungsvermögen ihres Leibes ist eine ziemlich geläufige Wahrnehmung, über deren Beschaffenheit und Grenzen aber noch wenig versucht worden.“ In der ersten Sammlung streift Herder diese Frage nur, um so ernstlicher nimmt sie die dritte wieder auf mit der unter Kants Einfluß geführten Untersuchung, wie der Gedanke am Ausdruck klebe, die für die Poesie in dem mit allen neulateinischen Kunststückchen aufräumenden Satz gipfelt, der wahre Dichter müsse in seiner, nicht in einer fremden Sprache schreiben; ein Satz, der zusammentrifft mit der Behauptung Blackwells, „daß ein Dichter nichts so glücklich schildert, als was er gesehen; in keiner Sprache vortrefflich schreibt als in seiner Muttersprache und in seiner Mundart; und keine Sitten nach dem Leben vorstellt, als wovon er die Originale gekannt hat.“ (S. 39 der Übers.)

Die dargelegten Gesichtspunkte finden dann in der ersten Sammlung

ihre Anwendung in der Kritik der verschiedenen Pläne der Sprachverbesserung und der damit zusammenhängenden Erörterung der Synonyme, Idiotismen und Inversionen. In Bezug auf die letzteren hatte ihm Diderot in dem bereits genannten Schreiben bedeutend vorgearbeitet, und auch in Hamanns „Kreuzzügen“ fand er „Vermischte Anmerkungen über die Wortfügung der französischen Sprache“ (Schriften II, 133—152). Mit beiden trifft Herder zusammen in dem Bestreben, die Inversionen als etwas natürlich Gewordenes zu begreifen. Hamann spricht es geradezu aus, „daß die Inversion nicht schlechterdings willkürlich oder zufällig, sondern dem Urteil des Verstandes und des Gehörs unterworfen ist“ (a. a. O. 139). Aber Hamann verliert sich alsbald in grammatische Einzelheiten und war daher für Herder nicht so ergiebig wie Diderot; und wenn Herders zweites Beispiel (57, 30 ff.) mit dem von Hamann seinem Satz zu Grunde gelegten (er hat mir das Buch gegeben) nur ähnlich ist, hat er, worauf schon Suphan aufmerksam machte, das erste von der Schlange (57, 26 ff.) geradezu Diderot entlehnt. Bei diesem erläutert das Beispiel serpentem fuge den Satz: wenn die Inversion, eigentlich gesprochen, nichts anderes sei als eine der Reihenfolge der Ideen entgegengesetzte Anordnung der Worte, so werde oft, was für den einen eine Inversion ist, es für den andern nicht sein. Denn in einer Folge von Ideen begegne es nicht immer, daß jedermann in gleicher Weise von der nämlichen berührt werde. So könne in jenem Beispiele von der Schlange der eine diese, ein anderer die Flucht für den Hauptbegriff erklären, und beide können recht haben. Der furchtsame denkt nur an die Schlange, der aber, der weniger diese als mein Verderben fürchtet, denkt nur an meine Flucht. Der eine erschrickt, der andere warnt mich. Und Diderot fügt noch hinzu, daß man jedesmal, wenn in einer Reihe von Ideen, die wir andern vorführen wollen, die Hauptidee für sie nicht dieselbe ist wie für uns, die voranstellen müsse, die es für unsere Zuhörer ist. Damit vergleiche man nun, wie Herder den Ursprung der Inversionen aus der sinnlichen Aufmerksamkeit, aus den verschiedenen Gesichtspunkten erklärt, in denen jemand jeden Gegenstand sehen und einem andern zeigen kann (57, 16 ff. 37). Daß Diderot die „Harmonie des Stils“, die in der Periode auf der Anordnung der Worte beruht, als eine Quelle der Inversion betrachtet, haben wir schon früher gehört (S. XIII). Auch dies hat bis auf die vergleichende Heranziehung der musikalischen Dissonanz sein Seitenstück bei Herder (59, 4. 7 f. 60, 21 ff.). Aber nicht bloß in diesen allgemeinen prinzipiellen Gesichtspunkten, auch in der Anwendung auf die [illegible] Sprachen (Fragm. 13 S. 59 ff.) ist Herder dem Franzosen verpflichtet. Schon dieser behauptet an mehreren Stellen, daß auch die französische Sprache keineswegs frei sei von Versetzungen und daß man dies höchstens in dem Sinne behaupten könne, daß ihre Konstruktionen größtenteils einförmig sind (vgl. Lessings Ausz. a. a. O. 34, 19 ff. und Herder 59, 23. 60, 4 ff. 60, 28 f.). Die Zurückführung der verhältnis-

mäßigen Seltenheit solcher Inversionen im Französischen, wie sie in den klassischen Sprachen zahlreich erscheinen, auf die peripatetische Philosophie erwähnt Herder selbst mit Diderots Namen (59, 21 ff.; vgl. Lessing a. a. O. 34, 23 ff.). Und schon dieser hat die französische Sprache mit andern verglichen (die Stelle ist bei Lessing wörtlich ausgehoben a. a. O. 37, 10 ff.) und gefunden, daß sie durch den Mangel an Inversionen an Feuer, Beredsamkeit und Nachdruck und an Brauchbarkeit für die schönen Wissenschaften verloren habe, daß sie in Sachen der Einbildungskraft und Leidenschaft gegen die alten und die modernen Nachbarsprachen, unter denen die deutsche natürlich nicht mitgenannt wird, im Nachteil ist. Damit stimmt Herder ganz wohl überein (vgl. 59, 25 ff.); aber hier trennt sich auch sein Weg von dem Diderots. Dieser ist Franzose genug um, nicht trotz alledem, sondern eben deshalb seiner Muttersprache, der Sprache des bon sens („der Vernunft" sagt Herder 59, 24. 26. 60, 1 mit Lessing a. a. O. 37, 20) den Vorzug zu geben und mit einem éloge auf sie, die unter den Händen ihrer großen Schriftsteller jeden Charakter mit Erfolg angenommen habe, sein Sendschreiben zu schließen (Lessing a. a. O. 41, 3 ff.); Herder deutsch und selbständig genug um die Vorzüge der deutschen Sprache vor der französischen in diesem Gesichtspunkte ins Licht zu stellen — hierin Hamann ungleich näher, der auch schon dem Französischen seine grammatische Armut entgegen gehalten (a. a. O. S. 140, vgl. 151 f.)*), der deutschen Sprache aber (S. 139) nachgerühmt hatte, daß sie „ihrer Natur nach vor andern dieser Inversionen fähig" sei und daß „ihre Kühnheit mit zum Ansehn unserer poetischen Schreibart beitrage".

Als etwas natürlich Gewordenes sucht Herder aber endlich auch das Versmaß zu begreifen. Er ist auch hier Hamanns Schüler. Im Anschluß an seine Bemerkung über Klopstocks freies Silbenmaß (zu 71, 13) hatte dieser auch von Homers „monotonem Metrum" gesprochen, das uns „wenigstens eben so paradox vorkommen sollte" als jenes. „Meine Bewunderung oder Unwissenheit von der Ursache eines durchgängigen Silbenmaßes in dem griechischen Dichter", fährt er fort (Schr. II, 304 ff.), „ist bei einer Reise durch Kurland und Liefland gemäßigt worden. Es giebt in angeführten Gegenden gewisse Striche, wo man das lettische oder undeutsche Volk bei aller ihrer Arbeit singen hört, aber nichts als

*) Auch Condillac bekämpft in einem eigenen Kapitel (12) über die Inversionen das Vorurteil, als wäre die französische Wortfügung die einzig natürliche; vielmehr gestatteten dem Französischen nur seine Deklinationen nicht (also auch grammatische Armut), Klarheit mit einer verschiedenen Anordnung zu verbinden. Er erörtert dann die Vorteile der Inversionen, darunter auch die, daß sie der Rede mehr Harmonie geben, und nimmt zuletzt einen Anlauf zur Vergleichung des Französischen mit dem Latein. Er gesteht zu, daß das Französische zurückstehe an Abwechselung, Harmonie und Lebendigkeit, hält es aber für entschädigt von Seite der Einfachheit und Nettigkeit seiner Wendungen. Zuletzt freilich wagt er kein entscheidendes, allgemein überzeugendes Urteil zu fällen: die Sache hänge zu sehr vom subjektiven Geschmacke ab, und er selbst finde die Vorzüge beider Sprachen so verschieden, daß man sie nicht vergleichen könne. — Man sieht, es fehlt nicht an Berührungspunkten; aber Nennenswertes hatte Herder aus Condillac neben Rousseau und Hamann nicht zu holen.

eine Kadenz von wenig Tönen, die mit einem Metro viel Ähnlichkeit hat. Sollte ein Dichter unter ihnen aufstehen: so wäre es ganz natürlich, daß alle seine Verse nach diesem eingeführten Maßstab ihrer Stimmen zugeschnitten sein würden.“ „Diesen kleinen Umstand in sein gehörig Licht zu setzen, mit mehreren Phänomenen zu vergleichen, den Gründen davon nachzuspüren und die fruchtbaren Folgen zu entwickeln“ — hatte Hamann wie so oft andern überlassen: keiner verstand sich besser darauf solche Gedanken fortzudenken als Herder. Nun ist diesem allerdings der homerische Hexameter nicht „monoton“, vielmehr „polymetrisch“; aber nicht darauf kommt es an, sondern daß eine solche Frage überhaupt aufgeworfen und „aus dem Genie, der Natur der Sprache“ (68, 28. 35) beantwortet wird.

Damit ist der Kreis der Herder in der ersten Sammlung beschäftigenden Fragen in der Hauptsache umschrieben. Die zweite und dritte haben es mit einziger Ausnahme der wichtigen schon früher berührten Untersuchung des Zusammenhangs von Gedanke und Ausdruck mit der Vergleichung der deutschen Nachahmungen und ihrer Originale zu thun. Es ist nur konsequent, wenn er wie in der ersten Sammlung von den Sprachverbesserungen nach einer beliebigen alten oder modernen Sprache so hier von den Nachahmungen fremder Litteraturen nichts wissen will, sondern vor allem verlangt, daß wir diese durch eine uns ihren Geist vermittelnde Philologie, durch Übersetzungen und Litteraturgeschichte erst recht kennen lernen, um dann von ihnen nicht Nachahmer sondern selbst Originale werden zu lernen. Wenn er für die griechische Litteratur auf das Vorbild Winckelmanns hinweisen kann, so darf er sich für die orientalische Philologie auf die Leistungen eines Joh. Dav. Michaelis (1717—91. Vgl. 119, 11 ff.) stützen. In ihrem Grundgedanken ist seine ganze Behandlung der Frage beherrscht von dem „Youngschen Geiste“, der ihn aus der Schrift über die Originale „anglühte“ (117, 8; vgl. 233, 14 ff.).

Originalität und Nachahmung, Genie und bloße Gelehrsamkeit einander in scharfer Beleuchtung gegenüber stellend, wird Young (1684—1765) nicht müde die Pflicht der Originalität einzuschärfen, zu der uns die Natur gebildet habe. Denn, er kann es nicht oft genug betonen, nicht die Natur ist schuld, wenn die modernen Zeiten so wenig Originale aufzuweisen haben. Die menschlichen Seelen sind zu allen Zeiten gleich, und kein verschiedenes Maß geistiger Fähigkeiten ist den verschiedenen Perioden zugemessen. In der That ist das Genie auch nicht einmal so gar selten, wie man sich einbildet, es kommt nur darauf an es zu wecken. Die Erntezeit für den Schriftsteller ist also nicht vorbei, als hätten uns die großen Schnitter des Altertums nichts zu thun übrig gelassen. Aber sie schaden uns, indem sie unsere Aufmerksamkeit ausschließlich auf sich und von uns selbst ablenken, unser Urteil im voraus zu Gunsten ihrer Fähigkeiten einnehmen, das Gefühl unserer eigenen dagegen in uns mindern und uns durch den Glanz ihres Namens einschüchtern. Nicht als ob Young ein Gegner der

Alten und ihres Studiums wäre: weit entfernt; wer sie nicht bewundert, behauptet er, verrät nur, daß er sie nicht versteht. Aber ihr Geist soll den unsern nähren, nicht unterdrücken. Wenn wir lesen, soll unsere Einbildungskraft sich an ihren Reizen entzünden, wenn wir schreiben, unser Urteil sie aus unsern Gedanken ausschließen. Nicht das Werk ahme man nach, sondern den Mann. Denn nicht der ahmt Homer nach, der die göttliche Iliade nachahmt, sondern der, der sich seiner Methode bedient, die ihn zur Vollendung eines so großen Werkes befähigte. In seine Fußstapfen trete man zu der einzigen Quelle der Unsterblichkeit, trinke, wo er trank, von dem wahren Helikon, d. i. der Brust der Natur. Aber blenden und dadurch die Beurteilung unserer eigenen Kräfte verdunkeln soll uns auch ein Homer nicht. Mit dem Geiste und in dem Geschmacke der Alten sollen wir unsere Schöpfungen aufbauen, nicht mit ihren Materialien. Zwei Gesetze der Ethik überträgt er auf dieses Gebiet: Lerne dich selbst kennen und Achte dich selbst. Würden diese Anschauungen herrschend, so würden Alte und Neue nicht länger als Lehrer und Schüler, sondern als Ruhmesrivalen betrachtet, und die Neueren könnten mit der Zeit selbst Alte werden. Man wird diese Gedanken bei Herder unschwer wieder erkennen bis auf seine Mahnung zur Selbsterkenntnis und Selbstachtung, d. h. bei ihm Einkehr in das eigene Volkstum (126, 11 ff.).

Zu dem von den Alten uns Überlieferten gehört aber auch ihre Mythologie, und so ist denn dieser ein besonderer Abschnitt der dritten Sammlung, in gleichem Youngschen Geiste, gewidmet. Wie sich mit diesem Lessings Einfluß verbindet, ist an Ort und Stelle angedeutet. Hier soll nur noch der Anregung gedacht werden, die er Hamann verdankt. Auch über die Mythologie hatte dieser in die Aesthetica in nuce einige Bemerkungen in seiner Weise eingestreut, hatte bemerkt: „wenn unsere Theologie nicht so viel wert sei als die Mythologie, so sei es uns schlechterdings unmöglich, die Poesie der Heiden zu erreichen — geschweige zu übertreffen" (Schr. II, 278), und geschlossen mit dem Satze (280): „Mythologie hin! Mythologie her! Poesie ist eine Nachahmung der schönen Natur — und Nieuwentyts, Newtons und Büffons Offenbarungen werden doch wohl eine abgeschmackte Fabellehre vertreten können? — — Freilich sollten sie es thun und würden es auch thun, wenn sie nur könnten. — Warum geschieht es denn nicht? — Weil es unmöglich ist; sagen eure Poeten" und weil „eure mordlügnerische Philosophie", können wir aus dem folgenden herauslesen, die Natur verstümmelt. Herder spricht über die „abgeschmackte Fabellehre" nicht so kurz ab wie Hamann, aber er hat das Richtige des dunklen Satzes aufgenommen und in „praktische Betrachtungen" umgesetzt.

4.

Nicht wenig ist es in der That, was Herder andern, vor allen seinem Hamann verdankt. Aber so wie er es zu benutzen, mit eigenen Gedanken

zu verbinden, weiter zu entwickeln und fruchtbar zu machen verstand, wird es sein Eigentum. Und in seinen fruchtbaren Gesichtspunkten, in den kühn vorgreifenden, weittragenden, zugleich aber zur Ausführung eindringlich spornenden Anregungen liegt, trotz der Ungleichmäßigkeit der Ausführung, die Hamann schon an dem teilweise stark abfallenden dritten Abschnitt der 3. Sammlung rügte, trotzdem, wie Haym gezeigt hat, die Einzelurteile nicht selten hinter den vorgeschrittenen allgemeinen Grundsätzen zurückbleiben, die epochemachende Bedeutung des Herderschen Jugendwerkes.

Durch seine eindringliche Abmahnung von Nachahmung fremder Muster ward er der Stimmführer des jüngeren Geschlechts, das Originalität und Genialität auf seine Fahne schrieb, und stellte er der Poesie, die er von den Büchern und toter Kunst an die ursprüngliche Quelle, die lebende Natur, wies, höhere bis dahin kaum geahnte Ziele. Die Poesie Goethes ist durch ihn vorbereitet. Im Sommer 1772 las dieser zuerst die „Fragmente", und namentlich der Abschnitt „wie Gedank' und Empfindung den Ausdruck bildet" stieg „wie eine Göttererscheinung" über ihn herab und belebte ihm „Herz und Sinn mit warmer heiliger Gegenwart durch und durch" (Aus Herders Nachl. I, 40 f. = D. j. G. I, 308 f. = Werke. Weimar. IV, 2, 17 f.). Aber auch auf die Entwickelung der deutschen Prosa haben sie Einfluß geübt, nicht bloß durch ihre theoretischen Auseinandersetzungen und Mahnungen, sondern auch durch das eigene Beispiel ihres trotz alles Hamannisierens eigenartigen, von der Herrschaft der Büchersprache sich mit Erfolg befreienden und der lebendigen Rede glücklich annähernden Stils, der die Darstellungsmittel derselben, insbesondere die im Buche selbst besprochenen Idiotismen und Inversionen, oft zwar etwas befremdend, mindestens ebenso oft aber auf das Gewandteste und mit bester Wirkung verwendet.

Der höheren Vollendung der deutschen Litteratur folgte aber auch jene liebevoll nachempfindende und nachschaffende Kritik, wie sie Herder verlangt hatte; es genügt nach Hayms Vorgang (Die romantische Schule S. 148 f. 169) auf A. W. Schlegel hinzuweisen.

Und wenn für die nächste Zeit eine Homerübersetzung das dringendste Anliegen der deutschen Übersetzungslitteratur wird, und wir endlich von diesen und andern Dichtungen Übersetzungen erhalten, durch die sie in das geistige Eigentum des deutschen Volkes übergingen, so ist das für Homer zwar schon von längerer Hand durch die Leipziger und Schweizer vorbereitet (vgl. M. Bernays Einleitung zur Jubiläumsausg. der Odyssee von J. H. Voß. Stuttg. 1881 und A. Schröter Gesch. der deutschen Homer-Übersetzung im 18. Jahrh. Jena 1882. Kap. I—III), nichts desto weniger aber auch eine Wirkung der „Fragmente". Auf diese beruft sich Bürger bei seiner Homerübersetzung nicht bloß trotz Herders gegenteiligem Wunsche (150, 20 ff.) wegen der Wahl des jambischen Verses (42, 3—43, 17), sondern er nimmt auch, was mir wichtiger scheint, in die Rechtfertigung seines ganzen Unternehmens Worte (45, 24) und Gedanken (149, 20 ff.

34, 7 ff. 223, 7 ff.) herüber (Klotzens Deutsche Bibliothek Bd. 6 [1771], 2. 5 [vgl. 11]. 9 f. 16 f. = S. Schr. herg. v. Reinhard III, 6. 10 f. [vgl. 19 f.]. 17 ff. 28 ff. S. W. herg. v. Bohtz 135ª. 136 [vgl. 138ª]. 137 f. 139 f. Vgl. Bernays XXVIII ff. CIV f. Schroeter 115 ff. Deutsche Nat.-Litt. Bd. 78, XXVII ff.).

Daß der Gedanke an die Möglichkeit einer neuen Mythologie bei Fr. Schlegel und Schelling wiederkehrt, hat R. Haym bereits bemerkt (I, 163), ohne aber, wie es scheint, einen inneren Zusammenhang anzunehmen. Er ist unzweifelhaft für die philologischen Jugendschriften Fr. Schlegels „Von den Schulen der griechischen Poesie" (1794) und „Über das Studium der griechischen Poesie" (1795, ersch. 1796. 7), worin der Plan einer Geschichte der griechischen Poesie entwickelt und vor aller Nachahmung philosophisch-historisches Verständnis, statt ihrer Aneignung des Geistes des Ganzen gefordert wird (Haym, Die romant. Schule S. 179. 191 f.). Bis in unser Jahrhundert herein, ja man darf sagen bis in unsere Tage, wirkt der Anstoß nach, den die „Fragmente" mehr als einer Wissenschaft gaben, nicht bloß der Geschichte der griechischen Poesie und überhaupt der klassischen und orientalischen Philologie, sondern durch die schönen Ausführungen über Sprache und Poesie und die Forderung „den Wahn und die Sagen der Vorfahren" zu studieren (126, 14) auch Disciplinen, die damals noch nicht einmal als eigentliche selbständige Wissenschaften begründet waren, der deutschen Philologie und Sprachwissenschaft. Sie alle sind in vollem Zuge, das von ihm ahnungsvoll angedeutete Programm zu erfüllen und Bausteine zu liefern zu dem Riesenbaue einer Geschichte des menschlichen Geistes, wie sie Herder nach Suphans und Hayms Nachweis bei allen seinen damaligen Arbeiten am äußersten Rande seines Gesichtskreises vorschwebt (vgl. 215, 24).

Begreiflich, daß diese Bedeutung des Werkes den in ihren Anschauungen befangenen Zeitgenossen nicht ganz in dem weitreichenden Umfange klar werden konnte, wie uns, denen es jetzt vergönnt ist seine geschichtlichen Folgen mit ungetrübtem Blicke zu überschauen. Nichtsdestoweniger hatte Herder alle Ursache mit der Aufnahme desselben im ganzen zufrieden zu sein, und ohne Ruhmredigkeit durfte er (1767. Lebensb. I, 2, 264. 295) an Trescho und Kant von dem Aufsehen schreiben, das sein Werk gemacht, und von den Briefen, die er, ohne daß man seinen Namen wußte, „aus Deutschland von verschiedenen Orten und von den würdigsten Leuten" erhalten; an Kant zugleich mit dem freudigen Dank für dessen eigenen (uns leider verlorenen) Brief, dessen „freundschaftlicher Ton" und Inhalt ihm „denselben so sehr zum Geschenke" gemacht, als ihm keiner von den andern ward. Der erste dieser „würdigsten Leute" war einer der Herausgeber der Litteraturbriefe, Nicolai, der zwar ebenso wie dessen Freunde „in vielen Stücken nicht seiner Meinung" war, nichtsdestoweniger aber mit seinem Beifall nicht zurückhielt, ja ihn zum Mitarbeiter für seine „Allgemeine Deutsche Bibliothek" warb (19. Nov. 66. a. a. O. 204 ff. Hoff-

mann*) S. 1 f.). Gleim fand (8. Febr. 67. a. a. O. I, 3, 2, 523 ff.) in Herder „den Begriff des vollkommensten Kunstrichters" so ganz erfüllt, wie von keinem bis dahin, und erbat sich seine Ansicht über die versuchten Verbesserungen seiner „Scherzhaften Lieder". In beiden Fällen war damit ein näheres persönliches Verhältnis angeknüpft, mit Nicolai wenigstens für eine Reihe von Jahren (bis 1774), mit Gleim auf Lebenszeit. Durch Nicolais Vermittelung suchte ihn aber auch Lavater brieflich auf (a. a. O. I, 2, 293 = Hoffm. S. 13; es handelte sich um das Silbenmaß eines Lavaterschen Gedichts und dgl. Aus Herders Nachlaß II, 10. 29. Herders Antwort ging verloren), und gleichfalls aus der Schweiz, durch einen durch Riga „durchgehenden Schweizerprediger" (an Hamann Hoffm. 45, 27 ff.), erhielt er den ihm so wertvollen „ermunternden Blick des Beifalls" von Winckelmann (zu 81, 2; vgl. Kr. Wäld. I. Absch. 24 T. III, 2. Abt.). Noch bevor ihn aber die beiden letzten erreichten, hatte ihn Klotz mit einem freundschaftlichen Briefe aufgesucht (an Nicolai Lebensb. I, 2, 279 = Hoffm. 13. An Scheffner Lbb. I, 2, 284. An Hamann Hoffm. 45, 36. Herders verspätete Antwort „Briefe deutscher Gelehrten an d. H. G. Klotz" II, 93), der bereits ein öffentliches Urteil begleitete und ein anderes ankündigte. Solche öffentliche Urteile liegen vor in der Hamburger (mir nur bekannt aus der Erwähnung an Hamann, Hoffm. 38, 15 f.) und „Königsberger Zeitung" (1867. St. 5 u. 60, v. Scheffner), den „Jenaischen" (1767. St. 10), und „Göttingischen Gel. Anzeigen" (1767. St. 38 v. Michaelis?), der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften" (IV, 1, 1767, S. 40 ff. V, 1, 1767, S. 256 ff. v. Garve), den „Actis litterariis" (1767. IV, I, 115 ff. unter den „Libri minores", v. Klotz) und in Klotzens neugegründeter „Deutscher Bibliothek" (I, 1, 1767 S. 161 ff. 3, 1768, S. 60 ff.; vgl. die „Beilage" 4, 177 H. vermutete in dem Dtsch, womit die zweite, und VR, womit die „Beil." gezeichnet ist — die erste ist unbezeichnet — Riedel, an Hamann Hoffm. 54, 15). Ungedruckt blieb vorläufig die für die „Allgemeine Deutsche Bibliothek" bestimmte, in Erwartung der zweiten Ausgabe jedoch zurückgelegte Recension Mendelssohns (Briefw. m. Nicolai Lbb. I, 2, 222 f. 277. 313. 325. 381. 452 = Hoffm. S. 5. 12. 17. 20. 27. 45; an Hamann Hoffm. 38, 15), die erst in dessen „Gesammelten Schriften" IV, 1 (1844), 93 ff. erschien. Auch Bodmer „kam" in seinen „Grundsätzen der deutschen Sprache" (Zürich 1768), bezüglich der Idiotismen und Synonyma „mit dem Verfasser der 'Fragmente' zusammen, aus dem er manches borgt, und dem er in manchem widerspricht" (Herders Recension SWS. IV, 298 ff. bes. 305 f.). Ehrende Anerkennung fand Herder in diesen öffentlichen Urteilen genug, aber auch Mißverständnisse und Bedenken gegen die kühnen Hypothesen, insbesondere die über die Lebensalter der Sprache. Garve, dessen Recension er „wegen ihrer Gründlichkeit und Belesenheit wie

*) Eine etwaige ältere Beziehung zwischen Herder und Nicolai, wovon jüngst (Anz. f. d. Altert. u. d. Lit. XIV, 203) eine noch sehr rätselhafte Spur aus d. J. 1764 aufgewiesen wurde, kann jedenfalls nur eine sehr ferne und flüchtige gewesen sein.

ein Geschenk schätzte" (Lbb. I, 2, 272; vgl. 377, 3; an Hamann Hoffm. 38, 13 f.), trifft nicht nur mit Mendelssohn, sondern auch mit Klotz in dem an sich nicht ganz unbegründeten Urteil zusammen, daß sie zu ausschließlich aus der griechischen Sprache abgezogen sei, und Garve wie die Klotzische Bibliothek nannte sie geradezu einen „Roman"*). Und nicht bloß ein so parteisüchtiger Kritiker wie der letztere nahm Anstoß an dem Verzeichnis „unserer klassischen Schriftsteller" am Schlusse der ersten Sammlung mit der lobenden Charakteristik Hamanns und manchen Einzelurteilen, wie über Gleim und Geßner; auch Garve vermißt hier die volle Unparteilichkeit des Urteils und nimmt den schweizerischen Idyllendichter gegen den neuen Kunstrichter in Schutz. Und interessant ist es zu sehen, wie die Vertreter der entgegengesetztesten Standpunkte, Garve und Mendelssohn auf der einen Seite, auf der andern der Kritiker der Klotzischen Bibliothek, der sich ausdrücklich als ein Anhänger jener von Herder (261, 15 ff.) bekämpften englischen Schule bekennt, übereinkommen in der Bemerkung, Herder scheine „über die Schönheiten in den Werken des Geistes mehr philosophiert, als sie empfunden zu haben", er „denke oft da, wo er nur empfinden sollte". Wie sehr der junge Kritiker in wichtigen Punkten über den Gesichtskreis selbst der vorgeschrittensten seiner Beurteiler hinausgegangen war, verrät u. a. die Bemerkung Mendelssohns über „die übertriebene Empfehlung rauher Zeiten und Völker zum Vorteil der Dichtkunst", die dem an dem Vorurteile einer gebildeten Kunstpoesie hängenden Manne vorkam, „als wenn man zum Kunstgärtner sagen wollte: alle eure Blumen und Früchte stammen doch ursprünglich von Wiesen und Wäldern her; euer Kunstgarten wird also am vortrefflichsten sein, wenn ihr nichts als Wald und Wiesen anzubringen sucht." Auch an berechtigten Ausstellungen und Berichtigungen im einzelnen und dankenswerten Erinnerungen fehlte es nicht ganz. Zu den letzteren gehört die Garves über das „Mönchslatein" des Mittelalters, das Herder in seinem großen Geschichtsbilde von dem Einfluß des Lateinischen auf unsere Bildung von dem „Dialekt, den man in Rom mit dem Papst sprach", hätte unterscheiden müssen, oder über das Latein Baumgartens, das „so wenig die Sprache der Römer" sei, in der er sein „Compendium" niemals hätte schreiben können, „als das Latein der Scholastiker". Und zu den erfreulichen Wirkungen der Fragmente wird man es zählen, wenn diese demselben Garve Anlaß gaben zu dem Wunsche: „Sollte man nicht endlich anfangen, die Lesung und die Erklärung unsrer deutschen Dichter zu einem Teile unsrer Erziehung zu machen; und wenn es möglich wäre, zu dem ersten Teile?" Wenn Herder solche Bemerkungen nur dankbar hinnehmen, die mannigfachen Mißverständnisse aber teils auf sich beruhen, teils, wie die Bodmerschen, bei Gelegenheit ruhig und würdig zurückweisen konnte, mußte die Haltung der Klotzischen Bibliothek den reizbaren, gegen

*) Eben das hatte schon Condillac befürchtet. Er sagt am Schlusse seiner sprachgeschichtlichen Betrachtungen (ch. 15 § 163): Peut-être prendra-t-on toute cette histoire pour un roman: mais on ne peut au moins lui refuser la vraisemblance.

öffentliches Urteil so empfindlichen Mann empören, und sie hat den ungünstigsten, störendsten Einfluß auf den Fortgang des Werkes genommen.

Nicht ganz ohne eigenes Verschulden war Herder zu dem eben so gewandten und betriebsamen als eitlen und oberflächlichen Hallenser Professor Christian Adolf Klotz (1738—71) in eine schiefe Stellung gekommen, aus der er sich nicht eben mit Geschick zu befreien verstand. Er hatte in seinen Fragmenten seiner nicht nur an mehreren Stellen (146, 13 ff. 228, 17. 271, 5 ff. u. Anm. 311, 31 ff. u. Anm. 336, 4 ff.) mit einem seine Bedeutung so stark überschätzenden Lobe gedacht, daß Hamann, der „diesen lateinischen Gottsched" schon früher durchschaute, ihm wie in den Litteraturbriefen (Abbt) den Vorwurf machen konnte, „aus Gefälligkeit, wider Überzeugung und Gewissen dessen Lobredner geworden zu sein" (Lebensb. I, 2, 303 f. 438); er hatte sich (208, 10 f.) auch ausdrücklich dessen Urteil in den „Actis litterariis" gewünscht. Daß er „in ipso ornando zu sehr den Litteraturbriefen gefolgt" sei, und Abbt „gewiß nicht der beste Beurteiler ästhetisch philosophisch, horazisch, schönlateinischer Lappen" war, gestand Herder dem Freunde (November 1768 Hoffmann 51, 11 ff.) bereitwillig zu; im übrigen war der Vorwurf Hamanns ungerecht; wir haben keinen Grund Herders Rechtfertigung am Schlusse des zweiten „Kritischen Wäldchens" (SWS. III, 363_{261} f.), ihn habe „beim ersten Lesen die lateinische Sprache und die leichte und doch so vornehme Miene" geblendet, zu mißtrauen; dies um so weniger, als ja, so hoch auch Herder an Weite des Blicks und Tiefe der Auffassung über dem gedankenarmen und flüchtigen, nur durch seine Form bestechenden Gelehrten stand, dieser ihm doch an philologischer Schulung und Einzelkenntnissen ohne Frage in mancher Beziehung überlegen war. Aber das Blendwerk hatte nicht lange vorgehalten: „beim zweiten Lesen war der Duft verflogen", die Klotzischen Schriften erschienen ihm, näher besehen, „seicht" und er wunderte sich, daß „jemand sie anders finden können". Und das war sehr rasch gegangen. Schon im Februar 1767, noch ehe die dritte Fragmentensammlung erschienen war, kann er „den werten Herrn Klotz in seinen Reflexionen und ästhetischen Betrachtungen gar nicht ausstehen"; er ist ihm „ein seichter Kopf von dieser Seite, ohne Philosophie und Genauigkeit und noch dazu stumpf. Bloß Belesenheit und ein gutes, richtiges Gefühl macht ihn schätzbar". Sein „Beitrag zur Geschichte der Münzen" scheint ihm ein halbes Jahr später „schön geschrieben, aber arm gedacht", im Verhältnis „zu Winkelmanns Werk wie ein kahler Pfennig zum prächtigen Denkstück". Und ähnlich wie diese brieflichen Äußerungen gegen Scheffner (Lebensb. I, 2, 241. 271) und Hamann (Hoffm. 39, 10 f.), wenn auch natürlich zurückhaltender, jedenfalls aber weit mäßiger im Lobe als die Fragmente, klingen seine öffentlichen Urteile in Nicolais Bibliothek (1767) über Klotzens „Carmina" (zu 252, 14 ff.) und „Opuscula" (SWS. IV, 251; vgl. zu 271, 5).

So weit hatte sich der Umschwung in Herders Urteil über Klotz vollzogen, als die Recension in den „Actis" mit dem sie begleitenden

Briefe ihm zukam. Er beantwortete diesen nicht abweisend, nicht einmal kalt, wie Lessing einen ähnlichen, mit dem sich Klotz nach seiner Art an ihn herangedrängt hatte, auch nicht so „sehr gesetzt und billig", wie er sich Hamann gegenüber den Anschein gab (Hoffm. 46, 1); im Gegenteile mit viel mehr Höflichkeit und freundschaftlicher Anerkennung, als mit seinem damaligen Urteile über den Mann eigentlich noch vereinbar war; aber er antwortete spät, sich mit der Durchreise des Dithyrambensängers Willamov entschuldigend. Er dankte für die kurze Anzeige unter den libris minoribus „ergebenst"; aber wie er es that, und sich gegen einige Ausstellungen derselben verteidigte, konnte Klotz nicht verhehlen, daß sie Herders Erwartungen doch nicht entsprochen habe.*) Und er verbarg nicht, was er von der ihm angekündigten größern Anzeige in der damals eben von Klotz und seinen Freunden neubegründeten „Bibliothek" erwarte; ja er bat, indem er seinen „Namen, Stand und Situation" in Riga bekannte, dies alles „der Welt nicht eben so durchaus laut zu sagen", er bat Klotz, der eben damals sich eine neue Recensieranstalt schuf, um seinen Anhang und persönlichen Einfluß zu erweitern, denselben ränkesüchtigen Klotz, dem bei seinem Bedürfnis nach einer wohlorganisierten Klique das Persönliche in erster Linie stand, doch mit beizutragen, „daß der Bücher- und Recensenten-Ton in Deutschland immer mehr davon abstrahieren lerne, von wem ein Buch kommt? und desto mehr untersuche, was das Buch sage?" Es war Klotz mit Herder zwar nicht ganz so, aber doch ähnlich ergangen wie mit Lessing; so wenig wie dieser, das mußte er, trotz aller Versicherung der Wertschätzung seiner Freundschaft, zwischen den Zeilen lesen, war Herder sein Mann, ließ sich mit ihm ein Bund auf gegenseitige Lobesversicherung schließen. Er brauchte nicht erst noch zu wissen (und wußte es auch nicht: Nicolai an H. Lebensb. I, 2, 312 = Hoffm. S. 16), daß Herder der Verfasser jener Anzeigen in Nicolais Bibliothek war, um sein weiteres Verhalten gegen ihn einzurichten.

Die erwartete ausführlichere Recension über die Fragmente (Samml. 1. 2) war eine große Impertinenz. Nicht als ob es an Lob darin gefehlt hätte, o nein, man wollte diesen Mann sich doch nicht sogleich für immer entfremden; er sollte nur erkennen, wessen er sich je nach Umständen in Lob und Tadel weiterhin zu versehen hätte. Aber sie traf Herder an der empfindlichsten Stelle. Anonym hatte er sein Werk erscheinen lassen und mit ängstlicher Sorgfalt, ja kindischem Eigensinn suchte er die Anonymität festzuhalten, nachdem durch den Übereifer seiner Freunde, besonders des Buchhändlers Kanter in Königsberg, und eigene Schuld der Schleier längst für alle Welt gelüftet war; denn nicht nur Klotz, auch Nicolai und Gleim gegenüber hatte er die Fragmente als sein Werk anerkannt, freilich nicht ohne die Bitte seinen Namen „völlig zu vergessen" (Lebensb. I, 2, 229 f. vgl. 219 [= Hoffm. 6. 3] 237), und in der dritten Sammlung (291, 6)

*) „Ein elogium nach seiner Art, ohne großes Urteil" nennt sie H. an Hamann 5. Sept. 1767 Hoffm. 38, 17.

gab er doch jedem, der für das herumschwirrende Gerücht erst noch eine Bestätigung wollte, diese deutlich genug an die Hand. Und doch entging ihm, wie er an Hamann schreibt (Lebensb. I, 2, 216. 151; Hoffm. 35, 7. 27, 30. Vgl. an Scheffner Lebensb. I, 2, 143. 203, an Kant a. a. O. 296), mit der Verborgenheit und Freiheit auch der Mut zu schreiben. Und nun fing die Bibliothek, nachdem sie schon früher im ersten Stücke den „Herrn Härter",*) oder „Herder" gelegentlich genannt, öfter noch „von seinem Raube" gelebt, d. h. ohne ihn zu nennen, seine Gedanken benutzt, und seine Worte boshaft gegen Ramler (vgl. zu 295, 1. 302, 24. 30. 304, 30. 305, 22. 306, 13) und Mendelssohn ausgespielt, — „mißbraucht", klagt er Nicolai a. a. O. 318 = Hoffm. S. 18 —; sie fing gleich in der ersten Recension und wieder in der Fortsetzung damit an, wie zum Hohn auf seine Bitte „Namen, Stand und Situation" des „Herrn Johann Georg Herder" bis auf den ausgeschlagenen Ruf nach Petersburg „der Welt durchaus laut zu sagen". Ja noch mehr, sie druckt ein Jugendgedicht Herders, das „Fragment zweener dunklen Abendgespräche" (SWS. XXIX, 9) nach, ohne andern Zweck als um einige hämische Bemerkungen über dessen Hamannische Dunkelheit daran zu knüpfen. Freilich dem Recensenten ist das eben einer seiner Hauptzwecke. Das Lob Hamanns darf Herder nicht unvergolten bleiben. „Hamannschen Cant" hatte ihm auch Nicolai vorgeworfen (Lebensb. I, 2, 207. 220; vgl. 313 = Hoffm. S. 2. 4. 17; vgl. H. an Hamann Lebensb. a. a. O. 216 = Hoffm. 34, 28 f.), und so rügt denn auch der Recensent nicht bloß, wie schon Klotz in den „Actis", die Hamannische Schreibart, „voll von metaphorischen Redensarten, Allegorien, Anspielungen", er behandelt ihn geradezu als einen Zugehörigen der Hamannschen oder Königsbergischen Sekte, die nach ihm auch sogar die Schleswigschen „Briefe über die Merkwürdigkeiten der Litteratur" umfaßt. Freilich darf, das verlangt die ganze berechnende Methode, „Herr Herder unterdessen nicht ganz mit diesen Leuten vermenget werden". Unbehaglicher vielleicht noch als der Hamannismus ist dem philosophielosen Klotzianer, dessen Princip die subjektive Empfindung, das Belieben ist, der Baumgartensche Standpunkt Herders in der Ästhetik, und wie er ihn von diesem auf die englische Schule verweist, ist schon gesagt worden. Der ganze Parteistandpunkt des Recensenten macht sich auch in der Verteidigung gewisser befreundeter Schriftsteller gegen Herder geltend. Auf kleine Liebenswürdigkeiten im einzelnen bis zur nachträglichen „Beilage" (zu 284, 5) ist gelegentlich in meinen Anmerkungen Bedacht genommen. Herder hatte das Gefühl, daß Klotz ihm „auf die unwürdigste Art begegnet" sei; „und das

*) „Joh. Gottfr. Härder" (nicht Herder, wie Lebensb. I, 2, 232 gedruckt ist) unterschreibt sich Herder selbst in dem 1. Briefe, in dem er gegen Nicolai aus der Anonymität heraustritt (Hoffm. S. 8), vielleicht mit Rücksicht darauf, daß ihm Nicolai früher (Hoffm. S. 3) mit Harder (Lebensb. I, 2, 219 steht Herder gedruckt) verwechselte; erst vom nächsten Briefe an (Hoffm. 13 = Lebensb. I, 2, 279) erscheint die Unterschrift in der richtigen Schreibung; Nicolai nennt ihn daher anfangs ausschließlich Hærder, und auch nachdem seit Juni 1768 die richtige Namensform sich Geltung verschafft, entschlüpft ihm noch gelegentlich ein Hærder (Hoffm. S. 8. 11. 13. 14. 19. 21. 24. 129 zu XIII.)

so seicht, daß er, recht im Ernst gesprochen keine einzige Anmerkung brauchen könne, die er mit so vielem Geräusch posaunt habe" (an Nicolai Lebensb. I, 2, 318 = Hoffm. S. 18 f.; vgl. an Gleim a. a. O. 370). Brauchen könne für die ihn damals beschäftigende zweite Ausgabe der Fragmente, in die er nur einen Teil seines Ärgers über den Mann ablagerte, der „bei seiner Seichtigkeit und wenigen Verdiensten sich so hinauf hat schreiben können als Orakel des guten Geschmacks, als der Castigator aller vor ihm, und der Morgenstern der besten Epoche". Denn der Plan ihn zum Helden einer Dunciade zu machen entsprach viel zu wenig Herders Anlage, um über die ersten Anläufe hinauszukommen (der Entwurf „Erinnerungen" III, 168; der Anfang „Von und an Herder" III, 305 als „Bruchstück eines Gedichts auf Gottscheds Tod"; jetzt SWS. XXIX, 291 u. Anm. Vorbereitung aus dem Popeschen Gedicht beweist nach Haym I, 216_3 „das handschriftl. Excerptenheft"). Und auch der witzige Vorschlag Hamanns an seiner Stelle unter den deutschen Schriftstellern (88, 16 ff.) „den Herrn Klotz hinterhertreten zu lassen" (Lebensb. I, 2, 304) war für Herder gar zu witzig, um mehr als darüber lachen zu können, wenn er „nicht Hamann sein" wollte (Hoffm. 44, 36 ff.). Aber nicht genug, daß die Recension keinen fördernden Einfluß auf den Fortgang der Arbeit nahm, sie war nur der Anfang des kleinen Zeitungskrieges, durch den die Klotzische Partei Herder endlich die ganzen Fragmente und was damit zusammenhing verleidete. Abgebrochen und zurückgelegt zu werden war einmal ihr Schicksal.

5.

Zurückgelegt waren, wie wir uns erinnern (S. III f.), schon einige Abschnitte der dritten Sammlung worden. Die beiden dramaturgischen Kapitel „Haben wir eine französische Bühne?" und „Vom brittischen Geschmack in Schauspielen" (SWS. II, 207—233) haben nach dem, was andere, namentlich Lessing, darüber schon gesagt hatten, nur eine verhältnismäßig beschränkte Bedeutung. Sie tritt am entschiedensten zu Tage in der Art, wie Herder gleich zu Anfang des ersten gegenüber dem Verlangen Nicolais nach einer tonangebenden Hauptstadt (er denkt natürlich an Berlin), in der ein Fürst eine deutsche Schaubühne öffentlich errichten lassen und beschützen möge (Litt.-Br. 12, 299—305. 318—320), eintritt für die provinzielle Verschiedenheit und Freiheit, durch deren Schonung allein Deutschland zu einer Bühne von eigentümlichem Charakter kommen könne: denn „der Nationalgeschmack unsers Theaters muß auch aus den Ingredienzien eines verschiedenen Provinzialcharakters entspringen". Daß man die deutsche Bühne „statt ihr Eigentümliches zu entwickeln", leider „zur knechtischen Nachahmerin machte", daß sie allenthalben zu sehr französiere, darüber ist er mit Lessing, dessen berühmten Brief gegen Gottsched er auszieht, völlig eines Sinnes; und wie zur Ergänzung Lessings, der von der Tragödie geredet, wendet er sich der Komödie zu mit der Frage, „ob

unsere Bühne einen originellen Charakter erlangen und neben der französischen behaupten könne". Mendelssohn hatte im 312. Litt.-Br. Miene gemacht, den Deutschen mit Rücksicht auf ihren Charakter und ihre Sitten das „edlere Komische" abzusprechen, und bemerkt, daß „uns die Dichter alle Zeit fremde Sitten leihen", wenn sie darin glücklich sein wollen. Gegenüber der einseitigen Betonung einer einzelnen Gattung der Komödie, der „hohen und edlen Komödie", weist Herder, allerdings nur flüchtig, auf das rührende Lustspiel und bürgerliche Schauspiel hin, und tritt von dem ganz richtigen Standpunkte, daß die Bühne ebenso wenig eine Schule des Umgangs wie der Moral sei, nach dem Vorgange des von Abbt in den Litteraturbriefen so sympathisch begrüßten Möser und in Übereinstimmung mit Lessing und Hamann nicht nur für das groteske Komische, sondern auch das Burleske ein, „wenn es mit Geist bearbeitet würde". „Eine Bühne in der Kindheit muß durch diese Wege gehen", wie es die griechische, die alte englische, die alte französische und italienische gethan. Die deutsche aber ist ihm „ein Kind, das durch Nachahmen zu frühzeitig klug geworden, — es muß sehr zurückarbeiten, um ein Emil und ein Zögling der Natur zu werden".*)

Noch weniger ließ ihm Lessing für das zweite Kapitel „Vom brittischen Geschmack in Schauspielen" übrig. In einzelnen Hauptgedanken sich mit der „Parallèle" (T. II, 326) und der Recension des Gerstenbergschen „Ugolino" berührend (vgl. SWS. II, 230 mit Lebensb. I, 3, 1, 16 und SWS. IV, 309; SWS. II, 231 und 233 mit Lebensb. 10 f. und den Schluß mit IV, 312) geht er von dem Gedanken aus, daß im Trauerspiel es schwer sei „ein ganzes Sujet zu erdichten" und weist daher auf die Geschichte als den großen Zufluchtsort der tragischen Genies aller kultivierten Nationen hin, insbesondere das Interesse der Vaterlandsgeschichte betonend. Eben diese historische Tragödie führt ihn auf die Engländer und Shakespeare als die ausgezeichnetsten Vertreter dieser Gattung, und daß dieser daher „der erste hätte sein sollen, der unser Theater gebildet", darin ist er mit dem „Kunstrichter" (Lessing) einig; nur wie dieser selbst „einige bescheidene Veränderungen" erlaubt, so erlaubt sich Herder „einige bescheidene Abweichungen seiner Meinung". „Es ist wahr, die Deutschen wollen gerne *sehen*; ..... aber die Engländer? und Shakespear? — Ja, sie geben sehr viel zu sehen; aber uns Deutschen wirklich zu *viel*; ... immer zu viel, als nicht *betäubt* zu werden, zu *fremde* Phönomene, als an ihnen teilzunehmen; zu unwahrscheinlich, als sie auch mit einem starken theatralischen Glauben ansehen zu können" — es liefe also (das Kapitel bricht ab) auf „eine schöne Mäßigung des Britten" hinaus, wie sie auch die Ugolinorecension wünscht. Herder erwartet eine deutsche Tragödie,

*) Daß uns in diesem Fragment (S. 217—227) der „kritische Niederschlag" eines mehrfach im Briefwechsel mit Scheffner und Hamann und in der 2. Aufl. der „Fragmente" (SWS. II, 46_{105}) erwähnten verlorenen Versuchs über das Lächerliche erhalten ist, bemerkt Suphan zu letzterer Stelle (S. 368).

die „an beiden", den Engländern und Franzosen, „teilnehmen wird". Man muß Haym zugeben, daß dies nicht sehr klar gedacht ist; und daß die „bescheidene Abweichung" Lessing gegenüber ganz überflüssig war, liegt in dessen Theorie und Praxis offen zu Tage. Und auch zu Shakespeare hat Herder, wiewohl er ihn als einen der größten Dichter und um seines großartigen Kompositionstalents willen bewundert (vgl. bes. die Recension von Dusch „Briefe z. Bildung des Geschmacks" v. 1768. SWS. IV, 284), noch nicht das Verhältnis, das ihm ermöglicht hätte, der dramatischen Dichtung einen neuen Anstoß zu geben. Ja, überhaupt nicht zum Drama. Überall, wir sehen das auch an der Ugolinobeurteilung, ist es dem lyrisch gestimmten Kritiker mehr um das Gedicht als das Drama zu thun, er „folgt dem Strome seiner Empfindung" und geht den „Hauptempfindungen des Stückes" nach.

Nur durch das gemeinsame Band der Nachahmung der Franzosen sind mit dem zuerst besprochenen Kapitel einige in den Ausgaben (SWS. II, 228—230) angehängte Bemerkungen über die französische Ode verbunden, die ich deshalb auch mit Haym (I, 244,) nicht als zugehörig zu jenem Kapitel, sondern als einen selbständigen „Anlauf zu der beabsichtigten Besprechung 'unserer Franzosen und Engländer'" betrachten möchte. Herder spricht darin der französischen Ode „als einer modernen neuen Gedichtart nicht ihren Wert" ab, wohl aber, nach dem Begriff, „wie er ohngefähr aus den Werken der Alten" und „den göttlichen Mustern der hebräischen Poesie bestimmt würde", den Charakter der Ode, deren wahre Schönheit wenige französische Kunstrichter nach ihrer Nationaldenkart völlig empfunden haben dürften. Er schließt mit einem Hinweis auf Lessing, der die Fabel „von ihrer französischen lustigen Verzierung entladen" und „den alten griechischen Äsop in seiner naiven Einfalt uns wiederhergestellt" hat, und mit der Frage: „wo findet sich ein Lessing auch für die Ode?" Wir wissen, daß er selbst ein solcher zu werden beabsichtigte. (Vgl. zu 307, 35. 308, 16.)

Schon hier schöpft Herder wieder aus dem Eigenen. In vollstem Maße ist dies der Fall in dem zurückgelegten Fragment über die Homiletik (vgl. 350, 19 ff. u. Anm.), und er ist dabei noch unterstützt von der eigenen Praxis als ausgezeichneter Prediger. Daher überragt auch dieses Fragment all die andern zurückgelegten Stücke an Bedeutung. Zu Grunde legt Herder die Bemerkung, daß die geistliche Beredsamkeit, wenn sie nicht verderben soll, nicht nach der politischen der Alten beurteilt und bearbeitet werden, überhaupt keine Nachahmerin sein darf, um dann den Zweifeln der Litteraturbriefe (338, 25 ff.) in Bezug auf Neuigkeit, Interesse u. s. w. zu begegnen. Das Grundmotiv des Ganzen ist die durch den Hinweis auf das Beispiel Jesu selbst gestützte Forderung, der Kanzelredner soll nicht über Texte und Worte, sondern über Sachen, „über Vorfälle, über Zustände des Privatlebens" reden, „in denen sich jeder erkennet, über Begebenheiten, die den Seinen wichtig sind"; nicht zu Theologen, sondern zu Menschen

reden als Redner Gottes, Menschenfreund und Kenner des Herzens, als Hausvater und Seelsorger. Dann wird seiner Materie Neuheit und Interesse nicht fehlen. Demosthenes trägt eine verwickelte politische Situation vor, der geistliche Redner eine verwickelte moralische Situation; aber freilich der politische Redner findet seine Zuhörer bereits in dieser verworrenen Situation und will sie entwickeln, der geistliche führt sie erst in dieselbe und bringt sie ihnen ins Licht der Anschauung. Herder ist mit Abbt vollkommen einverstanden, daß der geistliche Redner das erst thun muß, was für den gerichtlichen schon gethan ist, aber — eben darum gehen sie ganz verschiedene Wege nach Zweck und Mittel. Der geistliche Redner bedarf der Erregung der Leidenschaft nicht in der Weise wie der politische; denn er sucht ja seine Zuhörer „nicht zur plötzlichen That, sondern zum reiflichen Entschluß zu bringen", zu „erbauen", er hat dafür zu sorgen, daß „wenigstens der Grund und Boden weich bleibe in den Herzen der Christen, sollte sich auch die Oberfläche härten" (vgl. SWS. II, 326. XXXI, 109. 118). Von diesem Standpunkt bekämpft Herder ebenso entschieden das Bedenken Abbts aus den Beweisen (340, 1—4. 31—34), als ob das biblisch, erbaulich, christlich und homiletisch vollkommen predigen hieße, wenn „man hier eine Lehre und dort eine Pflicht mit einer Kette biblischer Beweise umflicht", wie er anderseits der einsichtigen Bemerkung Abbts über den „Kontrast der Handlungen mit der Überzeugung von den Gesetzen" (340, 6 f.) als „ganz fein und wahr" zustimmt. Zum Schlusse des Fragments „pflanzt" Herder „einen Kranz" auf das Grab des geistverwandten Theologen Heilmann (vgl. zu 46, 17), des Verfassers der Schrift „Der Prediger und seine Zuhörer in ihrem wahren Verhältnis betrachtet" (Göttingen 1763), und dies führt auf eine der mitwirkenden Ursachen, daß die eben besprochenen Fragmente zurückgelegt blieben, und die erste Ausgabe überhaupt über die dritte Sammlung hinaus nicht fortgeführt wurde.

6.

Der Tod Abbts (3. Nov. 1766) hatte ihm alte Lieblingsgedanken, Pläne der Pietät, wieder nahe gelegt. Nicht ganz dasselbe was Abbt, aber doch sehr viel war ihm auch der Ästhetiker Alex. Gottlieb Baumgarten († 1762) und der ebengenannte Johann Dav. Heilmann († 1764) gewesen, alle drei „Schriftsteller seiner schönsten Stunden". Schon als diese beiden starben, sann er darauf öffentlich zu sagen, wie teuer ihm ihr Andenken sei. Als ihnen aber so bald auch Abbt im Tode folgte, da „konnte er seine Stimme nicht länger unterdrücken", und auch die Bilder der beiden ihm vorangegangenen traten wieder vor sein Auge. Er entschloß sich, „zu ihren Häuptern ein Denkmal zu errichten, so gut er könnte". Die Vorrede und mehrfache Ansätze zum Denkmal Baumgartens machten den Anfang. Sie sind gedruckt im Lebensbild I, 3, 1, 275 ff. Zu dem Heilmanns scheint er auch diesmal nicht gekommen zu sein: der Geruch

der Ketzerei haftete nun einmal, mit welchem Recht, das kam nicht in Betracht, an diesem Namen, und Herder hatte nicht Lust den seinigen in ein Ketzerlexikon zu bringen. Aber auch jenes wollte nicht werden, was er beabsichtigte, es „entsprach seinem Urbilde nicht". Und als er im Mai 1767 Nicolais „Ehrengedächtnis Herrn Thomas Abbt" erhielt (Lebensb. I, 2, 252 f. 258. Hoffm. S. 9. 11), verdrängte das Interesse an diesem das andere vollends. „Das Bild Abbts im Torso", das wir schon kennen (S. VIII. IX f.), wurde rasch vollendet, die Vorrede zu dem dreifachen Denkmal stellte er mit entsprechenden Veränderungen voran als „I. Vorrede" und „II. Einleitung, die von der Kunst redet, die Seele des andern abzubilden", d. h. das Ideal einer psychologischen Biographie entwirft, ein Seitenstück zu jenem Ideal der Kritik in den Fragmenten, beruhend auf denselben Voraussetzungen, dem Sinne für die Individualität verbunden mit der historischen Betrachtungsweise. So erschien das Büchlein zur Ostermesse 1768 unter dem Titel: „Ueber Thomas Abbts Schriften. Der Torso von einem Denkmaal, an seinem Grabe errichtet. Erstes Stück. 1768." Was über Baumgarten niedergeschrieben war, ging deshalb nicht verloren. Es kam der Umarbeitung der „Fragmente" zu gute, an der Herder in der zweiten Hälfte des Jahres 1767 zugleich mit dem „Torso" arbeitete.

Der erste Teil der „Fragmente" war bald vergriffen, und so eine neue Auflage notwendig geworden. Bereits im Februar 1767 vermutet Hamann, daß Herder „an seinem vierten Teil oder der neuen Auflage der ersten Teile fleißig sein werde". Im Herbst sehen wir ihn thatsächlich mit derselben beschäftigt und Hamanns kritischer Beirat wird erbeten. Ende April 1768 schreibt er diesem, er habe den ersten Teil gedruckt, lasse ihn aber nicht ausgeben, der zweite liege im Manuskript. Und da die neue Ausgabe wirklich weder zu Ostern noch Michaelis 1768, wofür er sie Scheffner, Nicolai und Klotz angekündigt hatte, erscheint, laufen ungeduldige Nachfragen ein, auf die Herder endlich am 10. Januar 1769 auch Nicolai antwortet: „Der erste Band liegt gedruckt, der zweite geschrieben, ohne daß beide das Licht sehen sollten, wenn mein Verleger, wie ich wollte." (Vgl. Lebensb. I, 2, 227; 302 ff. an Hamann Hoffm. 38, 1 ff. an Scheffner Lebensb. I, 2, 270. 284 ff.; Nicolai a. a. O. 277. 412. Hoffm. S. 12. 36; an Klotz „Briefe deutscher Gelehrten" II, 94).

Der erste Band gedruckt unter dem Titel: „Über die neuere deutsche Litteratur. Fragmente. Erste Sammlung. Zweite völlig umgearbeitete Ausgabe. Riga, bei Joh. Friedrich Hartknoch, 1768." Die Bezeichnung als „Beilagen" zu den Litteraturbriefen ist gestrichen. Wir hörten bereits, wie Herder den Zwang bereute, den er sich mit dem Anschluß an diese auferlegte, und in diesem Sinne redet auch die neue Vorrede. Der Zwang ist abgeschüttelt, die meisten eingerückten Stellen, die sich ausmustern ließen, sind weggeblieben, und mit dieser zunächst scheinbar nur formalen Änderung ist die Freiheit gewonnen zu einer organischeren Komposition des Ganzen. Denn als „ein neues Werk" darf diese Umarbeitung nicht nur „vielleicht",

sondern mit vollem Rechte gelten. Namentlich in der gedruckten ersten Sammlung. Diese liefert wie früher Anmerkungen über die Sprache, ebenso die zweite über die griechische Litteratur; insofern ist also die alte Verteilung des Stoffes gewahrt geblieben und Herder von der gegen Klotz geäußerten Absicht zurückgekommen, wornach „die Abhandlung über den Orient die zweite Sammlung ganz einnehmen, Griechen und Römer die dritte und vierte geben" sollten. Nach dem letzten in der Vorrede dargelegten Plane sind vielmehr in Übereinstimmung mit dem Briefe an Hamann die Betrachtungen über die orientalischen Dichter zurückgeschoben: die dritte Sammlung sollte wie in der ersten Ausgabe von den Römern, die letzte von den Morgenländern und zwar vollständiger als zuvor reden; alles auf die Litteraturbriefe Bezügliche aus der ersten Ausgabe, wie „Vorrede, Einleitung und einzelne Erörterungen", sollten diesem „vierten Teil als Zugabe angeschlossen werden", das Ganze aber seinen fragmentarischen Charakter behalten. „Einige Urteile des Publikums" bekennt Herder sich „zu nutze gemacht" zu haben; aber die Vorrede ist auch gleich darauf bedacht, eine böswillige Beschuldigung der Klotzischen Bibliothek abzuweisen und sich gegen die Vorwürfe über die „Blumendecke" seines Stils zu verwahren, als wäre diese der Zweck seines Hervortretens oder seine Absicht gewesen „eine neue Sekte des Geschmacks" zu bilden und das „Muster einer sonderbaren Schreibart" zu werden.

Der mannigfach veränderte Gedankengang der umgearbeiteten ersten Sammlung ist nunmehr folgender:

An der Spitze als Einleitung steht auch jetzt, aber nicht mehr bloß kurz andeutend, sondern ausgeführt (I), die Betrachtung der Sprache in ihrem dreifachen Verhältnis zur Litteratur (1) als Werkzeug, (2) Behältnis und (3) Form der Wissenschaften. An jede dieser Betrachtungen knüpfen sich weittragende Wünsche und Aussichten, Wünsche, die erst für uns Nachgeborne zum Teil erfüllt sind: an die erste der eines deutschen Wörterbuches, an die zweite einer Semiotik, die die Sprache nicht in abstracto, sondern individuell, bei dem einzelnen Volke, im gemeinen Leben wie in den einzelnen Zweigen der Litteratur, ja beim einzelnen Schriftsteller ins Auge faßte und dadurch ungeahnte Aufschlüsse gewänne, endlich an die dritte, die das Thema vom Zusammenhang des Gedankens und Ausdrucks in der dritten Sammlung nicht vorweg erschöpfen will, sondern nur streift, der Wunsch nach einer „negativen Philosophie": „wie weit sich die menschliche Natur in ihren Ideen nur heben sollte, weil sie sich nicht höher heben kann?" Die Betrachtung der Sprache als Form der Wissenschaften führt aber wieder auf die Michaelissche Preisschrift, die in der ersten Ausgabe nur kurz erwähnt worden war, um daran ähnliche Fragen bezüglich der deutschen Sprache zu knüpfen; jetzt wird sie (4) eingehender und unter Gegenüberstellung des ersten Stückes der „Kreuzzüge des Philologen" (Hamann; vgl. oben S. XV) als unzulänglich nachgewiesen, um (5) zahlreiche Fragen aufzuwerfen, die beantwortet eine Geschichte nicht

nur der Sprache, sondern der geistigen Entwickelung des diese sprechenden Volkes, ja in weiterer Linie des menschlichen Geistes aus der Sprache geben würden, und diese dann (6. 7) auf die deutsche Sprache anzuwenden.

Dieser Einleitung folgen (II) „Fragmente über die Eigenheit unserer Sprache" (früher größtenteils aus Anlaß der Übersetzungen aus dem Französischen und Englischen, Fragm. 11—18 mit Einschub des 6. Fragm. über die Idiotismen). Grundvoraussetzung ist, daß die deutsche Sprache, wenn überhaupt eine von allen lebenden gelehrten Sprachen, „noch nach allen Revolutionen, eine ursprüngliche, eigentümliche Nationalsprache" ist. Die Betrachtung erstreckt sich zunächst auf die Laute, (1) unsere „barbarischen Konsonanten, die durch Doppellauter verstärkt, (2) durch mehr als fünf Selbstlauter abgewechselt und durch Hauche gemildert werden" (früher 11, erweitert); dann auf die Silbenmaße. Die Fragmente (3) „über die Silbenmaße, die unserer Sprache natürlich sind" und (4) über die Klopstockschen freien Rhythmen sind im wesentlichen die alten geblieben (14. 15. fast unverändert mit Weglassung von 62, 24—68, 24 und einem auf Gerstenbergs „Gedicht eines Skalden" (1766) rühmlich hinweisenden Zusatz nach 72, 5). Neu ist das Fragment (5) über „das sogenannte brittische Silbenmaß", den Blankvers, in dem Herder insbesondere wie es Kleist und Gleim behandelten, „die unserer Sprache eigentümliche Stärke" so sehr hört, daß er es „in mancher Begeisterung das Deutsche zu nennen gewünscht habe". Er setzt den Vorzug dieses Maßes „an innerm Gehalte, an Abwechselung und Deklamation" vor dem für Dichter, Schauspieler und Leser zu ihrem Nachteile leichteren Alexandriner ins Licht, zum Teil mit denselben Worten, wie schon in dem ersten der beiden zurückgelegten dramaturgischen Fragmente, und schlägt es namentlich für das heroische Trauerspiel an dessen Stelle vor; aber nicht ohne „freie Sprünge und Kadenzen", nicht immer „in einerlei Ausgängen", sondern sich der Materie und ihren Forderungen anschmiegend. Die Betonung des lebenden Wohllautes unserer Sprache, des Malenden aller ihrer Wurzeln, der „Klangworte", leitet über zu (6) der Besprechung der „Machtwörter unserer Sprache, und wer aus ihnen unsere Schreibart verstärket", und hier ist jetzt das Urteil über die Gottschedianer und Schweizer, der Wunsch einer Anthologie (nicht mehr bloß einer Sammlung von Idiotismen) aus Luther und eines Glossars über Opitz (früher in Fragm. 6) untergebracht, teilweise erweitert und bezüglich der Schweizer zugleich den Vorwurf der „Göttingischen Gelehrten Anzeigen" zurückweisend, er habe „aus Bodmer und seinen Nachahmern eine Nation" gemacht, „die er oft ziemlich mißhandle". Im wesentlichen die alten sind wieder die Fragmente (7 u. 8, früher 11 von S. 55, 15 an. 12. 13) über die Inversionen geblieben. Aber der Seitenblick auf die verkehrten Anschauungen über den Ursprung der Sprachen (12. S. 58, 6—17) wurde für den dritten Abschnitt zu eingehenderer Behandlung der Sache gespart. Teilweise entlastet (um das in II, 6 schon Vorweggenommene), anderseits aber auch stark vermehrt erscheint (9) das

Fragment über die Idiotismen wieder (früher 6). Es handelt sich bei dieser Erweiterung um die „Schriftsteller der Laune", die „Dichter von eigner Manier" und den „Vortrag für den gemeinen Mann", denen allen man mit dem Idiotistischen zugleich Geist und Kraft nimmt. Bei dieser Gelegenheit wird u. a. auch nicht gerade rühmend des Wielandschen „Don Silvio (Herder schreibt zum besondern Ergötzen der Klotzianer „Antonio") von Rosalva" gedacht zum Beweise, wie arm Deutschland an Humoristen und „komischen Schriftstellern im launigten Ausdruck" (Lessing macht eine rühmliche Ausnahme) noch immer sei trotz der gegensätzlichen Behauptung in Löwens Anrede an die Hamburgischen Schauspieler. Im Gegenteil, wie schon in der ersten Ausgabe, am Schluß von Fragment 16 (78, 18—79, 7), ja fast noch entschiedener, und mit Heraufnahme des dort Gesagten gesteht Herder dem Französischen den Vorrang im Komischen zu. Nichts steht aber hierin der deutschen Sprache nach seiner Überzeugung mehr im Wege als „das Klassische", ein Begriff, über den er schon 1766 mit Scheffner verhandelt (Lebensb. 1, 2, 144 f. 162 f. 188), gegen den er bereits in der dritten Sammlung der ersten Auflage (258, 25 ff.) seinen Widerwillen geäußert hatte. Und eben darum folgt eine scharfe Polemik gegen „das Zierliche, das Regelmäßige, das Klassische" und gegen die „Regelnschmiede, die Pedanten der Reinigkeit und des Üblichen in der Schreibart": „Kein ungewagtes Wort soll gewagt, kein Ausdruck aus dem gemeinen Leben aufgenommen werden, der nicht schon in Büchern abgedroschen ist: kein Eigensinn kann erlaubt werden, so bald er ein Eingriff in eine Regel sein kann." Ja dieser „Sklaverei des Üblichen und Geziemenden" verdanken wir es, wenn wir noch keine „eigentümliche Prose" haben, „die vom Munde weg spricht", wenn niemand wagen will „ein wahrer Schriftsteller des Volks zu sein", wie Abbt es wollte; und in ein Ehrengedächtnis Abbts in nuce laufen denn diese Bemerkungen auch zuletzt aus. Nach allem Vorausgehenden wird nun (10) der Charakter unserer ganzen Schreibart bestimmt als „ernsthafte Prose, tiefsinnige Poesie", und die Frage aufgeworfen, vor welchen Abwegen sie sich zu hüten habe. Die Antwort war schon in Fragm. 16 u. 17 der ersten Auflage gegeben, die (74, 18—78, 17. 79, 9—80, 32) mit unbedeutenden Veränderungen herübergenommen werden konnten. Nur wurde in das letzte eine Äußerung über Clodius „Versuche aus der Litteratur und Moral" (I.—IV. Stück, Leipz. 1767—69) als Probe der „neuesten Modeschönheit", des „geblümelten Stils", eingeschoben und damit zugleich dem Seitenhieb des Jenaer Recensenten der „Versuche" (Jen. Gel. Zeitgen. 21. Sept. 1767. St. 76, S. 630) begegnet, der zu Herders Ärger „dies Buch mit dem Stil unserer deutschen Senecas, Abbts und Herders zusammengesetzt hatte" (Lebensb. I, 2, 291 f. Haym I, 188_1). Mit ganz unbedeutenden Änderungen (zu 83, 3. 6 f. 21, dazu kommt namentlich ein Ausfall gegen den Klotzischen Recensenten „von blöden Augen und leichter Zunge" in einer Anmerk. zu Hamann) folgt (11) wie früher (18) der „Charakter einiger neuern eigentümlichen Schriftsteller,

und im Anschluß daran (12) eine neue „Zugabe, die von klassischen Schriften unserer Nation redet“, d. h. noch einmal auf den Begriff „klassisch“ zurückkommt, um die Bemerkungen der Recensenten über das Verzeichnis „unserer klassischen Schriftsteller“ zu beantworten: ein klassischer Schriftsteller ist Herder „ein Autor für die Nation“, klassische Schriften müssen „durchaus idiotistisch geschrieben sein“; ein Schriftsteller, der ein „Nationalschatz“ sein will, muß „zuerst in die Goldgruben der Sprache herabsteigen und auch Gesetz und Regel übertreten können“. Unsere Sprache ist noch „in der Zeit der Bildung“, also auch „der Versuche“, „Muster und ewige Muster erwarten vielleicht eine spätere Zeit. Lasset uns also nur idiotistische Schriftsteller, eigentümlich für unser Volk, für Materie und Sprache sein: ob wir klassisch sind, mag die Nachwelt ausmachen!“

„Unsere Sprache ist in der Zeit der Bildung“: dieser Satz und die verschiedenen Versuche sie zu bilden, führen den Verfasser auf seine alte Hypothese „von den Lebensaltern einer Sprache“ (Fr. 2, S. 22, 13—25, 19), die früher an der Spitze aller seiner sprachlichen Betrachtungen stand, jetzt weit zurückgeschoben dem III. Abschnitt „Fragmente über die Bildung einer Sprache“ vorausgeschickt ist. Sie selbst hat nur kleine Änderungen erfahren; eingeleitet aber wird sie durch einige Worte der Rechtfertigung gegen Garve. Herder gesteht zu, daß er „allerdings beinahe immer die griechische Sprache im Auge behalte“, begründet dies aber mit der Menge von Urkunden und Nachrichten, die wir von ihr wie vielleicht von keiner zweiten besitzen, ihrer Vollkommenheit und insbesondere ihrer ruhigen, naturgemäßen Entwickelung. Einen Roman hatte die Kritik zum Teil abschätzig seine Hypothese genannt: er nimmt diese Bezeichnung nun selbst auf, beklagt sich aber in einem Nachwort über die Mißverständnisse und Mißhandlungen, die ihm das „verdrießliche Geschäfte“ auferlegten, sich „selbst zu erklären“. Aber gerade diesem ihm so verdrießlichen Geschäfte dankt die neue Ausgabe den besten Teil ihres erhöhten Wertes: es nötigte den Verfasser zu vollständiger Ausführung seiner Skizze und trug manche höchst wertvolle zum sicheren Besitze der Wissenschaft gewordene Bemerkung ein. Zunächst geht er jetzt (1. 2) auf die früher (Fr. 2, S. 20, 23—21, 8) nur gestreifte Frage nach dem Ursprung der Sprache ernstlicher ein. Er benutzt dabei jenen älteren Versuch über die Geschichte des Liedes (Lebensb. I, 3, 1, 98 ff.; vgl. Einl. zu d. Paramyth. II, 150), und wie er dort vom Standpunkte einer naturgemäßen genetischen Erklärung*) den göttlichen Ursprung der Poesie und auch der Sprache verwarf, so tritt er auch hier zu Gunsten des menschlichen Ursprunges der letzteren als einer „Entwickelung der Vernunft“ und einer „Produktion menschlicher Seelenkräfte“ der „ungeheuren“, der Analogie aller menschlichen Erfindungen, der Geschichte aller Weltbegebenheiten, aller Sprachphilosophie zuwiderlaufenden Hypothese Süßmilchs vom göttlichen Ur-

*) Den Einfluß Leibnitzens konstatiert Haym I, 185.

sprunge der Sprache aus der Natur derselben dargethan entgegen. Es ist dies derselbe Standpunkt, den er später in seiner Preisschrift vom Ursprung der Sprache (1771) einnimmt. Die Parallele mit den Lebensaltern der Menschen führt zunächst auf die Betrachtung der Sprache in der Kindheit (3—6). Der uns bereits (aus Frg. 2) bekannten, jetzt erweiterten und über den Ausdruck „singen" sich näher erklärenden Charakteristik (3) folgt (4) die Frage „Was läßt sich daraus machen? Was ist sie, wenn etwas Kunst über sie kommt?" mit der Antwort: „Nichts anders, und nichts besser, als eine poetische Sprache." Wir wissen auch das schon aus der ersten Auflage (24, 7 ff.) und das alte Fragm. 3 (25, 30—27, 25) konnte unverändert herüber genommen werden. Und wie früher (Fr. 4, S. 27, 27—28, 2 gewesen) schließt sich (5) daran die Frage „Wo steht unsere deutsche Sprache?", um mit der Bemerkung, wie weit diese von dem poetischen Zeitalter „singender Natur" weg sei — „zu weit, um je in dasselbe zu kommen; aber nicht zu weit weg, um dasselbe kennen zu lernen" — auf Homer überzuspringen. Mit einem bedeutsamen Zusatz (zu 42, 1) und einigen wohlerwogenen kleineren Änderungen wird, was in der ersten Auflage (Fr. 8, S. 41, 26—44, 23) über ihn gesagt war, wiederholt und vermehrt um einen Zusatz (Anhang S. 371—372, 30), der den „singenden Rhythmus" des griechischen Epos charakterisiert, einen schönen Vorläufer der Charakteristik homerischer Manier im ersten Kritischen Wäldchen (Abschn. 15). So wenig aber als diesen homerischen Rhythmus, hörten wir schon in der ersten Auflage, können wir den Griechen ihre Inversionen und Machtwörter nachbilden und so folgt denn auch jetzt (6) der darauf bezügliche Teil des früheren achten Fragments (44, 24—46, 3) ohne wesentliche Änderungen, nur mit einem rechtfertigenden Zusatz, daß „von dieser Erstgeburt der Poesie immer aus Griechenland geredet" wurde. Die Betrachtung schreitet nun fort zum „männlichen Alter der Sprache", der „Zeit der schönen natürlichen Prose" (7—9). Zunächst (7) sich verwahrend gegen das Mißverständnis der Klotzischen Bibliothek, als wolle er diesem männlichen Alter Dichter abläugnen, führt Herder aus, wie in ihm Poesie aufhöre Gesang der Natur zu sein und schöne Kunst werde, anderseits sich die Prosa als natürliche Sprache des Lebens und folgerichtig auch die Schrift bildet. Zum Belege zieht er die Querlinien der Geschichte der nachhomerischen Poesie und (8) betrachtet die Prosa bei Herodot, Xenophon und Plato (Anhang S. 372, 31—381). Die abfällige Kritik (9) über J. Geddes, Von der Schreibart der Alten, der den richtigen Satz: „die besten Schriftsteller auch der Prose hätten ihre Schreibart dem Homer abgelernet", in schulmeisterlich kleinlicher Weise durchgeführt habe (vgl. 47, 36 f.), schließt die Betrachtung. Sie bildet zusammen mit dem vorausgehenden Abschnitte über Homer den Glanzpunkt der neuen Bearbeitung; und jetzt erst tritt der für die Litteraturgeschichte und Ästhetik so fruchtbare Unterschied zwischen Natur- und Kunstdichtung in sein volles Licht. Die Parallele

mit den Lebensaltern führt endlich zur philosophischen Sprache, und diesem Abschnitt (10—12) sind die zurückgelegten Stücke zu einer Denkschrift über Baumgarten zu Gute gekommen. Zunächst wird (10) die philosophische Sprache an sich betrachtet, ohne Rücksicht darauf, ob eine Sprache in der Welt, ob ein Schriftsteller es wirklich so weit gebracht? Zur Charakteristik dessen, was sie sein will, konnte zum Teil das siebente Fragment der ersten Auflage benutzt werden, den Beleg bietet Baumgarten mit seinem geradlinigen, eintönig harten und wiederholenden, aber ordentlichen und deutlichen Vortrag. Vom Standpunkte Herders entfallen ferner (11) alle Vorwürfe von selbst, die man, wie z. B. Michaelis, der philosophischen Sprache gemacht hat, als ob sie übelklingend, reizlos u. s. w. sei. Ihr Zweck ist intellektuelle Vollkommenheit, also Richtigkeit, Wahrheit, Deutlichkeit ihre höchsten Vorzüge. Das gilt nun freilich von der philosophischen Sprache an sich. Wie aber mit Rücksicht auf die Natur des Menschen? (12) Wie viel läßt die philosophische Sprache nach, „daß sie für uns fruchtbar, sicher, bequem und bildend sei"? „Wir sind Menschen, ehe wir Weltweise werden: wir haben also schon Denkart und Sprache, ehe wir uns der Philosophie nähern." Diese, die Denkart und Sprache des Lebens muß also den festen Grund für das Gebäude der Spekulation bilden, wenn diese nicht als ein künstlicher Luftbau zusammenfallen soll. Der Vortrag ist ohne Zweifel der beste, der anfängt von den Ideen, die ich schon habe, und von den Worten, in denen ich jene aufbewahre (Muttersprache). Das wäre der Vortrag der philosophischen Erziehung (der analytische) im Gegensatz zu dem gewöhnlich üblichen der Synthese. Wolffs und Baumgartens Methode war der natürliche Weg für Geister, die sich schon, wie jener aus Leibniz, dieser aus Wolff, Wahrheiten angeeignet und Plan genug im Kopfe hatten, sie in systematische Ordnung und Zusammenhang zu bringen; nicht aber „der, in welchem man denken lernt, die Ordnung der Natur unserer Seele, die Sprache philosophischer Erziehung". Es ist der Schüler Kants, den wir in diesem Kapitel hören. Nachdem so gezeigt ist, „daß eine Sprache, wie sie die höchste Dichtkunst und die strengste Philosophie fodert, zween Endpunkte sein, und mitten inne Platz zu allen Gattungen bleibe," die Herder „unter den Namen einer behaglichen, bequemen Sprache setzt," können (13. 14) die Vorschläge zur Verbesserung der Sprache geprüft werden, einerseits der philosophischen Sprachverbesserer wie Sulzer (13 zusammengesetzt im wesentlichen aus 1. Aufl. Fr. 4. 5, S. 28, 2—30, 10. Fr. 7, S. 38, 37 ff. Fr. 5 und 6 Anf. S. 30, 11—31, 3), anderseits durch Übersetzungen. Für die letzteren bildet der verkürzte Eingang des alten Fr. 8 (40, 4—41, 25) nur den Ausgangspunkt. Denn so wertvoll Übersetzungen zur Bildung der Sprache werden können, „so hat doch die Sprache größere Vorzüge, die sich vor aller Übersetzung bewahret": sie ist „Original- und Nationalsprache". Der Verfasser führt dies an der griechischen aus im Gegensatz zu den modernen Völkern seit der Wiederaufweckung der Wissenschaften, ist übrigens geneigt,

einer zu sehr anpassenden Übersetzung vor einer „zu laxen" den höheren Bildungswert für die Sprache zuzuerkennen. Mit dem „Beschluß über das Ideal der Sprache" (15) schließt wie früher (S. 91—99) auch in der Neubearbeitung die erste Fragmentensammlung.

Aber auch die zweite ist, wie wir hörten, wenigstens neu geschrieben worden; schon seit Januar 1768 war Herder nach einem von Haym angezogenen Diarium damit beschäftigt. Zu vollkommenem Abschluß allerdings gedieh die Arbeit nicht, und was Suphan davon aus dem Nachlaß im zweiten Bande seiner Ausgabe bekannt machte, gehört verschiedenen Stufen einer dreifachen Redaktion an. Einheitlicher zunächst ist die Sammlung geworden durch die Beschränkung auf die griechische Litteratur; und innerhalb dieser engeren Begrenzung erfuhr sie höchst bedeutsame Erweiterung und Bereicherung, die es sehr bedauern läßt, daß diese Ausführungen nicht damals bekannt werden sollten.

Eine solche Erweiterung weist insbesondere die den Einzelparallelen vorausgehende Untersuchung, „wie weit wir die Griechen kennen", auf. Vorausgeschickt nämlich ist nicht bloß eine (nur in erster und zweiter Redaktion erhaltene) apologetische Einleitung, bestimmt durch eine Erklärung über den wahren Zweck des Verfassers, seine deutsch-griechischen Parallelen vor Mißdeutung zu sichern, sondern auch ein sehr interessanter Versuch, den Griechen ihre universalhistorische Stellung unter den Völkern zu bestimmen. (1) Mit Ausnahme der alten jüdischen Urkunde, die deshalb ein um so unschätzbareres Denkmal des Altertums ist, — so konnte Herder nach dem damaligen Stande der Geschichtswissenschaft sprechen — kennen wir die ältesten Zeiten der Menschheit entweder gar nicht oder nur durch das Medium der griechischen Geschichte; wir sehen „nichts als Griechen oder Barbaren". „Und so muß man die griechische Geschichte als eine orthographische Projektion der Welthistorie studieren." Ein Gedanke, dessen Keim Herders Biograph bei Hamann (in dessen „durchlöcherten Brunnen der Griechen" II, 289) aufgewiesen hat.

(2) So ist es jetzt „beinahe von Seiten der Litteratur". „Wissenschaft, Kunst und Weisheit, wo fängt sie für uns an? in Griechenland." Aber fing dort wirklich die „Geschichte des menschlichen Verstandes" an? Selbst die „eigensten Griechen" können den sogenannten Barbaren Kultur nicht absprechen, können nicht verhehlen, daß sie ihnen vieles verdanken, wenn es auch nur „roher Same gewesen, der sich nach ihrem edeln Boden, unter ihrem schönern Himmel, an ihren klaren Pierischen Quellen in eine bessere Natur veredelt". Aber nur ein Grieche nennt ohne weiteres barbarisch, was ungriechisch ist. Wie wenn ein anderes Volk, Skythen, Araber, Skandinavier, bestimmt gewesen wäre, „uns die ersten Formen der Wissenschaften zu überliefern"? Es fragt sich nicht, ob wir nicht durch die Griechen mehr gewonnen haben; das ist zugestanden; aber das Gegenzugeständnis fordert Herder wenigstens, „daß wir unsere Litteratur nicht edler und ursprünglicher bereichern, als wenn wir die Gedanken-

schätze eines Volkes erbeuten, das keine Sklavin und keine Kolonie der griechischen Litteratur gewesen," und in diesem Zusammenhange weist er, wie schon in der ersten Auflage (276, 34 ff.; vgl. 282, 9) und noch früher (1765) wenn auch nicht so weit vernehmlich, in der Recension über Mallets Geschichte von Dänemark (SWS. I, 74 ff.) hin auf Ossian gegen Homer, die Skalden gegen Pindar, die arabische Kultur in Spanien, und stellt die Forderung auf, daß man, „um von der Kunst und Wissenschaft eines ungriechischen Volks zu urteilen", sich „so viel als möglich von den Falten frei machen müßte, die nach dem gegenwärtigen Lauf der Kultur die griechische Muse uns könnte eingebogen haben".

Wie schwer diese so leicht scheinende Forderung werden könne, das zeigt Herder, damit seine Beobachtungen auch auf das Gebiet der Kunst überleitend, an der Winckelmannschen Kunstgeschichte in drei Kapiteln (Fr. 3—5), die später in ein durch die Kasseler Gesellschaft der Altertümer (1777) veranlaßtes Denkmal Joh. Winckelmanns (herausg. von A. Duncker. Kassel 1882. Vgl. Einl. zu T. III, Abt. 2. III, 1) übergingen. Unbeschadet seiner bei jeder Gelegenheit laut werdenden Bewunderung Winckelmanns übersieht Herder doch nicht dessen einseitigen Hellenismus und den damit zusammenhängenden Charakter seines Hauptwerks, das dadurch mehr ein Lehrgebäude als eigentliche Geschichte geworden. Zu einseitig Grieche ist Winckelmann (3) gleich in seiner ersten Untersuchung von dem Ursprunge der Kunst und den Ursachen ihrer Verschiedenheit unter den Völkern, die für eine Geschichte der Kunst des Altertums viel zu unbekümmert um die „fremden einwirkenden Kräfte bloß nach der Natur der sich bewegenden Sache ihren Lauf bestimmen will". Und eben dieser Mangel (4) hat ihn in der Erklärung des ältesten griechischen Kunststiles z. B. zur Annahme eines irrigen, naturwidrigen Grundsatzes verleitet, daß in der Kunst die Wissenschaft vor der Schönheit vorausgehe, statt ihn einfach auf den Einfluß ägyptischer Kunst zurückzuführen. Aber freilich die Kunst der Ägypter! (5) Viel zu sehr ist Winckelmann auch in ihrer Darstellung Grieche, viel zu wenig, wie er sollte, unter Ägyptern ein Ägypter, um aus ihrer Natur, ihren Anschauungen, ihren politischen und socialen Verhältnissen ihren Kunststil abzuleiten und demselben gerecht zu werden. Gerecht zu werden wie es Herder hier selbst und zum Teil in der lebendigsten Weise versucht, indem er einen Ägypter in die griechischen „Hallen voll handelnder Bildnisse" führt, ihn seine Eindrücke schildern und dagegen die „große Ruhe" der Kunstwerke seines Volkes rechtfertigen läßt.

Aus diesen kritischen „Streifereien", den Ergebnissen einer „siebenmaligen" Lektüre des Winckelmannschen Werkes (Kr. W. I, C. 24; vgl. Einl. zu T. III Abt. 2 I, 1.) kommt der Verfasser (6) „mit dem Satze zurück, wie nützlich es wäre zu untersuchen: was die Griechen von andern Völkern empfangen, und wie vortrefflich sie alles in ihr gesunderes Blut zu verdauen gewußt." Und damit erst lenkt die Darstellung in ihre alte Bahn wieder ein, zunächst mit dem begeisterten Hymnus auf Hellas, der zum

Teil die alten Sätze (152, 27—154, 10; 145, 4—146, 8) in neuem Zusammenhang und Erweiterung benutzend nun noch voller daherbraust. Als zwei selbständige Kapitel (7 = 146,24—150,26. 8 = 150, 27—152, 14 mit einem Zusatz) erscheinen die alten Wünsche, betreffend das Studium der Griechen und solchem Studium dienende Übersetzungen, jetzt nur erweitert durch Berücksichtigung einiger neuerer Erscheinungen, u. a. Herels Alciphron, womit er sich nach Hamanns Rat (Lebensb. I, 2, 308) wegen dieses Autors „eine kleine Satisfaktion" giebt, und Heilmanns Thucydides. Als „höchster Zweck" derselben wird aufgestellt: „Die Bildung eines Publikum nach griechischem Geschmack". Wie viel dazu noch fehlt, zeigt (9) eine Kritik der früher schon wegen ihres Stils getadelten, „gelehrten, feinen und süßen" Versuche von Clodius. Jetzt geben sie durch ihre seichte moralisierende Auffassung der griechischen Dichter Anlaß zu einem Protest gegen solche Vermengung von Poesie und Moral (vgl. 1. Ausg. 142, 29ff. 198, 25ff. 204, 23ff.) und (10) zu hingeworfenen Gedanken über die Sitten der Dichter. Hier führt Herder aus, wie „die besten der Dichter" zwischen „niedriger Natur" oder „tierischer Leidenschaft" und einem „überirdischen sittlichen Ideal" in einer „glücklichen Mitte schweben", und die Poesie erst „in ihrem hohen Alter", „bloß auf Regelnvernunft, auf Kunstschönheit, und Moralität gebaut," eine „Vernunft- und Sittenpoesie" wird; wie sich aber auch in den verschiedenen Dichtungsarten das πάθος und ἦθος schattiere; wie Welt und Zeitalter und Länder verschiedene poetische Sitten liefern; endlich was ein Versuch über die Sitten der griechischen Dichter mit Bezug darauf für Orpheus, Homer, die Tragiker (vgl. Lebensb. I, 3, 1, 17), Pindar, Tyrtaeus zu geben hätte. Tyrtaeus aber führt (11) auf Klotzens Ausgabe (vgl. 376, 6f. und Anm.) und seine Herders weitem Gesichtskreise nicht genügende lateinische Abhandlung über die Kriegslieder verschiedener Völker in derselben, die vornehmlich ihre „innere Verschiedenheit" nach Volk und Zeit hätte darlegen müssen. Dies betont Herder unter Hinweisung auf Nationallieder, er betont die Wichtigkeit dieser Nationalseite — für die Litteratur: denn „gemeiniglich waren die größesten Schriftsteller zugleich die größesten Nationalautoren"; für den Erklärer: denn die „unentbehrlichste Erklärung eines Dichters" bleibt „die Erklärung seiner Zeit- und Nationalsitten"; für Kunstrichter: denn durch sie geben „sich die meisten Irrungen über Werke einer abgelebten Welt von selbst ruhig auf den rechten Weg"; endlich für den Nachahmer, den ihre Berücksichtigung bewahrt vor Nachahmung des seiner Zeit und Nation Fremdartigen und der so zum Nacheiferer wird.

Eine Beurteilung Winckelmanns und Lessings*), zweier Schriftsteller, deren Herder „über die Griechen viele wünschte", schließt diesen allgemeinen Teil. In der letzten Redaktion schoben sich noch zwei Kapitel (12. 13)

*) In Herders Handexemplar sind bereits zu 147, 25ff. als einzuschaltende Kapitel angemerkt: „Über Clodius Sitten der Alten" — „Über Lessings Laokoon von Seiten des Malerischen". Suphan III, IX.

über Klotzens Münzbüchlein vor. Beide leiten zu den „Kritischen Wäldern" über, in deren erstem wir auch das überarbeitete Urteil über Winckelmann und Lessing als erstes Kapitel lesen.

Der zweite Teil ist wie früher den deutsch-griechischen Parallelen gewidmet, deren etwas veränderte Reihe (154, 27—155, 2) an der Spitze steht. An Stelle der Polemik gegen Lessing (156, 6—165, 21) folgt jetzt der Ablehnung der Parallele Kopstock und Homer (155, 6—156, 5) wirklich die früher (155, 3—7, in d. 2. A. weggelassen) gleichfalls abgelehnte Vergleichung Bodmers mit Homer. Sie ist eigentlich nichts anders als eine für die Allgemeine D. Bibliothek bestimmte (Briefe mit Nicolai Lbb. I, 2, 251 f. 278. 314. 318 = Hoffm. S. 9. 12. 17. 18. abgedr. Lbb. I, 3, 2, 147 ff.), aber unvollendet gebliebene und zum Teil wörtlich herübergenommene Recension über die unter dem Titel „Die Noachide in zwölf Gesängen" (Berl. 1765) erschienene neue Ausgabe des „Noah". Wäre sie damals ans Licht gekommen, sie wäre eine litterarische That gewesen. Denn gegenüber der namentlich Bodmers Landsleuten und einem Mann wie Wieland (vgl. Suphan II, 374 zu 163—178) geläufigen Gleichstellung Bodmers mit Homer zeigt Herder, daß weder in Rhythmus und Versifikation (wiewohl gerade hier wenigstens eine „edle griechische Einfalt" zugestanden wird), noch in der alle Zeiten, Sprachen und Völker vermengenden Diktion, noch in der kleinlichen, in der Schilderung der Leidenschaften frostigen, in der Charakteristik schwachen Darstellung ein Zug homerischen, ja überhaupt epischen Stiles zu finden sei, dessen positive Charakteristik die Kritik Schritt für Schritt begleitet. Und die vernichtende Schärfe dieser kritischen Vergleichung wäre nicht stumpf geworden durch einige Höflichkeiten gegen „Bodmer, den scharfsinnigen, gelehrten und denkenden Kunstrichter", den „Altvater", der sich in der Neubearbeitung des „Noah" wenn nicht als „epischer Dichter" so als „Kunstrichter", wenn nicht als „Homer" so als „sein Nachahmer" erwiesen habe — „immer ja aber merkwürdig und ein Lehrer".

Wieder eine Recension, diesmal aber eine gedruckte (zu 72, 4), über die mittlerweile erschienene zweite Auflage der „Dithyramben" liegt der zweiten Parallele „Pindar und der Dithyrambendichter" zu Grunde, die jetzt, nicht ohne Widerspruch gegen eine Äußerung des „größten" und die Praxis des „künstlichsten Dichters der Deutschen (1. Aufl. 304, 20 ff. 310, 26 f.; vgl. die Rec. über Klotz opusc. SWS. IV, 247), ausläuft in die Forderung einer aus echter Begeisterung hervorbrechenden nationalen Lyrik anstatt künstlich nachgeahmter horazischer Oden und bacchischer Dithyramben (vgl. 1. Aufl. 281, 8—282, 2).

Die dritte Parallele (1. A. 186, 21—190, 17), jetzt „Anakreon, Gleim und Gerstenberg", hat eine doppelte Erweiterung erfahren: zunächst durch einen Zusatz über Gleims „Lieder nach dem Anakreon", der den Gedanken der Anmerkung der ersten Auflage (188) ausführt, daß sie nicht als Übersetzungen oder Nachahmungen, sondern als „Umbildungen desselben (seiner „Bildchen")

in Lieder" zu betrachten seien; ferner noch durch einen kürzern, durch welchen „ein andrer Anakreon", Gerstenberg, anstatt der aufgegebenen sechsten Parallele (zu 154, 28) aber mit Herübernahme der dortigen Charakteristik (202, 11 „Gerstenbergs Tändeleien" u. s. w. —20) hier untergebracht wird.

Als vierte Parallele kehrt „Tyrtaeus und der Grenadier" wieder (190, 19—192, 21) mit einem doppelten „Anhang" über Weißes „Amazonenlieder" (Leipzig 1760, wiederh. 1762. Verteidigung gegen Nicolais Kritik, die sie im 266. Litt.=Br. als Nachahmungen der Gleimschen Grenadierlieder verurteilte) und Lavaters „Schweizerlieder" (Bern 1767). Außer der Erwähnung der mißlungenen Übersetzungen von Lodbrogs Sterbegesang und der englischen Romanze von der schönen Rosamund im ersten (zu Frag. 276, 34 und Briefw. über Ossian, T. II, 2, 224, 18 u. Anm.) verdient hervorgehoben zu werden die Hinweisung auf die national-historischen Stoffe im zweiten und die Aufforderung, die „großen Nationalsänger, Griechen, Skaldrer und Barden zu Mustern zu nehmen", für deren Bekanntmachung er jedem, der Bibliothek der schönen Wissenschaften, den „Hamburgischen Übersetzern" (des Ossian, zu Kr. W. I, 25, 28) und den Briefen über Merkwürdigkeiten der Litteratur (dänische Kiämpe=Viiser 1. Samml. Br. 8. A. v. Weilens Neudr. Heilbr. 1888. S. 58ff.) dankt.

Die fünfte Parallele „Theokrit und Geßner" (192, 23—202, 7) blieb mit kleinen Änderungen an ihrer Stelle. An die der früheren sechsten aber trat eine neue „Äsop und Lessing". Sie ist die bedeutendste Zugabe der Umarbeitung und noch neunzehn Jahre später konnte Herder die Hauptgedanken derselben in seinen Aufsatz „Über Bild, Dichtung und Fabel" (Zerstr. Bl. III) hinübernehmen (vgl. auch den Merkur-Aufsatz über Lessing Bd. III, 2. Abt.). Seine Parallele hat eine doppelte Beziehung: sie prüft Lessings Fabeltheorie an dem alten Äsop und vergleicht Lessing, den Fabeldichter, mit dem alten Fabulisten, der so viele Jahre vor Entdeckung des Babrius, auf den erst die spätere Abhandlung Rücksicht nehmen konnte, für ihn so gut wie für Lessing die maßgebende Autorität ist. In zwei Punkten gelang es Herder Lessings Theorie zu berichtigen. Von einem allgemeinen moralischen Satz hatte dieser in seiner bekannten Definition gesprochen: Herder setzt an dessen Stelle Lebensregeln, Erfahrungssätze, Klugheitslehren, Sentenz, allgemeiner praktischer Satz, kurz das griechische *γνώμη*; und wenn er auch übersieht oder wenigstens nicht anmerkt, daß Lessing selbst gegen Richer betont, wie ein großer Teil der moralischen Lehrsätze der Fabel „Erfahrungssätze" seien, „die uns nicht sowohl von dem, was geschehen sollte, als vielmehr von dem, was wirklich geschiehet, unterrichten": es ist immer ein Gewinn, daß jener mindestens verführende Ausdruck, den Lessing in der Regel gebraucht, durch den richtigeren ersetzt ist. Und zweitens: wenigstens durch seine im Wolffschen Rüstzeug einherschreitende Theorie hatte Lessing die Fabel, die einen allgemeinen moralischen Satz, also einen abstrakten Gedanken durch Reduktion auf einen besonderen Fall anschauend erkennen lassen soll, aus der Poesie in

die Philosophie verwiesen: Herder holt sie von dort zurück und läßt sie „wohnen auf den Rain zwischen Philosophie und Poesie: immer aber dieser ungleich näher". Von minderer, ja sehr bestreitbarer Bedeutung dagegen sind einige andere Erinnerungen; so, wenn Herder an Stelle des einzelnen Falles wieder den Begriff Handlung setzen möchte, als ob dieser nicht bei Lessing gründlich genug erörtert wäre, den Unterschied zwischen Fabel und historischem Exempel nicht erschöpfend findet, auf die Einteilung des Aphthonius zurückkommt und für die allegorische Handlung ein gutes Wort einlegt. Nur Aristoteles mag sich bedanken, den er gegen den Vorwurf wegen der Wirksamkeit der Exempel und Fabeln glücklich verteidigt. — Aber nun Lessing der Fabeldichter! Daß dieser ungleich mehr als seine Theorie eigentlich erwarten ließe und „mehr als er denkt im Vortrage seiner Fabeln Poet ist", das konnte Herder nicht verkennen. Aber auch ein Äsop? Das doch nicht. „Äsopus," hatte Lessing selbst gesagt, „machte die meisten seiner Fabeln bei wirklichen Vorfällen." Und darin sieht Herder den großen Unterschied zwischen der alten und neuen Äsopischen Fabelwelt, zwischen Äsopus und Lessing. Äsops Fabelhandlung ist „einfältig". Die Lessingsche aber nicht immer! Feinsinnig charakterisiert er seine Manier: „Eine schöne Bemerkung, ein allerliebster Einfall, eine neue vortreffliche Wendung, ein überraschender Sprung, der munterste Dialog: das sind statt der einfältigen Handlung Äsops die vorteilhaftesten Seiten der Lessingschen Fabel". Da Herder aber die Fabel „für einen Quell, für ein Miniaturstück der großen Dichtkunst" hält, „wo man die meisten Dichtungsregeln in ihrer ursprünglichen Einfalt und gewissermaßen in Originalgestalt findet", so kann er bei aller Bewunderung für Lessings „poetischen Vortrag, der uns für Reime und Geklingel der Verse schadlos" hält, für „die beinahe zum Epigramm zulaufende Kürze", den „originalen Schwung, der jede Fabel neu macht", diesen Vortrag doch nicht für den einzig berechtigten halten, und läßt sich den „lustigen Wanderburschen", den „muntern Märchenerzähler" Lafontaine, nicht „verrufen". Dieses Urteil Herders ist das Urteil der Nachwelt geworden.

Auch die gleichfalls aufgegebene siebente Parallele (Sappho und Karschin und die sich daran schließende Polemik) sollte durch eine neue auf Lessing sich beziehende ersetzt werden: Philotas und (Weißes) Atreus. Aber dieses dramaturgische Kapitel kam über die einleitenden Zeilen nicht hinaus; über Lessings Philotas aber vernehmen wir Herders Stimme in anderem Zusammenhange.

Beabsichtigt war allerdings auch die Umarbeitung der dritten Sammlung. Darauf deuten Notizen des noch erhaltenen Rigischen Handexemplares Herders (Suphan I, XXXIII) und die Varianten hin, welche der Herausgeber der Vulgata, Heyne, gleichfalls einem solchen, dem sog. Weimarischen Handexemplar, entnahm (a. a. O. XLIf. III, XIX_1), bestimmter noch die Worte an Scheffner (26. Sept. 67. Lebensb. I, 2, 269), welche die Absicht bekunden, den „Anmerkungen zur Elegie" „Haltung

und Zusammenhang des Systems" zu geben. In der That ist nicht nur dieser, sondern auch der Abschnitt über die Satire umgearbeitet und auch ein Anlauf genommen worden zur Beantwortung der Recensenteneinwürfe in einem „Zusatz zum 1. Kapitel des 1. Abschnittes" (SWS. II, 246—8), der die Bemerkungen über den lateinischen Geist der modernen Litteratur (I, 1—4) gegen Garve rechtfertigen sollte. Aber die Arbeit geriet bald ins Stocken. Die Kritik Klotzens verleidete sie ihm und — Haym hat dies mit Recht betont — gerade die dritte Sammlung bedurfte im Grunde einer Umarbeitung am wenigsten: sachlich, mindestens im ersten Abschnitt, und auch formal. Sie war von vornherein ziemlich einheitlich, und auch der Stil war Herder eigener. Unter einer bilder- und anspielungsreichen Blumendecke war er in den beiden ersten Sammlungen erschienen, teils um unerkannt zu bleiben, teils aber auch unter dem Einflusse Hamanns, und dies mehr als er wußte und hinterher zugeben mochte, und trotz der sonstigen Verschiedenheit des Hamannischen bei allem Wunderlichen nach Regelmäßigkeit ringenden „Wurststils" und der fessellos strömenden Rede Herders. Diese „Blumendecke", die in der neuen Auflage nicht ganz, aber doch soweit als thunlich abgestreift werden sollte, war aber schon in der dritten Sammlung minder dicht als in den früheren (an Scheffner a. a. O. an Nicolai a. a. O. 412 = Hoffm. 36 an Hamann 38, 7 ff. Hoffm.). Endlich beschäftigte Herder im Frühjahr und Sommer 1768 auch schon die Fortsetzung des „Torso" auf Abbt, dessen zweites Stück zu Michaelis erscheinen sollte (an Nicolai Lebensb. I, 2, 338 = Hoffm. S. 22 an Scheffner a. a. O. 358 an Hamann 45, 5 ff. Hoffm.). Viel zu nahe berührten sich die beiden Werke durch die Rücksicht auf Abbts Urteile in den Litteraturbriefen, als daß Wiederholungen hätten vermieden werden können. So blieben die „Fragmente" liegen, und nicht nur jene umgearbeitete Abhandlung über die Elegie, auch die über die Satire ging in die Fortsetzung des „Torso" über, der aber auch noch außerdem Beziehungen zu den „Fragmenten" aufweist. Die Früchte des „Torso" sind aus dem Samen der „Fragmente" gezogen, aber sie reifen selbst nur, um zum Teil wieder Samen abzugeben für ein neues drittes Werk, die „Kritischen Wälder".

Das zweite Stück des „Torso" sollte die kritischen Schriften Abbts würdigen und aus zwei Abteilungen bestehn, deren erste den ästhetisch-kritischen, die zweite den sprachlichen Auseinandersetzungen bestimmt war. Auch ein drittes, historisches, und ein viertes, philosophisches Stück war geplant, aber auch nur geplant. Abbt hatte in den Litteraturbriefen auch über Klotz' lateinische Satiren und Oden geurteilt und das sollte nach dem ursprünglichen Plane Herder die willkommene Gelegenheit geben auch über ihn zu Gericht zu sitzen. Aber bei der letzten Redaktion, die im einzelnen zwar Umstellungen und Ausscheidungen vornahm, die Anordnung im ganzen aber unberührt ließ, wurden u. a. die „Briefe über Klotz" ausgeschieden. Die Polemik gegen ihn wurde im zweiten und

dritten Wäldchen im Zusammenhang geführt und diese nahmen auch den Inhalt der Briefe auf. (Vgl. Suphan II, VII f. III, VIII; der Text, darunter auch Auszüge aus den Briefen II, 295—366; vgl. III, 285_1. 301*.)

Uns interessiert hier besonders der Zusammenhang mit der dritten Fragmentensammlung und daher zunächst die beiden ersten Kapitel der ersten Abteilung „Über die Satyre des Horaz“ und „Über die Elegien“. Jene setzt an Stelle der von Abbt so sehr betonten „Urbanität“ in der Satire vielmehr die „Laune“ und weist neben Juvenal und Horaz nun auch auf Persius hin. Unverändert eingeschoben ist als die Äußerung eines andern Ungenannten die Fragmentenstelle 334, 11—335, 29. Tiefer geht die Umarbeitung bei der Abhandlung über die Elegie. Zunächst wird Abbts Litteraturbrief nicht mehr wörtlich sondern im Auszuge angeführt, und die eigenen Anmerkungen jeder Stelle gleich im Zusammenhang des Textes gegenübergestellt. Zur Ergänzung der noch etwa übrig bleibenden Lücken ist dann eine selbständige Abhandlung hinzugefügt. Ihr Wert liegt weniger in dem Resultat, das die gemischten Empfindungen und den Ausdruck „Beschreibung“ bei Abbt beseitigend die Elegie als „die sinnlich vollkommenste Sprache einer milden Betrübnis“ definiert und ähnlich wie später Schiller*) sie gar nicht als eine besondere Dichtungsgattung festhält, vielmehr auch tragische Chöre, Episoden der Epopöe, Ossianische Stücke, englische Balladen darunter begreift, als in ihrer für Herder charakteristischen Methode, die psychologische und historische Betrachtung, nur noch nicht einheitlich genug verbindet. Erst mittelt er, hierinnen Baumgarten nacheifernd, als dessen besonderes Verdienst er es selbst bezeichnet „der Poesie in der Seele ein Gebiet des Eigentums zuerkannt“ zu haben (Lebensb. I, 3, 1, 331), der Elegie „ein eignes Gebiet der menschlichen Seele“ aus, dann hält er, wie er es früher (vgl. S. XL) für die Kriegslieder gefordert, historische Umschau unter den verschiedenen Völkern, um Züge einer Geschichte, freilich weniger „von den Wandlungen der Elegie als von den Wandlungen einer Seelenstimmung“ (Haym) zu entwerfen. Dieser historische Teil ist dann überarbeitet in das erste Kritische Wäldchen übergegangen.

Aber die Beziehungen zu den Fragmenten sind damit wie gesagt nicht erschöpft. Die zu 111, 11 berührte Streitfrage zwischen Abbt und Lindner „über das Schuldrama“ führt (3) Herder wieder auf das dramaturgische Gebiet. Gegen Schulhandlungen und Schuldramen sträubt sich auch in ihm der Pädagoge. Aber er giebt der Frage eine andere Wendung, indem er an Stelle dessen das „Jünglingsdrama“ setzt, das den Leidenschaften freien Spielraum läßt. Hatte Diderot gefordert: „nicht mehr die Charaktere, sondern die Stände müsse man aufs Theater bringen,“

*) Diese Übereinstimmung hebt jetzt auch Gust. Kettner in seiner Programmabhandlung über „Herders Erstes Kritisches Wäldchen 1“ (Naumburg a. S. 1887) S. 14_1. 49_1; nicht nur hervor, sondern möchte auch „nicht bloß einen indirekten Einfluß“ auf Schillers Abh. Über naive und sentiment. Dichtung annehmen.

so setzt Herder den Ständen als menschlichen Beziehungen die Lebensalter als Naturscenen entgegen, und die eigentlichen dramatischen Lebensalter sind der Jüngling und Mann. Und als Beleg für dieses Jünglings- oder „jugendliche Drama“ führt er — das ist der neue Zusammenhang, auf den ich früher (S. XLIII) vorbereitete — Lessings Philotas an, „ein Original“, dem er unzweideutig Nachfolge wünscht.

Ohne Beziehung auf die Fragmente sind nur die beiden letzten Kapitel der ersten Abteilung: (4) „Einige Anmerkungen über Romane“ (die von Abbt beurteilte Parodie Grandison II., die Herder zugleich Gelegenheit giebt, einige Schwächen des auch von ihm bewunderten englischen Romanschriftstellers Richardson einsichtig zur Sprache zu bringen) und (5) „Über unsern deutschen Don-Quischotte“ (Wielands Don Sylvio), dessen allein erhaltene vordere Partie, Erörterungen des Begriffes „Laune“ und „Humour“ nach Suphan in die Polemik gegen Riedel im vierten Kritischen Wäldchen übergingen (III, 4. SWS. IV, 182—6).

Aber sofort stellen sich diese Beziehungen wieder ein in der zweiten Abteilung „über die deutsche Sprache“ und dem ersten daraus erhaltenen Kapitel (4) „Über die Prose des guten Verstandes“. Wir wissen bereits, wie wichtig Herder dieses Kapitel ist, worin ihm Abbt ein Vorbild war, und erinnern uns insbesondere der schönen Ausführung über die Sprache des Volksschriftstellers in den Fragmenten (239,22—243,3). In unserem Torsokapitel nun weist Herder dem Volksschriftsteller eine gemeinsame Aufgabe zu mit dem Prediger (vgl. zu 338, 1), deren Wirken, „Demopädie“, (nach Hayms schönem Nachweis) zusammenläuft in jener „menschlichen Philosophie“, deren Form ihm „die Prose des gesunden Verstandes“ ist. Wie in den Fragmenten knüpft er an die Wochenschriften an, freilich nicht so wie sie gemeiniglich waren, sondern wie er sie sich dachte: der Wochenschriftsteller als Ergänzung des Predigers. Wo dieser, der „Demagoge in schwarzen Kleidern, aufhört, und aufhören muß, um nicht sein Heiligtum aus dem Schatten der Altäre zu weit auf den Markt des gemeinen Volks zu veräußern: da fange der Wochenschriftsteller an“. „Er wird sich in die Stände und mancherlei Situationen des Lebens versetzen, und allen allerlei werden: hier und dort im menschlichen Herzen lauren, hier und dort den falschen Geschmack angreifen, nie die National- und Lokalseiten des Geschmacks und der Denkart aus der Acht lassen: und von Philosophie, Historie, von Kenntnis der Natur und der Bücher, von merkwürdigen neuen Vorfällen und Entdeckungen nur just so viel erbeuten, als er zu seinem Zweck nötig hat.“ Das „Unterhaltende seines Vortrages“ wird er „nicht in Bücherwitz, wenig in dichterischen Einbalsamierungen: noch weniger in spaßhaften Verkleidungen, und am wenigsten in den philosophischen Kathederambitus setzen. Aus dem Innern seines Vortrages, aus dem lebendigen Auftritt seiner Geschöpfe, aus der tiefen und klaren Quelle der Menschenkenntnis wird er sein Annehmliches ziehen.“ Wie weit man davon entfernt war, wie wenig hierin Übersetzungen fördern konnten, das sah niemand besser ein

als Herder; und „wie viel Wert ein Buch hätte, das Gelegenheit darböte, diese goldne Prose so mancherlei Schreibart anzupassen" — „ein dreifach klassisches Buch, wenn es in Bildung und Nachahmung des Stils Ton gäbe" — dafür fehlt es ihm nicht an eindringlich beredten Worten.

Nach einem ganz kurzen Kapitel (5) „über die gelehrte Sprache" kommt Herder ebenso kurz (6) auf „die Ausbildung einer Sprache durch Übersetzungen", worüber er im Anschluß an dieselben Abbtischen Äußerungen (40, 3. 49 ff. 345, 4 ff.) schon in den Fragmenten geredet hatte, und setzt sich im Zusammenhang damit ausführlich mit Heinze (7) „über die Verschiedenheit des lateinischen und deutschen Perioden" auseinander (vgl. 228, 6 ff.); eine Auseinandersetzung, die gipfelt in dem Satze, daß „unsere periodische Schulübungen für unsere Sprache unausstehlich fremde, als deutsche Schulübung, als erste deutsche Redeübung, als Regel des Wohlschreibens und Übersetzens — ein unterdrückendes Joch" sind; er zeigt, wohin es führt, wenn diese Periodenschreibart mit einemmal nach Anleitung von Gellerts Briefen „schön und süß" und unterhaltend werden soll, und giebt dagegen den einsichtsvollen pädagogischen Rat, das Kind erst hören, dann die Kunst zu lesen, und erst zuletzt, wenn es auf diese Weise Ohr und Mund bekommen, schreiben zu lehren.

Nicht fern ab von den „Fragmenten" (vgl. 197, 1 ff.) liegt auch das gleichfalls durch Heinze veranlaßte heute wieder recht zeitgemäße Kapitel (8) „über die Sprachenmischung", das selbstverständlich mit Abbt und Heinze über die Forderung der Sprachreinheit eins ist, aber gegen den letzteren sich kehrt, wenn er pedantisch und ohne Rücksicht auf die Entwickelung unserer Bildung und Sprache unersetzbare Fremdwörter wie „Genie" und „naiv" ausmerzen will, und das Schlußkapitel „von der Notwendigkeit der lateinischen Sprache", das die Frage über den Bildungswert der Alten und Neuern — ein ebenfalls wieder sehr zeitgemäßes Thema — mehr vielseitig aber auch schwankend erörtert als entscheidet.

7.

Von all dem kam aber die bereits gedruckte Umarbeitung der ersten Fragmentensammlung erst 1805 durch die erste Gesamtausgabe, das übrige erst 1877 durch Suphans kritische Ausgabe aus dem Nachlaß ans Licht. Die Schuld daran trägt das gehässige Treiben der Klotzischen Partei, das mit der früher erwähnten Recension nur seinen Anfang genommen hatte.

Das erste Stück des „Torso" war sofort in der deutschen Bibliothek (II, 32 ff.) mit einer boshaften persönlichen Kritik begrüßt worden, welche die Betonung der populären Schreibart Abbts gegenüber dem üblichen Professorenton als eine Beleidigung des ganzen Standes und der Akademie zu Frankfurt a. d. O. denuncierte (an Nicolai Lebensb. I, 2, 338 = Hoffm. S. 22; an Scheffner a. a. O. 357 f.). Und weder sie noch die andern Klotzischen Organe achteten seine Anonymität, und wenn die befreundeten

Kreise dies auch ihm zu Liebe öffentlich thaten, erraten sah er seinen Namen doch allenthalben (vgl. den Briefwechsel mit Nicolai Lebensb. I, 2, 314. 319. 325 = Hoffm. 17. 19. 20, mit Scheffner a. a. O. 333. 357, an Hamann 45, 5 ff. Hoffm.); wie empfindlich ihm das war, wissen wir bereits. Wenn dieses Treiben, wie uns der schon (S. V) angeführte Brief an Gleim verrät, Herder auch veranlaßte, die Fortsetzung seines Werkes aufzugeben, so lehrt doch eben derselbe Brief, daß er damals, Anfang November 1768, noch nicht daran dachte, die neue Auflage zu unterdrücken. Dazu mußte es noch schlimmer kommen.

Die Gegner verstanden es, nicht nur den durchsichtigen Schleier seiner Anonymität zu durchschauen, sondern sogar, auf welchem Wege ist nicht aufgeklärt, sich Einblick in seine noch nicht erschienenen Werke zu verschaffen. Der Klotzianer Professor Riedel in Erfurt zog mehrfach in seinen Briefen „Über das Publikum" (Jena 1768) die noch nicht ausgegebene Umarbeitung der ersten Sammlung an, zu keinem andern Zweck als um namhafte Gelehrte in vorhinein gegen die neue Auflage und ihren Verfasser aufzubringen. Dagegen erließ Herder in der „Berlinischen privilegierten (Vossischen) Zeitung" (St. 154, 24. Dec. 1768. SWS. IV, 337 ff.), die sich, wie er dankbar hervorhebt, schon früher gelegentlich seiner angenommen, eine öffentliche Erklärung, in der er sich über alle ihm von Klotz und Riedel widerfahrenen Unbilden vor dem Publikum beklagt. Gewiß, den anständigen Teil desselben durfte Herder unbedingt hoffen auf seiner Seite zu haben; aber anderseits bescheinigte er den Gegnern damit, wie schwer sie ihn verwundet, und „für Scheu vor seinen kleinen Ort" und aus Rücksicht auf sein Amt reute ihn sein „erklärender Vortritt" beinahe, kaum daß er ihn gethan, und er lehnte daher das Anerbieten Nicolais, die Erklärung in seiner „Bibliothek" zu wiederholen, vorläufig ab, bis ihm die Gegner etwa „eine ausführlichere und so kältere Erklärung abzwingen" würden (Lebensb. I, 2, 396. 407 f. = Hoffm. 29. 33 f.). Was aber das Schlimmste war, das boshafte Treiben der Gegner hatte ihn bereits so weit entmutigt, daß er den Gedanken fassen konnte, die zum Teil gedruckte neue Auflage zu unterdrücken. Schon in der Erklärung redet er so von ihr, indem er sich beklagt, daß Riedel sich durch „ein dreistes Siehe!" auf ein Werk bezogen, von dem er „zum Publikum noch nicht gesagt habe: Siehe! und vielleicht auch nicht sagen werde," und nach dem Brief an Nicolai hing die Sache nur von der Zustimmung des Verlegers ab (vgl. S. XXXI).

Eine naseweise und rechthaberische Antwort hatte Herder von seinen Gegnern erwartet. Klotz aber übertraf seine Erwartungen noch. Wenn Riedel „auf Schleichwegen in seine Schrift hineingeschielt" hatte, so ging dieser, durch die Polemik in den mittlerweile erschienenen Kritischen Wäldern noch mehr gereizt, soweit das ganze noch nicht erschienene Buch nach einem „vielleicht durch den Druckerjungen erschlichenen" Exemplar in seiner „Deutschen Bibliothek" (III, 119 ff.) „niedrig zu recensieren". Die

Impertinenz der früheren Recenſion iſt durch dieſe (unterz. VR.; vgl. S. XXII; der Recenſent will ausdrücklich nicht der Verfaſſer der früheren Anzeige, nur ſein Freund ſein) noch weit übertrumpft; ſie iſt ſo recht eine volle Probe von dem „unglücklichen Hang des Verfaſſers, in ſeine Urteile die diffamierendſten Perſönlichkeiten einzuflechten,“ von dem „ſtinkenden Fett, womit dieſe Herren ihre kritiſchen Waſſerſuppen zurichteten,“ wie Leſſing im 56. antiquariſchen Briefe (D. Nat.-Litt. 66, 2, 249, 3 f. 253, 32 f.) dieſes Treiben charakteriſierte. Nicht bloß die Kenntniſſe Herders, auch ſeine Perſon, ja dieſe wieder vor allem wird in der gewohnten höhniſchen, verhetzenden Weiſe böswillig verunglimpft und verdächtigt. Eine „Schmähſchrift“ nennt ſie Hamann kurzweg (Lebensb I, 2, 428). Leider war Herder jetzt noch weniger als früher in der Verfaſſung, den Rat, den ihm dieſer Freund ſchon nach dem erſten Angriff (Lebensb. I, 2, 304) gegeben, zu befolgen und einen ſo unwürdigen Gegner „mit aller möglichen Gleichgültigkeit und Kälte zu behandeln“. Er war zu ſehr empört, und auch die Entrüſtung ſeiner Freunde und die Verſicherungen, er ſei von allen Rechtſchaffenen eben ſo geliebt wie Klotz verachtet, und deſſen Anfälle ihm daher unſchädlich (An Hamann 52, 17 ff. 54, 10 ff. Hoffm.; Briefw. m. Nicolai Lebensb. I, 2, 425. 443 f. = Hoffm. 38 f. 41; Scheffner an H. Lebensb. I, 2, 432), konnten ihn nicht tröſten. Auf Nicolais Rat ließ er in deſſen Bibliothek und dem Hamburger Korreſpondenten (St. 80. 20. Mai 1769. SWS. IV, 340 f.) eine neue Erklärung einrücken, die das Vorgehen Klotzens als Ehrloſigkeit und Niedrigkeit brandmarkte, aber in dem Klotz ergebenen Hamburger Blatte Gegenerklärungen zur Folge hatte (Haym I, 304_2). Statt aber, wie Nicolai ihm auf Klotzens Drohung, die neue Ausgabe der Fragmente nach dem geſtohlenen Exemplar wieder abdrucken zu laſſen, riet (Lebensb. I, 2, 452 = Hoffm. 45), ſich mit ſeiner rechtmäßigen Auflage zu beeilen und durch das reifere Werk die Einwürfe der Gegner in ihrer Seichtigkeit und Bosheit vor allen Urteilsfähigen bloßzuſtellen, blieb es bei dem Entſchluſſe, ſie nunmehr zu unterdrücken und mit Zuſtimmung des Verlegers Hartknoch die gedruckte erſte Sammlung, 1500 Exemplare, unter Siegel und Verſchluß zu legen (Suphan I, XXXI). In das Schickſal der Fragmente wurde auch die Fortſetzung des „Torſo“, die ihre beſten Lebensſäfte aus jenen geſogen, mit hineingeriſſen. Wie die Fragmente hier benutzt waren, wäre es unmöglich geweſen die Anonymität zu wahren.

Herder beraubte ſich durch ſeinen Entſchluß ſelbſt der Wirkung, die das verbeſſerte Werk damals auf die Litteratur hätte ausüben können, nicht mehr aber in der ganz veränderten Zeitlage nach ſeinem Tode. Freilich, auf einen Verſchluß auf Lebenszeit war es auch weder bei ihm, noch weniger aber bei ſeinem Verleger abgeſehen. Wiederholt, ſchon auf der Reiſe in Nantes (1769), dann wieder mehrfach in den ſiebziger und achtziger Jahren (aus Anlaß der Schrift Friedrichs II. über die deutſche Litteratur 1781), beſchäftigt ihn der Gedanke einer Neubearbeitung und

Fortsetzung der Fragmente. Der Wunsch des Verlegers, daß an dem gedruckten ersten Teil so wenig als möglich geändert werde, wäre mit den neu gewonnenen Gesichtspunkten und Anschauungen des Verfassers nicht vereinbar gewesen. Nach einem Plane von 1777 hätte er, „in einigen Bogen um- und fortgedruckt“, als der „von der deutschen Sprache“ handelnde 4. Teil den drei andern: „1. von der Orientalischen 2. Griechischen 3. Römischen Litteratur in Deutschland“, sich anreihen sollen. Nach andern Aufzeichnungen sollte überhaupt das Kritisch-Polemische beseitigt, die Einwirkung der Alten (Juden, Griechen, Römer) und Neuern (darunter jetzt auch Skandinavier und Schotten) in historischer Ordnung und „die deutsche Litteratur nicht abgesondert sondern als Ableitung oder Seitenstück der ausländischen betrachtet“ werden, endlich die Gliederung den Nationen und Zeiträumen, weiter den litterarischen Gattungen und ihren Vertretern folgen. Zur Ausführung als Ganzes gedieh keiner dieser Pläne; wohl aber stehen ansehnliche Teile ausgearbeitet in den Humanitätsbriefen und der Adrastea. So hängen noch die Werke der letzten Periode des Verfassers mit diesem Erstlingswerke zusammen (vgl. Suphan I, XXXVI —XXXVIII. XVIII, 546_1. Ders. Friedrichs d. Gr. Schrift üb. d. Deutsche Litteratur. Berl. 1888. S. 67—69. Bächtold, Aus dem Herderschen Hause. Berl. 1881. S. 57).

Wenn die erste Gesamtausgabe (die Vulgata; Z. sch. L. u. K. I) die erste Fragmentensammlung nur nach der zweiten Ausgabe brachte und sich begnügte, von der ersten bloß die Vorrede und Einleitung zu wiederholen, so sind die spätern Ausgaben ihr darin mit Recht nicht gefolgt, haben vielmehr die ursprüngliche Fassung zum Haupttext gemacht. Es war in der That unhistorisch, ein Werk in der allerdings vollkommenern Gestalt zu wiederholen, in der es keine lebendige Wirkung auf die Litteratur geübt hat, und darüber die, von der eine so mächtige Wirkung ausgegangen war, der Vergessenheit anheimfallen zu lassen. Für mich, dem überdies Raumrücksichten Schranken setzten, war es daher nicht zweifelhaft, welche der beiden Fassungen ich zu bevorzugen hatte. Von der Umarbeitung mußte ich mich begnügen, einige der wichtigsten Stücke der abgeschlossenen und gedruckten ersten Sammlung zu geben. In der Mitteilung von Varianten, die man in Suphans kritischer Ausgabe (SWS. I. II) vollständig bis auf die Änderungen des „Rigischen Handexemplars“ (aufbewahrt in der Rigaer Stadtbibliothek) und, soweit sie auf Herder zurückgehn können, auch der Vulgata beisammen findet, beschränkte ich mich auf einige wenige wichtigere Stellen. In der Bezeichnung folgte ich natürlich Suphan: A bedeutet wie in der Regel auch sonst die Originalausgabe, B die Umarbeitung, b das Rigische Handexemplar, V die Vulgata. Wo Düntzer citiert wird, ist die Hempelsche Ausgabe (Bd. 19) gemeint. A habe ich selbst neu verglichen; für die wenigen Blätter aus B (Anhang) und die Varianten durfte ich mich wohl umsomehr damit begnügen Suphans Text und Angaben zu wiederholen, als die Vergleichung von A, wie zu erwarten war,

nur geringen Ertrag bot.*) Unzweifelhafte Druckfehler, über deren Verbesserung Meinungsverschiedenheiten ausgeschlossen sind, glaube ich nicht anmerken zu sollen, und ich denke, daß die Leser mir eher dafür danken, als mit mir rechten werden; ja vielleicht werden sie wünschen, daß ich noch mehr für so selbstverständlich angesehn hätte. Die gebotene Grenze zwischen Verbesserung der Textverderbnisse und des Schriftstellers selbst suchte ich durchweg zu wahren. Ganz sicher ist sie freilich nicht immer zu ziehn, und allen werd' ich es schwerlich recht gemacht haben, manchem wohl im Einzelnen sogar zu peinlich verfahren sein; ich streite auch nicht, wenn sich ein anderer, z. B. in der Behandlung der Eigennamen, größere Freiheit gestattet. Bei den griechischen Stellen, wo erwiesener Maßen „wörtliche Schwächen" Herders nicht ausgeschlossen sind, war anderseits auch seine Forderung 368, 4ff. und zu 171, 28 zu beachten. Accente fehlen in diesen Citaten der „Fragmente" ebenso regelmäßig, als sie im ersten Kritischen Wäldchen in den meisten Fällen stehen, freilich nicht selten fehlerhaft. Da hier doch von einer Normalisierung kaum Umgang genommen werden konnte, werden sie mit Rücksicht auf die Gewohnheit unserer heutigen Leser überall gesetzt und Fehler der Schreibung berichtigt. Freie Citate, die bei Herder häufig begegnen, lasse ich als eine seiner Eigentümlichkeiten stehen und bessere nur, wo es ihm selbst augenscheinlich auf wörtliche Anführung ankam. In allen andern Fällen wird, wo es ersprießlich scheint, namentlich wo nicht, wie z. B. bei Lessing, sicher vorauszusetzen ist, daß der Leser selbst werde vergleichen können, die wörtliche Fassung in den Anmerkungen gebracht.

Diese mußten teils aus sachlichen Gründen, teils wegen des anspielungsreichen Stiles der Jugendwerke diesmal zahlreicher ausfallen. Daß sie demungeachtet noch keinen erschöpfenden Kommentar bilden, weiß ich sehr wohl und mußte schon aus einem zum Teil kaum glaublichen Mangel an Hilfsmitteln darauf verzichten. Manches noch Fehlende kann man auch nur finden, nicht eigentlich suchen. Für einzelne Fälle dieser Art oder solche, die meinem Studienkreise ferner liegen, erfreute ich mich auch der Hilfe befreundeter Gelehrter und Kollegen. Ich konnte ihren Anteil nicht immer im einzelnen ersichtlich machen und muß mich daher begnügen

*) 35, 9 (SWS. I, 166_{52}) war aber nach dem Druckfehlerverzeichnis II, 331 aufzunehmen; 39, 7 (170_{60}) eben darnach „ein neuer Abschnitt" zu beginnen. 109, 11 (249_{190}) Muse (nicht Muster). 262, 10 (416_{105}) diese (nicht die) Kunstwörter. 347, 28 (510_{288}) Prophet und (nicht oder) Kirchenlehrer. Einiges Andre ist offenbar stillschweigende Besserung Suphans, z. T. schon seiner Vorgänger, wo ich mindestens noch zweifle: vgl. zu 35, 13. 43, 8. 232, 21. 244, 14. 293, 10. Ob sich die Angabe SWS. I, 536 zu 145_{15} (hier 15, 16): „Herder schreibt βουστροφεδον" auch auf A beziehn soll, ist mir nicht ganz sicher: jedenfalls steht nicht so, sondern βουστρεφοδον in A. Auf Interpunktion lasse ich mich nicht ein, außer wo der Sinn dadurch berührt wird: vgl. zu 319, 16. 246, 19—25. Ebenso wenig auf Sprachformen, in denen ich mich an A halte, während die kritische Ausgabe anderweitig durch Handschriften beglaubigte Formen auch gegen die Originalausgabe einsetzt und durchführt. Ich möchte ihr hierin nur folgen, wo die Handschrift des Werkes selbst noch vorliegt oder eine Form nachweisbar von dem Autor gemieden wurde.

hier jedem noch einmal meinen herzlichsten Dank auszusprechen. Die Beziehungen der Fragmente auf die Litteraturbriefe galt es dem Leser bequem und klar vorzulegen. Herders Wunsch, daß der Leser den Originaldruck der Briefe zur Seite aufschlage (17, 16 f.), wird wohl nur bei den wenigsten Benutzern dieser Ausgabe erfüllbar sein. Bei Lessing genügte es öfters, die Nummer des Briefes anzugeben; wo genauere Verweisung wünschenswert schien, wurde sie nach dem 64. Bande der „Deutschen National-Litteratur" (Lessing VII) beigefügt; nicht ganz so günstig steht es schon bei Mendelssohn, dessen Gesammelte Werke zwar im vierten Bande seine Beiträge wiederholen, aber doch auch nicht jedem zur Hand sein dürften; vollends bei Abbt und den andern, deren Anteil überhaupt nicht wieder gedruckt wurde, mußten notwendig die Anmerkungen als Ersatz eintreten. Die gelegentlichen Verweisungen auf andere, namentlich zeitlich nahe stehende Arbeiten und Briefe, bei denen ich übrigens nicht auf erschöpfende Vollständigkeit ausgehe, haben mit der gerade Herder so widerwärtigen Parallelenmacherei und der leidigen Sucht eine wohlfeile Belesenheit in seinem Autor zu zeigen nichts zu thun; sie sollen hie und da auf seine Arbeitsmethode ein Streiflicht werfen, namentlich aber Beziehungen und Zusammenhänge andeuten, die sonst in einer Auswahl verloren gehn müßten und doch manchem Leser interessant sein dürften; am liebsten möchte ich dadurch wie durch die Analyse der nicht aufgenommenen Werke in den Einleitungen zu weiterer eingehenderer Beschäftigung mit Herder anregen.

Die Arbeiten meiner Vorgänger auszunutzen war nicht sowohl mein Recht als meine Pflicht, und was ich ihnen, namentlich der kritischen Ausgabe Suphans und Herders Biographen Haym, verdanke, liegt offen zu Tage, ohne daß ich es bei jeder Einzelheit anzumerken brauchte.

Hans Lambel.

Ueber die neuere Deutsche Litteratur.

Erste Sammlung von Fragmenten.

Eine Beilage zu den Briefen, die neueste Litteratur betreffend.

1767.

Vorrede.

Diese Fragmente sollen nichts minder, als eine Fortsetzung der Litteraturbriefe sein: man darf also über ihren Titel nicht erschrecken. Es sind Beiträge, Beilagen zu denselben, nach dem Schluß aller ihrer 24 Teile.

Ein Werk von 24 Teilen, das die Litteratur eines ganzen Volkes zu beurteilen sich übernahm, das in diesem Urteile, wie Cato, bei den Großen zuerst anfing; das die Augen von ganz Deutschland auf sich richtete, und was noch mehr ist, auch bis an sein Ende auf sich erhielt; das den Geschmack bessern wollte, und ihn auch merklich gebessert hat: ein solches Werk verdient ja nach seiner Vollendung vorzüglich ein Denkmal seiner Verdienste.

Ich setze mich also, da ich 24 Bände durchlaufen bin, auf den letzten Gränzstein*) nieder, der mit Zahlen von Verdiensten und Bemühungen; hie und da aber auch mit einigen Nullen menschlicher Fehler pranget: hier sitze ich wie Marius auf den Trümmern Carthagos, da er die Schicksale Roms und Phöniciens überdachte, oder wie ein alter ehrlicher Markgraf, der über sein deutsches Vaterland denkt.

Ich sehe eine Gesellschaft Reisende, mit unaussprechlichen Namen, mit großen Berichten aus dem Ländchen: Deutsche Litteratur! mit Memoirs, die ich gerne in eine Geschichte der Litteratur verwandelt wissen wollte. Meine Zweifel- Frag- und Erklärungssucht — oder rühmlicher zu reden, meine patriotische Neugierde legt mir Fragen an sie in den Mund — vielleicht Fragen, wie

*) Der 24. Teil der Briefe, der das Register ist.

5. 24 Teile, erschienen Berlin 1759—65. — 20f. unaussprechlichen Namen, da die Mitarbeiter nur mit Chiffern unterzeichneten. — 25f. Michaelis' „Fragen an eine Gesellschaft gelehrter Männer, die auf Befehl Ihrer Majestät des Königs von Dänemark nach Arabien reisten". 1762. (Haym.)

jene eines deutschen Arabers, die hier und da nicht sollten, und nicht werden beantwortet werden.

Ich werfe mich indessen nicht zu einem Richter im Namen des Publikum auf, ein Amt, wozu ich mir nicht Beruf genug zutraue. Unparteiisch könnte ich sein, weil ich selbst weder unter ihrem Buchstaben des Lebens A. noch unter dem Zeichen des Todes K. gestanden: allein das beste fehlt mir: das Milchhaar kann mich nicht mehr begeistern, ein Daniel für die Susanne gegen abgelebte hypokritische Richter zu sein! — Wirklich ein Beruf, der heut zu Tage im Reiche der Litteratur so kanonisch geworden ist, als er uns in der Bibel apokryphisch dünkt.

Daher strecke ich meine Fasces, und schleiche zu den Privaturteilern, um nichts mehr, als meine Stimme, zu geben. Aber warum denn am Ende der Briefe? Es ist immer mißlich, einen berühmten Kunstrichter über ein Volk von Schriftstellern in der Rede zu stören. Wie ging es jenem Thersites, da er dem Könige der Völker entgegen redete? Der göttliche Ulysses sah ihn grimmig an, und brachte ihn durch die Stärke seines königlichen Scepters und seiner Drohungen zum Stillschweigen: „da krümmte er seinen Rücken, und eine heiße Thräne entfloß seinem Auge; aber von dem goldnen Scepter entstand eine blutige Strieme auf der Schulter: niedergeschlagen saß er, mit feigem Antlitz, und trocknete seine Thräne; aber die Griechen, mitten in ihrem Mißvergnügen, fingen herzlich über ihn an zu lachen." So schildert Homer*) den Thersites; wer wollte auch nur von weitem sich zum Heer unsrer Thersite in Deutschland gesellen?

Aber nach geendigtem Werke urteile man; alsdenn tritt der unumschränkte Diktator selbst vor die Schranken als Bürger; alsdenn mischt sich der Schauspieler unter die Zuschauer, und hört das Urteil derer am liebsten, die während der Rolle weder klatschen noch pfeifen mochten; alsdenn ist das ägyptische Totenurteil gerecht, und für die Wahrheit der Geschichte nützlich, insonderheit wenn mündige Verwandte leben, die sich verteidigen können; als-

*) Homers Iliade [II, 266—70].

6f. Dem freisprechenden A (absolvo) und dem verurteilenden C (condemno) auf den Täfelchen, mit denen die römischen Richter votierten; vgl. den Eingang des Shakespeare-Aufsatzes (T. III, 2. Abt.). — 7f. Vgl. 22, 25. — 8ff. Das Kapitel von der Susanna und dem jugendlichen (puer iunior) Daniel (Dan. 13) gehört zu den im Urtext fehlenden Teilen, und schon in sehr alter Zeit wurde seine Echtheit bestritten.

denn kann man füglich zu 24 Teilen Litteraturbriefe einige kleine Beilagen machen.

Aber keinen bloßen Auszug! Dieser ist für die leicht, die aus dem Realregister sich ein Kollektaneenbuch machen wollen; aber für mich wirklich schwer, und in der That auch nachteilig. Justinus spielte den Trogus und Origenes den Celsus durch Auszüge in den Fluß der Vergessenheit, und unser deutsches Publikum braucht die Litteraturbriefe noch recht sehr, so wie sie da sind.

Ich will mich bloß, nach ihrem Leitfaden, von der Litteratur meines Vaterlandes unterrichten, und ein Gemälde derselben in den letzten 6 Jahren, im Schatten entwerfen. Ich weiß, dies Gemälde wird einigen kleinlich, andern dunkel, den übrigen so ungeheuer vorkommen, als jene Statue der Minerve, die Phidias für die Höhe des Altars gemacht hatte, dem athenienſischen Volke unten am Boden vorkam. Ihn wollte man steinigen, und das unerfahrne, aber reizende Bild des Alkamenes behielt den Preis, bloß weil es ihnen besser in die Augen fiel.

Ich sammle die Anmerkungen der Briefe, und erweitere bald ihre Aussichten, bald ziehe ich sie zurück, oder lenke sie seitwärts. Ich zerstücke und nähe zusammen, um vielleicht das bewegliche Ganze eines Pantins zu verfertigen. Dazu habe ich Freiheit, wie ich glaube: denn wenn die Briefe sich durch das Fruchtland anderer Wege bahnten, so kann ich ja zum Vorteil des Besitzers diesen Weg wieder überpflügen. Wenn sie in manche Wüsten Ströme leiteten, so kann ich ja diese Ströme beschiffen. Wenn sie hie und dort im Meere Inseln entdeckten: so kann ich ja nach dem festen Lande umherschauen. Immer aber sage ich mit jenem Alten, der über die Litteratur seiner Zeit um Rat gefragt wurde: „Kaum wagte ich's, eine so schwere Frage zu übernehmen: ob es an unsern Fähigkeiten liege, daß wir nicht können — oder an unserm Geschmack, daß wir die Alten nicht erreichen wollen? Ich

6. Pompejus Trogus schrieb ungefähr gleichzeitig mit Livius eine Universalgeschichte in 44 Büchern. Sie ist verloren und uns hauptsächlich aus dem von Justinus (wahrscheinlich im Zeitalter des Antonine) herrührenden Auszug bekannt. — Celsus, Epikureer des 2. Jahrh. n. Chr., Verfasser einer verlorenen Streitschrift gegen das Christentum, die der Kirchenvater Origenes in seiner noch erhaltenen Entgegnung Contra Celsum bekämpft. — 11. im Schatten entwerfen, einen Schattenriß. — 13 ff. Tzetzes Chil. VIII, 353 ff. (Overbeck, Die antiken Schriftquellen z. Gesch. d. bild. Künste bei den Griechen Nr. 772). — 21. eines Pantins, eines mittelst eines Fadens beweglichen Kartenmännchens. Welche Rolle sie in der Mode des vorigen Jahrhunderts spielten, gegen dessen Mitte sie „zur allgemeinen Unterhaltung der damaligen Elegants und Elegantes dienten", lehrt Wieland, „Neuer Amadis" Ges. V, Str. 20 u. Anm.

wagte es kaum, meine Meinung zu sagen, wenn ich nicht die Beobachtungen der größten Männer unsrer Zeit bloß aus dem Gedächtnis anzuführen hätte; fein ausgedachte, und schön gesagte Gedanken, die ich schon als Jüngling von ihnen lernte."*)

Und diesen Schutzengeln der Litteratur widme ich auch meine vier Fragmente: ein kleiner Lorbeerkranz, der dem olympischen Sieger unbemerkt von einem Fremden zufliegt, der sich aus Stolz und Bescheidenheit unter das Volk versteckt. Möchte dieser Kranz jener Rose Anakreons gleichen, welcher er sein schönstes Lied**) geweiht hat. Als das Meer die Göttin der Schönheit und Jupiters Haupt die Pallas erzeugte: rang auch die Erde zu gebären, und es erschien die Rose:

Πολυδαίδαλον λόχευμα.
Μακάρων θεῶν δ' ὅμιλος,
Ῥόδον ὡς γένοιτο, νέκταρ
Ἐπιτέγξας, ἀνέτειλεν
Ἀγέρωχον ἐξ ἀκάνθης
Φυτὸν ἄμβροτον Λυαίου.

*) [Taciti] De oratorib. dialog. [1].
**) Anakr. μελ. 53. [Anacreontea 53, 38 ff. Bergk, Poetae lyrici graeci III[4], 330.]

6. vier, vgl. Einl. S. IV.

Inhalt der ersten Sammlung.

8. Philosophen über die deutsche Sprache, Beispiele dieser namentlich in den Schriften der ersten Periode begegnenden „französierenden Ausdrucksweise" („Beziehung eines im Substantivum liegenden verbalen Begriffs auf das folgende Substantiv durch eine Präposition") SWS II, 372 zu 137. — 30. des P., zu 24, 12.

Über die neuere deutsche Litteratur.

Einleitung.

(Die einen Traum von einem allgemeinen Gemälde der deutschen Litteratur enthält, und Anlaß giebt, die Allgemeine deutsche Bibliothek, die Bibliothek der schönen Wissenschaften, und die Litteraturbriefe zu prüfen.)

So sehr die Schriftsteller der Journäle sich über ihre Leser erheben: so sind sie doch beide mit einander Zwillinge eines Schicksals. Beide jagt die liebe Göttin Langeweile, die Mutter so vieler Menschen und menschlichen Werke, in die Arme der Musen; beide fliehen aus Ekel über Arbeit oder Muße, über politische Neuigkeiten und Schriftstellerei, in den Schoß der Göttin Kritik, um sich hier durch einen wachenden Schlummer zu zerstreuen und zugleich auch zu sammlen. Man wird ein Verfasser, oder ein Leser der Journäle, um die Ruhe und Geduld zu erlangen, die einem verwundeten Sohne des Mars oder der Pallas sehr eifrig zu empfehlen ist.*) Die Litteraturbriefe waren im

*) S. Vorrede zu den Litter. Br. [D. Nat.-Litt. Bd. 64 = Lessing 7, 153, 4 ff].

10 ff. Nach der bekanntlich von Lessing herrührenden Fiktion (in der „Einleitung") waren die Lbr. an einen bei Zorndorf verwundeten Offizier (Lessing dachte an Kleist) gerichtet, dem die Wundärzte „Ruhe und Geduld" empfahlen und den „Langeweile und ein gewisser militärischer Ekel vor politischen Neuigkeiten" antrieb, „bei den ungern verlassenen Musen eine angenehme Beschäftigung zu suchen". Mit Bezug darauf schreibt Hamann an Lindner (20. Juli 1759, Schriften I, 415): „Sollte aber wohl das Publikum von Richtern und Kennern dergleichen Einfälle billigen, die gar zu deutlich verraten, daß nicht der Mann, an den diese Briefe gerichtet sind, sondern der Schriftsteller ein solcher temporärer Invalide ist, der seine eigene lange Weile vertreibt — und seine gesunde Urteilskraft zur Lust oder aus eigennützigen Absichten, wie die Bettler, zum Krüppel macht?"

Anfange ein Zeitvertreib eines kranken Offiziers, nachher des kranken Publikums, und oft auch kranker und ermüdeter Verfasser, die vom Bücherlesen müde, und aus dem Felde des Autorruhms siech zurückkamen.

Daher ist auch unsre Zeit um so viel reicher an Journälen, als sie an Originalwerken arm wird. Der junge Schriftsteller nimmt alten Richtern das Brot vor dem Munde weg, weil er glaubt, urteilen zu können, ohne denken zu dörfen; Arbeiten schätzen zu können, ohne selbst ein Meister zu sein. Der Leser wiederum lieset Advokatenberichte, um nicht selbst richten zu dürfen; Auszüge und Kritiken, um keine Bücher durchzustudieren. Je mehr Bücher, sagt Rousseau, desto weniger Weisheit; je mehr Ehebruch, desto weniger Kinder: je mehr Journäle, desto minder wahre Gelehrsamkeit. Man läuft auf die Märkte, Neuigkeiten zu hören: der Kunstrichter als ein Proselyt der Gerechtigkeit; der Leser als ein Proselyt des Thors; und der wahren Bürger sind so wenig, daß man auch selbst schon zu den Neuigkeiten Fremde braucht.

Indessen denke ich mir ein Journal, das mehr als Briefe, Auszüge und Urteile zum Zeitvertreibe enthielte: ein Werk, das sich den Plan vorzeichnete zu einem ganzen und vollendeten Gemälde über die Litteratur, wo kein Zug ohne Bedeutung auf das Ganze wäre, er mag sich im Schatten verbergen, oder ans Licht hervortreten: zu einem Gemälde, das die Natur des Titian mit der Grazie des Correggio und der bedeutungsvollen Idea des Raphaels zu verbinden suchte: kurz! ein Werk, das eine pragmatische Geschichte im gelehrten Staat würde, so wie die Annales des Tacitus im politischen Staat diesen hohen Namen verdienen.

Man lasse mich meinen Traum verfolgen! Diesem allgemeinen und einzigen Werke müßte eine Geschichte der Litteratur zum Grunde liegen, auf die es sich stützte. Auf welcher Stufe befindet sich diese Nation? und zu welcher könnte und sollte sie kommen? Was sind ihre Talente, und wie ist ihr Geschmack? Wie ihr äußerer Zustand in den Wissenschaften und Künsten? Warum sind sie bisher noch nicht höher gekommen, und wodurch könnte ihr Geist zum Aufschwunge Freiheit und Begeisterung erhalten? Alsdenn rufe der Geschichtschreiber der Litteratur aus: „Wohlan! Landes-

24 f. Idea des Raphaels (vgl. II, 275 zu Leg. 8, 37), Reminiscenz aus Winckelmanns „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke“ 2. Aufl. S. 10 (Seufferts Neudruck der 1 Aufl. S. 14, 9. WW. Eiselein I, 17 §. 33.) — 18—27. Vgl. zu 15, 16.

leute, diese Bahn laufet, und jene Abwege und Steine vermeidet: so weit habt ihr noch, um hierin den Kranz des Zieles zu erreichen!" Man stelle ihnen die Alten als Vorläufer, die Nachbarn als Nebenbuhler vor, und suche die Triebfeder des Nationalstolzes so rege zu machen, als man das Nationalgenie untersucht hat. Kurz! eine solche Geschichte suche das, was sie bei den Alten war, zu werden: die Stimme der patriotischen Weisheit und die Verbesserin des Volks. Sie suche das in der Litteratur zu sein, was der Schätzer der englischen Sitten und Grundsätze, der republikanische Browne, für den Staat war: eine Stimme patriotischer Weisheit, die Verbesserin seines Vaterlandes.

Jetzt mache ich den Riß zu dem Gebäude auf diese Grundlage: wiefern wird durch jede merkwürdige Frucht des Geistes ein neuer Stein und Pfeiler dazu gebracht werden? wie jener unglücklich gebauet; dieser das Gutgebauete unglücklich niedergerissen? wie jener Handlanger ein Baumeister, und dieser Baumeister ein Kalklöscher sein sollte? wie viel unerkanntes Verdienst jener stille Fleißige habe, wie viel Aufmunterung dieses Genie verdiene, um nicht im Fleiße zu ersticken; wie viel Schaden jener Lärmer dem Ganzen zugefüget, und wie er auf bessere Wege zu lenken sei? Dies alles zeige ein Kunstrichter im Plan, der Gelehrte übe es aus, und der Pfleger der Wissenschaften halte jene zur Ausübung an, befördere den Fleiß, und erwecke das Genie.

Wo ist nun ein hundertäugiger Argos, um dies alles zu übersehen? Wo ein Briareus mit hundert Händen, um es auszuführen? Und wo ein Gesetzgeber, wider den auch die eigensinnigen Genies, die ziegenbärtigen Grammatiker, und der Pöbel von Übersetzern und Systemschreibern keine Widerrede hätte? Wir arbeiten in Deutschland wie in jener Verwirrung Babels; Sekten im Geschmack, Parteien in der Dichtkunst, Schulen in der Weltweisheit streiten gegeneinander: keine Hauptstadt, und kein allgemeines Interesse: kein großer allgemeiner Beförderer und allgemeines gesetzgeberisches Genie. Wenn im Homer die Versammlung der Griechen erscheint: so bebt vom Gemurmel die Erde, und neun schreiende Herolde laufen mit Stäben umher, sie zu bändigen, daß sie die Göttersöhne, die Könige, hören sollen.

10. John Brown (1715—66), schrieb u. a. „An Estimate of the Manners and Principles of the Times" (Lond. 1757 u. ö.), eines der populärsten englischen Bücher der Zeit. Vgl. Mendelssohn im 139. Litt.=Br. — 33. Homer, Il. II, 95—98.

Da dies Werk für einen nicht ist; so teile man die Arbeit, oder den Plan. Den Plan? Dies ginge nicht so füglich an. Ein großer Teil der Wissenschaften macht einen Körper, wo man kein einzelnes Glied nach bloßem Gutdünken pflegen kann, ohne dem Ganzen zu schaden: und dieser Teil trägt den Namen Litteratur. Ein weiter Name, dessen Gebiet sich von den ersten Buchstabierversuchen erstreckt bis auf die schönste Blumenlese der Dichtkunst: von der Züchtigung elender Übersetzer nach der Grammatik und dem Wörterbuch bis zu den tiefsten Bemerkungen über die Sprache: von der Tropologie bis zu den Höhen, die nur das Sonnenpferd der Einbildungskraft auf Flügeln der Aurore erreicht: von den Handwerkssystemen bis zu den Ideen des Plato und Leibniz, deren jede, wie ein Sonnenstrahl, siebenfarbichtes Licht enthält: Sprache, Geschmackswissenschaften, Geschichte und Weltweisheit sind die vier Ländereien der Litteratur, die gemeinschaftlich sich zur Stärke dienen, und beinahe unzertrennlich sind.

So teile man alsdenn die Arbeit? — Nur teile man sie recht, lenke sie recht zusammen, und habe stets das Ganze im Auge. Ein wahrer Kunstrichter in solchem Journal muß nicht Bücher, sondern den Geist beurteilen, sie mit ihren Schwächen und Größen gegen einander abwägen, und nicht ihr System sondern ihr Urbild verbessern. So lange man nicht Ideen in ihre Quelle zurückzulenken weiß, in den Sinn des Schriftstellers: so schreibt man höchstens wider ihn; und erregt — wenn er sich nicht in unsre Stelle zu setzen weiß — statt Überzeugung, Widerspruch. Wie schwer ist's, Proben zu Grundsätzen zurückzuführen, und Versuche zu Meisterstücken zu erheben; beständig mit und statt seines Autors denken zu können, statt seiner zu arbeiten, und das Ganze nicht aus der Acht zu lassen: wie schwer ist's, sich und seinem Schriftsteller, und dem Leser und der Schutzgöttin Litteratur ein Gnüge zu thun? so schwer, daß mein Plan lange ein Traum meiner Phantasie bleiben wird.

*
* *

Drei Werke sind es, die mit diesem Grundriß eine Ähnlichkeit haben, und die ich also darnach beurteilen darf. Ist mein Ideal

6 ff. Vgl. Hamann, Kreuzzüge (Schriften II, 128): „Das Gebiet der Sprache erstreckt sich vom Buchstabieren bis auf die Meisterstücke der Dichtkunst und feinsten Philosophie, des Geschmacks und der Kritik."

eigensinnig, so zeichne ich, wie es der Gestalt und Schwäche meiner Augen erscheint. Sie erheben sich über die übrigen Journäle so sehr, als nach Virgils Gleichnis Rom über die Schäferhütten und die Cypressen über das Gesträuch. Indessen kann man doch auch über Rom urteilen.

Die Deutsche Bibliothek hat einen zu weiten Plan, um allgemein zu sein. Da sie sich über die erst gezeichneten Grenzen der Litteratur auch den sogenannten höhern Wissenschaften mitteilet: so muß sie die höhern Handwerks- und Kunstwerke nur in einem philologischen Gesichtspunkte zeigen, der dem gemeinen Leser zwar bequem, aber dem Liebhaber dieses Feldes viel zu entfernt ist. Entweder man befriedigt also den letztern nicht, der sie im ganzen Licht erblicken will: oder man hat dem größten Teil der fremden Leser die Frage vorzulegen: Verstehest du auch, was du liesest? Entweder man thut den Verfassern nicht gnug; oder fodert vom exoterischen Leser ein Pythagoräisches αὐτὸς ἔφα, oder das Sokratische Urteil, das er über Heraklits Schriften fällte: „auch, was ich nicht verstehe, ist gut." Ich könnte aus jedem Teil solche Schriften anführen, die oft bloß aus einem Nebengesichtspunkt betrachtet sind, ja von denen man gar nur ein allgemeines, und einseitiges Urteil fällen konnte; weil es in einer allgemeinen Bibliothek stehen sollte. Auf die Art bildet man unvollkommene Polyhistors, aber keine Pansophen der Litteratur: das Werk wird ungleich, und mangelhaft: ex omnibus aliquid, ex toto nihil. Man sieht es jedem Recensenten an, daß er uns mehr sagen konnte; allein um des Allgemeinen willen mußte er sich in der Gottesgelahrtheit auf Toleranzpredigten, in der Arznei- und Rechtslehre auf die Grenzen dieser Wissenschaften, und in der Ästhetik auf Auszüge einschränken.

Gewiß! Recensionen allein machen noch keine allgemeine Bibliothek aus; Vergleichungen und Aussichten, Beobachtungen über Fehler und Tugenden, diese charakterisieren den hohen kritischen Geist, der zum Bibliothekar einer Nation gehört. Das ganze Bild der himmlischen Göttin lebte stets in der Seele des Zeuxes, da er von seinen irdischen Göttinnen Reize borgte. Was in jeder Schrift

3. Vergil, Bucol. I, 25 f. — 6. Die von Nicolai seit 1765 herausgegebene „Allgemeine deutsche Bibliothek" (Deutsche Nat.-Litt. Bd. 72, S. 288 f.). — 14. Verstehest du auch, was du liesest? Apostelgesch. 8, 30. — 16 ff. Das von Diog. Laert. II, 5, 22 überlieferte Sokratische Urteil über Heraklit dürfte H. durch Hamann vermittelt sein; vgl. dessen Schriften II, 12. I, 63. — 33 f. Zeuxes st. -xis auch 136, 12. 201, 29. — da er . . . Reize borgte, wie bei seiner Helena von den fünf schönsten, von ihm selbst zu diesem Zwecke auserwählten Jungfrauen. Overbeck, Die antiken Schriftquellen, 1667—69.

neu ist, und wozu Pfade eröffnet werden; für welche Klasse von Lesern jenes und dieses Werk ist; was man wegzuwerfen und auszubessern habe, um den Bau des Ganzen zu befördern — dies heißt eine allgemeine Bibliothek. Und von diesem dörfte man bisher nicht eben viel Neues in dem gedachten Werk wahrgenommen haben.

Bloße Auszüge, mit einem flüchtigen Urteil über einzelne Sätze; Auszüge, die gegeneinander nicht immer Ebenmaß haben; Auszüge nach Gesetzen und Satzungen, nicht nach dem Genie des Verfassers, und der Wichtigkeit der Sache; sind eine encyklische Gelehrsamkeit, einer Spirallinie gleich, die um ihren Mittelpunkt läuft, um ihn spät zu erreichen. — Ich sehe selbst die Schwierigkeiten ein, die diesen schönen Plan, im Lehnstuhl ausgeheckt, schwer gnug machen, allein unmöglich ist er nicht für einen Ort, wie Berlin, für einen Verleger, wie Nicolai ist, und für Verfasser, wie die meisten bei der *Bibliothek* sind.

Die *Briefe über die neueste Litteratur* haben kein Lehrgebäude liefern wollen, doch aber nennen sie es ein *Gemälde der Litteratur**) in den letzten Jahren. Vielleicht könnte man die *Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften***) *in Deutschland* für ihre Grundlage ansehen; allein auch diese reden bloß von Stückwerken von Betrachtungen, wie ich von *Fragmenten*: und als Gebäude wollen sie also ihr Werk nicht beurteilen lassen.

Man dankt es also den Verfassern, daß sie manchmal ihre

*) s. Schluß der Litt. Br.
**) Breslau 1755.

Der Gedanke ist Winckelmannisch; vgl. dessen „Gedanken über die Nachahmung“ 2. A. S. 9ff. (Seufferts Neudr. der 1. A. S. 14f. WW. Eiselein I, 17, § 32f. 18f. § 38). Er kehrt mit demselben Beispiele noch in der Kalligone (1800) III, 194 (SWS. XXII, 297) wieder.

13. *schönen Plan*, „ein recht angenehmes Hirngespinst“ nannte ihn Nicolai in seinem ersten Brief an H. (Lebensb. I, 2, 206; vgl. 221 = Hoffm. S. 2; 4) indem er ihm seine Not klagte, Mitarbeiter zu gewinnen und — ihn selbst dazu warb. H. kommt auf seinen „alten Fragmentenrat“ zurück 21. Novbr. 63 (Lebensb. I, 2, 373. Hoffm. 22f.; vgl. 387 = H. 28). — 18f. 26. Am Schlusse des letzten (332.) Briefes sagt Nicolai, die Vf. seien zufrieden, wenn u. a. „die Sammlung ihrer Briefe, zu einem allgemeinen Gemälde der deutschen Litteratur in fünf merkwürdigen Jahren des letzten Krieges, etwas beitragen kann“, und in dem zu 13 cit. Privatbr.: „Die Briefe sind und bleiben nichts als Berichte von demjenigen, was man gelesen hatte, und was man bei einer fruchtbaren Lektüre gedacht hatte; . . . Ein höheres idealisches Bild muß man von diesem Werke nicht geben; die Verfasser waren nicht so stolz, daß sie glaubten, sie könnten die ganze deutsche Gelehrsamkeit in ihrem ganzen Umfange übersehen.“ — 20f. 27. Sie sind von Nicolai. Deutsche Nat.-Litt. Bd. 72, 282f.

Lieblingswendungen ergreifen, um von einer Sache überhaupt zu schwatzen: Briefeingänge, Präludien und Episoden, die mehr wert sind, als ganze Kritiken.

Warum ist's nicht öfter geschehen, daß sie die Bibliothek der schönen Wissenschaften zur Basis ihrer Briefe gemacht, wie sie es versprachen. Oft wenn diese, ihres Namens Bibliothek eingedenk, Auszüge von Büchern lieferte, die ich mir selbst machen konnte und mußte, wäre ein freies Urteil im Geschmack der Litteraturbriefe willkommen gewesen. Vielleicht wären oft beider Urteile verschiedner gefallen, wenn sie sich mehr bemerkt hätten: indessen bleiben beide Werke die Pendanten zu einander, die manche Nachbarn nicht aufzuzeigen haben.

Die Bibliothek der schönen Wissenschaften ist in ihren Nachrichten von den Ausländern uns völlig und noch mehr als ein Journal étranger; daher ich bei diesen Nachrichten zu lesen anfange und alsdenn die Bibliothek auf gut alt *βουστροφηδόν* zurückpflüge. Allein, wenn man diese fremde Nachrichten mehr in Auszüge ausbreitete, insonderheit von Büchern, die oft selbst eine kleine Bibliothek der schönen Wissenschaften sind? Wenn man

4 f. Die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste" (Leipzig 1757—65. 12 Bde.) war begründet von Nicolai, wurde aber vom 5. Bande an Chr. Fel. Weiße überlassen, der sie dann u. d. T. „Neue B. d. sch. W. u. d. fr. K." noch von 1765 bis 1806 fortsetzte (Deutsche Nat.-Litt. Bd. 72, 284 ff. X. XI). H. spielt hier an auf die Stelle in Lessings Rec. der Bände I—IV im 16. L. Br. (a. a. O. 191 f.): „Wenn Sie mir daher erlauben, daß ich die Bibliothek meinen Briefen gleichsam zur Basis machen darf; so bitte ich mir auch die Freiheit aus, verschiedenes darin anzeigen zu dürfen, womit ich so vollkommen nicht zufrieden bin" u. s. w. Wie das L. gleich im selben Briefe u. ö. namentlich mit Bezug auf Gottsched und Klopstock that, bedarf keiner Erinnerung. — 15. Vgl. zu 52, 19. — 16. *βουστροφηδόν* (im Originaldruck fehlerhaft *βουστρεφοδον*, „und ähnliche Fehler begegnen auch sonst in den Handschriften der früheren Jahre" Suphan), wie der Ochs beim Pflügen sich wendet und wie, zeilenweise abwechselnd von rechts nach links und umgekehrt, in der ältesten Zeit bei den Griechen geschrieben wurde. Vgl. hierzu und zu dem ganzen Urteil über die „Bibliothek" (bis S. 16 Z. 15) folgende Stelle aus der Recension über das 2. Stück des 12. Bds. in den Königsbergschen Gel. u. Pol. Ztgen. auf d. J. 1765 (SWS. I, 99 f.): „8) Folgen die vermischten Nachrichten, die jedes Stück der Bibliothek so beträchtlich, so wert, so neu machen, daß ich es allemal von hinten zu lesen anfange, und von vorn, nach der Schreibart der ältesten Griechen, auf gut *βουστροφηδόν* wieder zurück pflüge. — Wir können keine bequemere Gelegenheit als jetzt, da sich das Werk verjünget, haben, unser Urteil über das Ganze zu fällen: Vielleicht sind die Kunstrichter bei der Censur der Gedichte zu gelinde, zu eintönig, und oft etwas schlummernd: vielleicht bei dem Auszuge gewisser Werke zu pünktlich, da doch eben die Hauptwerke weniger Auszug als Urteil fodern: vielleicht sollte eine Bibliothek der sch. W. uns den Fortgang derselben mehr im ganzen Bilde zeigen, und dazu vornehmlich die Originalabhandlungen widmen: vielleicht sollte eine Bibliothek der sch. W. in Deutschland insonderheit von dem Zustande einzelner deutschen Provinzen mehr Nachricht in der schönen Litteratur anzuziehen suchen, und dazu die Schriftsteller einer Gegend zusammennehmen: vielleicht endlich würde aus der Vergleichung ähnlicher Autoren, und Aneinanderhaltung alter und neuer Werke, eben das Gemälde des Ganzen entstehen, das diese Bibliothek über Monatsschriften und Journale erheben könnte, zu den Werken, die die Griechen mit dem vielbedeutenden Wort: Geschichte, oder Tacitus: annales! überschrieb." Vgl. oben 10, 18—27.

einländische Auszüge oft verkürzte, von Büchern, die man selbst lesen muß? Wenn man bei diesen sich vorzüglich auf Urteile, Beobachtungen und Aussichten beflisse? Wenn die eignen Abhandlungen beständig eine nahe Beziehung zum Titel des Buchs hätten? Wenn sie öfters Gemälde der schönen Künste und Wissenschaften in Ländern und Gegenden enthielten, ähnliche Schriftsteller verglichen, und einem Sulzer fertiges Baugerüst zu seiner allgemeinen Ästhetik lieferten? Wenn sie an dringender Kürze und schöner Gründlichkeit den Mosesschen, Winkelmannschen und Hagedornschen gleich kämen, und in ihrer Wahl fremder Stücke genau wären; wenn man die Nachrichten und Urteile, wie zerstreuete Perlen in einen Halsschmuck sammlen, und bei der Kritik der Dichter härter sein wollte — ich gestehe es freilich, daß man eher eine Reihe von Einwendungen mit dem Worte Wenn machen, als dies Wenn ausbessern kann.

Die Litteraturbriefe haben mehr Urteil; allein schätzen sie nicht die Merkwürdigkeit gewisser Werke beinahe bloß nach dem Maß, wie sie dabei Raum zum eignen Urteil, zur Strafe und Spekulationen finden? Das Publikum war verwöhnt, bei allen wichtigen Werken ihre Stimme zu erwarten, und ihr Korrespondent wird doch gewiß mit andern Journälen haben buhlen müssen, um die Merkwürdigkeiten alle zu erfahren. — Ihre Philosophie ist nach dem Ausspruche Cicerons: „Philosophiere! aber mit wenigem" und diese Mäßigung hat sie, als Leitband, vor dem Sinken bewahrt. Indessen fällt es mir ein, daß einst in Athen zween Künstler

7. Sulzers „Allgemeine Theorie der schönen Künste, nach alphabetischer Ordnung", die entschieden verspätet und die jüngere Generation, auch Herder (Briefe an J. H. Merck, herausg. von K. Wagner, Darmst. 1835, S. 30; vgl. SWS. IV, 145 ff. 168 f. Allg. D. Bibl. 22, 1, 5 ff.) arg enttäuschend erst 1771—74 erschien, war bereits seit 1757 angekündigt (Bibl. d. sch. Wissensch. I, 222 ff.) und nachdem Mendelssohn im 60. Lbr. daran erinnert hatte (T. 4, 224 f.), gab Sulzer selbst im 78. (T. 5. bes. 39 ff.) „noch einige besondere Nachrichten von seinem Verfahren und seinen Absichten". — Baugerüst, „das aufgerichtete oder zum Aufrichten fertig geschaffte Balkenwerk, welches vom Maurer ausgefüllt wird". Suphan, Ztschr. f. d. Phil. VI, 187_3, wo über dieses Herder geläufige Bild im Zusammenhang gehandelt wird. — 9. Moses wird Mendelssohn kurzweg von den Zeitgenossen genannt. Er war ein Hauptmitarbeiter an den ersten Bänden der „Bibliothek"; Winckelmann (zu Hs. mit dem Brauch der Zeit und der Unterschrift der Widmung der „Gedanken üb. d. Nachahm." stimmende Schreibung vgl. II, 438 zu Ged. 57), dessen Erstlingsarbeit die Bibliothek (I, 332 ff.) beim Publikum eingeführt hatte, lieferte vom 5. Bande, Chr. Ludw. v. Hagedorn (1713—80), der Bruder des Dichters, schon vom 2. an Beiträge: denn es gehört zu den Hauptverdiensten dieser kritischen Zeitschrift, „zuerst auch die schönen Künste wieder in das Bereich der allgemeinen Bildung gezogen" zu haben (Danzel, Lessing I^2, 332) — 23. Cicerons, eigentlich des Neoptolemus beim Ennius, cit. von Cicero, De orat. II, 37, 156; Tuscul. II, 1, 1, nach ersterer Stelle angeführt von Winckelmann („Erläuterungen zu d. Ged. üb. d. Nachahm." S. 102 (WW. Eisel. I, 121 f.). — 25. zween Künstler, Zeuxis und Parrhasius: jener malte Trauben, welche die Vögel anlockten, dieser einen

stritten; jener betrog die Vögel, und dieser gar seinen Miteiferer, der nach dem Vorhange griff, und bloß ein Gemälde ertappete. Wenn die Litteraturbriefe in ihren Urteilen oft einfältige Leser bei dem Naschen zum besten haben, so geht dies noch hin; wenn aber der Ordensbruder, der Philosoph selbst, nach ihren allgemeinen Anmerkungen greift und sie verschwinden; so ist's beinahe wider die Zunftgesetze.

Beide Werke, die ich ohngeachtet ihrer Verschiedenheit vergleiche, haben sich indessen alle beide um den deutschen Geschmack sehr verdient gemacht, und werden merkwürdig sein, wenn gleich die Nachrichten des einen und der homiletische Eifer des andern nicht mehr zum Neuesten der Litteratur gehören werden.

Ich liefere die vornehmsten Stellen der Litteraturbriefe ausgezogen, und betrachtet: daher kann meine Arbeit vielleicht für einen Realauszug aus denselben gelten. Wenn ich ihnen widerspreche oder beistimme, citiere ich bloß, und überlasse dem Leser, der jenes Werk besitzet, die Citationen selbst aufzuschlagen. So vermeide ich den Ton eines Tadlers und Lobredners, und spreche mit einigen Verfassern pantomimisch: wie es dort von jenem griechischen Orakel hieß: *οὔτε λέγει, οὔτε κρύπτει, ἀλλὰ σημαίνει.*

Vorhang, dessen Entfernung Z. verlangte, um das dahinter erwartete Gemälde seines Rivalen sehen zu können. Overbeck 1649.

20. Plutarch, De Pythiae orac. 21. Da Herder nach eigenem Geständniß (Aus Hs. Nachl. II, 435) den Plutarch erst spät gelesen (doch vgl. 95, 20 ff.), so ist ihm auch diese in jener Zeit ziemlich geläufige Anspielung wahrscheinlich durch Hamann (Schriften II, 74) überkommen.

Fragmente.

1.

Die Sprache ist ein Werkzeug der Wissenschaften, und ein Teil derselben: wer über die Litteratur eines Landes schreibt, muß ihre Sprache auch nicht aus der Acht lassen.

Ein Volk, das ohne poetische Sprache große Dichter, ohne eine biegsame Sprache gute Prosaisten, ohne eine genaue Sprache große Weise gehabt hätte, ist ein Unding. Wenigstens müßten bei einer unausgebildeten Sprache die Geister, die geboren sind, Hindernisse zu überwinden, selbst erfinden, sie müßten verwüsten und schaffen: schwächere Nachfolger aber quälen sich, ohne nachher zeigen zu können: das habe ich geliefert. Lernet also, ihr Kunstrichter! eure Sprache kennen: und sucht sie zur Poesie, zur Weltweisheit und zur Prose zu bereiten. Alsdenn ebnet ihr einen Boden, damit er ein Gebäude trage. Oder noch mehr! ihr liefert Werkzeuge für den Schriftsteller: für den Dichter schmiedet ihr Donnerkeile; für den Redner glänzet ihr seine Rüstung; für den Weltweisen schärfet ihr die Waffen.

Sie ist aber mehr als Werkzeug: Worte und Ideen sind genau in der Weltweisheit verwandt: wie viel hängt vom Ausdrucke in der Kritik der schönen Wissenschaften ab: durch die Sprache lernen wir bestimmt denken, und bei bestimmten, und lebhaften Gedanken suchen wir deutliche und lebendige Worte: unsre Wärterinnen, die unsre Zunge bilden, sind unsre erste Lehrer der Logik.

19—24. Vgl. „Über den Fleiß in mehreren gelehrten Sprachen" (SWS. I, 6): „Denn in welchem genauen Bande steht Sprache und Denkungsart? Wer den Umfang einer Sprache übersieht: überschauet ein Feld voll Gedanken, und wer sie genau ausdrücken lernt: sammlet sich eben hiemit einen Schatz bestimmter Begriffe. Die ersten Wörter, die wir lallen, sind die Grundsteine unserer Erkenntnis, und die Wärterinnen unsre erste Lehrer der Logik."

Der Genius der Sprache ist also auch der Genius von der Litteratur einer Nation. Die Sprache, sagt Isokrates, war die Bezähmerin der alten Wilden, und man setze dazu auch die Bilderin jeder Nation in den Wissenschaften. Die Griechen, die Römer, wie arbeiteten sie nicht in ihrer Sprache! Die Araber, die die Grammatik das Salz der Wissenschaften benannten, hatten so viel Kritiker, daß jener Rabbi 60 Kamele mit Wörterbüchern bepacken konnte, wie ein arabischer Schriftsteller mit arabischer Genauigkeit berichtet.

Ihr könnt also die Litteratur eines Volks ohne ihre Sprache nicht übersehen, ihr könnt jene durch diese kennen lernen, ihr könnt beide durch einander ausbessern, denn ihre Vollkommenheit geht mit ziemlich gleichen Schritten fort.

Wir haben noch keinen sprachkundigen Philosophen gehabt, der das für unsre Sprache gethan hätte, was Michaelis*) in einigen allgemeinen Exempeln der Akademie zeigte: „daß die Sprachen einen Einfluß auf die Meinungen; die Meinungen auf die Sprachen hätten, und wie eines durch das andere verbessert werden könnte.“ Folgende Aufgabe ist vielleicht nicht unwürdig untersucht und im einzelnen bestätigt zu werden.

„Wie fern hat auch die natürliche Denkungsart der Deutschen einen Einfluß in ihre Sprache? Und die Sprache auf ihre Litteratur. Von ihren Elementen, ihrer Aussprache und Silbenmaß an. Wie viel kann aus der Beschaffenheit ihrer Umstände und Sprachwerkzeuge erklärt werden? Wie fern kann ihr Reichtum und ihre Armut nach den Zeugnissen der Geschichte von ihrer Denk- und Lebensart entsprossen sein? Wiefern die Etymologie ihrer Wörter

*) S. Litter. Br., T. 4. p. 366.

1f. Vgl. zu 12, 6. — 2f. Blackwell (vgl. zu 149, 5) S. 48: „Sie (die Alten) hielten, wie es scheint, die Sprache für die erste Zähmerin der Menschen“, wozu Isokrates *πρὸς Νικοκλέα* § 6 citiert wird. Daher also stammt das nicht den Wortlaut, sondern nur den Sinn nach Blackwells Formulierung wiedergebende Citat. — 7. „Der arabische Philolog Sujûti erzählt, daß der Vezier As-Sâhib Ismail ben Abbâd († 385 d. H.), Schüler und Beschützer des berühmten Gelehrten Ibn Fâris, selbst ein sehr gelehrter Lexikograph gewesen sei, und daß seine lexikologische Bibliothek 60 Kamellasten betrug. Den Umfang der Bibliotheken nach Kamellasten (ketzerischer nach Eselslasten) zu bestimmen, ist eine vielfach belegbare Gewohnheit der arabischen Gelehrten und Herders ‘Rabbi’ offenbar nur eine Übertragung des hebräischen Ausdrucks auf den arabischen Gelehrten.“ (Mitteilung M. Grünerts. Herders Quelle kann ich nicht nachweisen.) — 15. Michaelis, in seiner von der Berliner Akademie (1759) gekrönten Preisschrift über den Einfluß der Sprachen in die Meinungen und der Meinungen in die Sprachen (vgl. die „Nachschrift“ S. 365 f.), über welche Mendelssohn (unterz. P.) im 72.—74. Lbr. berichtet. „Die ersten drei“ Abschnitte derselben „bestehen mehrenteils aus Exempel, die in verschiedene Wissenschaften einschlagen, in welchen sich die Wirkung dieses wechselweisen Einflusses deutlich zeiget.“ (Vgl. 20, 7 f.)

aus den Gesichtspunkten bestimmt werden, die ihnen mit andern Nationen gemein, oder eigen gewesen? Wiefern halten auch die Sprachregeln mit den Gesetzen ihrer Denkart eine Parallele? und wie können die Idiotismen aus ihr erklärt werden? Welche Revolutionen hat die deutsche Sprache in ihrem Wesentlichen erfahren müssen? Und wie weit ist sie jetzt für den Dichter, den Prosaisten und den Weltweisen?" Eine große Aufgabe! Denn das Wie fern fordert nicht bloß Exempel, „daß so etwas ohngefähr sein könnte," sondern Beweise, Sammlungen von Beispielen, die das Allgemeine zeigen, und philosophische Beobachtungen, die bis zu den Grundsätzen heraufsteigen.

Man hat noch in der That wenig über unsre Sprache philosophiert: Breitinger, Bodmer, Bödiker, Heinze, Oest, Klopstock haben zerrissene Anmerkungen geliefert; und von so vielen deutschen Gesellschaften haben nur zwei oder drei gezeiget, daß sie auch nur so etwas zu liefern im Stande wären — Ich kann verschiedene Litteraturbriefe nennen, die nützliche Beobachtungen in diesem Felde geliefert: ich sammle sie, und schreibe meine Einfälle dazu — weil nach dem Zustand unserer Philosophie über die deutsche Sprache man sich nicht der Füllsteine schämen und noch lange nicht an ein ganzes Gebäude denken darf.

2.

„Warum mag es doch so schwer sein, über den Ursprung der Sprachen mit einiger Gründlichkeit zu philosophieren? Ich weiß wohl, daß sich von geschehenen Dingen, davon wir keine urkundliche Nachrichten haben, selten mehr als Mutmaßungen herausbringen lassen. Allein warum will den Weltweisen auch keine Mutmaßung, keine Hypothese glücken? Wenn sie uns nicht sagen können, wie die Sprachen wirklich entstanden, warum erklären sie uns nicht wenigstens, wie sie haben entstehen können? — Sollte es nicht daher kommen, weil uns die Sprachen so natürlich geworden, daß wir nicht ohne dieselben denken können? So wenig die Augen in ihrem natürlichen Zustande das Werkzeug des Sehens,

13. Vgl. „Nachschr." S. 366. Joh. Bödiker (1641—95), Verf. einer deutschen Schulgrammatik „Grund-Sätze der deutschen Sprachen" (1690); vgl. R. v. Raumer, Gesch. d. germ. Philologie S. 186. — Heinze, zu 226, 11. 227, 27. — Oest, vgl. 65, 7 ff. u. Anm. — 23 — S. 21 Z. 5. Aus Mendelssohns Einleitung zu seiner Anzeige der Michaelisschen Preisschrift.

die Lichtstrahlen deutlich wahrnehmen: eben so wenig mag vielleicht die Seele das Werkzeug ihrer Gedanken, die Sprache, bis auf ihren Ursprung untersuchen können — Dies mag uns so lange zur Entschuldigung dienen, bis ein glücklicheres Genie die Entschuldigungen unnötig macht.*) —"

Ich bin nicht dies glückliche Genie, sondern setze, da ich von einer ähnlichen, nicht aber derselben Aufgabe schreiben will, diese Entschuldigungen zum Voraus, weil ich ihrer nötig habe.

Im 13. Teil der Litteratur Briefe**) kommen Bemerkungen vor, die ich gleichsam meinem Geist entwandt glaubte: sie gefielen mir aber nicht so, daß ich nicht eine sorgfältigere Entwickelung, Auseinandersetzung und Anwendung für möglich gehalten hätte. Mein Aufsatz, wo ich diese Materie weitläuftiger behandelt hatte, war verloren gegangen, und ich nehme also jene Worte zum Leitfaden, etwas über die Lebensalter einer und besonders unserer Sprache zu sagen. Hier ist die Stelle:

„Das Genie einer Sprache ist in ihrer Jugend nicht weiter bestimmt als durch die Bildung der Worte, ihre Abänderungen und ihre Reihen in einer gewissen Abhängigkeit. Zu dem ersten Stücke läßt sich vermittelst der Analogie vieles dazu setzen: das andre Stück bleibt wohl meist unwandelbar, aber der verschiedene Gebrauch kann noch bestimmt werden: und das dritte Stück behält zwar seine wesentlichen Züge; aber die feinern Züge können noch hinzugethan und verändert werden, ohne daß das Gesicht zu einem andern Gesicht wird, als es ursprünglich war. — Ohne Versuche, die mit dieser Absicht verknüpft sind, kann keine rohe Sprache vollkommen, kann kein Prosaiste in derselben vollkommen werden. Eine ausgearbeitete Sprache drückt schon die Namen der Begriffe aus, erhält Nachdruck und Neuigkeit durch die mannichfaltige Anordnung der Vorstellungen; Deutlichkeit und Genauigkeit durch die Verschiedenheit ihrer Beugungen; Kürze und Ernst durch gut bezeichnete Verbindungen. Man gebe einem rohen Genie eine ganz rohe Sprache: es wird nichts Vortreffliches hervorbringen können, als das Drama, und zwar dieses nur in seinen besten Teilen.

*) Litter. Br. T. 4. p. 365.

**) p. 100. [Z. 25ff. S. 98f. Abbts Rec. von „M. T. Ciceronis drei Gespräche von dem Redner übersetzt von Heinze" (Helmstädt 1762).]

12f. Vgl. Einl. S. I. — 26. „mit dieser Absicht" d. h. nach dem Zusammenhange in den Lbr. der, „seine Muttersprache vortreffliche Gedanken [so!] nach dem Muster einer vollkommnern Sprache anzupassen" (vgl. 40, 11ff.).

Zum Ausdruck der Leidenschaften, zu lebhaften Bildern sind alle Sprachen in den Händen eines Genies reich. Aber der kältere zierliche Vortrag; der ernsthafte historische Stil; die gute Versifikation in der Dichtkunst, diese erfordern eine ganz bearbeitete Sprache. Daher erscheinen auch die besten Schriftsteller von den letztern Arten nicht vor dieser Periode, und wenn sie in ihrer Landessprache erscheinen: so haben sie dieselbe erst nach dem Muster einer andern gefeilet. Die Römer und Shakespeare und selbst die griechische Litteratur, wenn wir vor Homers Zeiten etwas Gewissers als Mutmaßungen von ihr wüßten; können sich in diesem Punkte für mich verbürgen."

Wie fern ich mit dem Verfasser einerlei Meinung bin, mag folgendes Fragment zeugen.

Von den Lebensaltern einer Sprache.

So wie der Mensch auf verschiedenen Stufen der Alters erscheinet: so verändert die Zeit alles. Das ganze Menschengeschlecht, ja die tote Welt selbst, jede Nation, und jede Familie haben einerlei Gesetze der Veränderung: vom Schlechten zum Guten, vom Guten zum Vortrefflichen, vom Vortrefflichen zum Schlechtern, und zum Schlechten: dieses ist der Kreislauf aller Dinge. So ist's mit jeder Kunst und Wissenschaft: sie keimt, trägt Knospen, blüht auf, und verblühet. — So ist's auch mit der Sprache. Daß man dies bisher so wenig als möglich unterschieden, daß man diese Zeitalter beständig verwirret, werden die Plane zeigen, die man so oft macht, um eine Stufe aus der andern ausbilden zu wollen: man reifet das Kind zu früh zum Milchhaar des Jünglings; den muntern Jüngling fesselt man durch den Ernst des Mannes, und der Greis soll wieder in seine vorige Kindheit zurückkehren; oder gar eine Sprache soll auf einmal die Tugenden aller Alter an sich haben. Verkehrte Versuche, die schädlich würden, wenn nicht die Natur mit vielen nachteiligen Entwürfen einen Grad von Schwäche verbunden hätte, der sie zurückhält. Ein junger Greis, und ein Knabe, der ein Mann ist, sind unleidlich, und ein Ungeheuer, das alles auf einmal sein will, ist nichts ganz.

13 ff. Vgl. „Nachschr." S. 366. — 17—21. Veränderung, einerlei Lebensalter — und so die Sprache. B. Zu dem Weggelassenen („vom Schlechten — verblühet") schon in b die Randbemerkung: „Dies sind andre Lebensalter." — 28. auf einmal] auf widersprechende Art B.

Eine Sprache in ihrer Kindheit bricht, wie ein Kind, einsilbichte, rauhe und hohe Töne hervor. Eine Nation in ihrem ersten wilden Ursprunge starret, wie ein Kind, alle Gegenstände an; Schrecken, Furcht und alsdenn Bewunderung sind die Empfindungen, derer beide allein fähig sind, und die Sprache dieser Empfindungen sind Töne, — und Gebärden. Zu den Tönen sind ihre Werkzeuge noch ungebraucht: folglich sind jene hoch und mächtig an Accenten; Töne und Gebärden sind Zeichen von Leidenschaften und Empfindungen, folglich sind sie heftig und stark: ihre Sprache spricht für Auge und Ohr, für Sinne und Leidenschaften: sie sind größerer Leidenschaften fähig, weil ihre Lebensart voll Gefahr und Tod und Wildheit ist: sie verstehen also auch die Sprache des Affekts mehr, als wir, die wir dies Zeitalter nur aus spätern Berichten und Schlüssen kennen; denn so wenig wir aus unsrer ersten Kindheit Nachricht durch Erinnerung haben, so wenig sind Nachrichten aus dieser Zeit der Sprache möglich, da man noch nicht sprach, sondern tönete; da man noch wenig dachte, aber desto mehr fühlte; und also nichts weniger als schrieb.

So wie sich das Kind oder die Nation änderte: so mit ihr die Sprache. Entsetzen, Furcht und Verwunderung verschwand allmählich, da man die Gegenstände mehr kennen lernte; man ward mit ihnen vertraut und gab ihnen Namen, Namen, die von der Natur abgezogen waren, und ihr so viel möglich im Tönen nachahmten. Bei den Gegenständen fürs Auge mußte die Gebärdung noch sehr zu Hilfe kommen, um sich verständlich zu machen: und ihr ganzes Wörterbuch war noch sinnlich. Ihre Sprachwerkzeuge wurden biegsamer, und die Accente weniger schreiend. Man sang also, wie viele Völker es noch thun und wie es die alten Geschichtschreiber durchgehends von ihren Vorfahren behaupten. Man pantomimisierte, und nahm Körper und Gebärden zu Hilfe: damals war die Sprache in ihren Verbindungen noch sehr ungeordnet und unregelmäßig in ihren Formen.

Das Kind erhob sich zum Jünglinge: die Wildheit senkte sich zur politischen Ruhe: die Lebens- und Denkart legte ihr rau-

34. politisch, hier u. ö. (24, 30. 92, 16. 156, 32. 161, 26. 162, 17. 198, 26. 199, 9. 225, 18. SWS. II, 231) in dem Sinne des gr. πολιτικός, bürgerlich, der bürgerlichen und staatlichen Ordnung gemäß. In der That gebraucht H. auch daneben das Wort „bürgerlich" in der 2. Aufl. der Fragm. SWS. II, 60_{57}: „Wie wird sie (die Sprache) sich ohngefähr mit den Sitten eines Volkes zur bürgerlichen Sprache herunterbilden?" Vgl. 24, 33. Beides neben einander 372, 32f.

schendes Feuer ab: der Gesang der Sprache floß lieblich von der Zunge herunter, wie dem Nestor des Homers, und säuselte in die Ohren. Man nahm Begriffe, die nicht sinnlich waren, in die Sprache; man nannte sie aber, wie von selbst zu vermuten ist, mit bekannten sinnlichen Namen; daher müssen die ersten Sprachen bildervoll, und reich an Metaphern gewesen sein.

Und dieses jugendliche Sprachalter war bloß das poetische: man sang im gemeinen Leben, und der Dichter erhöhete nur seine Accente in einem für das Ohr gewählten Rhythmus: die Sprache war sinnlich, und reich an kühnen Bildern: sie war noch ein Ausdruck der Leidenschaft, sie war noch in den Verbindungen ungefesselt: der Periode fiel aus einander, wie er wollte — Seht! das ist die poetische Sprache, der poetische Periode. Die beste Blüte der Jugend in der Sprache war die Zeit der Dichter: jetzt sangen die *ἀοιδοί* und *ῥαψῳδοί*: da es noch keine Schriftsteller gab, so verewigten sie die merkwürdigsten Thaten durch Lieder: durch Gesänge lehrten sie, und in den Gesängen waren nach der damaligen Zeit der Welt Schlachten und Siege, Fabeln und Sittensprüche, Gesetze und Mythologie enthalten. Daß dies bei den Griechen so gewesen, beweisen die Büchertitel der ältesten verlornen Schriftsteller, und daß es bei jedem Volk so gewesen, zeugen die ältesten Nachrichten.

Je älter der Jüngling wird, je mehr ernste Weisheit und politische Gesetztheit seinen Charakter bildet: je mehr wird er männlich, und hört auf Jüngling zu sein. Eine Sprache, in ihrem männlichen Alter, ist nicht eigentlich mehr Poesie; sondern die schöne Prose. Jede hohe Stufe neiget sich wieder zum Abfall, und wenn wir einen Zeitpunkt in der Sprache für den am meisten poetischen annehmen: so muß nach demselben die Dichtkunst sich wieder neigen. Je mehr sie Kunst wird, je mehr entfernet sie sich von der Natur. Je eingezogener und politischer die Sitten werden, je weniger die Leidenschaften in der Welt wirken, desto mehr verlieret sie an Gegenständen. Je mehr man am Perioden künstelt, je mehr die Inversionen abschaffet, je mehr bürgerliche und abstrakte Wörter eingeführet werden, je mehr Regeln eine Sprache erhält: desto vollkommener wird sie zwar, aber desto mehr verliert die wahre Poesie.

2. Homer, Il. I, 249. — 12. Nach Suphans Beobachtung (II, 382 zu 331 f.) gebraucht H. Periode bis 1769, wie andere damals, als Masc.; doch finde ich vereinzelt (72, 19. 306, 8) auch schon das Fem. das dann unter Bodmers Einfluß (SWS. IV, 303) herrschend wird. — 24. sein, und eine Sprache B. — 25. nicht — sondern fehlt B. — 26. Jede — 29. neigen fehlt B. — 29. Je mehr die Poesie B. — 33. abschaffet oder durch Kunst vermehret, B. — 35. zwar als Kunst, B. — 35. Poesie der Natur. B.

Jetzt ward der Periode der Prose geboren, und in die Runde gedrehet: durch Übung und Bemerkung ward diese Zeit, da sie am besten war, das Alter der schönen Prose, die den Reichtum ihrer Jugend mäßig brauchte, die den Eigensinn der Idiotismen einschränkte, ohne ihn ganz abzuschaffen, die die Freiheit der Inversionen mäßigte, ohne doch noch die Fesseln einer philosophischen Konstruktion über sich zu nehmen, die den poetischen Rhythmus zum Wohlklang der Prose herunter stimmte, und die vorher freie Anordnung der Worte mehr in die Runde eines Perioden einschloß: — dies ist das männliche Alter der Sprache.

Das hohe Alter weiß statt Schönheit bloß von Richtigkeit. Diese entziehet ihrem Reichtum, wie die lacedämonische Diät die attische Wollust verbannet. Je mehr die Grammatici den Inversionen Fesseln anlegen; je mehr der Weltweise die Synonymen zu unterscheiden, oder wegzuwerfen sucht, je mehr er statt der uneigentlichen eigentliche Worte einführen kann; je mehr verlieret die Sprache Reize: aber auch desto weniger wird sie sündigen. Ein Fremder in Sparta siehet keine Unordnungen und keine Ergötzungen. Dies ist das philosophische Zeitalter der Sprache.

3.

Endlich kann ich Othem schöpfen, und unsrer Sprache näher treten. Man siehet von selbst, daß diese Zeitalter so wenig zu einer Zeit sein können bei der Sprache, als bei dem Menschen. Wenn sie zur Poesie am höchsten geschickt ist: so kann sie nicht eine höchst philosophische Sprache sein. So wie Schönheit und Vollkommenheit nicht einerlei ist, so ist auch die schönste und vollkommenste Sprache nicht zu einer Zeit möglich; die mittlere Größe, die schöne Prose, ist unstreitig der beste Platz, weil man von da aus auf beide Seiten auslenken kann.

Hier zeigt sich also der Lieblingsgedanke so vieler neuen Sprachverbesserer in seinem falschen Licht: „so lange eine Sprache die Mundart des sinnlichen Volks war: so blieb sie eingeschlossen und unvollkommen; das Denken, Philosophieren, die schönen Künste und Wissenschaften brachten sie zur Vollkommenheit."*) Ja zur

*) Breitingers Krit. Dichtk. T. 2 durchgängig.

12. Vgl. 35, 21 f. — 19. D. wäre ein philosophisches B.

philosophischen Vollkommenheit wohl; aber zum Unglück, daß die schönen Wissenschaften ein andres Höchstes haben: Schönheit — und dieser wurde durch jene entzogen.

So löset sich auch der Zweifel eines sprachgelehrten Mannes hiemit leicht auf:*) „Ich weiß nicht, ob es wahr ist, was man in vielen Büchern wiederholet hat, daß bei allen Nationen, die sich durch die schönen Wissenschaften hervorgethan haben, die Poesie eher als die Prose zu einer gewissen Höhe gestiegen sei?" Es ist allerdings wahr, was alle alte Schriftsteller einmütig behaupten, und was in den neuen Büchern wenig angewandt ist, daß die Poesie, lange vorher, ehe es Prose gab, zu ihrer größten Höhe gestiegen sei, daß diese Prose darauf die Dichtkunst verdrungen, und diese nie wieder ihre vorige Höhe erreichen können. Die ersten Schriftsteller jeder Nation sind Dichter: die ersten Dichter unnachahmlich: zur Zeit der schönen Prose wuchs in Gedichten nichts als die Kunst: sie hatte sich schon über die Erde erhoben und suchte ein Höchstes, bis sie ihre Kräfte erschöpfte und im Äther der Spitzfindigkeit blieb. In der spätern Zeit hat man bloß versificierte Philosophie, oder mittelmäßige Poesie. Überhaupt bekommt hierdurch die ganze schöne Abhandlung: wie man den poetischen Stil über den prosaischen erheben könne?**) durchaus eine andere Wendung. Sein Grundsatz ist: „Keine Nation ist weder in der Poesie noch in der Prose vortrefflich geworden, die ihre poetische Sprache nicht sehr merklich von der prosaischen unterschieden hätte." Und nach den Zeugnissen der Alten, und nach einer philosophischen Kenntnis von der Verwandlung einer Sprache nach den Sitten heißt er so: Jede Nation lieferte die vortrefflichste Meisterstücke der Poesie, ehe sich noch die Prose von jener getrennet und zu ihrer Runde ausgebildet hatte. Da die Sprache aus der Wildheit zur politischen Ruhe trat, war sie merklich von der prosaischen unterschieden: die stärksten Machtwörter, die reichste Fruchtbarkeit, kühne Inversionen, einfache Partikeln, der klingendste Rhythmus, die stärkste Deklamation — alles belebte sie, um ihr

*) Klopstocks Abhandl. [im „Nordischen Aufseher" B. I, Stück 26, S. 321] über die poet. Sprache [„Von der Sprache der Poesie"]. Litt. Br. T. 3. [Lessings Rec. des Nord. Auff. Br. 51, S. 105—10 (a. a. O. 304, 32 — 306), wo aber die erste der hier Z. 5ff. aus dem Eingange der Abh. ausgehobenen Stellen nicht citiert wird.]

**) Litt. Br. T. 3. p. 105.

31. Machtwörter (vgl. 33, 2. 44, 30. 252, 34. SWS. II, 352. IV, 259; wie es scheint aus dem Sprachgebrauche der Schweizer, Breitingers Dichtkunst II, 42—90; Koberstein-Bartsch III, 184, 10), vielsagende Wörter von starker sinnlicher Kraft. Vgl. Ztschr f. d. Phil. VI, 194.

einen sinnlichen Nachdruck zu geben, um sie zur poetischen zu erheben. Aber da die Prose aufkam, die zuerst, wie Herodot, auch noch ihren Perioden ohne Schwung und Fülle zerfallen ließ, da sie sich mehr zur Vollkommenheit bildete, entfernte sie sich von der sinnlichen Schönheit. Der Deutlichkeit wegen wurden die Machtwörter umschrieben, die Synonyme ausgesucht, bestimmt, ausgemustert, die Idiotismen gemildert: so wie das Völkerrecht jetzt im Staat zum Gesetz ward: so auch in der Sprache: man bildete eine Sprache nach der andern, mit der sie umging. Es entstand ein Adel, ein Pöbel und ein Mittelstand unter den Wörtern, wie er in der Gesellschaft entstand: die Beiwörter wurden in der Prose Gleichnisse, die Gleichnisse Exempel: statt der Sprache der Leidenschaft ward sie eine Sprache des mittlern Witzes: und endlich des Verstandes. So ist Poesie und Prose in ihrem Ursprunge unterschieden.

Noch zehn Autoren hätte ich anzuführen, die diese ganz natürliche Metempsychosis der Sprachen überall verfehlt, und nicht gnug aus ihrem Lande in eine andere Zeit zurück zu gehen wissen, um von entfernten Altern und abgelebten Sprachen zu urteilen. Allein alles dies gehöret nicht zu meinem Buch: hier kann ich doch nicht, wie ich selbst weiß, diese ganze Wahrheit in ihrem völligen Lichte zeigen, mit aller Ähnlichkeit zusammenhalten und gegen die Einwürfe retten, die man aus unsrer Zeit macht. — Ich rede also von den Zeitaltern der deutschen Sprache, und verspare das Übrige auf eine andere Gelegenheit.

4.

Wo steht unsre deutsche Sprache? In allen Staaten ist zu unsrer Zeit die Prose die Sprache der Schriftsteller, und die Poesie eine Kunst, die die Natur der Sprache verschönert, um zu gefallen. Gegen die Alten und gegen die wilden Sprachen zu rechnen, sind die Mundarten Europens mehr für die Überlegung, als für die Sinne und die Einbildungskraft.

17. Metempsychosis, d. h. die Wandlungen, welche sie im Laufe ihrer geschichtlichen Entwickelung durchmachten: ebenso überschreibt H. einen Abschnitt seiner Abhandlung über die Ode (Lebensbild I, 3, 1. 63): „Über die Metempsychosis der Ode in Ansehung der Empfindung", und redet SWS. I, 41 von der „Metempsychosis der Begriffe, die nach jedem Zeitalter in einerlei Worten und Lehren gewesen sind" (Ztschr. f. d. Phil. VI, 191).

Die Prose ist uns die einzig natürliche Sprache, und das seit undenklichen Zeiten gewesen — nun sollen wir diese Sprache ausbilden? Wie kann das sein? Entweder zur mehr dichterischen Sprache, damit der Stil vielseitig, schön und lebhafter werde; oder zur mehr philosophischen Sprache, damit er einseitig, richtig und deutlich werde; oder wenn es möglich ist, zu allen beiden.

Das letzte kann in einem gewissen Grade geschehen; und muß nach unsrer Zeit, Denkart und Notwendigkeit auch geschehen. Alsdenn werden wir zwar von beiden Seiten nicht die höchste Stufe erreichen, weil beide Enden nicht einen Punkt ausmachen können; allein wir werden in der Mitte schweben, und von den sinnlichen Sprachen durch Übersetzungen und Nachbilden borgen; anderenteils durch Reflexionen der Weltweisheit das Geborgte haushälterisch anwenden. Wir werden für neue Bürger Vorteile ausmachen; und nicht dem spartanischen Eigensinn nachahmen, der allen fremden Ankömmlingen und Gebräuchen den Eintritt versagt; wir werden aber auch, so wie die Akademie della Crusca, und Johnson in seinem Wörterbuch, die Landeskinder zählen, ordnen und gebrauchen, so daß die fremde Colonien bloß die Mängel des Staats unterstützen dörfen. — Man bilde also unsre Sprache durch Übersetzung und Reflexion.

Man sehe die meisten Vorschläge zur Bildung der Sprache, und sie fallen in ein Äußerstes, statt das Mittel zu halten. Einige entwerfen einen Plan zur philosophischen Sprache; andere wollen sie allein auf die dichterische Seite lenken. Daß, wenn beide etwas wirken, beide einander die Stange halten, macht das Glück unsrer Sprachenverbesserung.

5.

Unter so vielen philosophischen Sprachverbesserern nehme ich einen, dessen Lob ich in den Litteraturbriefen gern unterzeichne: Sulzer, in seinem beliebten Inbegriff der Wissenschaften,*)

*) Litter. Br. T. 4. p. 225.

17 f. Die Accademia della Crusca in Florenz, eine Sprachgesellschaft (gest. 1582), gab ein italienisches Wörterbuch heraus; Samuel Johnson (1709—1784) ein englisches (1755 u. ö.). — 30. Die Rec. ist von Mendelssohn (Br. 61. 62). — 31. Inbegriff der Wissenschaften, genau „Kurzer Begriff aller Wissenschaften" u. s. w.

in dem vielleicht kein Artikel ärmer ist, als der über die Sprache. Er fordert zur Vollkommenheit einer Sprache

„1) einen hinlänglichen Vorrat von Wörtern und Redensarten, wodurch jeder Begriff deutlich und bestimmt ausgedruckt wird". Nun! und wenn die Sprache einen überflüssigen Vorrat hat? So muß der Überfluß fort! — Vollkommen für den Philosophen, aber schlecht für den Dichter, der von diesem Überfluß leben muß, der nicht Begriffe deutlich und bestimmt, sondern Begriffe und Empfindungen rührend und reich ausdrücken will. Wenn dieser neue Plato eine Republik errichtet, wo Synonyme, und uneigentliche Wörter verbannt werden: lebet wohl, ihr Dichter! ihr müßt von selbst Abschied nehmen.

„2) Eine gnugsame Anzahl deutlicher Lenkungen", und

„3) eine Biegsamkeit in der Zusammensetzung vieler Wörter in einen Satz, damit ein ganzer Gedanke richtig, bestimmt und nach Beschaffenheit der Sache leicht und nachdrücklich ausgedruckt werde". Hier steigt schon der Weltweise etwas herunter, weil er sieht, daß seine Sprache von Menschenkindern geredet werden soll. Wenn der Weise sich ganz genau, ganz richtig und bestimmt ausdrucken will: so braucht er keinen biegsamen, keinen leichten, keinen nachdrücklichen Perioden; die Richtigkeit ist steif, die Gründlichkeit fest, und die Überzeugung statt des Nachdrucks.

„4) Eine hinlängliche Mannigfaltigkeit langer und kurzer, hoher und tiefer, heller und dunkler Silben, und der daher entstehenden Füße, Perioden und Versarten". Eine vollkommene Sprache braucht diese gar nicht. Wenn wir bloß als Geister einander Begriffe in die Seele reden: so fragen wir nicht nach hohen und tiefen Silben: so wenig als in den Büchern, wo diese philosophische Sprache allein gelten kann, die helle und dunkle Silben ins Auge fallen.

Auf die Art gehe man das ganze Stück von der Sprache durch, und man findet in allen Vorschlägen den nämlichen Fehler,

9. sinnlich rührend B. — 12. In B. folgt noch: Überdem ein hinlänglicher Vorrat: hinlänglich — wofür? wozu? — Jeder Begriff deutlich ausgedruckt? Und wenn er nun nicht von Menschen, in einer menschlichen Sprache deutlich ausgedrückt werden kann? So soll er weg! Auf einmal ist mir ja der Schatz aller meiner untern Kräfte, Erfahrungen, und sinnlichen Ideen geraubt: was bleibt mir für ein kleiner Bettel abstrakter Ideen, deutlicher Ausdrücke übrig, und was sollen mir die jetzt? Alle meine Sinnen sind mir geraubt, ich habe aufgehört Mensch und Tier zu sein, und bin nichts! — 13. Statt und in B. folgender Zusatz: gnugsam? deutlich? für wen? wozu? Im Sprechen? in Büchern? in welcher Gattung der Schreibart? Und wie, wenn einige gegen einander ausschließend wären? — 25. philosophisch vollkommene B.

daß er dem Schönen der Sprache immer zu nahe tritt. Ja wären wir ganz Geist: so sprächen wir bloß Begriffe, und Richtigkeit wäre das einzige Augenmerk; aber in einer sinnlichen Sprache müssen uneigentliche Wörter, Synonymen, Inversionen, Idiotismen sein. Sein Plan, der philosophisch sein soll, ist also ein Hermaphrodit: die philosophische Vollkommenheit erreicht er nicht, und der sinnlichen Schönheit thut er zu viel; als Plan, was eine vollkommene Sprache sein sollte, zu wenig; als Projekt, was irgend eine wirkliche Sprache sein könnte, viel zu viel: und was die beste Sprache wäre, vielleicht nicht getroffen.

Der Kunstrichter in den Litteraturbriefen*) stößt auch auf diesen Fehler. Sulzer sagt: „Es wäre nützlich, wenn man eine allgemeine philosophische Grammatik hätte, welche Regeln gäbe, nach denen die Vollkommenheit einer Sprache beurteilt werden müßte; mit diesen Regeln könnten die durch den Gebrauch eingeführten verglichen, und daraus gebessert und vermehrt werden." Und der Recensent setzt dazu: „Ich weiß nicht, ob die schönen Wissenschaften von dieser Vergleichung Vorteil haben würden. So wie die Sprachen jetzt sind, hat eine jede, so zu sagen, ihre Eigensinnigkeit, die der schöne Geist vortrefflich zu nutzen weiß. Er zieht aus dem Überflüssigen und Unregelmäßigen seiner Sprache öfters Schönheiten, die eine richtige philosophische Sprache entbehren muß. Nur ein einziges Exempel anzuführen: die philosophische Grammatik würde vermutlich die Unterscheidung der Geschlechter bei leblosen Dingen für überflüssig erklären, und gleichwohl würden sich die französischen und deutschen Dichter die Schönheiten ungern rauben lassen, die sie aus diesem unnötigen Unterscheide der Geschlechter gezogen haben. Einige Sprachen unterscheiden die Geschlechter auch in der Konjugation der Zeitwörter, welches ihren Schriften zu einer besondern Zierde gereicht."**) Eine Anmerkung, die man oft in diesem Fragment wird wiederholen müssen.

---

*) Litter. Br. T. 4. p. 230.

**) So ist's für die orientalische Dichter eine bequeme und vorteilhafte Schönheit, daß sie, die bei ihren Kenntnissen in der Botanik vermutlich auch das Geschlecht der Pflanzen schon gekannt haben, in ihrer Sprache auch das Geschlecht unterscheiden, ja so gar für eine Pflanze, die Jungfer und Ehefrau ist, verschiedne Namen haben. So haben die griechischen und römischen Dichter alle unübersetzbare Schönheiten aus dem Eigensinn ihrer Sprache gezogen, und in ihn verwebt.

14 ff. In den Litt.-Br. steht „könnte beurteilet werden" und 16 „daraus gerechtfertiget, verbessert". — 25. Zwischen e r k l ä r e n und u n d g l e i c h w o h l führt M. an „der Mond, die Sonne und im Französischen umgekehrt" und bemerkt: „Die philosophische Grammatik würde sich also hierin für die englische Sprache erklären."

6.

Überhaupt würde dieser weise Vorschlag, so wie jener andre:*) „es sollte keiner Schriftsteller werden, der nicht die Alten gelesen“, uns alle Originalschriftsteller rauben. Idiotismen sind patronymische Schönheiten und gleichen, jenen heiligen Ölbäumen, die rings um die Akademie bei Athen ihrer Schutzgöttin Minerve geweiht waren. Ihre Frucht dorfte nicht aus Attika kommen, und war bloß der Lohn der Sieger am panathenäischen Feste. Ja da die Lacedämonier einst alles verwüsteten: so ließ die Göttin es nicht zu, daß diese fremde Barbaren ihre Hände an diesen heiligen Hain legten. Eben so sind die Idiotismen Schönheiten, die uns kein Nachbar durch eine Übersetzung entwenden kann, und die der Schutzgöttin der Sprache heilig sind: Schönheiten in das Genie der Sprache eingewebt, die man zerstört, wenn man sie austrennet: Reize, die durch die Sprache, wie der Busen der Phryne durch einen seidnen Nebel, durch das Wassergewand der alten Statuen, das sich an die Haut anschmieget, durchschimmern. Woher lieben die Britten so sehr das Launische in ihrer Schreibart? Weil diese Laune unübersetzbar und ein heiliger Idiotisme ist. Warum haben Shakespear und Hudibras: Swift und Fielding sich so sehr das Gefühl ihrer Nation zu eigen gemacht? Weil sie die Fundgruben ihrer Sprache durchforschet, und ihren Humour mit Idiotismen, jeden nach seiner Art und seinem Maß, gepaart haben. Warum verteidigen die Engländer ihren Shakespear, selbst wenn er sich unter die Concetti und Wortspiele verirrt? — Eben diese Concetti, die er mit Wortspielen vermählt, sind Früchte, die nicht in ein anderes Klima entführt werden können. Der Dichter wußte den Eigensinn der Sprache so mit dem Eigensinn seines Witzes zu paaren, daß sie für einander ge-

*) Litter. Br. T. 4. p. 222.

2—4. Ähnlich gegen dies „harte Gesetz“ Sulzers SWS. II, 359. — 7. Ihre Frucht, das Öl, das die Sieger bei dem panathenäischen Verbrüderungsfeste in Preisvasen empfingen, dessen Ausfuhr aber sonst verboten war; vgl. Pindar Nem. X, 64 (καρπὸς ἐλαίας) und Schol. p. 304 (Abel). — 15 ff. Vgl. „Über den Fleiß in mehr. gel. Sprachen“ von den Übersetzungen (SWS. I, 4): „Es giebt immer Schönheiten, die durch den Schleier der Sprache mit doppelten Reizen durchscheinen; man reiße den Schleier weg, und sie zerstäuben.“ — 16. das Wassergewand, vgl. zu 85, 18. — 20. Hudibras, kom. Epos v. Sam. Butler (1612—80). — 23. Humour, „ein Nationalwort der Engländer aus ihrem Charakter“ (4. Cr. W. SWS. IV, 182) und von H. noch stets in der Originalorthographie geschrieben. „Laune und Humour, die Worte werden meistens für eins gebraucht“ (a. a. O. Wie Suphan zu IV, 183, S. 491 aus Gadebusch [zu 34, 1] anmerkt, fing man um 1765 erst an, das Wort Laune „wieder stark zu gebrauchen, um das engl. humour und das franz. humeur auszudrücken“). — 25. Concetti, witzige Einfälle. — 28. Ebenso redet Hamann Schriften II, 123 von dem „in den Idiotismen wahrgenommenen Eigensinn“.

macht zu sein scheinen: höchstens gleicht jener dem sanften Widerstande einer Schöne, die bloß aus Liebe spröde thut, und bei der ihre jungfräuliche Bescheidenheit doppelt reizet.

Es muß auch wirklich schwer sein, zu diesen Geheimnissen zu gelangen; weil wir so wenige deutsche Humoristen haben. Rabner ist kein völliger National-Swift in Deutschland so wohl in Charakteren als der Schreibart. Von unsern komischen Schriftstellern vielleicht keiner, als Lessing — dieser aber in einem großen Grade. Keine Partei hat auch in diesem Stück dem wahren Genie der deutschen Sprache so sehr geschadet, als die Gottschedianer. Waren es nicht noch einige Schimpfwörter, und pöbelhafte Ausdrücke, die man beibehielt: sonst wurde alles wässerich und eben, durch eine gedankenlose Schreibart, und durch schlechte Übersetzungen französischer Bücher. Man entmannete sie völlig, die schon durch den Weisischen, Talandrischen, und Menantischen Stil wenig Mannheit behalten hatte: man machte so wohl die Inversionen als Idiotismen der Schweizer lächerlich, statt sie zu prüfen: kurz, diese Sekte hat sich der deutschen Sprache mit Willen der irdischen, nicht aber himmlischen Muse angenommen, und von ihr gilt's, was jener griechische König auf einen schwindsüchtigen und doch gefräßigen Bettler sagte:

Ἀμφοτέρους ἀδικεῖς, τὸν Πλουτέα καὶ Φαέθοντα·
Τὸν μὲν ἔτ' εἰσορόων, τὸν δ' ἀπολειπόμενος.

„Beiden thust du unrecht, dem Pluto und Phaethon; diesem, daß du ihn noch anblickst; jenem, daß er dich noch nicht hat."

Man muß den Schweizern wirklich das Recht lassen, daß sie den Kern der deutschen Sprache mehr unter sich erhalten haben. So wie überhaupt in ihrem Lande sich die alten Moden und Gebräuche länger erhalten, da sie durch die Alpen, und den helvetischen Nationalstolz von den Fremden getrennet sind: so ist ihre Sprache auch der alten deutschen Einfalt treuer geblieben. Sie haben unstreitig manches übertrieben; das Übertriebene wird freilich durch den Harlekin am besten ausgedruckt; und ausgelacht

5. Rabner schreibt H. statt Rabener. — 15. Christ. Weise (1642—1708), Rektor in Zittau. D. Nat.-Litt. Bd. 39. Borinski, Poet. d. Renaissance 330 ff. — Talander (Aug. Bohse, 1661—1730), Verf. schlüpfriger Romane. — Menantes (Christ. Friedr. Hunold, 1680—1721) schrieb Romane, Satiren u. a. größtenteils „galante" Dichtungen. Eine Probe D. Nat.-Litt. Bd. 37, 480 f. Vgl. 225, 25 ff., den Eing. des Merkurauff. üb. Lessing (T. III, 2. Abt.). Humanitätsbr. 102 (SWS. XVIII, 116_{21}). Borinski 342_2. — 20 ff. Anthol. Pal. IX, 137 Dübner. Das ganze Epigramm metrisch übersetzt in der 1. (nicht mehr in der 2.) Ausg. der „Blumen aus d. griech. Anthol." V, 33 (Zerstr. Bl. II', 25. SWS. XXVI, 54, 7, wo auch schon auf die freie Benutzung in einem Jugendversuch Lebensb. I, 1, 255 f. hingewiesen ist).

hat man sie zur Gnüge; aber ihr Gutes ist noch zu wenig geprüft. Die Gottschedianer haben ihre Machtwörter, ihre Inversionen so ziemlich in ihren Pasquillen gesammlet; jetzt ist die Hitze des Streits verflogen, nun sollte man nicht mehr lachen, sondern prüfen. Hätte der patriarchische Bodmer auch kein andres Verdienst — wie hoch hat man Ramlern und Lessingen ihren Logau angerechnet; — und aus den alten schwäbischen Poesien ist doch, meinem Erachten nach, wenigstens in der Sprache weit mehr zu lernen, als aus Logau. Nur freilich sollten die Schweizer auch mehr Mühe sich dabei gegeben haben, die Idiotismen zu zeigen, zu prüfen, und kritisch einzuführen. Wenn sie auch diese Wörter verstehen; wer Deutsches in lateinischen Lettern lesen kann, ist ja nicht deswegen ein Schweizer!

Ich rede von ihren deutschen Verdiensten, denn von ihren Nachbildungen aus dem Griechischen müßte ich vielleicht anders urteilen: ich rede von ihrem Verdienst um die Sprache, denn von ihrer Dichterei und von ihrer Abneigung gegen die Philosophie, gegen die sie aus den Zürchischen Freimütigen Nachrichten so lange Zeit Kolophonium-Blitze gesandt, urteile ich jetzt nicht; und in diesem eingeschränkten Gesichtspunkt kann ich selbst ihre Hitze entschuldigen, die den Gottschedianern die Stange halten mußte. Zwei Gegner, die auf beiden Seiten ausschweifen, und beide ohne Weltweisheit streiten; — da kam zum Glück eine dritte Partei, die Baumgartensche Schule, die Söhne des deutschen Athens, und brachten sie beide aus einander.

In der Dichtkunst Ramler, Kleist, und insonderheit Gleim; in der Prose Lessing und Abbt; wenn man diese lieset, wie bedauret man nicht den Sulzerschen Einfall, uns keine Idiotismen zu lassen. Gleims Kriegslieder und sein versificierter Philotas

7. schwäbischen Poesien, den von ihm und Breitinger herausgeg. mhd. Dichtungen („Proben der alten Schwäbischen Poesie des dreizehnten Jahrhunderts. Aus der Manessischen Handschrift. Zürich 1748. 4°" und „Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpuncte, CXL Dichter enthaltend; durch Ruediger Manessen, weiland des Rates des uralten Zürich. Aus der Handschr. der k. franz. Bibliothek herausg. Zürich 1758—59. 2 Bde. 4°."; „Chriemhilden Rache u. die Klage. Zwey Heldenged. aus d. Schwäb. Zeitpuncte." Zür. 1757. 4. u. a.) — 12. Deutsches in lateinischen Lettern, wie es die Schweizer drucken ließen. Belege für Herders Abneigung dagegen und seine „Entscheidung für die gotische Schrift" SWS. II, $XIII_1$. — 18. „Freimütige Nachrichten von neuen Büchern und andern zur Gelehrtheit gehörigen Sachen." Zürich 1744—63. 21 Bde. 4°. — 24. des deutschen Athens, Berlin, so auch genannt in einer von Herder 1765 (SWS. I, 112 ff.) recensierten Ode Willamovs; Ramlers Ode an d. Granatapfel in d. Ausg. v. 1767 u. 1772 (WW. I, 131 Z. 2 v. u. vgl. hier 300, 10) „Athen an Geist, voll Mut wie Sparta war". Hamann VII, 125: „Vereinigt nicht Berlin den Ruhm des deutschen Athens und Sparta?" — 29. (Lessings) „Philotas. Ein Trauerspiel. Von dem Verfasser der preußischen Kriegs-

insonderheit ist voll von dieser deutschen Stärke. — Eine fleißige Seele in Livland hat einen Anhang zu Frischens Wörterbuch, aus der Bibliothek der schönen Wissenschaften, Litteraturbriefen, Lessings, Uz und dergleichen Schriften gemacht; aus dem ich, weil er doch zu gut ist, um in einem Winkel ohne Anwendung zu vermodern, wenn er vollendet sein wird, einen Auszug liefern werde. Aus den Zeiten der Meistersänger, des Opitz und Logau, des Luthers u. s. w. sollte man die Idiotismen sammlen, und insonderheit mehr von Klopstock lernen, diesem Genie in Schönheiten und Fehlern, der selbst in der deutschen Sprache sich den Schöpfungsgeist anmaßte, und auch diesen Geist der Freiheit eigentlich in Deutschland zuerst ausbreitete: wirklich ein Genie, das selbst in seiner Eccentricität groß ist, und das, so wie Alexander Macedonien, die damalige deutsche Sprache notwendig für sich zu enge finden mußte.

Und sind die Idiotismen zu nichts gut: so eröffnen sie dem Sprachweisen die Schachten, um das Genie der Sprache zu untersuchen, und dasselbe zuerst mit dem Genie der Nation zusammen zu halten. Viele Idiotismen fremder Völker würden wir daraus erklären: (z. E. warum die meisten Nationen der Sonne und die Mond sagen; wir aber umgekehrt; warum das lateinische *fusus in herba* immer für uns fremde klingt, könnte immer aus dem Zustande unsrer alten Urväter bewiesen werden. Sie fingen bekannter maßen von der Nacht zu rechnen an: hielten in der Nacht ihre Zusammenkünfte, Kriegs- und Friedensschlüsse: und wußten kein größeres Siegel der Verträge, als das Klirren der Degen, mit dem Zuruf: der Mond ist Zeuge! Eben daher ist das: im Grase hingegossen*) wohl ein zu wollüstiges Bild für das waldigte kalte Deutschland, wie es vormals gewesen.) Wie sehr sind nicht die alten schottischen Gedichte Abdrücke ihres Landes?

) s. Klopst. Abhandl. von der poet. Spr. im 1. T. des Nord. Auss. [zu 26)].

lieder vercificirt (so!). Berlin, bey Christian Friedrich Voß. 1760." Wie sehr er wirklich dadurch „fein" geworden, bezeugt Lessing, nicht ohne Ironie, dem Versificator in seinem Briefe vom 12. Mai 1759 (WW. Hempel XX, 1, 178. Vgl. die Biographieen von Danzel I², 434 ff. und E. Schmidt I, 357 f.).

1 ff. Der Dorpater Bürgermeister Friedr. Konr. Gadebusch. Über seine „Zusätze zu Joh. Leonhard Frischens Deutschem Wörterbuch" in den Rigischen „Gelehrten Beiträgen" (1763—67) und seinen Einfluß auf Herder als „aufmerksamen Beobachter des Wortschatzes der Muttersprache", insbesondere auf seine Ansichten vom „Werte der alten Wörter", seine Vorliebe für Provinzialismen und Idiotismen und seine Schätzung des Deutschen überhaupt vgl. Suphan, Ztschr. f. deutsche Philologie VI, 53—56. Den versprochenen Auszug (6) hat H. nicht geliefert. — 6 f. Vgl. 223, 13. 224, 1 u. Anm. zu 223, 13. — 9. Klopstock, den Gadebusch vernachlässigt hatte (a. a. O.). — 19 f. Vgl. zu 30, 25. — 20 f. *fusus* in herba, Ovid, Metam. III, 438. — schottischen Gedichte, Ossian.

Auch die Kühnheit in Idiotismen bei einem einzelnen Autor giebt Gelegenheit, auf sein Genie acht zu haben. Derselbe Blick, der die Begriffe, wie die Farben im Sonnenstrahl, teilt, nimmt auch die Lichtbrechung in den Nuancen der Sprache wahr. Der mittelmäßige Skribent bequemt sich nach dem ordentlichen Wege, um ins Kabinet seines Fürsten zu gelangen; dieser besticht, jener betrügt, ein andrer schmeichelt: ein gewisser deutscher Pythagoras läßt sich beschneiden, um hinter die Vorhänge der Weisheit zu kommen; das kühne Genie aber durchstößt das so beschwerliche Ceremoniel: findet und sucht sich Idiotismen; gräbt in die Eingeweide der Sprache, wie in die Bergklüfte, um Gold zu finden. Und betrügt es sich auch manchmal mit seinen Goldklumpen: der Sprachenphilosoph probiere und läutere es: wenigstens gab er Gelegenheit zu chymischen Versuchen. Möchten sich nur viele solche Bergleute und Schmelzer in Deutschland finden, die, wenn die deutsche Sprache eine Berg- und Waidsprache ist, auch als Gräber und Jäger sie durchsuchten. Cäsar schrieb über die Ähnlichkeit der Sprachen; Varro über die Etymologie; Leibniz schämte sich nicht, ein Sprachforscher zu sein, und wir, trotz unsrer Deutschen Gesellschaften, haben hierin wenig oder nichts gethan.

7.

Es bleibt überhaupt wahr: „die Richtigkeit einer Sprache entzieht ihrem Reichtum":*) und wir dürfen, um dies in Augenschein zu setzen, die älteste Sprache, die hebräische, oder arabische, mit der unsern in Absicht auf den Reichtum vergleichen; er ist so unterschieden, wie die Haushaltung jener und unserer Gegenden. Sie sammleten Vieh und Knechte; wir sammlen Gold und Hausgerät: so ist auch der Reichtum beider Sprachen.

Ihre ist reich an Vieh:) Naturnamen sind in ihr häufig: im kleinen Buch der Hebräer, das wir allein noch übrig haben,

*) Litter. Br. T. 15. p. 181. [Ein Citat aus Hamanns „Kreuzzügen des Philologen" (Schriften II, 151); genau: „Die Reinigkeit einer Sprache entzieht ihrem Reichtum, eine gar zu gefesselte Richtigkeit ihrer Stärke und Mannheit".]

7ff. Nach Clemens Alex. und Theodoret soll das der griechische Philosoph in Aegypten gethan haben (Zeller, D. Philos. d. Gr. I⁴, 278 Anm.); den „gewissen deutschen P." kenn' ich nicht. — 13. gab er, S. mit B ohne Var.: g. es; vgl. 313, 21 u. Anm. — 16. Vgl. 36, 11 ff. u. Anm. — 30 f. im kl. Buch (d. i. der Bibel) — Wörter ist so gut als wörtlich Michaelis' Nota 18 zu Lowth Prael. VI (I, 103; vgl. zu 37, 32) entnommen; eben daher im wesentlichen, was über die deutschen Pflanzennamen und ihre Unbrauchbarkeit für die Dichter gesagt ist.

sind schon 250 botanische Wörter: Namen, die unsre Sprache zwar kann ausdrücken, aber nicht auszudrücken weiß;*) weil die *καλοὶ κἀγαθοὶ* unserer bürgerlichen Welt sich auf nichts minder legen, als Hirtenkenntnisse einzuziehen: weil unsre Naturphilosophen unter Büchern wohnen, und wieder zu lateinischen Büchern hinkehren. Unsre Schäferdichter und Sänger der Natur können also die Blumen dieser Kräuter nicht brechen: hätte man auch deutsche Namen: so wären diese nicht bekannt gnug: sie hätten nicht gnug poetische Würde: denn unsre Gedichte werden nicht mehr für Hirten geschrieben; sondern für städtische Musen; unsre Sprache ist zur Büchersprache eingeschränkt. — Hingegen hat es schon Leibniz bemerkt, daß unsre Sprache eine Waid- und Bergwerkssprache ist; ich glaube aber, zum Teil, gewesen ist; weil viele dieser Wörter teils veraltet sind; teils vor Kunst- und Handwerkswörter gelten, da unsre Lebensart nicht mehr Jagd und Bergwerke ist.

Wir bemühen uns also mehr um Hausgerät:) Kunstwörter: bürgerliche Ausdrücke: Redensarten des Umganges sind die häufigsten Scheidemünzen im mündlichen und Büchercommerz: die Alten hingegen wechselten mit Goldstücken: sie sprachen durch Bilder; wir höchstens mit Bildern, und die bildervolle Sprache unsrer schildernden Dichter verhält sich zu den ältesten Poeten, wie ein Exempel zur Allegorie, wie eine Allegorie zum Bilde in einem Zuge. Leset den Homer, und denn leset Klopstock; jener malet, indem er spricht; er malet lebende Natur und politische Welt: dieser spricht um zu malen, er schildert; und um neu zu sein: eine ganz andre Welt; die Welt der Seele und der Gedanken, da jener sie hingegen in Körper kleidet und spricht: Laß sie selbst reden!

Die Ökonomie der Morgenländer war reich an Knechten; so ist es auch ihre Sprache.) Die Erfinder der Sprachen, ohne Zweifel nichts minder als Philosophen, druckten natürlicherweise das durch ein neues Wort aus, was sie noch nicht unter einen andern Begriff zu ordnen wußten. So entstanden Synonyme, die dem Dichter eben so vorteilhaft waren, als sie dem grammatischen Philosophen zum Ärgernis gereichen. Der arabische Dichter, der zum Löwen 500 Wörter hat, die verschiedene Zustände desselben bedeuten, z. E. junger, hungriger Löwe ꝛc., kann durch ein

*) s. Michaelis, Réflexions sur l'influence des opinions etc. [zu 19, 15].

11 ff. Unvorgreifl. Gedanken § 9, 9 ff. (Schmarsows Ausg., Quellen und Forschungen 23, 47 f.).

Wort malen, und durch diese mit einem Zuge entworfne Bilder vielseitiger sprechen, wenn er sie gegen einander setzt, als wir, die diesen Unterscheid bloß durch dazu gesetzte Bestimmungen deutlich machen. Die Chöre der Morgenländer können sich in ihren beiden Gegensätzen beinahe wiederholen; allein das Bild, oder die Sentenz bekommt durch eine Wendung, oder ein Wort Neuheit. Das Kolorit verändert sich, und diese Veränderung gefällt dem Ohr der Morgenländer; hingegen unsre Sprache, die an diesen beinahe-Synonymen gefesselt ist, muß entweder die Wiederholungen ohne diesen Nebenzug ausdrücken; und alsdenn sind sie für unser Ohr verdrießliche Tavtologien; oder sie drückt sie gar schielend aus, und verirrt sich, wie sehr oft in der deutschen Bibelübersetzung, von der Hauptidee des Gemäldes. Der Fehler liegt wirklich in der Verschiedenheit unsrer Sprachen, und ist schwer zu vermeiden.

Hieraus erklärt sich, glaube ich, die Bemerkung unsers philologischen Sehers in den orientalischen Sprachen:*) „daß diese Tavtologien, die dem Ohr der Morgenländer gefielen, unserm unleidbar sind": jenen waren sie nicht Tavtologien, denn Tavtologien sind immer ekelhaft, und können wenigstens nie vergnügen; sondern wenn ein Chor das andere erklärte, bestimmte, oder das vorgetragne Gemälde mit Nebenzügen neu machte: so befriedigte dies Aug' und Ohr. Ich glaube, ein Michaelis wird finden, daß es in der Grundsprache selten völlige Wiederholungen sind; nur freilich in der deutschen Übersetzung, und am meisten in den Cramerischen Psalmen, da sind es perpetuae tavtologiae, Europae invisae, aures laedentes, prudentioribus stomachaturis, dormitaturis reliquis.

Cramer scheint sich in seinen Predigten sowohl als in den sogenannten Oden, in Kantaten und in der fließenden Prose so sehr an diese Wiederholungen und Umschreibungen gewöhnt zu

*) Michael., praef. in Lowth. lectiones P. I. [pag. XIX.]

17. Seher, in dem ehrenden Sinne eines tiefeindringenden Forschers und Beobachters von H. gebildet; vgl. über Hs. „Freude an solchen persönlichen Verbalsubstantiven" und ähnliche Neubildungen, wie „Schmelzer" (35, 15. 107, 6), „Täucher" (111, 15) u. dgl. Suphan, Ztschr. f. d. Phil. VI, 192 f. — 23. ein fehlt A.; vgl. „Nachschr." S. 366, 16 f. — 26. Joh. Andr. Cramers (1723—88) „Poet. Übersetzung der Psalmen." Leipzig 1755—64. — 32. Der genauere Titel des von H. mehrfach citierten und noch öfter benützten Werkes lautet: Roberti Lowth, De sacra poesi Hebraeorum praelectiones academicae Oxonii habitae ... Notas et epimetra adjecit Johannes David Michaelis. 2 Vol. (1758. 1761). Ich citiere nach der Ed. II (Goettingae 1770), eine neuere (ed. Rosenmüller) erschien Lips. 1835.

haben, daß er vergißt, ob das deutsche Ohr, das Kürze fodert, und der deutsche Verstand, der Nachdruck liebet, damit zufrieden ist. Seine ungemein glückliche Leichtigkeit in der Versifikation verführt ihn so sehr, daß er vergißt, ob seine Wiederholungen auch der deutschen Sprache angemessen sein. Seine Oden — und sie waren vor Klopstock und Ramler das Muster der deutschen Oden — sind ja oft ein Geklingel von Reimen, und ich zweifle, ob ein David und Assaph, zu unserer Zeit, in unsrer Sprache Cramersche Psalmen geschrieben hätte? „Er hat sie ja aber übersetzen, nicht umbilden wollen?“ Gut! so übersetze er sie als orientalische Psalmen, mit allem ihrem Licht und Schatten; nur umschreiben muß er nichts; alsdenn ist's weit natürlicher für unser Genie und Sprache, sie zusammen zu ziehen. Ich urteile frei, weil ich glaube so urteilen zu können und dörfen: Hätte Michaelis Cramers Versifikation, oder Cramer Michaelis' Geschmack des Orients: so würden wir erst die morgenländischen Gedichte nach dem Genie unsrer Sprache als einen deutschen Schatz bewahren können; jetzt fehlt beiden was.

Aber meine Anmerkung verirret sich zu weit davon ab: daß die Grammatik und das Vernünfteln über die Sprache den Reichtum geschwächet hat. Der haushalterische Philosoph fragte: warum sind so viel unnütze Knechte? sie stehen sich im Wege! und er hat sie abgeschafft; den übrigen aber ihr genaues Geschäfte angewiesen, um nicht müssig zu sein. Ich will ohne Bilder reden! Da man die Begriffe mehr unter einander ordnen lernte: so druckte man das mit einer Bestimmung (adiectivum, participium, adverbium) aus, wozu man erst ein neues Wort setzte. — Noch blieben aber Synonymen! Aber der Philosoph suchte feine Unterschiede in sie zu legen, und sie also als neue, giltige Wörter zu gebrauchen. Zum Beweise führe ich im Deutschen Wolf und Baumgarten an. Durch die deutschen Schriften des ersten sind die Wörter, die unter dem Gebiet der Philosophie stehen, sehr an Synonymen vermindert, da er sie genau zu bestimmen gesucht. Und noch mehr Baumgarten: geht seine Metaphysik durch, und bemerkt die unten angezogne deutsche Wörter: die Philosophie giebt den meisten müssigen Synonymen Arbeit und bestimmte Posten. Das ist nun aber die Sprache der Philosophie: lasset Sulzern, der noch lebende Baumgarten, die Wörter: angenehm, schön, lieblich, reizend, gefällig, in seiner Ästhetik bestimmen; die Welt wird

ihm vielen Dank wissen: lasset andere auf der Bahn des Baumgartens fortgehen, und einen Kant in seinen Beobachtungen über das Schöne und Erhabene feine Unterschiede zwischen beinahegleichen Wörtern bemerken: sie arbeiten für die deutsche Philosophie und philosophische Sprache; aber nicht für die Sprachkunst überhaupt.

Alle kannst du nicht bestimmen, philologischer Weltweise! Die wirst du vermutlich auswerfen wollen? Aber wirft sie auch die Sprache des Umganges aus? Nein! so weit reicht noch nicht dein Gebiet, und noch minder ins Land der Dichter — Der Dichter muß rasend werden, wenn du ihm die Synonyme raubst; er lebt vom Überfluß. — Und wenn du sie bestimmest? Gesetzt, aber du kannst es nicht: so fällt schöne Prose und schöne Poesie ganz weg; alles wird ein Rosenkranz abgezählter Kunstwörter. Immer ein Glück für den Dichter, und ein Unglück für den Weltweisen, daß die ersten Erfinder der Sprache nicht Philosophen und die ersten Ausbilder meistens Dichter gewesen sind.

Unsere Sprache hat also die Synonyme eingeschränkt und bemühet sich statt Knechte Gold und Münzen zu sammlen. Man erlaube mir die Wörter abstrakter Ideen damit zu vergleichen. Beide werden willkürlich geprägt, und durch einen willkürlich festgesetzten Wert gäng und gäbe; die solidesten unter beiden werden als Schätze aufbewahrt; das Kleinere wird Scheidemünze. Auch auf dieser Seite verliert unsre Poesie, in der der eingebildete Wert schwindet, und bloß der natürliche gilt; wo die abstrakten Wörter also bloß gelten, nach dem Maß man sie sinnlich darstellen kann. — Durch unsre Philosophen kann die Dichtkunst also nichts gewinnen, und hat nichts gewonnen; so wenig als die Alten unsre Bücher- und Kathedersprache in allen ihren Nuancen übersetzen könnten: so wenig können wir den Alten nachsprechen.

Und was folgt nun aus allem diesem? Vielleicht viel — aber hier mag eins genug sein! — Es ist immer ein Girard im Deutschen zu wünschen; recht sehr zu wünschen — aber ein Gesetzgeber muß er nicht durchaus werden. In einer nicht ideal-philosophischen Sprache alle Synonymen abschaffen zu wollen, ge-

2f. „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen", Königsb. 1764, von allen älteren Kantischen Schriften Hs. Lieblingsstück (vgl. an Hamann 21. Mai 1765 bei Hoffm. 18, 5f. SWS. IV, 175f.). — 33. Gabr. Girard († 1748), La justesse de la langue françoise, Par. 1718; neue A. u. d. T. Synonimes françois, Par. 1736 u. ö.

bühret einem zweiten Claudius und Chilperich, die neue Buchstaben einführen wollten, und Grammatiker zu ABC Märtyrern machten.

8.

Von der andern Seite hat man, um unsre Sprache auszubilden, so sehr die Übersetzungen angeraten, daß ich hierüber eine merkwürdige Stelle der Litteraturbriefe anführe:*)

„Der wahre Übersetzer hat eine höhere Absicht, als den Lesern fremde Bücher verständlich zu machen; eine Absicht, die ihn zum Range eines Autors erhebt, und den kleinen Krämer zum Kaufmann umschnitzt, der wirklich den Staat bereichert.

„Diese Absicht nun ist keine andere, als seiner Muttersprache vortreffliche Gedanken nach dem Muster einer vollkommenern Sprache anzupassen. So machte Apoll, daß Achilles' Rüstung Hektorn so gerecht war, als ob sie auf seinen Leib verfertiget worden. Ohne Versuche, die mit dieser Absicht verknüpft sind, kann keine rohe Sprache vollkommen, kann kein Prosaiste in derselben vollkommen werden.

„Zu eignen Versuchen über die Bildung der Sprache haben nur die öffentlichen Redner Anmunterung genug, und die größte Zahl dieser Versuche ist vergeblich; aber man thue es durch Versuche nach einer bessern Sprache. Diese stellt uns schon viele Begriffe deutlich dar, dazu wir Worte suchen müssen, und stellt diese Begriffe so neben einander vor, daß uns neue Verbindungen nötig werden. Von dem Wohlklange jetzt nicht zu reden, der besser gemessen werden kann, wenn immer das Ohr unmittelbar vorher von einem Perioden sehr richtig angefüllet gewesen.

„Was für ansehnliche Vorteile müßten nicht unsrer Sprache zuwachsen, wenn sie sich an die griechische und lateinische Sprache,

*) T. 13. p. 98[—102. Teilweise sehr freies Citat aus der zu 21**) angeführten Rec. von Abbt].

1. Der römische Kaiser Ti. Claudius (Sueton. Claud. 41. Tacit. annal. XI, 13. 14. Quintil. I, 7, 26. Fr. Bücheler, de Ti. Claudio Caesare grammatico. Elberf. 1856). Die Notiz über den Frankenkönig Chilperich konnte Herder aus Dan. Ge. Morhofs „Unterricht v. d. Teutschen Sprache u. Poesie" II. T. VII. Cap. „Von der andern Zeit der Teutschen Poeterey" schöpfen (2. A. Lüb. u. Frankf. 1702. S. 282), wo Gregorius Turonensis l. 5, c. 45 (44 ed. Arndt MGH. Scr. rer. Meroving. I, 237, 23ff.) citiert ist. — 11f. H. citiert die zu 21, 26 unverändert nach den Litt.-Br. wiedergegebene Stelle hier (auch in der 2. Ausg. SWS. II, 105_{260}; vgl. 41, 15ff. 152, 1f.) und im 2. Stück über Abbt (6. „Über die Ausbildung einer Sprache durch Übersetzungen." SWS. II, 331) mit der gleichen Verbesserung: wir würden dem Zusammenhange zufolge vielmehr sagen: seine M. vortrefflichen Gedanken u. s. w. Vgl. 249, 8. — 13. Apoll, vielmehr Zeus: Ilias XVII, 210.

so viel als möglich, anschmiegen lernte, und ihre Geschmeidigkeit den Augen des Publikum zeigte! Diese Übersetzungen könnten unsre klassische Schriftsteller werden. An den Gedanken wäre nichts auszusetzen, weil auf diese längst das Siegel der Vortrefflichkeit gedruckt worden: und die Sorgfalt in Erhaltung der Harmonie ihres Ausdrucks würde auch so viel Wohlklang in unsre Sprache übertragen, als ihr Genie erlaubte. Gesellen sie zu diesen Alten noch einige neuere Ausländer, deren Genie bewährt, und deren Sprache mit der unsrigen verwandt ist: was würden wir nicht unsern Übersetzern zu verdanken haben? und sie würden auch mit unsrer Dankbarkeit zufrieden sein, worüber Ebert ihnen die Gewähr leisten kann, den wir als einen vortrefflichen Übersetzer mit Recht unter unsre besten Schriftsteller rechnen. Fehlt es uns denn an der Tugend, quae serit arbores, ut alteri seculo prosint?"

Der wahre Übersetzer soll also Wörter, Redarten und Verbindungen seiner Muttersprache aus einer ausgebildetern anpassen: aus der griechischen und lateinischen vorzüglich, und denn auch aus neuern Sprachen. Nun wollen wir hierüber nach unsern vorausgesetzten Prämissen schwatzen:

Alle alte Sprachen haben, so wie die alten Nationen und ihre Werke überhaupt, mehr Charakteristisches, als das, was neuer ist. Von ihnen muß also unsre Sprache mehr lernen können, als von denen, mit welchen sie mehr verwandt ist; oder der Unterschied zwischen beiden liefert wenigstens den Sprachphilosophen eine Menge Stoff zu Betrachtungen. Wir wollen vom letztern etwas versuchen.

So wie uns unsre besten Heldenthaten, die wir als Jünglinge thaten, aus dem Gedächtnis verschwinden: so entgehen uns aus dem Jünglingsalter der Sprache jedesmal die besten Dichter, weil sie vor der Schriftstellerei vorausgehen. Im Griechischen haben wir aus dieser Zeit eigentlich nur den einzigen Homer, dessen Rhapsodien durch einen glücklichen Zufall viele Olympiaden nach seinem Tode blieben, bis sie gesammlet wurden: da alle übrige Dichter vor ihm, und viele nach ihm verloren sind. Äschylus und Sophokles und Euripides beschlossen die poetische Zeit; in ihrem Zeitalter erfand Pherecydes die Prose; Herodot schrieb seine Historie, noch ohne Perioden; bald gab Gorgias der Redekunst die Gestalt einer Wissenschaft, die Weltweisheit fing an öffentlich gelehrt zu werden,

11. Joh. Arn. Ebert (1723—95), der Freund Klopstocks, Übersetzer von Youngs „Nachtgedanken" u. a. englischer Werke (vgl. 45, 31 ff.).

und die Grammatik wurde bestimmt. — Was sollen wir aus dieser Zeit durch Übersetzungen für unsre Sprache rauben?

Nur nicht die Silbenmaße! denn es ergiebt sich gleich, daß diese schwer nachzuahmen sein müssen. Damals, als noch die ἀοιδοί und ῥαψῳδοί sangen; da man auch im gemeinen Leben die Wörter in so hohem Ton aussprach, daß man nicht bloß lange und kurze Silben, sondern auch hohe und niedrige Accente deutlich hören ließ, daß jedes Ohr der Urteiler der Prosodie sein konnte; damals war der Rhythmus der Sprache noch so helle, daß die Cadence, in der man die Verse aussprach, oder nach dem Ausdrucke der Alten sang, den Gang eines Hexameters aushalten konnte. Und dieser war also das gewählteste Silbenmaß, das die meiste Harmonie in sich schloß, das so genau in ihrer Sprache lag, als die Jamben unserm Gesange natürlich werden, und das ihrem Ohr und ihrer Kehle am gemäßesten war, weil ihre Melodie im Gesange und Deklamation des gemeinen Lebens eine höhere Tonleiter auf und nieder stieg, als unsere. Aber wir reden mit wenigern Accenten monotonischer, man mag es fließend oder schleichend nennen; wir sind also an die Mensur eines Hexameters nicht gewöhnt. Gebet einem guten gesunden Verstande ohne Schulweisheit, Jamben, Daktylen und Trochäen zu lesen; er wird sogleich, wenn sie gut sind, skandieren; gebet ihm einen gemischten Hexameter — er wird nicht damit fortkommen. Höret den Cadencen bei dem Gesange der Kinder und der Narren zu; sie sind nie polymetrisch; oder wenn ihr darüber lacht; so geht unter die Bauern, gebt auf die ältesten Kirchenlieder acht; ihre Falltöne sind kürzer, und ihr Rhythmus einförmig: dahingegen sangen die griechischen Rhapsodisten ihre lange Gedichte in immerwährenden

1. Was — 4. müssen, statt dessen in B.: „Der einzige Homer steht also am Ufer dieses großen dunkeln Meeres, so wie ein Pharus da, um eine große Strecke wenigstens hinan sehen zu können. Und dieser Sänger Griechenlands trifft, wie mich dünkt, eben auf den Punkt, der schmal wie ein Haar und scharf, wie die Schärfe des Schwerts ist, da Natur und Kunst sich in der Poesie vereinigten: oder vielmehr, da die Natur das vollendete Werk ihrer Hände auf die Grenze ihres Reichs stellte, damit von hier an Kunst anfinge; das Werk selbst aber ein Denkmal ihrer Größe, und ein Inbegriff ihrer Vollkommenheiten wäre. Bei Homer ist noch alles Natur: Gesang und Sitten, Götter und Helden, Laster und Tugenden, Inhalt und Sprache. Der Gesang ist rauh und prächtig: die Sitten roh und auf dem Gipfel menschlicher Stärke: die Götter niedrig und erhaben: die Helden pöbelhaft und groß: Laster und Tugenden zwischen der Moral und dem Unmenschlichen: die Sprache voll Dürftigkeit und Überfluß — alles ein Zeuge der Natur, die durch ihn sang; ihn aber als ein Muster aufstellte, dem alle Kunst nacheifern und nie ihn übertreffen sollte. Was ist aus seiner Sprache zu rauben? Das Silbenmaß sehr schwer; wenigstens wird es bei uns nie, was es bei Homer war, singende Natur." — 3ff. S. „Nachschr." S. 366. — 25f. die Bauern, das Landvolk, B (das Volk, b).

Hexametern: ohne Zweifel, weil der Hexameter ihrem Ohr auch selbst für Gassenlieder nicht zu lang, und ihrer Sprache nicht zu polymetrisch war: und weil ihre Prosodie und Gesangweise jede Silbe und Region gehörig bestimmte. Aber jetzt! wollt ihr griechische Hexameter lesen; lernet erst Prosodie, um die Silben in ihre rechte Regionen bringen zu können. Ihr wollt deutsche Hexameter machen; machet sie so gut ihr könnet, und alsdenn lasset dem ohngeachtet die Versart drüber drücken, wie man es Klopstock riet, oder bittet, wie Kleist, dies Silbenmaß als Prose zu lesen. Könnet ihr Hexameter deklamieren? Wohl! so werdet ihr auch wissen, daß das die beste Deklamation ist, die seine Füße am meisten verbirgt, und nur alsdenn hören läßt, wenn sie die Materie unterstützen. Sehet! so wenig ist der Hexameter und die polymetrischen Silbenmaße unsrer Sprache natürlich: bei den Griechen foderte ihn die singende Deklamation, das an den Gesang gewöhnte Ohr, die vieltrittige Sprache; bei uns verbeut ihn Sprache und Ohr und Deklamation.

Was sollen wir denn aus dieser Zeit nachahmen? Die Lenkung des Perioden? Auch nicht! Homer sang und wurde spät gesammlet! Die Tragödien des Äschylus und Sophokles wurden, wie die Alten gemeinschaftlich bezeugen, auf der Bühne durchaus abgesungen. Die Sprache stützte sich also damals mächtig auf eine Deklamation, die für uns ganz ausgestorben ist, und die ihr damals Geist und Leben gab. — Mit dieser Deklamation verlieren wir also auch den Gebrauch vieler Partikeln, Verbindungen und Füllwörter, die zur damaligen Deklamation gehören. Das Ἀλλ' ὅταν, womit jedesmal die Orakel anfingen, das ἀλλά, δέ und αὐτάρ des Homers, womit er die Glieder seiner Perioden verbindet, würden, da wir an prosaische Perioden gewöhnt sind, sehr wunderlich in der Übersetzung klingen; eben so lächerlich, als wenn der ehrliche blinde Sänger aufstünde, uns seine 24 Buchstaben vorzusingen.

8. drücken in d. ältern Spr. u. mundartl. = drucken (Grimm, DWB. II, 1441. Heyne, DWB. I, 911), wie Düntzer und S. (ohne Var.) mit B lesen. — 9. Kleist: Vorber. z. „Frühling“ WW. (Sauer) I, 138. Denselben Rat gaben Haller und Sulzer und seine Freunde „allen Schwachen“ in Bezug auf den Messias. Briefe der Schweizer S. 150. Und Klopstock selbst schreibt am Schlusse d. Abh. „V. d. Nachahm. des griech. Silbenmaßes im Deutschen“ (vor dem 2. Bde. der Kopenhag. Ausg. des Messias, 1755, und der Halleschen, 1756): „Wir brauchten hierbei seine prosodische Einrichtung eben nicht zu wissen: und da die Geschicklichkeit, die Redner zu lesen, vorausgesetzt wird; so dürften wir nur mit der gesetzten Männlichkeit, mit der vollen und ganzen Aussprache, und, wenn ich so sagen darf, mit dieser Reife der Stimme, den Hexameter lesen, mit der wir die Prosa lesen.“ — 22. singende Deklamation, B. — 31. In B folgt noch: Er zerreißt und zerstückt seinen Perioden, aber mit dem heiligen Rhythmus, mit welchem nach Theokrits Ausdruck [Id. XXVI, 23] die Bacchantinnen den Pentheus zerstückten.

Nachahmen können wir hievon also nichts; aber doch gehört es dazu, um die Alten dieses Zeitalters poetisch zu lesen. Wenn ich den Homer lese, so stehe ich im Geist in Griechenland auf einem versammleten Markte, und stelle mir vor, wie der Sänger Jo im Plato die Rhapsodien seines göttlichen Dichters mir vorsinget, wie er „voll von göttlicher Begeisterung seine Zuhörer staunen macht, wie, wenn er sich selbst entrissen, von dem Ulysses redet, da er sich seinen Feinden zu erkennen giebt, oder da Achilles den Hektor anfället, er bei jedem Fürchterlichen die Haare aufrecht stehen, und das Herz schlagen macht; wie er Jedem die Thränen in die Augen lockt, wenn er von dem Unglück der Andromache, der Hecuba, des Priamus singet. Wie die Corybanten, von der Melodie des Gottes, der sie begeistert, entzückt, ihre trunkene Freude in Worten und Gebärden zeigen; so begeistert ihn Homer, und macht ihn zum göttlichen Boten der Götter." In dieser Entzückung erfüllet die ganze Harmonie des Hexameters, und die ganze Pracht seines Perioden mir Ohr und Seele; jede Verbindung und jedes Beiwort wird lebendig, und trägt zum Pomp des Ganzen bei: und wenn ich mich wieder zurück in mein Vaterland finde: so beklage ich die, so den Homer in einer Übersetzung lesen wollen, wenn es auch die richtigste wäre. Ihr leset nicht mehr Homer, sondern etwas, was ohngefähr wiederholet, was Homer in seiner poetischen Sprache unnachahmlich sagte.

Sollen wir unsre Sprache durch die Inversionen bereichern, die damals in ihrer biegsamen Sprache jedem Wink der Leidenschaft und des Nachdrucks nachgaben? Versucht es; unsrer Sprache, selbst dem freiesten und verworrensten Klopstockischen Hexameter sind Fesseln der Konstruktion angelegt worden, die die Harmonie des griechischen Perioden meistens zerstören werden. Oder sollen wir unsre Sprache in Bildung der Machtwörter nach dem Griechischen üben? Versucht es; wenn ihr gleich ein Schweizer seid, werdet ihr die Beiwörter im Homer, Äschylus und Sophokles oft genug umschreiben müssen.

Ich halte die Hymnen des Orpheus für nicht so alt, daß sie, so wie sie sind, bis an den Orpheus reichen sollten; aber, so

1. Bis zur Natur diesen hellen Rhythmus nachahmen können wir also nicht; B. — 2. es, er B. — 3 ff. Vgl. Reisejournal (1769. SWS. IV, 437): „O Pedanten, leset Homer, als wenn er auf den Straßen sänge; leset Cicero, als wenn er vor dem Rate deklamierte!" — 5. Platons Jon 6 p. 535 B. — 6. wie — 12. singet fehlt B. — 34 f. Sie werden jetzt, mit Ausnahme weniger, ins 1. oder 2. Jahrh. n. Chr. gesetzt. Orphica rec. E. Abel,

wie unsre Kirchensprache und Kirchenpoesie beständig Jahrhunderte zurückbleiben: so zeigen sie, nach meiner Meinung, am besten, wie die älteste Sprache der Poesie zur Zeit des hohen Stils gewesen ist. Wohlan nun! versucht, diese Hymnen so ins Deutsche zu verpflanzen, als Scaliger sie in Altlatein übersetzte: ihr werdet ohngeachtet aller Stärke doch oft das alte Deutsche vermissen, das bei den alten Druiden in ihren heiligen Eichenwäldern Orpheiisch geklungen haben mag! — Solche kühne Versuche mache ein junges munteres Genie für unsre Sprache; aber es lasse auch alte unparteiische Philologen darüber urteilen.

Homer, Äschylus, Sophokles schufen einer Sprache, die noch keine ausgebildete Prose hatte, ihre Schönheiten an; ihr Übersetzer pflanze diese Schönheiten in eine Sprache, die auch selbst im Silbenmaß und — wie wir bewiesen zu haben glauben — selbst im Hexameter Prose bleibt, daß sie so wenig als möglich verlieren. Jene kleideten Gedanken in Worte, und Empfindungen in Bilder; der Übersetzer muß selbst ein schöpferisches Genie sein, wenn er hier seinem Original und seiner Sprache ein Gnüge thun will. Ein deutscher Homer, Äschylus, Sophokles, der im Deutschen eben so klassisch ist, als jene in ihrer Sprache, errichtet ein Denkmal, das weder einem Klein- noch Schulmeister ins Auge fällt, das aber durch seine stille Größe und einfältige Pracht das Auge des Weisen fesselt, und die Aufschrift verdienet:

Der Nachwelt und Ewigkeit heilig!

Ein solcher Übersetzer ist unstreitig viele Köpfe größer, als ein anderer, der aus einer nähern Zeit, aus einer verwandten Sprache, aus einem Volke, das mit uns einerlei Denkart und Genie hat, ein Werk übersetzt, das im leichtesten poetischen Ton, didaktisch, geschrieben ist, und das dem ohngeachtet doch in der Übersetzung sein bestes Kolorit verlieret — sollte dieser Übersetzer auch Ebert selbst sein. — Sein Young hätte im Deutschen, zu unsrer Zeit, nach unsern Sitten und Religion, immer seine Nächte schreiben können; aber jene ihre Werke in unsrer Sprache? in

Lipsiae 1885, p. 55. Vgl. übrigens Herders Anzeige der Gesner-Hambergerschen Ausgabe des Orpheus (in den Königsb. Gel. Ztg. auf das Jahr 1765, SWS. I, 77 f.), in der ihm auch die S. 45, 5 erwähnte Übersetzung: Orphei Hymni Sacri, sive indigitamenta deorum, Versibus antiquis Latine expressa. Vertebat Josephus Scaliger intra quinque dierum spatium. (J. Scaligeri Poemata omnia Ex Museo Petri Scriverii. Ed. II. Berolini 1861. p. 372—410) vorlag, und Lebensb. I, 3, 1, 138 f.

19 ff. Vgl. 148, 29 ff. — 21. Vgl. zu 55, 2.

unsrer Zeit? bei unsern Sitten? — Niemals! So wenig als wir Deutschen je einen Homer bekommen werden, der das in allen Stücken für uns sei, was jener für die Griechen war.

9.

So sehr verzweifle ich also an Übersetzung der ältesten griechischen Dichter; aber desto mehr suche man von der griechischen Prose eines Platons und Xenophons, eines Thucydides und Polybius, und die spätern griechischen Dichter zu nutzen. Zu dieser Zeit lebten die καλοὶ κἀγαθοί der Wissenschaften, die mit dem Genie unserer Zeit näher verwandt sind; der Periode war in seinem besten Glanze, und die Idiotismen milderten sich. Von diesen Schriftstellern kann die deutsche Sprache unstreitig viel lernen; weil sie sich in die griechische eher und biegsamer schicken kann, als in die lateinische; weil die griechische es auch unstreitig mehr verdient, und weil für die Deutschen eine ausgebildete Poesie und Prose des guten Verstandes ohnstreitig die beste Sprache ist.

Heilmann, der Übersetzer des Thucydides, der gewiß seinen Autor, und die Kunst zu übersetzen gekannt hat: scheint die Biegsamkeit der deutschen Sprache nicht genug in seiner Gewalt gehabt zu haben, um sie mit der griechischen zusammen zu passen. Indessen hat freilich dieser Baumgarten'sche Philolog noch ziemlich seinen Mann gewählt, da er uns den körnichten Thucydides liefert, dessen Schreibart er uns mit Meisterzügen geschildert hat:*)

„Man siehet überall die Miene des großen, des vornehmen Mannes, der als ein Staatsmann schreibt, der aber auch nur für Staatsleute schreiben will; der nichts weniger im Sinne hat, als ein klassischer Schriftsteller zu werden, aus welchem einmal künftige Redner Beispiele zu ihren Vorschriften sammlen sollten. Er siehet also überall nur auf die Würde in den Gedanken, und auf den Adel im Ausdruck. Er fasset jene kurz und bündig, und in diesem sucht er sich beständig von dem Gemeinen zu entfernen.

*) s. Litt. Br. T. 3. p. 202.

15f. Vgl. 80, 1f. — 17. Über Joh. Dav. Heilmann († 1764), den Schüler des Hallenser Theologen S. J. Baumgarten (des Bruders des Ästhetikers, Z. 21) vgl. Haym, Herder I, 173f. Einl. S. XXX. — 23. Kritische Gedanken von dem Charakter und der Schreibart des Thucydides, Lemgo, o. J. (1758), woraus das folgende Citat in den Litt.-Br. (der Recensent, unterz. Re., ist Nicolai) ausgehoben ist. Die in der Schrift angekündigte Übersetzung selbst erschien Lemgo und Leipzig 1760.

Er hatte in seiner Jugend ohnfehlbar die Grundsätze der Beredsamkeit gefasset; allein er behielt sie hernach, um sie zu brauchen, und nicht sich daran zu binden. — Er ist ein Schriftsteller, der aus den Gedanken alles, und aus dem Ausdruck nur so viel macht, als zu jenen nötig ist; der seine Ideen genau und bündig fasset, und sie durchaus so, wie er sie gefasset, ausdrucken will: und hiernach müssen sich Ausdruck, Sätze und deren Verbindungen, Perioden und deren Beziehungen und alles richten. — Seine Schreib- und Denkungsart ist im höchsten Grade pathetisch. Er ist seiner Sprache vollkommen kundig, das Blühende, das er durch den Reichtum des Ausdrucks, welcher ihm völlig fehlet, hätte erhalten können, durch die Wahl der nachdrücklichsten Wörter, und durch die energische Beugung und Verbindung derselben zu erhalten; und er ist dreist genug, dergleichen zu machen, wo er es nicht vor sich findet. Aus diesen Stücken zusammengenommen erwächst eine Schreibart, die in Ansehung ganzer Aussprüche schwer, gedrungen und in einander gewunden, in Ansehung der Wortfügungen sonderbar und oft unregelmäßig, in Ansehung des Ausdrucks sehr fruchtbar, aber auch neu und ungewöhnlich ist. Er ist der Schöpfer seiner ganzen Schreibart. Dieses erhellet daraus am deutlichsten, daß sich das Besondre darin nirgends mehr zeigt, als in solchen Stellen, worin er bloß selbst denkt, in seinen Reden und eingemischten Betrachtungen. Hier sind die Perioden oft von ungewöhnlicher Länge; denn er schließt nicht eher, bis seine Reihe von Gedanken zu Ende ist. Hier sind die Wortfügungen sehr versteckt, und durch häufige Einschaltungen unterbrochen; denn er will jeden Begriff durchaus an dem Orte, in dem Verhältnisse ausdrucken, wo er sich in dem zusammengesetzten Bilde seiner Ideen befindet; hier sind die einzelnen Ausdrücke von der gewöhnlichen Bedeutung und Gebrauch entfernt, weil das Gewöhnliche das Ebenmaß seiner Begriffe nicht genau ausdrückte, und eine Umschreibung ihm zu langweilig dünkte." — So charakterisieret Heilmann des Thucydides Schreibart — und vielleicht die seinige selbst mit, so wie er sie durch diese Übersetzung und das Lesen der Baumgarten'schen Schriften gebildet hatte. Wie sticht diese Schilderung ab gegen die, so Geddes vom Thucydides macht: er als ein Schulmeister, und Heilmann als ein Mann von Ge-

36. James Geddes (1710—49), on the composition and manner of writing of the ancients, particularly Plato. Glasg. 1748. Vgl. Einl. S. XXXVI.

schmack. Schade für die deutsche Litteratur, daß Heilmann ihr so früh entrissen worden.

Griechische Übersetzer von solchem Geschmack finden sich selten; und sie sollten sich doch finden, weil der deutsche historische Stil am meisten durch die Griechen gebildet werden kann. Und dieser muß vorzüglich gebildet werden: „denn eine Sprache, die wenig Unterschied in den Zeiten angibt, die wenig ohne Hilfswörter thun, nicht leicht einen Modus für den andern setzen, und wenig Änderung in der Reihe der Worte anbringen kann; eine solche Sprache ist nicht sonderlich geschickt zur Geschichte; und hier muß man ihr also die größte Hilfe geben."*) Und so ist die deutsche.

Ferner!**) „Die große Manier im Dialogieren sollen wir auch zu erreichen streben, die wir an den Alten bewundern? Sie wußten einen Diskurs mit vieler Geschicklichkeit, aber doch natürlich herbeizuführen, die Materie unter die unterredende Personen glücklich zu verteilen, jede Person charaktergemäß denken, und gelegentlich sprechen zu lassen, und gleichwohl war ihr Augenmerk auf das Ganze mit gerichtet. Die Einheit des Endzweckes fügte die mannigfaltige Teile so glücklich an einander, daß man dem Faden der Unterredung ohne Verwirrung folgen, und den Weg, den man zurückgelegt, ganz übersehen konnte. Sokrates hatte seine eigene Weise. Er wußte seinen Gegner durch geschickte Umwege dahin zu locken, wo er ihn haben wollte; und wenn ein Mißtrauen entstand, so erlaubte er ihm zurück zu kehren, und wenn er es nötig findet, sich besser vorzusehen. Seine größte Kunst aber setzte er daran, die wichtigen Lehren, davon er überzeugen wollte, in ihre Elementteile aufzulösen, so wie man die harten Speisen zerhackt, um sie für schwächliche Magen etwas verdaulicher zu machen. Er fing sodann von dem Bekanntesten an, das sein Gegner einzuräumen nicht umhin konnte, lockte ihm ein Geständnis nach dem andern ab, und ganz unvermerkt befand er sich am Ziele. Es gehört freilich kein gemeines Talent dazu, sich diese Manier eigen zu machen, und selbst einem Cicero ist sie nicht sonderlich gelungen." Freilich gehört zu ihr kein gemeines Talent, und unter den Neuern

*) Litter. Br. T. 17. p. 187. [Teilweise freies Citat aus einem Briefe Abbts.]

**) Litter. Br. T. 7. p. 24. [Im Eingang und Schluß wenig verändertes Citat aus dem 117. Brief Mendelssohns über „Die letzten Gespräche Sokrates und seiner Freunde" von W(egelin).]

weiß ich vorzüglich nur einen Shaftesburi, der sie vom Plato ziemlich abgelernet, so wie er selbst wieder der Lehrer des Diderot zu sein scheint. Warum wollen wir aber nicht aus der Quelle selbst schöpfen, da diese Art zu dialogieren der Sprache selbst viele Biegsamkeit, Abwechselung und Munterkeit erteilt? Unter den Deutschen hat sie Lessing vorzüglich in seiner Gewalt: sowohl in den Lustspielen, als der Fabel.

10.

Und nun die Übersetzer aus dem Lateinischen! Eine nützliche Bemerkung schreibe ich her,*) über die Verschiedenheit des lateinischen und deutschen Perioden.

„Im Deutschen ist ein Stil schon periodisch, wenn auch die Bindewörter der Lateiner nicht so genau dazwischen gestellet, und die Absätze so an einander gekettet sind. Die Römer mußten dieses wegen der Kürze ihrer Worte thun, wenn sie nicht in den abgeschnittenen Stil verfallen wollten. Ohne Artikel, ohne Hilfswörter, reich an Participien, fügte sich ihre Sprache so an einander, daß immer ein Satz in wenigen Worten da stand. Weil die Seele also wenige Zeichen zu fassen hatte: so konnten auch die folgenden Begriffe eher angehängt werden, wenn nicht die Wichtigkeit der Betrachtung den Autor zwang, lieber dem Geiste viel Ruheplätze zu verschaffen, als das Ohr zu füllen. Im Deutschen aber, welcher Unterschied! Wenn wir die Perioden nicht schleppen wollen, müssen wir sie mannichmal trennen, und wenn wir nicht ganz zurückbleiben wollen, müssen wir unsrer Sprache Hilfe geben. Es ist wahr! es ist dem Übersetzer nicht erlaubt, den alten Römer zum witzigen Franzosen zu machen, und seine Lehren in Antithesen zu verwandeln; allein seine Lebhaftigkeit muß er ihm erhalten. Wir sind nicht so albern, daß wir einem Tullius, wenn er unter uns aufstehen könnte, nicht anders als frisiert zu erscheinen erlaubten: aber seinen muntern Blick und sein os rotundum wollten wir auch nicht gerne entbehren. Indessen ist der Unterschied zwischen dem lateinischen und deutschen Perioden ein neuer Grund, warum die Bekanntschaft

*) Litt. Br. T. 13. p. 120 und 130. [Aus der zu 21**) citierten Rec. zum Teil frei wiedergegeben.]

1. Über den englischen Philosophen Anthony Ashley Cooper, Graf von Shaftesbury (1671—1713) vgl. Herders Adrastea I, 223 (SWS. XXIII, 143) ff.

mit den Griechen, und auch die Übersetzungen aus ihnen, fast noch mehr anzuraten sind, als die Übungen mit den Lateinern. Kann ich wohl dieses laut genug rufen, damit man mich in Deutschland allenthalben höre?" —

Wenn ich aus dem Lateinischen Übersetzungen riete; so wäre es erst ihrer poetischen Sprache, denn ihres historischen Stils wegen. Die poetische Sprache! Ein deutscher Horaz würde unsre Sprache gewiß bereichern, und unsern Perioden der Ode bestimmen, daß er ganz das Ohr füllet. Da Ramler das letzte im Deutschen am besten getroffen und überhaupt viele Kenntnis des antiken und deutschen Wohlklanges zu haben scheint: von wem sollen wir uns einen deutschen Horaz lieber wünschen, als von ihm? Horaz ist seiner Sprache ganz Meister. Sein Periode wird ein Gemälde, wo jedes Wort, jedes triftige Beiwort, an denen er glücklich ist, eine Figur ausmachet: die Anordnung dieser Figuren erhebet dabei das ganze Gemälde: man versuche es, Wörter aus ihrer Stelle, aus ihrer Region zu rücken, und das Bild leidet allemal: dies ist ein Odendichter, der in jedes Wort Bedeutung legt. In der That, es kommt mir vor, daß Horaz den Griechen das meiste unter den lateinischen Dichtern abgelernt: seine Freiheit in Bildung schöner Gräcismen, und sein wirklich griechischer Wohlklang würden uns in der schwersten Gattung der Gedichte zeigen können, wie man eine andere Sprache nachzuahmen hätte, wenn nicht Alcäus und Sappho und die übrigen lyrischen Griechen verloren wären.

Die historische Übersetzungen wären wieder für unsern Stil unentbehrlich. „Der historische Stil will Kürze, und uns mangeln viele Participien; er fodert Sprachnaivitäten, und das Deutsche giebt sie nicht. Mit wie vielem Reize brauchen nicht die Lateiner ihre Infinitiven, wenn wir uns immerfort mit unserm Imperfecto schleppen müssen: Ille hostem aggredi etc. Die Franzosen haben dies in ihre Sprache übertragen. Unsre Hilfswörter, die wir zur Bildung des Perfecti brauchen, machen den Stil zu weitschweifig. Die Franzosen haben ihr erzählendes Perfectum; wir unser Imperfectum, aber sie haben es ja auch. Folglich kommen wir immer zu kurz. In einem Stil, der durch wenig Zierraten abgewechselt wird, wo die Perioden nicht gedehnt, und durch prächtige Worte vollgestopft werden, kommt unendlich viel auf solche Ab-

27. Litt.-Br.: „Sprachnaivetäten, wenn ich mich so ausdrücken kann".

änderungen an. Hier müssen wir unserer Sprache zu helfen suchen, und wenn sie uns ihre Hilfe entzieht, doch Wendungen ausdenken, dadurch dieser Mangel ersetzt wird."*) — In diesem Gesichtspunkt — wie manche Vorzüge um das Vergnügen im Lesen, um das deutsche Ohr, und die deutsche Sprache hat nicht der Magdeburgische Übersetzer des Tacitus vor dem Hamburger.

Und Tacitus ist mehr für unsre Zeiten ein Muster, als Livius. In seinem Geist der Erzählung? gewiß: denn die sorgfältigen Erzählungen von allerlei Wunderzeichen gehörten zu des Livius Zeiten zur Geschichte, die ihre Religion unterstützen sollte: die vielen eingestreueten Reden schmecken auch nach dem Geist der damaligen Zeit, wo Beredsamkeit eine notwendige Eigenschaft des Bürgers war: die enthusiastischen Wunder der Tapferkeit von Personen beiderlei Geschlechts belebten einen Römer, einen Republikaner auch zu einem Patriotismus, der in unsrer Zeit eine andre Wendung genommen. Hingegen Tacitus mit seinen Reflexionen, die in den Geist der Begebenheiten dringen, ist ein Geschichtschreiber für Deutsche. Und in seinem Stil auch mehr, als jener.**) „Der Stil kann durch die verschiednen Zeiten auch bestimmt werden. Dies ist eine Anmerkung, die ich dem Gordon aus seinen Betrachtungen über den Tacitus abborge. Einige Zeiten können eine starke braune Farbe über die meisten Gemälde verbreiten, wenn andre Zeiten ein höheres und brennenderes Kolorit geben. Gordon erklärt daraus den Unterschied zwischen dem Stil des Livius und Tacitus. Vielleicht würde sich auch in den gegenwärtigen Zeiten der Stil mehr dem Tacitus als Livius nähern dürfen. Unsre Sprache, die ohnehin viel weitschweifiger ist, als die lateinische, fodert dies mit desto stärkerm Rechte. Man hat den historischen Stil mit einem sanften Bach verglichen, der ohne Geräusch seinen gleichen Lauf fortmurmelt: aber man muß nur

*) T. 9. p. 127. und T. 17. p. 187. [Aus Briefen Abbts, das zweite Citat oben 48, 6 ff.]
**) Litt. Br. T. 10. p. 213. [Aus einem Briefe Abbts.]

5 f. „C. Cornelius Tacitus Werke aus dem Lateinischen übersetzt und mit den nötigsten Anmerkungen begleitet" [v. Joh. Sam. Patzke u. Joh. Eust. Goldhagen]. Magdeburg 1765. 2 T. „Des C. C. T. sämtliche Werke. Übersetzt durch Joh. Sam. Müller." Hamburg 1765. 66. 3 Bde. Vgl. die Recensionen, die H. von Nicolai aufgefordert nach anfänglichem Sträuben und wiederholter Bitte (Lebensb. I, 2, 251. 278. 314. 318. 390. 408. 424 = Hoffm. S. 9. 12. 17. 18. 29. 34. 38) 1769 für die „Allg. deutsche Bibl." über beide lieferte (SWS. IV, 326—36). — 15 f. Vgl. die Abh. vom Publikum und Vaterland der Alten SWS. I, 23 ff. — 19 f. Litt.-Br.: „sogar durch die versch. Z. best. w." — 20. Thom. Gordons († 1750) Betrachtungen erschienen zuerst in seiner englischen Übersetzung des Tacitus (London 1728—31. 2 Bde.); eine deutsche Übersetzung u. d. T. „Die Ehre der Freiheit der Römer und Britten, nebst Gs. Betr. über d. Tac." Nürnberg 1764.

dabei bedenken, daß dieser Bach immer seine gehörige Tiefe behalten muß; weil sich sonst das Auge nicht mehr an der Durchforschung vergnügt, und also keine Schönheiten mehr findet." Überhaupt kleidet auch eine nachdrucksvolle Schreibart die Deutschen am besten. Die Points; die epigrammatische Einfälle; die Wendungen, und der blendende Witz des Seneca und Plinius sind mehr für die Franzosen; und ein Beaumelle, der in mes pensées so glücklich ist, kann auch Pensées de Sénèque schreiben.

11.

Gesellen Sie nun zu diesen Alten noch einige neuere Ausländer, deren Genie bewährt, und deren Sprache mit der unsrigen verwandt ist: was würden wir nicht unsern Übersetzern zu verdanken haben?" Diese neuere Ausländer sind ohne Zweifel Franzosen und Engländer, zwischen welchen der Deutsche in der Mitte steht.

So wie die Franzosen vormals von der Litteratur unsrer Nation urteilten: so urteilten sie auch von unsrer Sprache; ich darf die unwissende Urteile des Mauvillon und so vieler andern nicht wiederholen; sie lassen uns jetzt mehr Gerechtigkeit widerfahren, seitdem das Journal étranger unserm Stil, Premontval

7 f. Beaumelles Mes pensées gehört — „in der Berliner Ausgabe 1761" SWS. I, 25*) — zu Hs. Lieblingsbüchern in jener Zeit (vgl. noch SWS. I, 22. Lebensb. I, 2, 63. I, 3, 1, 380). Die Pensées de Sénèque recueillies et traduites en François pour servir à l'éducation de la jeunesse (Berlin 1765) hatte H. in den Königsberger Zeitungen recensiert. (SWS. I, 102 f. Für die Autorschaft Hs. hätte R. Haym Im neuen Reich 1873 I, 506 f. auch das Bild von den Hauptleuten geltend machen dürfen, vgl. SWS. III, 476_{178}. Lebb. I, 3, 1, 307 u. (an Nicolai) I, 2, 373 = Hoffm. 33. Er faßt in den Fragm. nur kurz zusammen, was er in der Rec. weiter ausgeführt hatte, daß zu einer solchen „Verstümmelung, um der Kinder und ihrer Engel willen", kein klassischer Autor „bequemer" sei „als Seneca, der schon selbst seinen Stil so gerne zu Einfällen zuspitzen, oder zu Maximen runden mag. Man erlaube uns diesen Ausdruck, da die Griechen und Lateiner so sehr durch ihr os rotundum sich bemerkbar gemacht, als die Franzosen sich in die Points ihrer Sprache, und die Luftschwärmer ihres Witzes verliebt haben". — 10. Vgl. 41, 7—10. — 17. Eleazar Mauvillon (1712—79), zuletzt Lehrer des Französischen am Carolinum zu Braunschweig, früher Übersetzer, Sprachlehrer, geh. Sekretär des Königs Friedrich August von Polen, Verf. der Lettres françaises et grammatiques ou Réflexions militaires, littéraires et critiques sur les Français et les Allemands (Londres 1740) und Remarques sur les Germanismes (Amsterd. 1747). — 19. Das Journal étranger, gegründet 1754 von Grimm, war bestimmt den Franzosen die Kenntnis der ausländischen Litteratur zu vermitteln. Über die unter Arnauds Leitung erschienenen Jahrgänge 1760. 61 gab Nicolai im 255. 56. Litt.-Br. (T. 16, 3 ff.) Bericht, der Hs. Quelle ist (vgl. „Nachschr." S. 366, 30). Später freilich, als er die Franzosen selbst kennen gelernt, schrieb er aus Paris 30. Nov. 1769 darüber an Nicolai (Lebensb. II, 104. Hoffm. S. 53): „Die Litteraturbr. haben den Eindruck zu hoch angegeben, den das J. é. auf das französische Publikum gemacht hat. Man weiß nichts, als verstümmelte Namen, etwannige Brocken ... Geßner ist der bekannteste und beliebteste Name: Klopstock wird nicht goutiert ... Auch Diderot selbst ... kennet die deutsche Philosophie zu wenig." — Prémontval, vgl. 96, 34 f. In das 4. Stück des dort citierten Werkes ist ein 1759 in der Berliner Akademie d. W. gelesener Abschnitt auf-

und andere sogar unserer Sprache haben Gerechtigkeit widerfahren lassen. Dem ohngeachtet aber macht die wirklich zu große Verschiedenheit der Nationen, ihrer Denk- und Schreibart, ihrer Sitten und Sprache bei ihnen noch immer Irrungen, die wir ihren mindern Kenntnissen zuzuschreiben haben.

Deutsches Ohr, deutsche Härte, deutsche Rauhigkeit! heißt es noch immer! „Unsere Sprache soll etwas Barbarisches an sich haben: so wohl wegen der vielen Konsonanten, mit denen sie überhäuft ist, als wegen der sonderbaren (bisarren) Konstruktion ihrer Redensarten, die dem Schriftsteller keines Weges mehr Freiheit, oder mehr Hilfsmittel giebt, sondern nur ohne Not die metaphysische Ordnung der Wörter störet.“ Wir wollen diese Stelle etwas beherzigen.

Unsere Sprache hat wegen der Konsonanten etwas Barbarisches an sich:*) und die französische wegen der öftern Elisionen, wegen der vielen unnützen Wörter, die halb verschluckt werden, wegen der laufenden Aussprache keinen gewissen Tritt. Aber das erhebt ja nicht unsre Sprache, wenn die andre an einer andern Seite leidet? Nein! aber die unsere leidet darin nicht so, wie ein Franzose glaubt. Damit unsre Laute sich nicht unter den Konsonanten verlieren mögen: haben wir mehr Doppellauter, und stärkere Vokale, als sie: so daß unsre Sprache eine gewisse dorische Fülle bekommt, die in starken Monologen des Trauerspiels, in dem vollen Chor einer Kantate, im männlichen Schwunge einer Ode; noch mehr aber im ernsthaften Lehrgedicht, und in nachdrücklichen Betrachtungen sich unserm Charakter sehr anschmieget. Möchte überhaupt nur diese dorische Rauhigkeit so viel Einfluß in das Innere unserer Sprache haben, als die dorische Härte desto vollere Schönheiten in die Oden des Pindars, und in die äolische Schriftsteller hat einweben können: so wollten wir zu den Fran-

*) Litt. Br. T. 16. p. 20.

genommen: Contre la Gallicomanie ou le faux Gout Français, den Nicolai in seiner Anzeige des Préservatif (125. Litt.-Br. T 7, 150 ff.) besonders hervorhob und eingehend besprach. H. selbst hat eine Übersetzung davon in den 110. Humanitätsbrief (1797) aufgenommen. Der 2. Teil „Folgen der Gallicomanie in Deutschland“ handelt gleich an erster Stelle von der Vernachlässigung der deutschen Sprache und Litteratur.

7 f. Denselben Vorwurf gesteht H. als nicht unberechtigt zu und mahnt die Dichter (mit besonderer Rücksicht auf musikalische Poesie) ihn zu „entfernen“ SWS. I, 60. IV, 222 (1766. 67). Die folgenden (9 ff.) von H. einzeln widerlegten Vorwürfe sind aus einer im Journ. étr. (1760) stehenden Abhandlung des Chevalier von Castelus „Betrachtungen über den Mechanismus der italiänischen, engländischen und deutschen Versification“, über die Nicolai a. a. O. ausführlich und nicht ohne einige Einwendungen berichtet. — 22. 28 f. Zu 152, 9.

zosen laut sagen, was wir seit kurzem haben anfangen können zu sagen: Ihr sagt! meine Sprache schände mich! sehet zu, daß ihr nicht die eurige schändet: wie einst der königliche Scythe Anacharsis gegen die Griechen sein Vaterland verteidigte.

Zweitens: wir haben mehr Hauche in unserer Sprache, als sie: und die Aspiration gehört so sehr zum Lieblichen der Rede, als der Seufzer zu den zärtlichen Worten des Liebhabers, als der schmeichelnde West zum Ergötzen des Frühlings: denn mit diesen hat sie einige Ähnlichkeit. Gehet die lieblichen, zärtlichen, angenehmen Wörter durch: sie empfehlen sich alle durch ein sanftes h oder ch, das uns die rauhern Völker so übel nachsprechen können, die das H, wie z. E. die Russen, in ein scharfes G, das weiche ch, in ein rauhes cch, fast wie das Ain der Hebräer ausstoßen müssen: daher das H bei einigen Völkern das Schiboleth ist, woran man kennen kann, daß sie geborne Gergesener sind: da die Letten z. E. Immel und Eute (statt Himmel und Heute) aussprechen. — Das H ist überhaupt die Grenze zwischen Laut und Mitlauter: es giebt, nach Gellius Bemerkung, dem Worte Haltung, und dem Schalle Munterkeit: es nimmt dem Vokal etwas vom Laute, und giebt dem Mitlauter etwas dazu: es verhindert die gar zu große Öffnung des Mundes bei den Vokalen, und die Zerrung bei den Konsonanten: daher die Griechen, die die Hauche (Spiritus) bei ihrer Sprache so sehr brauchten, um insonderheit des Ypsilon fortzustoßen, im physischen Verstande den Ausspruch des Horaz verdienen:

— Grajis dedit ore rotundo
Musa loqui.

Und doch reicht die griechische Sprache hierin nicht an die morgenländischen, deren Aspirationen (z. E. bei den Hebräern das א, ה, ח und ע) kaum mehr zu bestimmen sind. Die Römer, die ihre Sprache so griechisch als möglich machen wollten, nahmen daher auch die Hauche auf, um ihre alte Mundart zu mildern. Quintilian führt an, die Alten hätten aedus, ircus (statt haedus, hircus) gesprochen: man hätte aus dem Griechischen aber das H dazugenommen: ja, wenn man das Catullische Epigramm kennet,

3. Anacharsis, der einem Athener auf den Vorwurf, daß er ein Skythe sei, erwiderte: „Mir gereicht mein Vaterland, du deinem Vaterlande zur Schande." Diog. Laert. I, 8, 104. — 14 f. Vgl. B. d. Richter 12, 6. Matth. 8, 28. — 18. Gellius, Noctes Atticae II, 3, 1. — 24. Horaz, Ars poet. 323 sq. — 33. Quintilian, Instit. Orat. I, 5, 20, der auch Catulls nobile epigramma (84) citiert.

das über hinsidias und hionios (statt insidias und ionios) spottet: so weiß man, daß die Kleinmeister von lieblichem Ton ihn endlich zu allgemein auch bei den sanften Vokalen, die ihn nicht nötig hatten, machen wollten. Cicero ärgert sich, daß er dem Volk zu gefallen pulcher und triumphus, statt pulcer und triumpus aussprechen müßte, und Quintilian ärgert sich, daß man schon ausschweifte, um chorona und praecho zu schreiben.*) Die nordlichen Völker verschlingen die Aspiration der Kehle durch den starken Gebrauch der Zunge, Lippen und des Gaumens, und da sie die lateinischen Länder überschwemmten: so fanden sie das H unaussprechlich. Es verlor sich also aus der italienischen und meistens auch aus der französischen Sprache. Unsrer deutschen Sprache, als einer Originalmundart blieb es, und mildert also recht sehr ihre Barbarei der Konsonanten.

„Das Deutsche hat aber so bisarre Konstruktionen, daß die metaphysische Ordnung der Worte ohne Not gestört wird, und der Schriftsteller doch keine Freiheit mehr hat.**) Zum Exempel! die metaphysische Ordnung der Worte wird gestört: denn wie lächerlich klingt's: Hier au soir vint le Comte ici par; und doch sagen die Deutschen: Gestern Abend kam der Graf hier an!" — Wer von den Deutschen ist von diesem Exempel nicht so getroffen, als von einem Blitze, daß er so gleich den Eigensinn der französischen Sprache, und ihre Ungelenkigkeit für die wahre, einzige metaphysische Ordnung der Wörter hält, und künftig immer den Franzosen zu Gefallen, und zu Ehre der Sprachenphilosophie folgende Konstruktionsordnung einführet: „weil ihr nicht uns davon habt nicht heute wollen thun den Gefallen: wir euch ihn werden

*) Hier im Vorbeigehen eine kleine Schulanmerkung, die unsrer neuen Orthographie nötig ist. Die Alten hatten sich so in das H verliebt, daß sie es gerne sprachen, selbst wo sie es nicht schreiben dorften, und auch nicht schrieben. Uns Neuern ist so wenig an diesem musikalischen Buchstaben gelegen, daß wir ihn im Schreiben so gern wegwerfen, da wo wir ihn doch notwendig, und insonderheit bei einsilbigen Wörtern sehr unterscheidend sprechen müssen. Die Orthographie des Denso und vieler andern ist mir also unausstehlich: die bewonen, Lon, Son schreiben: bald wird man also auch geen (statt gehen), aben statt haben, und An statt Hahn schreiben. Schade für unsre Sprache, wenn man zwei Menschenalter nach uns so spricht, als diese Sprachverderber schreiben.

**) Litt. Br. T. 16. p. 20. 21.

2. Kleinmeister, ein im vorigen Jahrhundert nach dem franz. petit-maitre gebildetes, auch von Hamann (vgl. d. Reg. VIII, 2, 268 f.) und dem jungen Herder (wie jener Kleinmeister und Schulfüchse, so stellt dieser 45, 21 Klein- und Schulmeister zusammen) öfter gebrauchtes Wort. Vgl. DWB. V, 1118. — 4. Cicero, Orat. 48, 160. — 33. Über Joh. Dan. Denso (damals Rektor in Wismar) u. die „vielen Andern" (zunächst Christ. Tob. Damm und Aug. Ludw. Schlözer) verweist Suphan II, 385 f. auf G. Michaelis, Beitr. z. Gesch. d. deutschen Rechtschreibung, Berl. 1877, S. 6 ff. u. Ergebnisse der orthogr. Konferenz 1876 S. 23 ff. Vgl. auch Hamanns „Neue Apologie des Buchstabens h" IV, 115 ff.

thun." Denn dies ist die ächte französische Konstruktionsordnung (puisque vous ne nous en avez pas aujourd'hui voulu faire la grâce; nous vous la ferons); und der Eigensinn der französischen Konstruktion ist doch die metaphysische Ordnung selbst. Wenn man sich doch scheuen wollte, Sachen in die Welt zu schreiben, von denen man nicht die gehörige Kenntnis haben kann.

„In wie fern Inversionen nützlich oder schädlich sind, muß gewiß aus ganz andern Gründen, als solchen wörtlichen Übersetzungen erörtert werden; und die Ursache, warum dergleichen Partikeln in der deutschen Sprache so und nicht anders gesetzt werden, mag sich doch wohl können philosophisch erklären lassen." Ich versuche es, sie philosophisch zu erklären; — aber nicht die Partikeln — denn jede Sprache hat ihren Eigensinn; sondern die Inversionen überhaupt: so wird sich ihre Erlaubnis und Nutzen von selbst zeigen.

12.

Das Hauptgesetz bei der Verbindung der Worte zu einer ganzen Idee ist folgendes:*) „Man lasse mehrere Ideen, die zusammen einen Gedanken ausmachen sollen, in der Ordnung folgen, die der Faßlichkeit des Gedankens, und dem jedesmaligen Zwecke des Redenden gemäß ist. Nun kann der Zweck des Redenden in tausend Fällen einerlei sein; also wird es eine gewisse allgemeine Konstruktionsordnung geben. Hundert mal aber giebt es einen besondern Zweck des Redners, und denn ist die Sprache die beste, welche räumig gnug aufgeschürzt ist, um ihre Ordnung nach diesem Zwecke wenden zu können."

Stellet euch zwei Geister vor, die sich einander ihre Gedanken, und bloß Gedanken unmittelbar mitteilen; so wird die Ordnung, in der das eine Wesen so denket, auch zugleich die sein, in der sie das andere erblicket. So wie die Ideen bei dem einen sich entweder aus seinem innern Grunde hervorwickeln, oder so wie es sie aus den Dingen außer sich schöpfet: so teilet es dieselben auch mit. Eine ruhige Vernunft, die nichts als Gedanken einer andern

*) Litt. Br. T. 17. p. 184. [Aus dem schon 48, 6ff. citierten Briefe Abbts.]

7ff. Freies Citat einer Bemerkung Nicolais zu der 55, 15ff. ausgehobenen Ansicht des Franzosen, Litt.-Br. 16, 22f. — 16—62, 22. Vgl. Einl. S. XVf. — 19. Litt.-Br.: „einen Gedanken als ein Ganzes." — 25f. Litt.-Br.: „welche, wenn ich so sagen darf, räumig genug geschürzt ist".

Vernunft saget, gehet also den gewöhnlichen Pfad der Zusammensetzung der Begriffe; sie zeiget den Gegenstand zuerst und ihr Urteil darüber an Hier ist also der Bau eines Perioden so regelmäßig bestimmt, daß, nach der arabischen Prosodie zu reden, jedes Wort einen Pfosten und Säule ausmacht, der eben hier an seinem Orte stehet.

Betrachtet eine philosophische Sprache; wäre sie von einem Philosophen erdacht: so hübe sie alle Inversionen auf: käme eine allgemeine Sprache zu Stande: so wäre bei ihren Zeichen notwendig jeder Platz und jede Ordnung so bestimmt, als in unsrer Dekadik. So lange wir aber noch keine durchaus philosophische Sprache haben, die bloß für die Weltweisheit erfunden wäre: so nehmt die, die am meisten zur Weltweisheit gebraucht wird, die lateinische, nehmt sie, wie sie in den Büchern der Weltweisheit ist, wenn sie Lehrsätze und trockene Beweise vorträgt: wie ist sie? ohne Inversionen meistenteils.

Nun stellet euch zwei sinnliche Geschöpfe vor, davon der eine spricht, der andre höret: Dem ersten ist das Auge die Quelle seiner Begriffe; und jeden Gegenstand kann er in verschiedenen Gesichtspunkten sehen; dem andern zeiget er diesen Gegenstand, und es kann auf eben so verschiedenen Seiten geschehen. Nun betrachtet die Rede als ein Zeichen dieser Gegenstände: so habt ihr den Ursprung der Inversionen. Je mehr sich also die Aufmerksamkeit, die Empfindung, der Affekt auf einen Augenpunkt heftet; je mehr will er dem andern auch eben diese Seite zeigen, am ersten zeigen, im hellesten Lichte zeigen — und dies ist der Ursprung der Inversionen. Ein Beispiel: *Fleuch* die Schlange! ruft mir jemand zu, der mein Fliehen zu seinem Hauptaugenmerk hat, wenn ich nicht fliehen wollte. — *Die Schlange* fleuch! ruft ein anderer, der nichts geschwinder will, als mir die Schlange zeigen; fliehen werd' ich von selbst, so bald ich von ihr höre. — Er hat mir das Geld gestohlen; und kein anderer; er *hat* mir das Geld gestohlen; ich weiß es gewiß; *das* Geld hat er mir gestohlen (und keinen Ring); mir hat er das Geld gestohlen, und keinem andern; *gestohlen* hat er mir das Geld (nicht abgeborgt): wie viel Veränderung macht hier nicht die Inversion in der Wendung des Gedankens.

Entspringt also die Inversion von der sinnlichen Aufmerksamkeit: so muß bei einer noch ganz sinnlichen Nation ihre Sprache unregelmäßig und voll Veränderungen sein: wie die Gegenstände

ins Auge fallen, so saget sie dieselbe; eine grammatikalische Konstruktion ist noch nicht eingeführt. So sind noch jetzt die Sprachen der Wilden, und alle alte Sprachen, die ursprünglich sind, und das Gepräge der ersten sinnlichen Lebensart führen, sind voll Inversionen. Gebärden und Accent kommt zu Hilfe, um dies Chaos von Worten verständlich zu machen. — Noch immer spricht man von den ältesten Sprachen, als wären sie von Gott, oder einem Philosophen erfunden, und wären aus seinem Gehirn mit aller Rüstung gesprungen, wie Pallas aus dem Gehirn des Jupiters. Alles, was wir Schönes in den ältesten Sprachen finden: ist erst später in sie gekommen, nur wir kennen die ersten unförmlichen Zeiten nicht; daher scheinen sie uns gleich im Anfange im Glanz. Nehmet das sinnreichste Spiel, wo ein Euler durch die Berechnung der Fälle der Wahrscheinlichkeit die weiseste Anordnung entdeckt; ist es im Anfange so gewesen? — nichts als eine Zusammenhäufung ungefährer Würfe; eine Folge von Versuchen, bis Versuche endlich Kunst in dasselbe brachten. —

So bald gewisse Dinge mit bestimmten Worten fortgepflanzt wurden; wie dies durch die ersten Lieder geschahe; so fing sich dieses unordentliche Chaos an zu senken; man suchte die Ordnung der Worte aus, die dem Lernenden am faßlichsten waren; das Silbenmaß mußte sie einpassen, und so ward sie zwar kein Gesetz, keine Regel, aber ein Muster, ein Präjudikat: und man weiß, daß alle Völker nach bloßen Gebräuchen leben, ehe sie Gesetze haben. Die Gebräuche werden zu Gewohnheiten, und so ward auch die Konstruktionsordnung dazu, doch daß ihre Übertretung noch keine Sünde war.

Endlich näherte sie sich dem Ansehen eines Gesetzes, da die Büchersprache aufkam; jetzt fiel die Aktion weg, die vorher die Inversionen erläutert hatte. „Denn dem Sprechenden helfen seine Gebärden und der Ton der Stimme den wahren Verstand bestimmen; da hingegen alles dies im Buche wegfällt."*) Man mußte also einer gewissen Ordnung folgen, um dem Lesenden verständlich zu werden; indessen war diese noch sehr frei, wie die ursprünglichen ältesten griechischen und römischen Dichter bezeugen, denen keine neuere Sprache ihre Verändrungen nachmachen kann.

*) Litt. Br. T. 17. p. 186. [Aus demselben Briefe Abbts.]

13. Leonh. E. Euler (1707—83), berühmter Mathematiker. — 31. Litt.-Br.: „Stimme, (wenn er anders gut redet.)"

Man bestimmte die Ordnung der Worte so lange, bis man endlich den prosaischen Perioden herausdrechselte, der der Ordnung der Ideen, so wie sie sich der Verstand bildet, folgte, und doch auch das Ohr und das Auge zu Rate zog. Und er ward also in seiner Struktur eine Anordnung von Bildern, so wie sie sich dem Auge darstellen würden, von Ideen, wie sie sich der Verstand denkt, von Tönen, wie sie das Ohr fodert, daß es mit Wollust erfüllet werde. Der bloße Verstand, der nichts mit Auge und Ohr zu thun hat, folgt bloß der Ordnung der Ideen, und hat also keine Inversionen; so ist der logische Periode. Er verwirft jede Veränderung, weil das Einfache das einzige Deutliche ist, und jede Inversion wenigstens einen möglichen Fall macht, daß eine doppelte Beziehung entspringen kann.

13.

Nun untersuchen wir hiernach die neuern Sprachen. Je mehr eine derselben von Grammatikern und Philosophen gebildet worden; desto härtere Fesseln trägt sie: je mehr sie ihrem ursprünglichen Zustande nahe ist; desto freier wird sie sein. Je mehr sie lebt: desto mehr Inversionen; je mehr sie zur toten Büchersprache zurückgesetzt ist; desto mindere. Alles beweiset die französische Sprache: Diderot klagt, daß ihr die Grammatiker der mittlern Zeiten, die ihre Sprachkunst gebildet, Fesseln angelegt, unter denen sie auch wirklich noch jetzt seufzet. Wegen dieses einförmigen Ganges mag es vielleicht sein, daß man sie eine Sprache der Vernunft nennet; daß sie eine so schöne Büchersprache zum Lesen ist. Aber für das poetische Genie ist diese Sprache der Vernunft ein Fluch, und diese schöne Büchersprache hat, um im Reden nicht zu schleppen, den flüchtigen und ungewissen Tritt annehmen müssen, der für die hohe Deklamation diese galante Sprache nervenlos macht. Wenn es von unsern jetzigen Sprachen gilt, „daß wir eine Menge besonderer Zwecke gar nicht durch die Wortfügung anzuzeigen vermögend sind: sondern sie nur müssen aus dem Zusammenhange erraten lassen“:*) so ist diese Unvollkommenheit gewiß vorzüglich bei der französischen Sprache.

*) Litter. Br. T. 17. p. 185. [Abbt.]

21f. Vgl. Einl. S. XVI.

Aber so ist doch ihre Sprache eine Sprache der Vernunft, weil ihre Ordnung der metaphysischen Reihe getreuer bleibt? Es sei so! getreuer! aber getreu bleibt sie ihr nie, und keine menschliche Sprache sinnlicher Geschöpfe kann ihr treu bleiben; denn die französische Sprache hat so gut, wie jede andere, unphilosophischen Eigensinn — und nun schließe ich mit einemmal! ihre Ordnung ist schlechter, als die unsere, weil die unsrige räumiger aufgeschürzt ist, um ihre Ordnung nach jedem Zwecke lenken zu können. Vollkommenheit kann keine Sprache erreichen; die größte poetische Schönheit auch nicht: sie bleibt also in der Mitte, und sucht: Behaglichkeit,*) — und zu der gehören auch Inversionen.

Die Sprache hat den Punkt der Behaglichkeit getroffen, die Poeten, Prosaisten und Philosophen ein leichtes Werkzeug ist; die beiden ersten nutzen von den Inversionen: wenn nun ihr Nutzen dem dritten nicht nachteilig ist; so können und müssen sie bleiben.

Ja! aber beweise, daß sie ihm nutzen! Der Franzose leugnet schlechterdings, daß sie ihm Freiheit und Hilfsmittel verschaffen: und denn beweise auch, daß sie dem Weltweisen nicht schaden: sonst muß man einen kleinern Nutzen dem größern aufopfern. Ich will es versuchen.

Ich fange vom Leichtesten an Das Ohr will einen Perioden, der es durch seinen Wohlklang füllet, der gnug abwechselt, und nicht zu oft wiederkommet. Kann dies eine Rede ohne Inversionen erreichen? Schwerlich! ein Periode schließt sich, wie der andre, wenn er seine Meinung gesagt hat; das stolze Ohr wird durch einerlei Cadencen gequält: es empfindet es, die Inversionen in der Sprache sind eben so nötig, als das Unebenmaß in der Malerei, und in der Musik der Mißlaut. Die französische Sprache hat ja noch immer viele Inversionen — und doch wird ein griechisches Ohr in ihrem Poetischen und gewöhnlichen Prosaischen eine große Monotonie bemerken, die oft bei dem letztern den Konstruktionen unsers Kanzleistils gleicht.

Dies ginge endlich wohl noch hin — aber der Schriftsteller, der fürs Auge, für die Einbildungskraft schreibt, der durch die

*) Man erlaube mir dies Wort, das ein klassischer Schriftsteller unter uns, wenn ich nicht irre, gerechtfertigt hat: der Verf. der Phil. Schr. [Berl. 1761 2 Bde. Mendelssohn. Er braucht es allerdings, z. B. Üb. d. Empfindungen. 12. Br. Ges. Schr. 1843—5 I, 153; dazu Rapsodie I, 246. 258.]

7 f. Vgl. 56, 25 f. — 16 f. Vgl. 53, 9 ff.

Einbildungskraft Aufmerksamkeit, Empfindung, ja öfters Leidenschaft erregen will — der braucht sie notwendiger. Er malet der Einbildungskraft ein Gemälde hin, wo jedes Wort von seinem Orte Schönheit erhält — und die Ordnung der Phantasie ist doch gewiß nicht die Ordnung der kalten Vernunft.

Diese Inversion ist, um die Aufmerksamkeit zu erregen, jene, um sie zu erhalten; diese überraschet, jene beweget die ganze Seele: diese gehört zum Hinterhalt, um unversehens hervor zu brechen; jene gehören zur Schlachtordnung, daß jedes Wort an seinem Orte trifft, und in seinem Lichte erscheint. Hiedurch bekommt die Prose Munterkeit, die Poesie Feuer; und die muntern Franzosen haben es bis zur muntern Prose des Umganges gebracht; und die Inversionen, die sich unsre gute Poeten haben erlauben können; gehören mit zur deutschen Freiheit.*)

Aber wie? leidet nicht die philosophische Sprache der Deutschen darunter? Was das anbetrifft: so fühlen wir weit eher Fesseln in der dichterischen, als philosophischen Sprache; auch wir fühlen es: „daß wir eine Menge besonderer Zwecke gar nicht durch die ordentliche Wortfügung anzeigen können; die wir nur müssen aus dem Zusammenhange erraten lassen". Unvollkommenheit unsrer Sprache von der sinnlichen Seite; aber von der Seite der Vernunft?

„Zur Weltweisheit**) scheint die deutsche Sprache, mehr als irgend eine von den lebendigen Sprachen, ausgebildet zu sein. Sie ist bestimmt und reich genug, die feinsten Gedanken des Metaphysikers in ihrer nackten Schönheit vorzutragen, und von der andern Seite nachdrücklich und bilderreich genug, die abgezogensten Lehren durch den Schmuck der Dichtkunst zu beleben. Jenes hat sie Wolfen, und dieses Hallern zu danken. Zwei solche Schriftsteller sind genug, einer Sprache von einer gewissen Seite die gehörige Ausbildung zu geben. Die Nation hat ihnen auch so zu sagen das Münzrecht zugestanden; denn die mit ihrem Stempel bezeichnete Ausdrücke sind in dem Gebiete der Weltweisheit nunmehr gäng und gäbe worden.

*) Litter. Br. T. 16. p. 21. [Nicolai behauptet dort gegen Castelus, daß „die verschiedenen Konstruktionen, deren verschiedene Redensarten unserer Sprache fähig sind, dem Schriftsteller allerdings mehr Freiheit, mehr Hülfsmittel geben" und daß „Haller, Klopstock, Kleist, Zachariä, Geßner, die der Verfasser unter unsern besten Köpfen insbesondere nennet, sich dieser Freiheit und der daraus entspringenden Hülfsmittel allzu oft bedienet hätten, als daß sie nicht der deutschen Sprache dafür danken sollten."]

**) T. 7. p. 163. [Mendelssohn Br. 126 über Withof, Die moralischen Ketzer.]

18 ff. Vgl. 59, 30 ff.

„Der philosophische Geist hat sich bei uns auf alle Teile der Gelehrsamkeit verbreitet, und giebt unsern schönen Schriften selbst eine gewisse Teinture von Ernst und Gründlichkeit, die uns eigentümlich ist, und einem Ausländer den Charakter der Nation zu erkennen geben muß. Hingegen müssen wir von auswärtigen Lesern aus eben der Ursach der Dunkelheit beschuldigt werden, so lange sie noch mit unserer Litteratur nicht genug bekannt sind. Wenn uns Deutschen die Schriften eines Pascal, Fontenelle, Montesquieu und einiger andern französischen Weltweisen nicht bekannt wären; so würden wir uns in die neuern Schriften dieser Nation gleichfalls nicht zu finden wissen. Und wie viel mehr muß dieses den Ausländern in Ansehung unsrer Litteratur widerfahren, da bei uns die Philosophie eine merkliche Gewalt über die Sprache gewonnen, und wir zur Verbesserung der schönen Wissenschaften, so zu sagen, den Weg über die Metaphysik genommen haben."

In diesen Gesichtspunkten hat unsre Sprache vor der französischen voraus, und sollte es also Gelehrten nötig geschienen haben, diese Freiheiten aufzuopfern: „seit dem sie Philosophie und französische Sprache studiert hätten"?*) Philosophie und französische Sprache — ein Paar, was sich hier sehr fremde zusammen findet.

14.

Es ist gut, daß ein Franzose es nicht unternimmt, über unsre Silbenmaße zu urteilen: sein Ohr ist zu einer Monotonie verwöhnt, und es würde ihm wie einem ungelenkigen Alten gehen, der seinen muntern Knaben das Springen verbeut, weil er selbst nicht mit springen kann. Einem Franzosen kann man es schwerlich begreiflich machen, „daß unsre lange und kurze Silben von so verschiedener Art sind, daß man, um diese Nuancen richtig zu bezeichnen, außer dem gewöhnlichen ◡ und _ wenigstens noch drei verschiedene Zeichen haben müßte, daß unser Hexameter also durch die Kraft eines Genies sich dem Hexameter der Alten ungemein nähern könne".**)

*) [Litter. Br.] T. 16. p. 8. [Aus Arnauds Einleitung zum Journ. étr. Januar 1760, wogegen Nicolai Zweifel äußert.]

**) Litter. Br. T. 16. p. 24. [Freies Citat aus Nicolais Bemerkungen über Castelus.]

1—16 ist wieder von Nicolai über das Journal étranger Litt.-Br. 16, 39.

Ich wollte, da ich von der Übersetzung aus den Alten redete, die Materie nicht zerreißen: jetzt setze ich die vornehmsten Bemerkungen der Litteraturbriefe mit einigem kritischen Urteil hieher:

Über den Hexameter.

„Der deutsche Uebersetzer des Rabelais, Huldrich Elloposcleros (wahrscheinlich Johann Fischart; denn ἔλλοπος κλῆρος heißt einer, den das Los der Fische getroffen, und die Übersetzung des Philipp von Marnix von Fischart ist dem deutschen Rabelais sehr gleich), hat unter seinen Zusätzen den Anfang eines scherzhaften Heldengedichts in gereimten deutschen Hexametern, und eine Zueignung an die deutsche Nation in Hexametern und Pentametern, wo sich nicht bloß Pentameter mit Pentameter, sondern auch jedes Hemistichion mit dem andern reimet. Das war 1617. Einige Jahre nachher gab Alsted in seiner vollständigen Ausgabe der Encyklopädie ein Muster von deutschen Hexametern. Von Alsted bis auf Heräus ist des deutschen Hexameters selbst nicht in den Lehrbüchern der Dichtkunst gedacht, wo doch Muster in andern lateinischen Silbenmaßen, in dem Alcaischen z. E. vorkommen.*) Nach Heräus gaben bald Omeis, bald Gottsched nach allen ihren Kräften Beispiele davon; bis endlich andere Männer ins Spiel traten, die der Sache nicht durch ihren kritischen Richterspruch, sondern durch ihren stillschweigenden Gebrauch den Ausschlag gaben. Der Verfasser des Messias und des Frühlings schienen sich das Wort gegeben zu haben, und traten fast zu gleicher Zeit mit Werken in dieser Versart hervor, auf deren noch immer wachsenden Beifall ich allein die Hoffnung gründe, daß sich der deutsche Hexameter erhalten werde. Man setze aber, das Unglück hätte es gewollt, und der Verfasser des Nimrods wäre jenen beiden Dichtern im Gebrauch desselben zuvorgekommen (wie er sich dessen auch in allem Ernste rühmet). Würde er wohl einen einzigen Nachfolger

*) Litter. Br. T. 1. p. 110 ꝛc. [Lessing im Beschluß d. 18. Br. a. a. O. 201 f., hier im Auszuge.]

1. S. 40 ff. — 4 ff. Zur Sache vgl. W. Wackernagels Gesch. des deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock (Kleinere Schr. II, 1 ff.). — 13 ff. Den Irrtum Lessings, daß der einzige bei Joh. Heinr. Alsted (1588—1638) nachweisbare Hexameter erst in der „vollständigern Ausgabe in Folio" (1630), noch nicht in der Quartausgabe von 1620 sich finde, berichtigt Redlich, Hempel IX, 90_1. Er steht darin III, 714 (Folioausg. S. 514). — 24 f. Klopstock 1748, Kleist 1749. — 28. Christ. Nic. Naumann (1719—97), ein Jugendfreund Lessings. Sein „Nimrod, ein Heldengedicht in 24 Büchern" erschien 1752; vgl. Muncker, Fr. G. Klopstock S. 172.

bekommen haben, wenn seine Hexameter auch schon zehnmal richtiger und wohlklingender gewesen wären, als sie in der That nicht sind?"*)

Klopstock setzte vor seinen Messias eine Abhandlung von der Nachahmung des griechischen Silbenmaßes im Deutschen, ein Fragment, „das in seiner Art kein schlechteres Fragment, als bisher der Messias selbst ist, worin zwar nicht alles gesagt wird, aber was gesagt wird, ist vortrefflich. Nur muß man selbst über die alten Silbenmaße nachgedacht haben, wenn man alle die feinen Anmerkungen verstehen will, die Herr Klopstock mehr im Vorbeigehen als mit Vorsatz zu machen scheinet. Der prosaische Vortrag des Dichters gefällt mir sehr wohl, und die ganze Abhandlung ist ein Muster, wie man von grammatikalischen Kleinigkeiten ohne Pedanterie schreiben soll."**) Kurz! wenn einige Grammatiker die Abhandlung des Dionys von Halicarnaß gülden genannt: so kann man die beiden vor dem Messias, und die über den poetischen Stil mit mehrerem Rechte so nennen. Klopstock fand es hierin möglich, dem griechischen und lateinischen Hexameter so nahe zu kommen, daß er größern Werken einen Vorzug gäbe, den wir durch unsre gewöhnliche Silbenmaße nicht erreichen können. Er fand es möglich, ohne doch der Prosodie der Alten so genau nachkommen zu dörfen, als Uz in seinem Gedichte: der Frühling, und ohne ihm die Vorschlagssilbe geben zu müssen, die Kleist in seinem Frühlinge der Welt einführte.

Nirgends ward er so sehr Mode, als in der Schweiz: sie sahen ihn vor so vollkommen an, „daß es nichts weiter bedörfe, als ihn zu gebrauchen, um sich der seltensten Wirkungen des Wohlklanges und des poetischen Ausdrucks zu versichern. Sie wünschten sich unter einander Glück, daß eben dieselben Genien, die den Mut gehabt, die erhabensten Wahrheiten der irdischen Wissenschaft zum Gegenstande ihres Gesanges zu nehmen, und sich in die olympischen Sphären, den Wohnplatz höherer Naturen, zu schwingen; uns auch den wahren heroischen Vers, den Hexameter der Griechen und Römer, in aller seiner Verschiedenheit und schönsten Harmonie

*) Litter. Br. T. 2. p. 304. [Lessing im 40. Br. a. a. O. 244. Freies Citat.]

**) Litter. Br. T. 1. p. 108. 109. [Lessing im 18. Br. a. a. O. 198 f. Freies Citat.]

3. Bd. 2 (Kopenh. 1755. Halle 1756). — 14. Es ist wohl die Schrift De compositione verborum des Rhetors Dionysius von Halikarnaß (1. Jahrh. v. Chr.) gemeint (vgl. Lebensb. I, 2, 288. Auch SWS. II, 40_{74}. 161. III, 342_{229} ist kein Grund, an einen andern zu denken). — 15 f. Vgl. zu 137, 29 u. 26.*) — 21. In ursprünglicher Gestalt in den Belustigungen des Verstandes und Witzes. Auf das Jahr 1743 Brachmonat S. 486 ff. Vgl. darüber außer Wackernagel a. a. O. S. 64 noch Koberstein, Grundstein III[5], 226 und Sauer, Kleist (Hempel) 1, 145 f.

hervorgebracht haben."*) Ein Gedicht in Hexametern folgte auf das andere. Noah und Jakob und Joseph und Rahel und Abraham und Telemach und Sündfluten und Fragmente, und Hymnen, und Briefe, lebendige und tote — keinem Menschen kam es ein, ihn gegen den Hexameter der Alten recht zu prüfen — bis es der that, der vielleicht selbst die härtesten unter allen geschrieben hatte: Oest, der Verfasser des Siechbettes.

Hier ist der Titel seiner neuen Ausgabe: Oests Versuch einer kritischen Prosodie: oder Anmerkungen und Regeln über das Silbenmaß der Alten, vornehmlich Griechen und Lateiner, nebst einer Beurteilung des neuern deutschen Hexameters und der vermischten feineren Silbengrößen bei einigen unserer jüngern Dichter: 1765 Der Verfasser hat eine größere Kenntnis der deutschen Sprache, als alle Beurteiler der Silbenmaße vor ihm; ein genaues Gefühl der Rhythmik der Alten; eine große Belesenheit und eine Geduld, die nicht jedermanns Ding ist. Allein bei allem diesen ist seine kritische Prosodie wüste; Finsternis auf der Tiefe, und Winde, die das Gewässer bewegen. Eine dunkle affektierte Schreibart, in der die Ideen selbst nicht im gehörigen Licht erscheinen. Weitläuftigkeiten, wo Kürze zugereicht hätte: Unordnung in den Stücken, und Stücke, die kein Ganzes ausmachen. Vielleicht wäre es also besser gewesen, wenn der Herr Pfarrer Johann Peter Müller seines Herrn Oberinspektors Anmerkungen nicht bloß herausgegeben, sondern geordnet, gefeilt, und erleuchteter herausgegeben hätte.

Ramler, einer der einsichtvollesten Kunstrichter Deutschlandes, dem — und dem fast allein — wir die feinsten Anmerkungen über den Wohlklang deutscher Gedichte zu danken haben, nahm ihn unter sein Feld der Beobachtung, teils im Batteux, teils

*) T. 10. p. 355. [Frei citiert aus einem Briefe Nicolais.]

2ff. Noah (1750, 2 Ges.; vollständig in 12 Ges. 1752 u. ö.), Jakob und Joseph (1751), Jakob und Rahel (1752), Telemach (o. O. u. J. 16 Seiten, nach J. Bächtolds Mitteilung) und die „Synd=Flut" (1751, 2 Ges., vollst. in 5 Ges. 1755) von Bodmer; Der geprüfte Abraham (1753), Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde (1753), Hymnen (1754) von Wieland; die „Fragmente" sind ohne Zweifel Bodmers „Fragmente in der erzählenden Dichtart von verschiedenem Inhalt" (1754, darin auch einiges von Wieland). Vgl. Muncker, Fr. G. Klopstock S. 163—70. 175—7. — 7. Joh. Heinr. Oest, Kirchenrat und Oberinspektor (Z. 23) zu Runkel. Das „Siechbette" (Ein Freigeist auf dem Siechbette bekehrt. Muncker, Klopstock S. 171) erschien 1752 in 2 Ges. — 17f. 1. Mos. 1, 2. — 28. Einleitung in die Schönen Wissenschaften. Nach dem Französischen des Herrn Batteux mit Zusätzen vermehret von K. W. Ramler (Leipzig 1758 u. ö.) 1. T. 3. Abschn. 1. Art. 5. Kap., wo die Frage erörtert wird: „Ist der römische Hexameter der deutschen Sprache möglich?"

(wenn ich mich nicht irre) im 18ten Teil der Litteraturbriefe.*) Und diese haben hin und wieder so davon geurteilt.

„Haben wir den griechischen und römischen Hexameter in aller seiner Verschiedenheit und schönsten Harmonie? Leute sollten dies wenigstens nicht behaupten, die die Natur der griechischen und römischen Poesie und auch die Natur der unsrigen kennen wollen. Jene haben ein Silbenmaß, das aufs genaueste bestimmet, und gleichsam ausgerechnet ist, sie haben wenige Silben, die lang und kurz können gebraucht werden, schon der Zusammenstoß zweier Konsonanten wird von ihnen gehört und macht eine Silbe lang u. s. w. Wir haben nichts dergleichen; wir richten uns bloß nach einer zuweilen ziemlich unbestimmten Aussprache. Fast alle einsilbichte Wörter, deren wir eine sehr große Menge haben, können nach Belieben lang oder kurz gebraucht werden; hiezu kommt, daß wir gezwungen sein, uns anstatt der Spondäen mehrenteils der Trochäen zu bedienen, daß wir sehr wenige Daktylen haben u. s. w. Bloß diese beide letzte Punkte beweisen, daß ein Vers, wo es einerlei ist – – oder – ◡; entweder – ◡ ◡ oder – ◡ – oder gar – – ◡ zu setzen, ohnmöglich eben derselbe Vers der Alten sein kann, in dem jedes Silbenmaß aufs genaueste bestimmt war.

„Wir können also bloß den alten Hexameter auf gewisse Weise nachahmen, und da unsre Tonmessung in vielen Stücken noch gar nicht unter gehörige Regeln gebracht ist: so muß indessen das Ohr hauptsächlich die Richtigkeit des deutschen Hexameters entscheiden. Dieses muß am sichersten bestimmen, ob ein Wort an einem gewissen Orte vorteilhafter lang oder kurz gebraucht werden könne: dieses muß uns lehren, daß man auf einen Trochäen nicht einen Daktylus müsse folgen lassen, dessen erste Silbe lang oder kurz sein kann, weil sonst das Silbenmaß verwirrt wird, und dergleichen mehr; alsdenn erfolget statt der Harmonie eine unausbleibliche Verwirrung, und das Ohr wird weit mißvergnügter, als bei einer noch so unharmonischen Prose.

„Folgendes sind also die allgemeinen Regeln des deutschen Hexameters. Die Länge und Kürze muß nach dem Accente, der

*) p. 119—137. [Nicht Ramler, der an den Litt.-Br. gar nicht mitarbeitete, gleichwohl aber von mehr als einer Seite unter die Mitarbeiter gerechnet und deshalb angegriffen wurde, sondern Resewitz ist der Verfasser des mit Tz. gezeichneten Briefes. Vgl. Nicolai an H. Lebensb. I, 2, 205. 220 = Hoffm. S. 13 f. SWS. IV, 267 f.]

3—S. 67, 5 aus dem S. 65 *) cit. Br. Nicolais 10, 356—58. 359; 67, 6—68, 24 auszüglich aus dem Briefe von Resewitz 18, 126 f. 129 f. 133—37. — 32 f. Litt.-Br.: „Die allgemeine Regeln, die man dem deutschen Hexameter gemeiniglich vorzuschreiben pflegt, sind ohngefähr folgende:“ Es sind wesentlich die Ramlerschen.

Aussprache gemäß, genau beobachtet werden; die Daktylen müssen insbesondere, so viel möglich, rein sein; keine Endung muß einer andern, oder der Mitte des Verses allzusehr ähnlich sein; kein Hexameter muß auf zweierlei Art können skandieret werden. Der Abschnitt muß, so viel möglich, im dritten Fuß und männlich sein.

„Wir haben in unserer Sprache einen Mangel an Spondäen, und dieser Mangel entzieht dem deutschen Hexameter keinen geringen Teil von dem gesetzten Wohlklange, den die griechischen und lateinischen Hexameter haben. Sollten wir alsdenn die Spondäen, die uns die Sprache noch giebt, nicht sorgfältig zu Rat halten? Unsre lange Silben werden ganz genau durch das Zeitmaß der Aussprache bestimmt; und dieses hängt entweder von der Natur der Silbe selbst ab, welche eine merklich längere Zeit zum Aussprechen erfodert, oder von dem Accent, den wir in der Aussprache drauf legen. Müssen wir nun nicht zweisilbige Wörter, deren Silben einerlei Länge des Zeitmaßes haben, als natürliche Spondäen ansehen, dafür wir der Sprache Dank schuldig sind? z. E. Umgang, Schicksal, Unglück, Aufruhr, Freundschaft 2c. Diese müssen wir also nie als Trochäen und noch weniger als Daktylen gebrauchen.

„Aus Mangel der Spondäen müssen wir oft Trochäen gebrauchen. Das Ohr verliert etwas dabei, und der Hexameter bekommt einen weniger männlichen Klang, wir müssen ihn also durch Trochäen so vollklingend zu machen suchen, als es möglich ist. Die Trochäen müssen sich also mit einer bestimmt langen Silbe anfangen, daß der Leser nie verleitet werde, sie jambisch zu lesen: die Daktylen, die wir mit einmischen, müssen sehr rein sein, und dem Ohr die doppelte kurze Silbe merklich zu vernehmen geben. Durch diesen geschwindern Fall werden die Trochäen gleichsam kontrastiert und gehoben, ihr langsamer Gang fällt deutlicher ins Gehör, und nähert sich dem spondäischen. Wenn man aber Trochäen nach dem Silbenmaß jambisch lesen muß, wenn man eine natürlich lange Silbe bald im Trochäen lang, bald wieder im Daktylen kurz gebraucht findet: so verschwindet dem Leser die Harmonie des Verses.

„Man hat es sich auch, wie mich dünkt, zu leichtsinnig angewöhnt, die einsilbigen Wörter als gleichgiltig in der Prosodie zu betrachten. Allein die Aussprache, oder der Accent, den der

19. Litt.-Br.: „nie, oder doch sehr selten“. — 29. Litt.-Br.: „langsamerer“.

Nachdruck der Rede auf ein einsilbiges Wort legt, bestimmt seine Länge oder Kürze in den meisten Fällen ganz genau, und das Ohr wird sehr beleidigt, wenn es Silben kurz hören muß, die doch der Nachdruck und die Aussprache lang macht — und so umgekehrt. Je größern Vorrat nun unsre Sprache an einsilbigen Wörtern hat; desto genauer müssen wir in Beobachtung der prosodischen Regeln sein. Hier darf uns die Prosodie der Griechen und Römer, die überdem auf unsere schwerfälligere und vollsilbige Sprache nicht applikabel ist, gar nicht zur Regel dienen. Die einsilbigen Wörter, die sie in ihrer Sprache als gleichgiltig ansahen, mögen wirklich in ihrer Aussprache ein mittleres Maß gehabt haben: oder das Maß aller übrigen Silben war auch so genau bestimmt, daß die wenigen ancipites keinen Mißklang in der Harmonie machen konnten. Dies ist beides aber nicht bei uns. Die Natur unsrer Sprache scheint auch selbst das Tonmaß zu bestimmen, und vielleicht auf folgende Weise: Alle einsilbige Nomina sind immer lang; die einsilbige Verba auch, nur i s t und h a t scheint davon eine Ausnahme zu machen, das lang und kurz ist; die einsilbigen Nomina mit ihrem Artikel, und die Verba mit ihrem Vorwort sind offenbar Jamben, und ein einsilbiges Adiectivum, das kurz gebraucht wird, beleidigt fast allezeit das Ohr. Unter allen übrigen einsilbigen Wörtern, die Partikeln und Vorwörter sind, giebt's wenige lange; die meisten sind kurz, es sei denn, daß der Nachdruck der Rede einen Accent darauf legt."

Dies sind die grammatikalische Regeln, die die Litteraturbriefe zum Bau des Hexameters gegeben; ich setze eine philologische Bemerkung dazu, ohne mich in die Grammatik einzulassen, die bloß aus dem Genie der Sprache die Sache betrachtet.

Frägt man denn: können wir Hexameter machen? Nein! wir haben ja schon gnug! Frägt man: können wir welche nach der Prosodie der Alten machen? Nein! denn das Können hat Uz gezeigt! Sondern ist's unsrer Sprache natürlich, Hexameter zu machen? Und wie weit müssen wir Zwang großen Zwecken aufopfern? Natürlich? und wie ist das zu sehen? Entweder aus der Natur der Sprache, oder aus Versuchen. Aus dem ersten Gesichtspunkt merke man:

11 f. Litt.-Br.: „Überdem war das Maß". — 15. Litt.-Br.: „Aussprache". — 31 f. vgl. 64, 20 f. u. Anm.

Nach Lowths Bemerkung ist selbst die hebräische Sprache zu feurig und in ihren Formen zu einfach, als daß sie so einem abgemessenen polymetrischen Numerus, als die Griechen nachher hatten, sich hätte bequemen können. Und trifft nicht das Gegenteil auf unsere Sprache vielleicht? Viel zu volltönig und in ihren Formen zu zerstückt und zusammengesetzt, als daß sie sich dem polymetrischen Numerus bequemen könnte. Jene und unsere halten beide Extreme, nur beide entfernen sich von der Mitte.

Zu volltönig;) da die Sprache der Griechen hochtönend war, und außer langen und kurzen auch hohe und niedrige Accente hatte; einen Unterschied, den wir entbehren. Aber für Hexameter nicht entbehren können, denn bei unserm niedrigen vollen Accent erhöhet man sich ja wenig zum Daktylus, ohne einsilbige Wörter als Flickwörter in der Rhythmik nötig zu haben; wie kann die Sprache aber polymetrisch sein, die eigentlich nur zu Jamben und Trochäen eine Höhe und Tiefe hat; die sich selten in Spondäen erhalten kann, weil sie diese nicht mit den kurzen Silben zu kompensieren weiß.

Zu zerstückt in ihren Formen;) dies zeigen die vielen einsilbigen Wörter, und unsere ganze Flexion. Unser ganzer Periode bekommt also, da die meisten dieser Wörter lang sind, was Steifes, oder Prosaisches. Woher aber sind sie lang? Weil unsre volltönige Sprache, die die höheren Accente entbehrt, sie durch mehrere ersetzen muß, und also fallen die griechischen ἄτονα im Deutschen fort, die den Ton auf die vorhergehende Silbe schoben; teils fallen die lateinischen ancipites weg, die den Ton, der nach einem hohen folgte, ungewiß lassen konnten. Unsere Sprache mag in der Wendung des Perioden noch so biegsam sein; ihre Bestandteile kann sie doch schon nicht ändern, und selbst unsre Väter im poetischen Zeitalter ähnlicher Sprachen, die Skaldrer, sie haben nie auf griechische Art polymetrisch gesungen; höchstens Sapphisch, und das ist noch immer die leichtste griechische Versart für uns.

Hiezu setze man nun noch Versuche! Nicht in Hexametern, sondern in einem freien Silbenmaß, um zu sehen, was für Füße am meisten in unsrer Sprache liegen? Ob, wenn man den Ge-

1. De sacra poesi Hebr. P. 1. Prael. III s. f. (I², 60). — 30. Die Bildung Skaldrer für Skalden (ebenso skaldrisch 276, 34) entnahm Herder wohl Morhofs „Unterricht von der teutschen Sprache und Poesie. II. T. Kap. VIII. Von der Nordischen Poeterey" (2. Ausg. Lüb. u. Frankf. 1702 S. 368f.: „Von welchem Worte Scalda die Poeten hernach Skaldrer genannt").

danken den Zügel läßt, man Pindarische Oden und tragische Chöre erblicken werde, oder einförmigere Cadencen? Und ich glaube alsdenn; tanzt unser Deutsches nicht einmal nach griechischen Silbenmaßen ungebunden; wie viel minder, wenn es in metrischen Fesseln so tanzen muß.

Ramler that dies in einer andern Absicht: er lösete die Prose Geßners und Eberts in ihre natürlichen Silbenmaße auf, um den Wohlklang zu zeigen. Vielleicht hätte er feurigere Stellen zergliedern sollen, die nicht mehr gelesen, sondern deklamiert werden müssen, um alsdenn gewiß mehr als prosaische Harmonie zu entdecken — und ich glaube, wenn man dies thut: so wird man immer weniger Polymetrisches finden, als man zu finden glaubt.

Ich darf nicht mehr versuchen: es hat es ein andrer gethan: Klopstock hat „seine poetische Empfindungen so frei ausgedrückt, daß sie sich selbst in symmetrische Zeilen geordnet zu haben scheinen, die voller Wohlklang sind, aber kein bestimmtes Silbenmaß haben.“ Er hebt am Fest der Souveränität in Dänemark an:

– – – – ◡ – ◡ ◡̄ – ◡
Weht sanft auf ihren Grüften, ihr Winde!
◡ – ◡ ◡ – ◡ ◡ –
Und hat ein unwissender Arm
◡ – ◡ – ◡ – ◡ – ◡ – ◡
Der Patrioten Staub wo ausgegraben,
◡ – ⏓ –
Verweht ihn nicht!
◡ – – – ◡ – – – –
Veracht ihn, Leyer, wer sie nicht ehrt,
◡ – ◡ – – – ◡ – ◡ – ◡
Und stammt' er auch aus altem Heldenstamme,
◡ – –
Veracht ihn!
◡ – ◡ – ◡ – ◡ – ◡ ◡ – – ◡ – ◡
Sie haben uns der hundertköpfigen Herrschsucht entrissen
◡ – ◡ – ◡ ◡ – ◡
Und einen König gegeben.

6 ff. Batteux 3. T. 1. Art. 3. Abschn. 8. Kap. IV. „Vom Numerus [der Prosa], als einem Silbenmaße.“ Im Anschluß an Dionysius von Halikarnaß (zu 64, 14), der in wohlklingender Prosa nicht allein Ruhepuukte und Rythmen, ungefähr wie in Versen, sondern „auch sogar die Silbenmaße derselben“ fordert und „ganze Eingänge aus dem Demosthenes in Verse von verschiedenen Arten“ absetzt, zerlegt R., um solche auch „in den klangreichsten Stellen unserer eigenen höhern Prose“ nachzuweisen, kurze Stellen aus Prosaübersetzungen Eberts (Youngs Nachtgedanken und Thomsons Eduard und Eleonora) und Geßners „zerbrochenem Krug“ (D. Nat.-Litt. Bd. 41, 1 S. 78, 31—79, 5). — 14 ff. Lessing über Klopstocks „Ode über die Allgegenwart Gottes“ (später „Dem Allgegenwärtigen“) im 51. Br. a. a. O. 301 f. — 18 ff. Klopstocks „Ode auf das Jubelfest der Souveränetät in Dänemark“ (Nord. Aufseher III St. 177. 17. Okt. 1760 S. 385; später „Das neue Jahrhundert“) V. 1 ff.

Man setze dies fort: Spondäen, Trochäen und Jamben wird jedes Naturgenie antreffen; Daktylen — wird es nur in Participien und wenig andern Wörtern finden; und zu den übrigen vielsilbigen Tritten sind unsre einsilbige Wörter wirklich zu unbestimmt, und prosaisch.

15.

Doch gnug von diesen grammatischen Schwierigkeiten, die einem Genie immer verdrießlich sein müssen: um vielleicht einige solche verdrießliche Genies zu versöhnen, setze ich folgende Anmerkung dazu, von der ich wünsche, angewandt zu werden.

Das Klopstockische angeführte Silbenmaß soll dazu Gelegenheit geben. Bei dem ersten Anblick sogleich schien es mir sehr ähnlich zu sein mit dem Numerus der Hebräer, so viel wir von ihm wissen, und mit dem Silbenmaß der Barden. Ich sahe, daß es Klopstock, einem Meister in der deutschen Sprache, oft sehr wohl, und seinen Nachahmern meistens elend gelungen. Ich wußte nicht, ob diese neue glückliche Versart nicht eher die natürlichste und ursprünglichste Poesie*) genannt werden könnte, „in alle kleinen Teile ihrer Perioden aufgelöset, deren jeden man als einen einzeln Vers eines besondern Silbenmaßes betrachten könnte“, statt daß ihn die Litteraturbriefe eine künstliche Prose nannten. Ich überließ mich meinen Gedanken, und glaubte endlich, daß dies Silbenmaß uns vielleicht von vielem Übel erlösen, und viel Aufschluß und Bequemlichkeit bringen könnte. Man höre mich an:

Erstens: Hätten wir einen dithyrambischen Dichter, der wirklich von dem Blitzstrahle des Bacchus getroffen, trunken und begeistert tönen würde: — natürlich wäre kein gefesseltes Silbenmaß für ihn; er zerreißt es, wie Simson die Bastseile, als Zwirns-

*) T. 3. p. 103. [a. a. O. 303 f. Lessing sagt von dem Versmaß in K.s „Allgegenwart Gottes“: „eigentlich ist es weiter nichts als eine künstliche Prosa, in alle kleinen Teile ..... betrachten kann“.]

2. Naturgenie, von Hamann (Lebensb. I, 2, 167. Aug. 1766) als eines der „übel gegatteten und zusammengewachsenen Wörter“ gerügt; in B.: wird jeder. — 13 ff. In diesem Vergleich mit dem Numerus der Hebräer und der Empfehlung dieses Maßes für die höhere Lyrik folgt Herder den andeutenden Winken Hamanns, der in seiner Aesthetica in nuce (II, 303 ff.) unter Verweisung auf Lowth, Prael. III not. ed. 4 und ironischer Anführung der „scharfsinnigen Betrachtung der gründlichsten Kunstrichter unserer Zeit“ d. h. der Litteraturbriefe erklärt hatte, „das freie Gebäude, welches sich Klopstock, dieser große Wiederhersteller des lyrischen Gesanges, erlaubet“, sei „vermutlich ein Archaismus, welcher die rätselhafte Mechanik der heiligen Poesie bei den Hebräern glücklich nachahmt“ und „sein musikalisches Silbenmaß“ scheine „einem Sänger, der nicht gemein sein will, zum Feierkleide (74, 6) der lyrischen Dichtkunst am angemessensten zu sein“. (Vgl. Einl. S. XII f.) — 26. Vgl. zu 169, 31.

fäden. Allein diese Verse sind Pindarische Pfeile in der Hand des Starken: die, mit Pindar zu reden, bloß für die Mitverständige klingen, dem großen Haufen der Ausleger aber wie eine dunkle Wolke scheinen. Unser mißglückter Dithyrambensänger kann dieser Bemerkung durch seinen Ikarischen Fall ein Gewicht beilegen.

Zweitens: Die hohen Oden des Affekts werden natürlich ihre Empfindungen auflösen, sie mögen in kurzem Odem jauchzen, oder donnern, oder seufzen und weinen. Dies Silbenmaß kann, nach jener scythischen Zeichensprache zu reden, wie ein Pfeil treffen, sich wie ein Adler aufschwingen, es kann die Sprache durchgraben, und sich wieder, ohne zu sinken, schwimmend erhalten. Wenn man manche deutsche Lehroden in ihrem gewöhnlichen Silbenmaße ansieht, so sollte man beinahe denken, daß das gewöhnliche Strophenmaß der Grenzstein eines Paragraphen sein sollte. Das geht denn nun so hin, aber sollen diese Oden Affekt singen — ein Gesang nach einer Kirchenmelodie.

Drittens: Die Gemälde der Einbildungskraft können ein gefesseltes Silbenmaß nicht ertragen, ohne daß sie, oder das Silbenmaß leidet. Bei Pindar und Horaz läuft die Periode und das Gleichnis über die Strophe; bei den meisten deutschen Dichtern sind sie zahm genug, sich in die Strophe einzuschließen. Eine Karschin, die jetzt nichts weniger, als den Perioden der Ode trifft, würde in diesem Silbenmaße ihre ganze Phantasie ausschütten, und freilich auch allen unregelmäßigen Wust derselben. — Will man also Klopstocks poetische Stücke von dieser Art auch nicht Oden nennen; am Namen liegt nichts: so lasset es lyrische Gemälde sein, zu denen die Griechen den Namen εἶδος hatten.

Ferner: Auf dem Orchester kann die musikalische Sprache in diesem Leitbande freier und sicherer gehen. Vornehmlich in den Recitativen, wo der Musikus „die Harmonie wieder zerstören muß, die dem Dichter so unsägliche Mühe gekostet hat: wo der prosaische Wohlklang entweder von dem musikalischen verschlungen wird, oder wohl gar durch die Kollision leidet, und Wohlklang zu sein aufhöret". In den Arien, wo ein Silbenmaß sein muß,

2. Pindar, Ol. II, 149 ff. — 4 f. Joh. Gottl. Willamov (1736—77), Hs. Landsmann. Hs. Recension seiner anonymen „Dithyramben" (Berlin 1763), die 1., die er zu den Königsb. Gel. u. Polit. Ztgn. beisteuert, SWS. I, 63 ff. Vgl. hier S. 165 ff. S. Rec. der 2. A. (1766) in der Allg. D. Bibl. SWS. IV, 251. — 5. Ikarischen Fall, vgl. Horaz, Carm. IV 2, 1—4. — 9. Den von den Skythen dem Dareios übersandten Geschenken: einem Vogel, einer Maus, einem Frosch und fünf Pfeilen. Herod. IV, 131. — 27. Zu 195, 8. — 30—34. Lessing Br. 51 a. a. O. 304, 8 ff. St. prosaische (Z. 31 f.) l. mit Redlich: prosodische.

könnten die rimes assonantes der Spanier den Reim ersetzen und viele Freiheit dem Dichter verschaffen. Ramler in seiner musikalischen Idylle: der Mai, in der ihm die zwei Schwestern der Harmonie zur Seite gestanden, hat hier mehr gezeigt, als ich sagen kann.

Und für das Theater? Es kann sich dieser Vers so prosaisch als möglich machen; und dies ist in den ersten Auftritten nötig, wo das Silbenmaß oft unleidlich wird. Er kann sich aber auch hernach zum höchsten tragischen Affekt erheben, und dem Brausen des Sturmes nachahmen, der im Virgil auf den Wogen reitet. Er kann die Theatergemälde beleben, die Diderot will, und kann die heftigen kurzen Doppelgespräche füllen, die die Alten auf ihren Bühnen so sehr liebten, und die bei uns so sehr ausarten (auch vielleicht des Silbenmaßes wegen), daß bei Franzosen und ihren Nachahmern, den Deutschen, ein Wort, das den Vers unvermutet schließen soll, aber oft durch einige gedehnte Verse deutlich gnug zu erraten gegeben wird, ein besonderes Kunststück ist. Das Ich, oder Du, oder Nein! u. s. w., das alsdenn so hergeschraubt wird, gehört in ein Epigramm, nicht in ein Trauerspiel.

Wenn nun in diesem Silbenmaß so viel Schatz von Sprache, Leidenschaft, Einbildungskraft und Musik liegt; so muß es auch ein Muster der Deklamation sein. Lies eine hinkende deutsche Alcäische Ode; deklamiere sie gut: verbirg ihre Fehler: laß die Schönheiten des lebendigen Wohlklanges hören; — es ist nicht mehr Alcäische Ode, es ist eine Sprache, in diese Verse zerstückt. Höre einen Redner in seinem Feuer brausen, oder zerschmelzen; du wirst einige Fußstapfen dieser Abschnitte in seiner Deklamation hören; höre einen Garrick in einem Selbstgespräche mit sich selbst kämpfen, fast unterliegen und dennoch siegen; sein Affekt wird die Sprache auflösen: er wird einen Takt halten, der dich an das

3. Der Mai, ersch. 1764. K. W. Ramlers Oden (Berl. 1767) S. 97 ff. Poet. W. (Berl. 1800—1) II, 3 ff. (die Lesearten der A. von 1772 S. 235 f.). — 6 ff. Auch Lessing hatte a. a. O. dieses Versmaß bereits für das Drama empfohlen, und zwar auch mit Rücksicht auf die Deklamation des Schauspielers (vgl. 22. 28 ff.). — 10. Virgil, Aen. II, 417. — 11. die Diderot will, in den Gesprächen hinter dem Natürlichen Sohn in den Oeuvres de Théatre (Amsterd. 1759) I, 135 f. (Lessings Übersetzung I, 178 der 1. Ausg. 1760) u. ö. Dort heißt es: „Ich wollte weit lieber Gemälde auf der Bühne wissen, wo es so wenig Gemälde giebt, und wo sie doch eine so angenehme und so sichere Wirkung haben würden, als diese Theaterstreiche“ und dann die Erklärung: „Eine Stellung dieser Personen auf der Bühne, die so natürlich und so wahr ist, daß sie mir in einer getreuen Nachahmung des Malers, auf der Leinwand gefallen würde, ist ein Gemälde.“ Auch in der Abh. Von der dram. Dichtkunst am Schluß des 2. Bandes kommt er aus Anlaß der Pantomime auf die Gemälde zurück. — 28. David Garrick (1716—79), der große englische Schauspieler.

Kunststück der Alten erinnern wird, ihren Akteurs Noten und Ton mitzugeben. —

Wie wäre es nun, wenn dies Silbenmaß in den Oden die griechischen Verse, und in der Affektsprache die poetische Prose etwas einschränkte? Wenn ein Dithyrambendichter, ein Pindar, ein Barde unter uns in diesem Feierkleide sich sehen ließe? Wenn ein deutscher Shakespear — oder wenigstens, wenn man den englischen Shakespear in dieser Tracht bei uns einführte; den wir jetzt, ohngeachtet der Übersetzung, noch so wenig kennen: wenn Ebert den poetischen Perioden des Youngs mit allem seinem Kolorit in dies Silbenmaß übertrüge — Der Kunstrichter schreibt vor: Genies, ihr müßt die Regeln durch euer Exempel giltig machen!

16.

In dem Barbarischen unsrer Sprache, in den Inversionen, in den Silbenmaßen haben wir nichts von den Franzosen zu lernen; wir sind vor ihnen voraus; worin denn? in ihrer muntern Prose, und in ihren kritischen Bemerkungen über die Sprache.

Unsere witzige Prose hat, nach den meisten Büchern zu rechnen, noch den Ton der alten Wochenschriften, deutlich, und bis zum Gähnen deutlich zu sein. Weil unser Publikum nicht vor gar zu langer Zeit entweder so blödsichtig war, daß es bloß einen Flecken sahe, wo andere ein fein gezeichnetes Gemälde erblickten; so bequemten sich die Schriftsteller nach dem Leser. Das Buch ward das beste, was ihnen die angenehme Ruhe ließ, im Lesen wenig zu denken, was ihnen das Vergnügen schaffte, hie und da ein Blümchen zu finden, ohne sich beständig bücken zu dörfen, was sie in den süßen Traum einwiegte, das hier zu lesen, was sie selbst schon gedacht zu haben glaubten. Das Bücherschreiben ward von Verlegern ausgepachtet, und man bequemt sich nach dem Geschmack seines Lehnherrn. Das Publikum bestand aus einigen Journalisten, die nicht zu denken, wohl aber zu recensieren Zeit hatten; von diesen ward das Publikum angeführt und gleichsam gebildet. Hier und da fand sich ein Mecän, der aber bloß Ar-

9. der Übersetzung, Wielands, Zürich 1762—66. Wie hier für Shakespeare und Young, so schlägt H. später für die Übersetzung Ossians dieses Versmaß vor (SWS. IV, 325); für die tragischen Chöre der Griechen weist er 151, 15 darauf hin. — 33. Mecän, diese, wie Suphan andeutet, wahrscheinlich unter dem Einflusse des franz. Mécène stehende, falsche Form wurde als charakteristisch für die Zeit bis 1767 (vereinzelt findet sie sich auch noch später) bewahrt.

beiten liebte, und lobte, und lohnte, die ihm nicht viel Kopfbrechens machen — nun denke man sich diese Reihe von Lesern; man wird entweder die Feder aus der Hand werfen, oder man wird sie eintunken, nicht wie jener Grieche in Verstand, sondern in wässerichtes, phlegmatisches Gehirn; dies hat wie der Mond eine sympathetische Einwirkung auf leere Köpfe. Willst du ein Kirchenvater bei Toiletten und Ruhebetten sein; entmanne deinen Stil, wie jener Origenes sich selbst, um des Himmelreichs willen: alsdenn wirst du allen allerlei, wenn die Andachtsseufzer sich bei dem Lesen deiner Schriften mit dem Gähnen satter und bequemer Zuhörer vermischen können. O wenn man die Stöße von deutschen Monats- und Wochen-, von Lehr- und Trost- und Erbauungs- und lustreichen Schriften siehet, die vormals und auch noch jetzt gelobt, gesucht und geschmiert werden: muß man nicht ausrufen:

O curas hominum, quantum est in rebus inane!
Heic aliquis, cui circum humeros hyacinthina laena est,
Rancidulum quiddam balba de nare locutus,
Phyllidas, Hypsipylas, vatum et plorabile si quid,
Eliquat, et tenero supplantat verba palato.
Assensere viri. . . ecce inter pocula quaerunt
Romulidae saturi, quid dia poemata narrent.

Daher trägt ein Christ am Sonntage, und so viel Bände Andachten, und Erholungen, und Zerstreuungen, und Briefe, und — den Preis wegen der Deutlichkeit davon: sie schreiben für die lange Weile des Publikum: ihre Bücher sind also des Cedernöls und Marmorbandes wert, und auf ihrem Grabe werden, nach dem Spott des Persius, Rosen und Violen wachsen. Ich führe keine namentlich an; ich müßte Ärzte, und Aufseher, und Greise ꝛc. auch nennen, und für diesen Ständen habe ich alle gehörige und mögliche Ehrfurcht.

4 f. Reminiscenz aus Winckelmanns Ged. üb. d. Nachahm. 2. A. S. 44 (Seufferts Neudr. 43, 31 ff. WW. Eis. I, 56): „Der Pinsel, den der Künstler führet, soll im Verstand getunkt sein, wie jemand von dem Schreibegriffel des Aristoteles gesaget hat.“ — 8. Origenes, zu 5, 6. — 16—22. Persius Sat. I, 1, 1 (l. o quantum). 32—36. 30 f. (Hs. Übersetzung SWS. XXVI, 285). V. 1 ein H. auch später geläufiges Citat (vgl. SWS. XXX, 268). — 23. Der „Christ am Sonntage“, eine moralische Wochenschrift, deren 3. Teil H. in der Königsb. Ztg. (1765) witzig recensierte SWS. I, 94 ff. — 26. Vgl. Hamanns „Sokratische Denkwürdigkeiten für die lange Weile des Publikums zusammengetragen von einem Liebhaber der langen Weile“. — 26 f. des Cedernöls (cedro digna locutus Persius l. c. 42), das vor Fäulnis und Würmern schützt, d. h. der Unsterblichkeit. — 28. Persius, l. c. 39 sq. — 29. (Der Nordische) Aufseher (v. Cramer), der Greis (v. Patzke), mor. Wochenschriften (vgl. S. 351 ff. u. Kawerau, Culturbilder I, 40 ff.).

Könnte unser Publikum in solchen Schriften denn nicht wenigstens französisch ausgebildet werden? Uns fehlen freilich witzige Äbte, Damen, die den Ton angeben, Modeschönheiten, denen man zu Gefallen, wie Cartesius seine Wirbel, Einfälle erfinden kann! Aber das alles könnte man entbehren, oder sich anschaffen, wenn man nur wollte; aber —

Wo bliebe alsdenn die deutsche Gründlichkeit? Ja! das hatte ich vergessen! Nun muß man wahrhaftig die Augenbraunen zu einer Wolke zusammenziehen, um der Pallas nachzuahmen, wenn sie bei den Griechen als Erregerin des Volks erschien

— — *γλαυκῶπις Ἀθήνη*
Ἡ σείουσα λαόν. — —

Die Schriftsteller des ernsten Helvetiens, Sueviens, und Frankenlandes müssen in dem Ton ihrer Vaterstadt schreiben, und nicht wie die Menschenkinder in ganz Deutschland. In religiösen Gesprächen, vornehmlich wenn sie im Reiche der Toten sind, in Spartanischen Betrachtungen über die Lykurgische Gesetzgebung darf sich der Verfasser freilich nur denen verständlich machen, die ihn verstehen sollten (nicht wollten; hier liegt's nicht an jemandes Wollen oder Laufen, sondern am prädestinierten Sollen). So erscheint die Pythisse in einer heiligen Rauchwolke: die Haare sträuben sich: der Mund murmelt Worte, nur denen verständlich, die sie verstehen sollten:

Obscurum verborum ambage novorum
Ter novies carmen magico demurmurat ore.

Indessen, wir arme, ungeweihete Leser! denken als *λόγου δεόμενοι* über diese Dunkelheit folgendes:

Entweder es ist ein eigensinniger Zwang, gründlich zu scheinen, wie jenes Pferd die Epilepsie bekam, um ein Elendtier zu werden,

4. Cartesius denkt sich die Himmelssphären des Planetensystems in einer Art von Wirbelbewegung begriffen ähnlich der eines Wasserwirbels, Princip. philos. III § 31—37. Kuno Fischer, Gesch. d. neuern Philos. I², 410 f. Diese „Wirbel" gaben Fontenelle Gelegenheit „witzige Einfälle" darüber zu „dichten", wovon Kant in seinen „Beobachtungen" redet (SWS. III, 262_{108} u. Anm.). — 11 f. sind nicht etwa ein wörtliches Citat aus Homer; bei 12 mag das Homerische Epitheton *λαοσσοος* vorschweben (nur sollte es dann *σεύουσα* heißen). — 15 ff. Anspielung auf Jak. Wegelins (1721—91) „Religiöse Gespräche der Toten" (Lindau 1763) und dessen „Moralische und politische Betrachtungen über die spartanische Gesetzgebung des Lykurgus" (Lindau 1763). Eine Inhaltsübersicht über die erstere giebt Hamanns Recension (III, 279 ff.), der zufolge der Verf. in der Vorrede versichert, „daß es ihm überhaupt genug wäre, sich denen verständlich zu machen, die ihn verstehen sollten" (284). Der zweiten gedenkt Herder SWS. I, 16 *). 47. Hs. späteres Urteil über W. Humanitätsbr. 58 (1795). Vgl. „Nachschr." S. 366 f. und zu 165, 2. — 21. Pythisse schreibt H. für Pythia auch sonst: vgl. 89, 5. 170, 8. 323, 27. — 24 f. Ovid. Metam. XIV, 57 f. — 29. jenes Pferd, eigentlich „jener Hirsch" in Lessings Fabel Buch III, 28.

und mancher ein Hyp-Hypochondrist ist, um ein Philosoph zu sein. Diesem Herrn rufen wir doch endlich zu:

„Ich wußt' es wohl, daß es ein . . . war.“

Oder es sind wirkliche Ursachen der Dunkelheit, die an dem Verfasser liegen: und diese sind: die Dunkelheit seiner Begriffe selbst: die kann man meistens, zehn gegen eins, angeben, wenn auch dem Ganzen des Werks Anlage, und der Bestimmung der Ideen Genauigkeit fehlt:

Cui lecta potenter erit res,
Non facundia deseret hunc, nec lucidus ordo.

Alles dies entspringt alsdenn aus einer Quelle: man sieht den Geist des Verfassers, in dem, wie im Chaos des Ovids, noch die Elemente der Ideen in einer harmonischen Uneinigkeit schlummern, und in einer uneinigen Harmonie sich zur Bildung drängen. Ist ein solcher Schriftsteller noch ein junges Genie, so ist es nicht zu verwundern. Es ist ein Blinder, der noch Menschen als Bäume sieht: der Kunstrichter versuche die geduldige Kur, seine Augen zum Licht zu gewöhnen. Die Kinder sollen desto besser reden, die spät, und schwer lernen, und solche Dunkelheit ist dreimal besser, als jenes langweilige Plappern, mit vielen deutlichen Worten nichts zu sagen. — Einem Alten ist nun freilich der Star schwerer zu stechen.

Noch öfter rührt diese Dunkelheit her von einer Stubengelehrsamkeit, die durch den mündlichen Vortrag nicht hat lebendig werden können. Durch den mündlichen Vortrag wird man deutlich: man lernt den besten Gesichtspunkt, faßlich zu sein, bemerken: so lernte Sokrates von seiner Aspasie Weisheit und Vortrag: so lerne es der Lehrer in dem Kreise seiner Zuhörer, wenn er sie nicht als Maschinen behandeln will: so trete der Gelehrte in die große Welt, um sich seiner Kathedersprache zu entwöhnen: er erinnere uns nicht so oft, daß er vor seinem Schreibepult sitzet; er geselle die deutsche Arbeitsamkeit und Genauigkeit zur fran-

9 f. Hor. Ars poet. 40 u. — 12. Ovid. Metam. I, 8 sq. congestaque eodem Non bene iunctarum discordia semina rerum. — 16 f. Vgl. Lebensb. I, 3, 1. 70. 201. Hamann II, 71, wo auch Marc. 8, 24 als Quelle der Redensart citiert ist. — 25 f. Eigene Erfahrung Herders. — 27. Im Platons Menexenos c. 3. p. 235 E bezeichnet Sokrates die Aspasia als seine Lehrerin in der Redekunst und trägt dann c. 5 (p. 236 D) ff. eine von ihr gehörte Grabrede vor. Wenn Herder sie auch als seine Lehrerin der Weisheit bezeichnet, so mischt sich ihm wohl die Erinnerung an die „weise“ Diotima im Symposion c. 22 (p. 201 D) ff. ein, aus deren Munde Sokrates dort seine Lehre vom Eros haben will.

zösischen Freiheit; denn wird er mehr sein, als ein französischer Abbe, mehr als ein fader Kanzelredner, mehr als ein Zeitungsschreiber; kurz! mehr als eine waschhafte Sibylle, die wohlriechende, oder heilige, oder neue und rare Kräuter zum Verkauf trägt; er wird mehr, aber doch nicht auf Kosten der Deutlichkeit.

Man sagt auch, daß eine gewisse deutsche Bescheidenheit, die kurz sein, die nicht beleidigen, die durch Mienen, nicht Worte sprechen will, Schuld an mancher Dunkelheit sein soll; und hier ist's also nötig, den Schriftsteller aus dieser Verlegenheit zu ziehen: und unsere Staatsverfassung in der Litteratur so unabhängig und republikanisch zu machen, als möglich. Bei den Alten war die Wahrheit, nach Cupers*) Briefen, ohne äußere Verehrung, aber das Haupt und der Mund der Weisen war ihr heilig: bei uns hat sie Tempel und Altäre gnug; jeder Kunstrichter räuchert ihr, aber als einer allegorischen Person. Gute Göttin! die du die Schutzgöttin Deutschlandes sein solltest:

Si qua Dea es, tua me in sacraria dono!

Wir wollen die französische Munterkeit und Freiheit in unsere Abhandlungen einführen, und mit dem deutschen Nachdruck begleiten. Der Vorredner des Journal étranger schrieb unter andern der französischen Sprache einen größern Vorrat von Ausdrücken für das Lächerliche zu;**) er glaubte, die deutsche Sprache hätte daran Mangel; der Kunstrichter leugnet es; auch ich, und jenem gebe ich doch den Vorzug der französischen Sprache zu, weil ich es selbst erfahren. Ich habe seit einiger Zeit meine Nebenstunden auf eine Untersuchung des Lächerlichen in Sitten, und des Lächerlichen in der Vorstellung und dem Ausdruck, nach seinem Hauptbegriff und seinen vielerlei Arten, gewandt: und habe im Französischen wirklich mehr Worte gefunden, weil diese Nation, die ohnedas mehr und lieber lacht, als die Deutschen, mehr Bemerkung

*) Litter. Br. T. 4. p. 362. [Lessing a. a. O. 361, 13 ff. Gisbert Cuper, ein niederländischer Philologe (1644—1716), in J. L. Uhls von Lessing im 71. Litt.-Br. besprochener Sylloge nova Epistolarum varii argumenti. Vol. I. Norimbergae 1760.]

**) Litter. Br. T. 16. p. 8. [Der „Vorredner" ist der S. 79, 5 genannte Arnaud (vgl. zu 52, 19 u. 62*); der „Kunstrichter" Nicolai.]

17. Prop. III (IV), 23, 19. — 18 f. Vgl. den 244. Litt.-Br., wo Abbt von dem Genie der Deutschen und dem Zustand der deutschen Litteratur redend wünscht (15, 60): „Philosophie, mit dem Schmucke der schönen Wissenschaften vorgetragen. Deutlichkeit zur Klarheit verschönert. Skelette auf euren Studierstuben, und fleischichte Körper mit erhöheten Farben vor dem Publikum."

aus der Kultur des Umganges zieht als wir, und sich überhaupt mehr zu erklären weiß, wie die Seele durch den Körper spricht, als unsere Sprache. Man gehe auch nur das Verzeichnis durch, was Girard und Mauvillon von Wörtern dieser Art gesammlet: so wird man dem Arnaud recht geben. — Und überhaupt hat unsere Sprache durch Übersetzungen von der französischen Prose des Umganges seit einigen Jahren schon merklich viel gewonnen.

17.

Aber englische Übersetzungen haben ihnen das Gleichgewicht gehalten, und auch dies zum Vorteil der Denkart, weil unser Genie sich mehr auf die britische Seite neigt, und wir durch die englische Stärke die französische Leichtigkeit nahrhaft machen. Da die ersten Übersetzungen aus dieser Sprache, die so voll von Beiwörtern und Schilderungen ist, poetische Prose enthalten mußten: so ward dadurch wider Willen der Übersetzer jener holprichte prosaisch-poetische Stil eingeführt, der unsrer Sprache gar nicht angemessen ist. Ganz Deutschland teilte sich in drei Haufen: die Hexametristen, als Reiter mit schweren Cuirassen, und schwerem Gange; die prosaischen Poeten, Dragoner, zu Pferde und Fuß streitbar:

> Great on the Bench, great in the Saddle,
> That cou'd as well bind o'er, as swaddle:
> So some Rats, of amphibious Nature,
> Are either for the Land or Water.

Und denn die französierenden leichten Völker, die in critischen Briefen, und Arzneien und Possen mit französischen Modeausdrücken um sich warfen, und als Schmetterlinge umherschwärmten.

Wenn wird unser Publikum aufhören, dieses dreiköpfichte apokalyptische Tier, schlecht griechisch, französisch und britisch auf einmal zu sein? Wenn wird man den Platz einnehmen, den unsere

4. Vgl. zu 39, 33 und 52, 17. — 21 ff. Butler, Hudibras I, 1. 23 f. 27 f. — 25 ff. Redlich denkt (SWS. II, 369 zu 52_{117}) an Bodmers „Critische Briefe" (Zürich 1746) und „Neue Critische Briefe" (Zürich 1749), die mir aber nicht hierher zu passen scheinen. Die „Arzneien" (Berlin 1759) sind nach Herder (SWS. 1, 60) von Christian Gottlieb Lieberkühn (dem durch Lessings Rec. bekannten Übersetzer des Theokrit); vgl. Redlich a. a. O., der Lieberkühns sonstige anonym erschienene Schriften in der Hempelschen Lessing-Ausg. 12, 651 zusammenstellt. Für den Verf. der von Lessing in d. Berlin. privil. Ztg. 1754 St. 112 und 128 (D. Nat.-Litt. Bd. 61 [= Lessing IV], 1, 229. 237) angezeigten „Possen" gilt Schönaich (vgl. Redlich zu Lessing, Hempel 12, 567. 576). — 28 f. Apokal. 13, 1 f.

Nation verdient, Prose des guten gesunden Verstandes, und philosophische Poesie zu schreiben? Oder vorher frage man, wenn wird man aufhören, die besten englischen Schriftsteller durch Übersetzungen zu verunstalten, und Prior, Milton, Young in elende oder mittelmäßige Hexameter zu übersetzen: ein Silbenmaß, an das sie nicht im Traume gedacht haben? Wie lange wird man Popen in wässerichter Prose, und Shakespear im ungleichsten, fast nie getroffenen Ton übersetzen? Wie viel könnten wir von den Briten lernen, und wie wenig haben wir gelernt! Ihr arbeitsamen Deutschen! Ein deutscher Johnson fehlt uns noch, der das für die deutsche Sprache wage, was jener für die seinige! Die Philosophie, das Nachdenken, das Sammlen ist ja euer Teil, und wir stehen den Briten auch in unserm Eigentume nach? Wird es bald sein, daß ihr eure Sprache durch Untersuchungen, ihr Weltweisen! durch Sammlung und Kritik, ihr Philologen! durch Meisterstücke, ihr Genies! zu derjenigen macht, die nach dem Plinius „alten Sachen Neuheit; neuen das Ansehen des Altertums; verrosteten Glanz; dunkeln Licht; widerlichen Reiz; zweifelhaften Glaubwürdigkeit; allen aber Natur“ verschaffen kann? Werden die Deutschen bald aufhören, durch ihre langweilige Prose gegen die Franzosen solche gute Alte vorzustellen, als Terenzens Chremes gegen seinen Davus? Werden auch bei ihren britischen Schriftstellern bald die Fehler wegfallen, da die Fülle der Gedanken und der Vorrat von Bildern, aus Mangel der Ökonomie, in dem Perioden in Verwirrung gerät; so wie Verschwendung nicht den wirklichen, sondern scheinbaren Reichtum begleitet? Werden die besten deutschen Schriftsteller zu ihrer Titelvignette bald die drei Grazien als Sinnbild haben können: die Thalia mit ihrem Füllhorn voll Früchte, die leichte, gefällige Euphrosyne, und die bezaubernde Aglaja? Lasset uns einige neuere Originalschriftsteller anführen, die diesen Grazien geopfert haben, und die Ehre unsrer deutschen Litteratur sind:

---

1 f. Vgl. 46, 15 f. — 4. Vgl. Litt.-Br. 39. 173—7. u. 283. 4. (2, 287 ff. 10, 329 ff. u. 18, 119 ff., bes. 125 ff.), wo Lessing (a. a. O. 237 ff.) über die Übersetzung des Priorschen Salomon von dem Basler Pfarrer Sim. Grynäus, Nicolai über Zachariäs Miltonübersetzung und Resewitz über die der Youngschen Nachtgedanken von einem Ungenannten, alle in Hexametern, berichtet. — 7. Über die Prosaübersetzung des Pope von Joh. Jak. Dusch (Altona 1758 ff.) vgl. Lessing im 2. Litt.-Br. (a. a. O. 155 ff.). — Shakespear vgl. zu 74, 9. — 10. Johnson, vgl. zu 28, 17 f. — 16. Plinius, Nat. Hist. Praef. 15. — 21 f. In der Andria.

18.

1. Winkelmann,*) der Ruhm der Deutschen selbst unter dem römischen Himmel, den die Muse des Altertums und der Geschichte, die unsterbliche Klio, hat lassen geboren werden, um, wie jener, der auf dem Cithäron gefunden wurde, die Kunst der Alten zu erklären. Ich führe es nicht an, wie er die besten Blüten jeder antiken Schönheit in seine Seele gesammlet: wie er hier unter Schriften, dort unter Denkmälern sein Auge und seinen Geist gebildet: wie er seine Werke, so wie Raphael seine Gemälde, mit Feuer entwarf, und mit einem glücklichen Phlegma vollendete: wie er eine systematische Geschichte unter Ruinen und Überbleibseln liefern konnte: sondern ich muß mich hier bloß auf die Schreibart einschränken. So wie die attischen Jünglinge an dem Altar der Pallas Aglavros ihrem Vaterlande den Eid der Liebe schwuren: so hat die Muse auch auf seine Schriften geschrieben: dem Vaterlande geweihet. Wenn ich mir zum Gebäude des Körpers die weise Einfalt des Sokrates, des Lehrers der Grazie, denke, wenn ich diesem Körper das Gewand der Natur von dem einen Schüler des Sokrates, dem Xenophon, und ihm von dem andern die Flügel hoher Ideen gebe: so stehet ein Bild vor mir, als wenn es die Muse der Winkelmannischen Schriften wäre. Einfältig im Vortrage: natürlich in der Ausführung, und erhaben in den Schilderungen, sind sie Werke der Unsterblichkeit würdig, und der Name unsers Jahrhunderts.

2. Hagedorn**) hat der Göttin der Gemälde einen Altar von weißem Marmor errichtet, und mit vieler Annehmlichkeit um ihn Blumen zu streuen gewußt: das ganze Werk zeiget vielen Geschmack des Künstlers, noch mehr Kenntnis des Werkmeisters, und die feinste Kritik des Costume: das Bildnis der Göttin selbst aber ist dem Fleiß, der Mühsamkeit und Dauer nach eine echte

*) [Litter. Briefe,] T. 12 [221—238]. und 16 [159—188. Recensionen der „Anmerkungen über die Baukunst der Alten", Leipzig 1762, und des „Sendschreibens von den Herculanischen Entdeckungen", Dresden 1762, die erste sicher, vielleicht auch die zweite, von Sulzer (Nicolai an H. Lessings WW. Hempel IX, 28; vgl. 15 = Lebensb. I, 2, 396 = Hoffm. 32)].

**) T. 23. p. 3. [Recension seiner „Betrachtungen über die Malerei", Leipzig 1762, von Nicolai.]

1. Vgl. „Nachschr." S. 367. — 2—24. Winckelmann fand dieses Lob „schön gedacht, es mag der Wahrheit ähnlich sein oder nicht" (an Mechel 13. Jan. 1768, WW. Eis. XI, 453), und bat Usteri (2. Jan. 68 a. a. O. 451) „dem Pindarischen Verfasser" desselben, in dessen Schreibart er einen Schweizer entdeckt haben wollte, seinen „allerverbindlichsten Dank abzustatten". Vgl. Einl. XXII. Justi, Winckelmann II, 2, 424 f. Haym I, 223,. — 5. Ödipus, der Rätsellöser. — 11. Vgl. zu 153, 10. — 19. andern, Platon. — 25. Vgl. zu 16, 9. Justi I, 352 ff.

mosaische Arbeit — — Doch ich rede frei und ohne Schleier. Der Verfasser verrät viele Bekanntschaft in den Kunstsälen von hohem Geschmack, und in den Malerakademien nach dem Üblichen; aber vielleicht etwas mindere in dem heiligen Haine der schönen Natur; daher seine philosophische Betrachtungen über das Schöne 2c. in der Kunst nie das Wesen erreichen. Für Lehrlinge ist sein Lehrbuch eine zu dunkle und in den Schönheiten zu verschlossene Encyklopädie der Malerei; desto angenehmer aber einem Leser, der eben so sehr Werkmann sein will, als er leichte und galante Betrachtungen anhören, gelehrte und weltübliche Anspielungen verstehen, und den ganzen Zuschnitt bis auf die kleinste Nuance hofmäßig bemerken kann. Cäsar trug beständig das Bild der Venus bei sich, deren Sohn, ein zweiter Äneas! er sein wollte: sie war nach römischem Geschmack bewaffnet; aber die griechische Venus, wenn sie die Pallas überwinden will, ist nackt, und mit den Zieraten ihrer irdischen Schwester nicht beharnischt. So kann auch ein Verfasser der Sohn der irdischen bekleideten Schönheit sein, bei der man von dem schönen Gewande auf das darunter Verhüllte, und von dem schönen Anstande auf die Seele schließt; allein vielleicht würde ein Proxenides über sein Kunststück urteilen: führe diesen Paris in die eleusinischen Heiligtümer, daß er die Schönheit nackt erblicke, und nackt sage. Indessen wer kann so genau die Grenze finden, daß der Fleiß nicht Mühsamkeit verriete, der Geschmack sich nicht manchmal mit einem kleinen schönen Eigensinn paarete, und der Unterricht nicht oft nach Grundsätzen eine Lüsternheit übrig ließe. Ich urteile wie ein Deutscher! ihr Deutsche! haltet ein Werk wert, an dem der Franzose bloß etwas vom Geschmack, der Brite vom Fleiß, und der Wälsche vom Unterricht abborgen kann: das übrige ist euer!

1. mosaische (= musivische) Arbeit, Mosaik, nach damaligem Sprachgebrauch: vgl. Bodmer cit. SWS. II, 168 (musaische Kunst); Winckelmann, Ged. üb. d. Nachahmung 2. A. S. 37 (Seufferts Neudr. 37, 17; bei Eis. I, 47 §. 142 steht musaischer); Herder an Hamann 13, 19 (Hoffm.). Br. üb. Ossian 9 (T. III, 2, 207, 17). SWS. IV, 71 und noch später (1786) XI, 80_{317} — 2. Suphan führt aus Gadebusch (vgl. zu 34, 1) an: „Übliche das, le Costume, ein Kunstwort der Maler. Der Herr Graf von Caylus versteht dadurch alles dasjenige, was den Sitten, den Gesetzen und dem Ehrenstande der Personen, die man vorstellen will, angemessen ist, oder wenigstens sein soll.“ Eben derselbe verweist auch schon auf Lessings Laok. V Schluß (IX [D. Nat.-Litt. 66], 1 S. 45, 11) und Goethes Aufs. „Nach Falkonet über Falkonet“ (D. j. G. III, 690 ff.). Spätere Beispiele bei Herder „Plastik“ II, 1 (T. III, 2, 291, 5 u. Anm. Br. üb. d. Stud. d. Theologie (1781. 1786). SWS. XI, 79_{316}. — 12. Dio Cassius XLIII, 43, 3. — 20. Proxenides, der nach Lukians Herodot 4 (Overbeck 1938) als Preisrichter aus Entzücken über das von Aetion in Olympia ausgestellte Gemälde „Die Hochzeit der Roxane und des Alexander“ den Maler zu seinem Schwiegersohn machte: ein Pr. also s. v. a. ein vornehmer begeisterter Kunstrichter. Ähnlich SWS. II, 119.

Von den Denkmälern der Kunst komme ich zu denen, die den Bürger bilden! Und da steht ein deutscher Browne!

3. Moser*) kennet das Schrot und Korn der deutschen Sprache: der alten Lutherischen Religion, der alten Freiheit, Ehrlichkeit, und gesunden Vernunft unserer Väter: und er kann mit mehrerem Rechte unser deutscher Browne sein, als Iselin mit seinen Platonischen Träumen, und Wegelin mit seiner hypochondrischen Fülle von Tugend, in der Schweiz. Wie Parrhasius dort den Geist der Athenienser malte, „der veränderlich, rachsüchtig, ungerecht, unerbittlich und gnädig, ruhmrätig, erhaben und niedrig, wild und feige, und alles zugleich war“: so kann Moser den Geist der Deutschen malen, wie er war, und sein sollte. Alsdenn aber muß auch in dem Geschmack der Erfindung keine fromme Misanthropie, in der Zusammensetzung kein ungesunder Überfluß, in der Zeichnung kein schiefer Geschmack herrschen, der halb französisch und halb britisch ist. Er liefere sein Werk auch der Form nach mit allen deutschen Vollkommenheiten geschmückt: tiefsinnig, reich, und wahr in der Erfindung; voll Bedeutung in der Zusammensetzung, männlich in der Zeichnung, und in der Ausführung vollendet. Jetzo muß der ehrliche deutsche Leser bei allen Moserischen Schriften sämtlich und sonders bedauren: daß Moses keinen Aaron hat: daß der

*) [Litt.=Br.] T. 5. [145—60 Nicolai über „Der Herr und der Diener“, Frankf. 1759]. 11. [1—38 Abbt über die „Beherzigungen“, ebda. 1761, mit einer „Nachschrift“ zu „D. H. u. d. D.“]. 18 [47—68 Ders. über „Gesammlete moralische und politische Schriften“ 1. Bd., ebd. 1763]. 20. [73—100 Nicolai über „Geistliche Gedichte, Psalmen und Lieder“ und „Daniel in der Löwengrube“, ebda. 1763].

2. 6. Browne, vgl. zu 11, 10. — 3ff. Da nach Nicolais Mitteilung (Lebensb. I, 2, 254 = Hoffm. 10) sich „viele Leute“ in Berlin über die Einreihung Fr. Karl v. Mosers (1723—98, hessischer Geheimrat und Reichshofrat) unter die klassischen Schriftsteller „scandalisierten“, und Nicolai selbst manches gegen ihn einzuwenden hatte, ersetzte H. in B die Verweisungen auf die Litt.=Br. (22ff.) durch folgende Anm.: „Dieses ganze Bild ist nach der Idee gezeichnet, die der Verfasser aus den ersten Moserschen Schriften zog. Er stellet es hin, ohne untersuchen zu können und zu wollen: wie weit nachher Vielschreiberei, veränderte Situationen, halbverstandene Religionssätze den Herrn von Moser haben bringen können.“ — 6f. Isaak Iselin (1728—82) aus Basel schrieb u. a. auch „Philosophische und patriotische Träume eines Menschenfreundes“ (1755 u. ö.) und eine durch ihre Berührung mit Herders späteren geschichtsphilosophischen Schriften interessantere Studie „Über die Geschichte der Menschheit“ (Frankf. 1764 u. ö., vgl. Haym I, 541f.). — Wegelin, vgl. zu 76, 15. In B sind beide Namen gestrichen und die Stelle lautet: „als andere mit Platonischen Tr., und mit einer h. F. v. T.“ Die Änderung steht offenbar unter dem Einfluß des Vorwurfs der Götting. Gel. Anzeigen wegen der Schweizer (Einl. S. XXXIII). — 8. dort, in s. „Demos von Athen“ Plin. Nat. Hist. XXXV, 69 (Overbeck 1710). Daß H. den Originaltext vor Augen hatte, lehrt der Wortlaut; darauf geführt aber hat ihn wohl Winckelmann, Ged. über die Nachahmung 2. A. S. 40 (Seufferts Neudruck der 1. A. S. 40, 6ff. WW. Eiselein I, 50 § 158). — 21. Vgl. Abbt, der auch selbst ähnliche Bedenken erhebt wie Herder, Litt.=Br. 11, 5f.: „Schade ..., daß der Verf. keinen Freund hat, der ihm seine französischen Wörter .... ausstreicht, der ihm seine provincialen Redensarten ändert; der ihm einen gewissen Ton, gewisse Spaße, worüber nur noch die Bürger freier Reichsstädte lachen können,

Minister zu sichtbar diktiere, der Weltweise nicht Zeit gnug, zu verdauen, und der Schriftsteller nicht Muße gnug, selbst zu schreiben und anzuordnen habe. Hätte der Verfasser irgend in Deutschland einen andern Amphitruon, der die Macht und Geschicklichkeit besäße, seine zerstreute Gedanken zu verbinden; und die wassersüchtige Fülle in einen Körper zu verwandeln, wo volle gesunde Adern unter einer feinen Haut sich verbergen: ein zweiter Moser, der auch bisweilen sein Antipode sein könnte, um viele schwermütige Klagen mit leichtem und gesundem Blut zu lesen, und ihn endlich davon abbrächte: ein Prediger in der Wüste zu sein, wie jener, der nur ein Vorbote von dem war, der kommen sollte, und ganz anders als sein Vorläufer sein mußte. — Sollte es nicht mit zur deutschen Nationalfreiheit gehören, daß ein Genie, welches selbst nicht Mutter sein kann, fremde, wohlgebildete aber ausgestoßene Kinder aufnähme, und sich an ihnen Mutterverdienst erwürbe? Ein Patriot für drei Zeitalter in Deutschland verdient dies!

4. Jetzt ein Censor, aber ein munterer Censor der Verdienste! Abbts Schriften*) sind für die Deutschen Original: der gute gesunde Menschen- und Bürgerverstand, der in ihnen herrschet, ist das Erbstück unsrer Nation: die analytische Auflösung der Begriffe ist die beste Methode deutscher Philosophie; die Laune seiner Schreibart, die statt der französischen Charaktere, und der britischen erdachten Beispiele durch Geschichte lehrt, nährt unsern Geist, und seine Schreibart unsere Einbildungskraft. Das Feuer der Phantasie, in dem der Verfasser dachte und schrieb, aber nicht hätte lesen sollen, glüht jeden Leser an, der es versteht, ein Buch in eine Person, und tote Buchstaben in Sprache zu verwandeln; alsdenn hört man, und denkt, und fühlt mit dem Autor. Kannst du aber, lieber Leser! nichts als lesen, nicht die Lücken, die dir überlassen wurden, in Gedanken selbst ausfüllen, nicht weiter denken, wo

*) Litt. Br. T. 11. p. 39[—58. Br. 181 v. Mendelssohn über die Schrift „Vom Tode für das Vaterland", Berlin 1761].

abgewöhnt: kurz, der seinen Ausdruck zu dem Adel erhebet, zu der Reinigkeit säubert, die dergleichen wichtige Materien verdienten." Klotz wollte (Acta IV, 116) hier ein Wortspiel zwischen Moser und Moses sehen. H. leugnet (Briefe deutsch. Gel. II, 94), ein solches gesucht zu haben, strich die Stelle „daß Moses — hat" aber nichts destoweniger in B, und Klotz erklärt in der Rec. der 2. Aufl. (Bibl. III, 126) das ihm „und andern ehemals lächerliche Wortspiel gern" zu vermissen.

4. einen andern Amphitruon, einen Pflegevater seiner Werke. — 10 f. Vgl. Matth. 3, 1. 11. Mark. 1, 2 ff. 7 f. Luk. 3, 2 ff. 16. Joh. 1, 6 ff. 23. 27. — 16. Ebenso wird in einem Jugendgedicht („Erinnerungslied") Hs. Vater bezeichnet als „Patriot für zween Menschenalter" SWS. XXIX, 281).

dir Aussichten eröffnet werden: so wirst du inne werden, was vielleicht eben der Verfasser sagt: „dem Sprechenden helfen seine Geberden, und der Ton der Stimme den Verstand bestimmen: da dies alles hingegen in einem Buche wegfällt.“*) Wenn ich diesen Schriftsteller mit Zimmermann vergleiche: so bemerke ich freilich an dem letzten mehr Fleiß in der Auswahl der Gedanken und Worte; aber einen gewissen französischen Geschmack, einen Reichtum von Anführungen, der dem Verfasser selbst weniger übrig läßt, als er liefern könnte. —

5. Jetzt ein Schriftsteller, nicht bloß des Vaterlandes, sondern auch der Menschheit: Spalding.**) So wie seine Wahrheiten sich zwischen Philosophie und gemeine Beobachtungen stellen; so grenzt auch sein Vortrag mit Genauigkeit und Aufwand: sein gesetzter Stil nimmt hie und da die Miene des Tiefsinns an, und sein blühender Stil scheint sich in den Luxus zu verlieren; aber man trete näher! Selbst der Aufwand wird alsdenn ein Stück des Notwendigen, und die Schreibart schließt sich der Denkart so an, wie die nassen Gewänder der Alten den Körper durchschimmern ließen. Dies geht so weit, daß, wie ich glaube, die dem Verfasser bisweilen mühsam gewordene Denkart immer durchblickt; er mag sie so sehr mit Blumen bestreuen, als er will. Aber eben dies verbürgt auch die Treue, mit der er seine Seele entdeckt: und die

*) Da Abbt in seiner Vorrede den werten Herrn Claville nennt: so führe ich einen andern französischen Schriftsteller unsers Jahrhunderts an: Traité du mérite p. Mons. l'Abbé de Vassez: 1703. und die zweite Ausgabe 1704. der aber über das Verdienst sehr französiert zu haben scheint: da er von den Verdiensten eines bel-esprit, von den sinnlichen Verdiensten viel zu schwatzen weiß, etwas, was Abbt p. 284—287. in seiner Blöße darstellt. Magre Discourse über den Vorzug des Verdiensts vor Geburt und Reichtum scheinen das A und O dieses Werks zu sein, das ich nur aus Recensionen kenne.

**) [Litt. Br.] T. 18. p. 3[—24 Resewitz über die 7. Aufl. von Spaldings „Bestimmung des Menschen“ (zuerst Greifsw. u. Stralf. 1748), Lpz. 1763].

2—4. Litt.=Br. 17, 186. Der Verf des schon mehrfach (S. 48—59; vgl. bes. 58, 30 ff. u. *) citierten 277. Briefes ist in der That Abbt. — 5. Joh. G. Zimmermann (1728—95), der Verf. des Buches über die Einsamkeit und „Vom Nationalstolze“ (D. Nat.=Litt. Bd. 73). — 11. J. J. Spalding (1714—1804, seit 1764 als Oberkonsistorialrat, Propst und erster Prediger an der Nikolaikirche in Berlin), theologischer Schriftsteller und Kanzelredner, auch einer der ersten Übersetzer Shaftesburys. — 18 f. Vgl. Winckelmann, Ged. über die Nachahmung 2. A. S. 21 (Seufferts Neudr. d. 1. A. S. 23, 29 ff. WW. Eiselein I, 29 § 75.): „Die griechische Drapperie ist mehrenteils nach dünnen und nassen Gewändern gearbeitet, die sich folglich, wie Künstler wissen, dicht an die Haut und an den Körper schließen, und das Nackende desselben sehen lassen.“ — 23. in seiner Vorrede zu der Schrift „Vom Verdienste“ (Vermischte WW. I. Bl. a 4 Rf.) Der Titel lautet: Traité du vrai mérite de l'homme, considéré dans tous les âges et dans toutes les conditions avec des principes d'éducation propres à former les jeunes gens à la vertu, en 2 Tomes par Mr. le Maitre de Claville, ancien Doyen du Bureau des Finances à Rouen. — 29. das ... kenne, ebenso Abbt selbst, der des Buches in einem für die beabsichtigte 2. Ausg. bestimmten Zusatz zu jener Vorrede gedenkt.

in den Materien, worin er schreibt, und in unserer Zeit ein seltenes Muster ist. Vielleicht gelingt es Spalding, gesunden Menschenverstand in den Kanzelvortrag zu bringen, der das Mittel zwischen gelehrter Weisheit und unverständlicher Wortkrämerei hält, der den jüdischen und gelehrten griechischen Ton mit einerlei Vorsicht vermeidet, der die Kanzel erniedrigt, aber weder zum Mosaischen Stuhl eines Rabbi, noch zu einem philosophischen Katheder — zu dem Rednersorte eines Freundes, eines Vertrauten, eines Seelensorgers. Vielleicht wird es ihm gelingen, in die Theologie ein Denken einzuführen, das eben so wenig Deismus und Freigeisterei, als nachgebetete Formel ist. — Welch ein Unterschied, wenn ich Spalding mit einem ebenfalls denkenden, gelehrten, und beredten Theologen vergleiche; es ist kein andrer, als Acken. Wenn ich die Predigten dieses Mannes als erbauliche Abhandlungen ansehe: so verbinden sie philosophische Genauigkeit, deutschen Nachdruck, und griechische Schönheiten mit einander bis zu den kleinsten Teilen: zu lesen sind sie vielleicht die besten deutschen Predigten, die die meisten Franzosen an Gründlichkeit, die Engländer an feinen Verzierungen, und seine Landsleute an nachdrücklicher Kürze in dieser Art von Schriften hinter sich lassen. Darüber wundere ich mich also nicht, daß sie wider ihr Verdienst unbekannt geblieben; denn sie sind ja keine Postillen, und keine blendende Sermons; aber darüber wundere ich mich, wie dieser deutsche Chrysostom in seinem Pathmos sich so hat verirren können, um vom Ursprung der Opfer auf eine so mystische Art zu schreiben:

Infert se tectus nebula. Mirabile dictu!

6. Sokrates führte die Weltweisheit unter die Menschen; hier ist der philosophische Schriftsteller unserer Nation, der sie mit der Schönheit des Stils vermählt haben soll: der Verfasser der philosophischen Schriften.*) Ja er ist's, der seine Weltweisheit in ein Licht der Deutlichkeit zu stellen weiß, als hätte es die Muse selbst gesagt: er denkt da, wo andere sich begnügen, Schönheiten zu empfinden: er hat unter den Deutschen die Kritik der

*) [Litt. Br.] T. 23. p. 59. [Rec. von Abbt.]

13 f. Ad. Christoph v. Aken († 1768), Vf. v. „Reden zur Erbauung" &c. (Hamb. u. Lpz. 1744—7. 3 T.). — 23. Chrysostom, nach d. h. Kirchenlehrer Joh. Chrysostomus, auch Vf v. Homilien († 407). — 24 f. Pathmos (Patmos Apok. 1, 9), zu Leg. 3, 5 (II, 261). — „Christl. Briefe üb. d. Theorie d. Opfer" (1766). Vgl. Hamanns auf diese Stelle sich beziehendes Urteil, an Herder 17. Sept. 79. Schr. VI, 98. — 26. Verg. Aen. I, 439. — 27. Ein Hamannscher Gedanke: Schr. II, 426 („als Sokrates die Philosophie aus dem Olymp heimzuführen, und in die Häuser zu verpflanzen suchte"). V, 48; vgl. Ält. Urk. SWS. VI, 442_{300}. — 29 f. Vgl. zu 60*).

schönen Wissenschaften ausgebreitet, die Baumgarten in Absicht der lateinischen Schriftsteller so vorzüglich bewies; und —

Ich fühle es doch bei seinen philosophischen Schriften manchmal, was er selbst fühlte: „ich bekenne es, daß sich zu bloß spekulativen Untersuchungen kein Vortrag besser schickt, als der strenge systematische. Ich trauete mir aber das Vermögen und die Fertigkeit nicht zu, meine Gedanken beständig an eine so strenge Ordnung zu kehren.“ Man hat ihm hierüber, als über ein Kompliment, Gegenkomplimente gemacht; allein wenn Moses unter dem systematischen Vortrage mehr als eine äußere mathematische Lehrart verstehet, so wird jeder seine Entschuldigung für Wahrheit annehmen. Jugendliche Einkleidungen in Briefe, und Gespräche; die Episoden in den Briefen, und die fremden Eingänge in den Gesprächen: scheint mir ein Putz, den die philosophische Würde nicht braucht. Denkende Leser führt er von der Betrachtung der Wahrheit selbst ab: sie müssen sich von den Spaziergängen nachher wieder zurück finden: und wer bloß wegen dieser Einkleidungen lieset — für den hat Moses nicht geschrieben: eine Braut bloß wegen ihres Putzes lieben, ist lächerlich. Der Weise sehe seinen Gegenstand so helle als Moses; er zeige ihn im rechten Gesichtspunkte, er leite die Ideen natürlich fort, er habe die Erläuterungen, und die Sprache in seiner Gewalt: so wird eine simple Abhandlung draus werden, ohne Trockenheit und fremden Schmuck; sie wird ihren ganzen Zweck erreichen, einem Leser, der Wahrheit sucht und liebt, ohne Zwang und Umwege, ein Geleitsmann zu sein — wozu? nicht zu lernen, sondern selbst zu denken. So sind die Abhandlungen im 2ten Teil der philosophischen Schriften, einige Litteraturbriefe, die eigene Betrachtungen liefern, vielleicht von eben dem Verfasser, und — die Lessingschen Abhandlungen.

7. Lessing —*) leider! daß ich von ihm ein einziges aus-

*) T. 4. p. 327[—348 Br. 70 Lessings Selbstanzeige s. „Fabeln“] und T. 16. p. 51[f. Nicolais Auszug aus dem Journal étranger über die „Fabeln“ und „Miß Sara Sampson“].

1. Vgl. 147, 25 ff. Alex. Gottlieb Baumgarten (1714—62), der Begründer der Ästhetik. Üb. s. philologische Erziehung, von der seine Neigung zur lat. Poesie stammt, vgl. H. Lebensb. I, 3, 1, 326 ff. Seine Aesthetica (Traj. c. Viadr. 1750—58. 2 P.) ist voll erläuternder Stellen aus lat. Autoren. — 4 ff. Vorr. zur 1. A. d. „Phil. Schr.“ Ges. Schr. (1843 ff.) I, 105; Z. 8: „zu binden“. — 26. Vgl. d. Fragm. einer Denkschr. auf Baumgarten Lebensb. I, 3, 1, 294 u. Kant, Nachricht v. d. Einrichtung seiner Vorlesungen, bes. folg. Sätze: (der Zuhörer) „soll nicht Gedanken, sondern denken lernen“ .... „der den Schulunterweisungen entlassene Jüngling war gewohnt, zu lernen. Nunmehr denkt er, er werde Philosophie lernen, welches aber unmöglich ist, denn er soll jetzt philosophieren lernen“. SW. Rosenkranz und Schubert I, 287 ff., bes. 290 f. — 30 f. ein ... Werk, doch wohl die „Fabeln“ (1759) mit den dazu gehörigen, vielleicht schon 29 gemeinten „Abhandlungen“.

gearbeitetes prosaisches Werk anführen kann, da doch das Publikum längst eine neue veränderte Ausgabe seiner Schriften erwartet hat, die, in Betracht seiner Talente in Witz und Phantasie; in Betracht seines Scharfsinns im Zergliedern, und seines glücklichen Ausdrucks, die Worte zur Aufschrift verdienen wird: „so viel that er: Nachwelt! schließe draus, was er thun konnte!"*)

8. Wir haben noch einige niedliche Abhandlungen in der Litteratur die letzten Jahre her erhalten: unter denen ich die Möserschen**) Schriftgen: Harlekin, oder vom Groteske-Komischen, sein Brief an den savoyischen Vikar u. s. w. nenne. — Es ist übrigens zu beklagen, daß man einige der besten deutschen Poeten nicht sonderlich im prosaischen Stil loben will; wie ich dies bei dreien insonderheit bemerkt zu haben glaube, denen es nicht gleich gut gelingt, Briefe und Lieder, Fabeln und Abhandlungen zu schreiben.

9. Darf ich unsre Schriftsteller mit einem Autor beschließen, der nach dem ersten Urteil der Litteraturbriefe mit Winkelmann eine Ähnlichkeit hatte, und nach dem letzten Richterspruche sein Antipode geworden: der erst ein Heiligtum unsrer Zeit (ἀνάθημα) war, und nachher zum Zeichen des Schreckens (ἀνάθεμα) wurde: es ist der Verfasser der Sokratischen Denkwürdigkeiten:***) wer ihn nicht als Gestirn betrachten will in unserer Litteratur, sehe ihn als Meteor an; ein Phönomenon bleibt er doch immerfort.

Der Kern seiner Schriften enthält viele Samenkörner von großen Wahrheiten, neuen Beobachtungen und einer merkwürdigen Belesenheit: die Schale derselben ist ein mühsam geflochtenes Gewebe von Kernausdrücken, Anspielungen und Wortblumen. Der Philolog hat, damit ich mich seines eigenen Zeugnisses bediene:

Gelesen:) und allerdings sehr viel, sehr weitläuftig und mit Geschmack gelesen (multa et multum legit); allein die Balsam-

*) Nach der Zeit, da ich dies geschrieben, ist sein Laokoon erschienen, von dem ich zur andern Zeit reden werde.

**) [Litt. Br.] T. 23. p. 14[—50 Abbt üb. d. „Schreiben"] und T. 12. p. 331[—356 Ds. üb. den „Harlekin" mit Zusätzen von Nicolai].

***) T. 6. [p. 385—400] und 15. [p. 172—188. Mendelssohn über Hamanns „Sokr. Denkw." (1759) und „Kreuzzüge eines Philologen" (1762) Br. 113 u. 254.]

2. Die erste Berlin 1753—55 6 Teile. — 8ff. Justus Möser (1720—94), „Harlekin oder Verteidigung des Groteske-Komischen" (1761) und „Schreiben an den Herrn Vikar in Savoyen, abzugeben bei dem Herrn J. J. Rousseau" (1765). — 23. Phönomenon für Phänomenon (an Hamann 17, 9. 38, 10 Hoffm.), wie Mönaden 166, 2, das H. in der „Nachschr." verbessert (aber SWS. XXIX, 262), ist kein bloßes Versehn, und daher nicht verbessert (vgl. SWS. I, 542f.). — 28ff. Dem 9. Stück der „Kreuzzüge", „Aesthetica in nuce. Ein Rhapsodie in kabbalistischer Prose" ist (II, 307) eine „Apostille" angehängt, worin es

düfte vom ätherischen Tisch der Alten, mit einigen Vapeurs der Gallier und dem Brodem der britischen Laune vermischt, sind zu einer Wolke geworden. Diese umhüllt ihn, er mag strafen, oder weissagen (die beiden Verrichtungen seiner Schriften), wie die Juno, wenn sie den Ehebrecher belauscht, oder die Pythisse, wenn sie Weissagungen in kabbalistischer Prose murmelt. Seine Belesenheit ist also zusammen geflossen, so wie die königliche Schrift, auf unzusammenhängend Papier geschrieben, dies zuerst thut. — Indessen würde oft freilich eine kleine nähere Anzeige der Spruchstelle, worüber er kommentiert, vieles enträtseln, aber auch verraten; und da ich selbst unter die stummen Leser seiner Schriften gehöre; so bin ich nicht in der Lage, hier Erratungen für Gesichtspunkte angeben zu können.

Beobachtet.) Seine Bemerkungen vereinigen eine ganze Aussicht in einen Gesichtspunkt: hier stehe aber ein Leser, der diesen Punkt treffe, der sein Auge, der seine Laune zu Beobachtungen hat — sonst sieht er verzogne Stellungen, und Schimmel statt eines mikroskopischen Wäldchens. Leser, der du diese hingeworfne Beobachtungen verstehen, brauchen, ergänzen kannst: du hast sie erfunden!

Gedacht:) wie es scheint, über Schriften, die ihm ein Ärgernis oder eine Augenweide gewesen — und über Vorfälle, dazu er allein den Schlüssel behält. Weil er aber die Spinnengewebe der Systeme haßt: so ist jeder Gedanke eine unaufgefädelte Perle; jeder Gedanke ist in ein Wort eingekleidet, ohne welches er ihn nicht denken und sagen konnte.

Angenehme Worte gesucht und gefunden.) Seine Annehmlichkeiten sind keine Folgen von gelernten Regeln: seine Fehler sind so gar, bis auf die Einkleidungen, Anspielungen und Licht und Schatten, bei ihm regelmäßig. Vielleicht hat ihn also der ehrliche

heißt: „Der Rhapsodist hat gelesen, beobachtet, gedacht, angenehme Worte gesucht und gefunden, treulich angeführt, gleich einem Kaufmannsschiffe seine Nahrung weit hergeholt, und von ferne gebracht.“ H. bedient sich des „Zeugnisses“ auch gegen Hamann selbst Lebensb. I, 2, 121 = Hoffm. 21, 24.

3. zu einer Wolke, Anspielung auf die Äußerung Mendelssohns über Hamann (vgl. zu 90, 1): „Die Gegenstände sind wie in einer düstern Wolke verhüllt“ (Litt.-Br. 12, 218f.) „Da Sie wie aus den Wolken zu mir herab geredet“ ꝛc. (219). „Wolken, Ein Nachspiel Sokratischer Denkwürdigkeiten“ hatte Hamann 1761 gegen einen seiner Recensenten gerichtet. — 5. Juno — den Ehebrecher, Jupiter mit Jo Ovid Met. I, 60, sqq. — 17f. Litt.-Br. 12, 218: „Und endlich, warum wählen Sie eine Schreibart, deren Schönheiten nur mikroskopische Augen ergötzen. Hat die Natur keine Gegenstände, die der Nachahmung würdiger sind, als der Schimmel?“ — 28f. Litt.-Br. 12, 218: „Die Kenner loben an Ihren Ausarbeitungen Erfindungen, Zeichnungen (vgl. 90, 4) und Ausdruck; aber sie vermissen die weise Verteilung des Lichts und Schattens“ ... 219: „Die feinsten Anspielungen sind nur Schnörkel des Stils, sie müssen wohl angebracht, und nicht gehäuft werden, wo sie nicht mehr verunstalten als zieren sollen.“

Fulbert Kulmius umsonst zum Schüler der Baumgartenschen Ästhetik zu machen gesucht, und vielleicht hätte ihn der 254ste Litteraturbrief nicht eben nach allen Regeln zum Verbrecher des Stils machen dörfen. Erfindung und Zeichnung sind Früchte der Denk- und Sehart, die vielleicht einer gewissen Sokratischen Unwissenheit ähnlich sein mögen, wie er sie beschreibt. Eine Zunge kann stammlen, wenn die Seele gewisse Ideen nicht zu verknüpfen und auszudrücken weiß. — Barocci malte grünes Fleisch, und Guercino ein trauriges Kolorit: Von den Schriften dieses Verfassers gilt es also vermutlich, was Plinius vom Maler Eutykrates sagt: austero maluit genere, quam iucundo placere.

Seine Nahrung von ferne gebracht:) oft woher und wo es niemand vermutete und dachte. Wo der ehrwürdige Satyr, Swift, leichtfertige Träumer und fromme Seleniten fand; im Monde; da findet ein anderer Ritter und Riesen:

Ich hieb viel tausend Feinde nieder,
In allen Nesseln, die ich fand,
Da lagen denn die kleinen Leichen u. s. w.
s. Gedichte von Karschin.

Hätte unser jetzo ebenteuerlicher Sokrat eine Aspasia, seine Gedanken auszudrücken, und einen Alcibiad, sie auszubilden; vielleicht hätte er Schüler und Nachkommen, bis alsdenn vielleicht im dritten Gliede ein Aristoteles, Socratis et Platonis peior progenies, ein System errichtete, in der Philologie und Ästhetik, woran sein Großvater nicht gedacht hatte.

---

1. Fulbert Kulmius, unter diesem Namen hatte Mendelssohn im 192. Litt.-Br. auf die Bemerkungen erwidert, welche Hamann u. d. T. „Abælardi Virbii Beilage zum zehnten Teile der Briefe die neueste Litt. betreffend" (1761. Schr. II, 185 ff.) an seine Kritik der Neuen Heloise (Br. 166—70) geknüpft hatte und die vor seiner Erwiderung wieder abgedruckt sind. — 2 f. Über die „Kreuzzüge" (vgl. zu 88 ***). Hamanns Entgegnung Schr. II, 479 ff. — 8. Federigo Baroccio (1528—1612), ital. Historienmaler (Manierist). — Giov. Franc. Barbieri, gen. il Guercino (der Schielende), 1590—1666, der Schöpfer zahlreicher Fresken und Ölbilder. — 10 f. Plinius v. Eutykrates, Nat. Hist. XXIV, 8, 19 (Overbeck 1522). — 13. ehrwürdige, nach dem Titel (Reverend) des engl. Satirikers Fr. Jonathan Swift (1667—1745), Dechant v. St. Patrick zu Dublin. Vgl. Adrast. I, 2, 298 (SWS. XXIII, 180 ff. — 19. „Auserlesene Ged.", Berlin 1764, S. 191 f. „An die Chartenspieler". — 20 ff. Diese Stelle gab Klotz noch in der Rec. der 2. Aufl. (D. Bibl. III, 126 f.) Anlaß zu boshafter Verhöhnung Hs. — ebenteuerlich, Nebenform zu abenteuerlich (Ebenteuer neben Abenteuer DWB. I, 27). — Aspasia, zu 77, 27; über das Verhältnis des Alkibiades zu Sokrates vgl. Platon, Sympos. 32—37 p. 215 A — 222 B. — 23. Vgl. Hor. Carm. III, 6, 46 sqq. Aetas parentum, peior avis, tulit Nos nequiores, mox daturos Progeniem vitiosiorem.

Beschluß, über das Ideal der Sprache.*)

„Wenn man Werkzeuge nicht so vollkommen haben kann, als man sie wünschet: so muß man aus den vorrätigen zu machen suchen, was sich daraus machen läßt. Leibnizens gelehrte Sprache ist nicht zu bekommen: wie könnten wir uns der deutschen z. E. noch am bequemsten zu den Wissenschaften bedienen? Diese Frage dörfte allenfalls eine andre als Vorläuferin haben, welche unter denen in Europa recht bekannt gewordenen Sprachen der Idealvollkommenheit einer Sprache, die Worte braucht, am nächsten kömmt. Eine gar nicht weitläufige Metaphysik der Sprache würde uns diese Idealvollkommenheit wenigstens einigermaßen kennen lernen." Wir wollen zu diesen angegebenen Stücken von Idealvollkommenheit einige Anwendungen auf die deutsche Sprache dazusetzen; erinnern unsern Leser aber zurück an den Unterschied, den wir zwischen Idealschönheit, mittlern Bequemlichkeit, und wirklichen Vollkommenheit gemacht, und den der Verfasser dieses Briefes hie und da verfehlt hat.

„Man kann die Sprache unter zwei Augpunkten betrachten, in sofern sie einmal unverbundene und unzusammenhängende Begriffe vorstellt; hernach so fern sie diese Begriffe in Verbindungen anzeigt.

„Vom ersten Stücke hängt der Reichtum und der Wohlklang und auch das Bilderreiche der Sprache ab." Der Reichtum kann sein in Namen der Sachen, oder in Zeichen der Begriffe; der erste macht eine Sprache sinnlich oder bilderreich; der zweite abstrakt

*) Litter. Br. T. 17. p. 180[—188. Abbt bei Gelegenheit der Abhandlung Meiers von der gelehrten Sprache; hier im Auszug].

4. Über Leibnitzens Gedanken an eine „allgemeine Sprache ... aber nur für Gelehrten" redet in den Litt.-Br. ausführlicher Mendelssohn in der 28, 30 angeführten Rec. 4, 231 ff. und im Vorbeigehn Abbt 17, 67. — 14 ff. Vgl. S. 20 ff.

oder gedankenreich; und den Unterschied von beiden hat das 7te Fragment zu zeigen gesucht. — Der Wohlklang hat mit Begriffen keine Verbindung, sondern muß aus der Natur der Sprach- und Hörwerkzeuge erklärt werden: eine Anwendung auf unsre Sprache hat das 11te und 14te Fragment versucht.

„Das erste Stück ist solcher Vollkommenheiten fähig, die mit dem Tode der Sprache, wenn sie aufhört, Landessprache zu sein, verlöschen)." Nicht bloß mit dem Tode der Sprache, sondern mit jedem Lebensalter gehen gewisse Vollkommenheiten verloren, die durch Vollkommenheiten eines andern Lebensalters ersetzt werden. So lange sich eine Sprache bildet, als Sprache der Notwendigkeit, ist bei allen Ungemächlichkeiten der Armut ihr Vorteil Stärke: wenn die Sprache noch nicht Bücher- aber Liedersprache ist: so hat sie Reichtum an Bildern, und den höchsten Wohlklang: Wird sie Sprache des sittlichen Volks: so bekommt sie mehr Reichtum an politischen Ausdrücken, allein der hohe Wohlklang und das Bildervolle mildert sich: Als Büchersprache wird sie reicher an Begriffen; allein der poetische Wohlklang wird Prose; das Bild wird Gleichnis: die malenden klingenden Beiwörter verlieren sich: Als philosophische Sprache wird sie bestimmt, aber arm; verliert Synonymen; und Bilder und Wohlklang achtet sie nicht. Dichterisch ist eine Sprache am vollkommensten, ehe sie; und philosophisch am vollkommensten, wenn sie bloß geschrieben wird: am brauchbarsten und bequemsten, wenn sie gesprochen und geschrieben wird. Die Anwendung auf die deutsche Sprache macht das 3te bis 5te und 8te Fragment.

„Es ist doch unstreitig, daß außer den fünf Selbstlautern noch viele Zwischenlaute hätten angebracht werden können; so wie die vorhergehende und nachfolgende Bewegung der Redewerkzeuge zu solchen Lauten noch weit mannichfaltiger einzurichten wäre.)" Nach der Bewegung der Redewerkzeuge haben wir wirklich mehr Selbstlauter, als fünfe: weil diese fünfe mit verschiedener Höhe und Tiefe, Länge und Kürze ausgedruckt werden. Daß wir nun nicht für diese Zwischenlaute neue Zeichen, wenigstens Unterscheidungen haben; ist eine große Unvollkommenheit unsrer Orthographie, die unter allen mir bekannten europäischen Sprachen die letzte und für einen Lehrling die schwerste sein dörfte. Wer wird Meer und mehr, Zehn, Zeen, Zähn, zähe u. s. w. als Fremdling bestimmt finden? Was wir bei I zu viel an Zeichen haben, ist bei A und E zu

wenig. — Und brauchen wir Accente nicht noch immer, obgleich unsre Sprache kurzsilbig und eintönig ist? Der lächerliche Fehler mit Gés-pen-stern, statt Ge-spénstern; mit vèrg-lich statt ver-glìch; mit Enter-bèter, statt Ent-érbeter: ist doch bei Lehrlingen immer möglich, da er uns gebornen Deutschen manchmal in Gedanken und bei verzerrtem Druck, oder verzerrter Hand anwandeln kann. Bei vielen Wörtern ändert sich ja die Bedeutung selbst; z. E. unterhálten (entretenir) und únterhalten (supposer), übersétzen (vertere) und übersetzen (traiicere), Übersétzer (translateur) und Übersetzer (Bootsknecht) sind ja himmelweit verschieden. Zu dem hebräischen Schin fehlt uns gar das Zeichen, weil ich Geschmack als ein Fremder immer eher Ges-chmack lesen werde. Der Mangel an punctis diaereticis macht auch insonderheit fremde Namen verwirrt; und überhaupt kann man den Mangel unsrer Zeichenschrift am besten aus Reise- und Erdbeschreibungen sehen, wenn die Namen fremder Sprachen in unsern Buchstaben sich kaum mehr erkennen. — Soll unser Hexameter ausstehlich werden; so muß er Accente haben, und der erste Dichter, der sich die Mühe geben wird, wahre Hexameter zu machen, wird sich auch der Accente nicht schämen, weil er sie vor allen am wenigsten braucht. Sollte unsre Sprache sterben; Himmel! wie schlecht würde man sie aus Büchern lernen; um sie auszubilden, stelle man sie sich tot vor; man nutze die Provinzialismen, um sie zu bestimmen.

„Bei der Verbindung der Begriffe kommt es hauptsächlich an: 1) ob man sie durch bloße Abänderung des Ausdruckes für eine jede Idee; oder 2) durch Zwischensetzung kleiner Worte, oder 3) durch die bloße Stellung der Ideen anzeigen wolle. Denn diese drei Fälle sind, glaube ich, bloß möglich." Der erste Fall ist der einfachste, und bei dem Anfange jeder Sprache der geradeste gewesen; er ist daher noch bei den heutigen Sprachen von antikem Charakter sehr sichtbar; gut für Dichter, aber unphilosophisch. Der mittelste ist am üblichsten, bei der deutschen Sprache sehr gebräuchlich; und für die Sprache des gemeinen Lebens bequem. Aber weil diese zwischengeschobene kleine Worte nicht Accent gnug haben, und doch nicht wie die wenigen Wörterchen der alten Griechen auch nicht ganz ohne Accent sind; so entstehet daraus die Unbestimmtheit der Prosodie, die unsern neuen Sprachen so lästig

25. Abänderung des Ausdruckes, Flexion.

fällt. — Der dritte Fall ist der philosophischvollkommene; und wenn Leibnizens allgemeine Sprache ja möglich wäre; so wäre es eine Algebra, wo die Verbindung der Ideen sehr von ihrer Stellung abhinge.

„2) Was für Gesetze man zur Folge einer gewissen Anzahl von Ideen, die in Verbindung stehen, annehmen wolle. Hier ist das Hauptgesetz; man lasse sie in der Ordnung folgen, die der Faßlichkeit des Gedanken und dem jedesmaligen Zweck des Redenden gemäß ist. Nun kann der Zweck des Redenden in tausend Fällen nur einerlei sein; also wird es eine gewisse allgemeine Konstruktionsordnung geben; hundertmal aber giebt es einen besondern Zweck des Redners, und denn ist diejenige Sprache die beste, welche räumig genug geschürzt ist, um ihre Ordnung nach diesem Zweck wenden zu können. Ein geringes Nachdenken überzeugt uns, daß wir in unsern jetzigen Sprachen eine Menge besondrer Zwecke gar nicht durch die Wortfügung anzuzeigen vermögend sind, sondern sie nur aus dem Zusammenhange unsrer Gedanken müssen erraten lassen. Unvollkommenheit der Sprache!“ Über diesen philosophischen Artikel kann das 11—13te Fragment ein Kommentar sein, der unsern Nachteil nach der griechischen und lateinischen, aber Vorteil vor der französischen Sprache zeigt.

„Man muß die Worte so ordnen, daß sie bei aller möglichen Kürze keine doppelte Beziehung der Abhängigkeit leiden:“) Diese Zweideutigkeit ist am ersten in Sprachen zu besorgen, die wenige Casus, z. E. den Nominativ und Accusativ gleich haben; die nach dem vorigen zweiten Fall mit Zuschiebung kleiner Wörter flektieren, und bei denen die Konstruktionsordnung wenig bestimmt ist. Die erste Unvollkommenheit äußert sich bei der französischen; die zweite bei dem schleppenden Perioden der deutschen, und die dritte bei den elenden lateinischen Perioden neuerer Bücher, die sich jede Inversion erlauben, weil sie die Gesetze der alten Römer in ihrem vortrefflichen Perioden nicht kennen, der nichts unbestimmt läßt, und doch für das Auge und Ohr zugleich schreibt.

„Nach dieser Vorschrift müssen wir die Sprache der Schriftsteller ausbilden: denn dem Sprechenden helfen Gebärden und

3. „Er hatte nämlich vor, eine allgemeine Algebra zu erfinden, die sich .... auf alle mögliche Vernunftschlüsse erstrecken sollte“ .... „Er hielt es nicht für unmöglich die ersten Merkmale, die wir an den Dingen erkennen, und die Arten, wie wir sie verbinden, durch Zeichen anzudeuten, und aus diesen Zeichen eine Art von algebraischen Gleichungen heraus zu bringen.“ Mendelssohn im 62. Br. 4, 234. 235. — 26. S. 93, 26.

der Ton der Stimme den wahren Verstand bestimmen, da hingegen alles dies im Buche wegfällt.)" Eine Sprache hat also ganz andere Gesetze und Freiheiten, wenn ein Volk sie stammlet, singet, spricht, schreibet, und nicht mehr spricht, sondern allein schreibt. Und hierauf gründet sich mein Fragment von den Zeitaltern, und den Grenzen der Nachahmung alter Sprachen. (Fragm. 2. und 8.) Jetzt setze ich folgende wahre Beobachtung Samuel Johnsons dazu: „Es giebt Worte, deren Sinn allzufein ist, als daß man ihn mit Worten sollte fassen, und in eine Umschreibung bringen können. Das sind diejenigen Worte, welche die Sprachlehrer particulas expletivas, oder ausfüllende Wörter nennen. In toten Sprachen übersieht man sie als leere Töne; als Töne, die zu anders nichts dienen, als einen Vers auszufüllen, oder einen Perioden wohlklingender zu machen. Aber in lebenden Sprachen wird man bald inne, daß dergleichen Wörter mehr, als ausfüllende Wörter sind, daß sie Kraft und Leben haben, ob man gleich ihren Nachdruck mit andern Worten nicht ausdrucken kann." Dies wird jedem bei dem Lesen Homers unzähliche mal beifallen; wenige Füllwörter, aber desto öfter und kräftiger: die spätern Dichter mehr; die spätern Prosaisten noch mehr, und Plutarchs Stil kommt mir in Betracht dessen gegen Herodot vor, als eine Kanzleischrift voll alldieweil, sintemalen und anerwogen, gegen die fließende gemeine Sprache. Wie unrecht denken die also, die orientalisch zu schreiben glauben, wenn sie das Und vor jeden Perioden, und jedes Glied desselben setzen; und unausstehlich im Deutschen werden, ohne den Schatten des Morgenlandes zu gewinnen.

„Durch was für Künste haben es die Franzosen dahin gebracht, daß man ihre Sprache die Sprache der Vernunft nennet?)" Ich glaube, drei Ursachen dazu angeben zu können. Ihre Sprache hat bei ihrer Bildung, durch welche Ursachen es auch sein möge, eine gewisse Regelmäßigkeit sich eingedrückt, die unsere Sprache nicht hat. Da ihre Konstruktionsordnung sehr bestimmt ist: so kommt man minder in die Verlegenheit, sich schielend auszudrücken. Zweitens: in den mittlern Zeiten hat man an sie so viel Politur angewandt, als nicht viel andere Sprachen erhalten haben: zu einer Zeit, da Deutschland noch barbarisch oder lateinisch schrieb, feilte man schon sehr die französische Sprache, weil die Franzosen

7 f. Samuel Johnsons, aus der Vorrede zu seinem zu 28, 17 f. erwähnten Wörterbuch.

immer lieber für ein Publikum und schönes Publikum schreiben, wenn der Deutsche für Studierstuben und Katheder schrieb. So wie schon die alten Gallier zur höchsten Obrigkeit ein Weiberrathaus gehabt haben: so ist das schöne Geschlecht auch immer der Mittelpunkt ihres gelehrten Kreises geblieben: man sah die Bücher immer mehr für schriftliche Gespräche, für Unterredungen im schönen Ton an: und gab sich also die unterhaltende Miene eines Vernünftlers. Statt daß ich drittens an alle die öffentliche Anstalten gedenken sollte, die der Sprache aufgeholfen, will ich bloß dazu setzen, daß die französische Sprache auch nichts wäre, wenn sie nicht dies Lob erbeutet hätte: zur Musik elend; wässerich, nervenlos, unharmonisch für die Poesie; zu unbestimmt für die hohe Weltweisheit, hat sie ihr Glück eben durch eine Mittelmäßigkeit gemacht, die weder in Weltweisheit noch Dichtkunst eine hohe Stufe erreicht. Premontval*) urteilt nicht unbillig: „soll ich bei ihrem großen Glücke einen Vorzugstitel für sie ausfinden: so würde ich ihn in einer gewissen Gleichung mittelmäßiger Eigenschaften suchen. Nicht so sanft, als die italienische; nicht so majestätisch, als die spanische; weniger zusammengedrängt, als die englische; an Nachdruck weit unter der deutschen; an Reichtum, an Überfluß fast unter jeder Sprache Europens; hat sie doch bei ihrer Armut Mittel, Nachdruck, Kürze, Majestät und Süßigkeit gnug, um ein sehr schätzbares Werkzeug der menschlichen Gedanken zu sein. Insonderheit legt die Klarheit und Politesse, die sie charakterisieren, ihr großen Wert bei.“ So wie nun ein hübscher, artiger Mensch, deutlich und vernünftig in Gesprächen, im Umgange mehr gelitten wird, als ein tiefsinniger, stiller Mann, so hat auch die französische Sprache für der deutschen sich das Lob des Verstandes geben lassen, da die unsrige sich den Titel einer Sprache der Vernunft anmaßen könnte.

„Stellt eine philosophische Materie, die ungefähr mit gleicher Genauigkeit in zwo Sprachen vorgetragen worden, in der einen sich klärer, netter und überzeugender dar, als in der andern?)“

*) Prémontval, Préservatif contre la corruption [de la langue Française etc. Ouvrage Périodique. 1759—64.] P. I.

3f. Weiberrathaus, „ein Auszug aus Saintfoix in einem Studienhefte (1765) enthält folgende (im Reisejournal, SWS. IV, 431, wiederholte) Notiz: ‘Frauenzimmerkollegium die höchste Obrigkeit [bei den Galliern] — wird von Druiden abgeschafft.’“ Suphan. — 15. Prémontval, vgl. zu 52, 19. — 31—33. S. 97, 21—25. Litt.-Br. a. a. O. 186f.: „Ich würde weiter erforschen, ob eine philosophische Materie ... netter, überzeugender darstellete als in der andern, und woran wohl der Grund bei der Sprache, daran sich dieses

Ja! und Exempel bestätigen dies allerdings. Eine tiefe philosophische Materie kann sich in der alten reinen lateinischen Sprache nicht so klar, so nett, so überzeugend ausdrücken, als in einer gewissen neuern lateinischen Sprache, die eben deswegen noch nicht barbarisch ist, weil sie von den Worten der Alten abgeht. In den Schriften des Philosophen Baumgarten herrscht ein gewisser echter römischer Geist, feine Blumen, die gleichsam selbst aus seiner Weltweisheit zu wachsen scheinen; und nicht über dieselbe gestreuet sind: eine so nachdrückliche Kürze, daß jeder Gedanke sich ein Wort selbst zu schaffen scheint: kurz eine Sprache, die nicht netter und überzeugender und für den denkenden Leser klärer sein kann. Ich habe mich gezwungen, mir diesen Eigensinn auszureden, weil andre sie eben für barbarisch, oft spielend und dunkel hielten: ich fing an, sie in das fließende Latein der Schriften des Cicero zu übersetzen, zu umschreiben, zu verschönern; und der Geist der Philosophie war weg. Nun versuche man gar die Übersetzung in eine andere Sprache: und es wird immer noch mehr verlieren. Die Ursache davon liegt in dem Charakter der Sprache, die zu dieser Materie gleichsam die Fugen ihrer Gelenkigkeit gebildet hat, und an dem geschickten Schriftsteller, der sich in diese Fugen zu schicken weiß. „Daß also Dinge in der einen Sprache sich besser ausdrücken lassen, als in der andern, kann eines Teils von der Subtilität der Gedanken herkommen; zweitens, daß man an ihre trockne Bezeichnung bei dem einen Volk mehr gewöhnt ist, als bei dem andern." Teils von dem Schriftsteller selbst, der als Erfinder der Gedanken auch zugleich ein gewisses Haus- und Herrnrecht über den Ausdruck hat, in dem selten ein Übersetzer ihm nachfolgen kann und darf; weil er teils nicht mit dem Feuer des Schriftstellers selbst denkt, teils lieber aus Furcht den Gedanken dem Worte aufopfert. Nach diesen drei Ursachen muß sich so ziemlich eine Landkarte entwerfen lassen, wiefern gewisse Materien in gewissen Sprachen sich vorzüglich schön behandeln lassen.

befände, liegen möchte. Ferner, woher es käme, daß einige Dinge in einer Sprache gut geschrieben [zu] sein scheinen; hingegen in eine andre Sprache übergetragen, nicht in gleicher Anmut mit Originalschriften der letztern sich ausarbeiten lassen? ob wohl dieses an der Subtilität der Gedanken läge, an deren trocknen Bezeichnung man bei dem einen Volke mehr gewöhnt ist als bei dem andern."

26. Ähnlich redet Hamann (II, 130) von einem „Hausrecht eines Ehemannes" im Gebiet der Sprache. Vgl. S. 230, 17 f. 253, 2 f. 288, 27 und Herders Brief an Scheffner (Lebensb. I, 2, 189) vom 4. Okt. 1766, wo vom „Recht eines Hausherrn und Ehemanns über die Idiotismen" beim klassischen Übersetzer geredet wird.

Materien der Weltweisheit teilen sich am leichtsten jeder ausgebildeten Sprache mit, weil man hier vorzüglich die Richtigkeit und Deutlichkeit der Begriffe zum Hauptaugenmerk hat, und diese sich in jeder über das Sinnliche erhabenen Sprache, obgleich nicht überall gleich leicht erreichen läßt. Daß man an die neuere lateinische Sprache hierin so viel Wert geknüpfet, die Weltweisheit gleichsam nach ihren Worten bequemet, und den Begriff einem Ausdruck zu gut erfunden: ist zwar durch eine langwierige Gewohnheit uns fast zur zweiten Natur geworden, und eher nützlich als schädlich. Man glaubt mit gewissen geerbten Worten Schätze zu besitzen, und hat Hülsen statt des Kerns. Man machte z. E. einem neuern Gottesgelehrten den Einwurf, daß, wenn er seine Dogmatik lateinisch geschrieben, viele Heterodoxien weggefallen wären; ich gebe es zu, beklage aber eine Orthodoxie, die so sehr von einer Sprache abhängt, daß sie in derselben, wie in ihrem Hause, mächtig ist. Ich betrachte hier die Sache bloß aus dem Gesichtspunkt der Philosophie, zu der doch auch unsre Sprache vorzüglich sich gebildet hat.

„Eine Sprache, die wenig Unterschied in den Zeiten angeben, wenig ohne Hilfswörter thun, nicht leicht einen Modus für den andern setzen kann, ist nicht sonderlich zur Geschichte geschickt, wie z. E. die deutsche. Wir haben gar keinen Begriff von den temporibus der griechischen Sprache. Der Deutsche hat selten das Gefühl von dem Unterschiede der beiden temporum praeteritorum der Franzosen, daß aus der Verwechselung oft lächerliche Mißverständnisse entstehen." Indessen ist diese Ungemächlichkeit nicht ohne Hilfe, und unbeträchtlich so gar. Sie ist nur in einzelnen Teilen des Perioden: in ganzen Inversionen haben wir sogar vor dem Franzosen viele Vorteile, und wenn einige große Männer bei uns die historische Periode in Gang bringen, und selbst als Originale vorleuchten und locken werden; wenn man statt der Auszüge es unternehmen wird, einzelne Zeitpunkte der Geschichte mit allem Fleiß zu bearbeiten: so wird unsere Sprache so leicht Muster im historischen Stil bekommen, als sie schon in der Weltweisheit hat.

Schöne Prose ist schon mehr in die Idiotismen verwebt; und unsre Sprache hat also in dieser Schreibart viel von der fran=

22 f. Litt.=Br. a. a. O. 187*): „von allen temporibus".

zösischen gewonnen. Poesie ist beinahe in ihren Schönheiten unübersetzbar, weil hier der Wohlklang, der Reim, einzelne Teile der Rede, Zusammensetzung der Worte, Bildung der Redarten, alles Schönheit giebt.

Aus alle diesem folgt, daß unsre Sprache unstreitig von vielen andern was lernen kann, in denen sich dies und jenes besser ausdrücken läßt (sollte es auch nur das Schimpfen sein, wozu den Kritikern gemeiniglich das schönste Latein gedienet); daß sie von der griechischen die Einfalt und Würde des Ausdrucks, von der lateinischen die Nettigkeit des mittlern Stils, von der englischen die kurze Fülle, von der französischen die muntere Lebhaftigkeit, und der italienischen ein sanftes Malerische lernen könne Allein, man sieht auch, daß in jeder Gattung der Schreibart kein Genie sich seiner Muttersprache schämen, oder sich über sie beklagen darf, weil überhaupt für einen jeden vortrefflichen Schriftsteller die Gedanken Söhne des Himmels, die Worte Töchter der Erde sind.

10 ff. Vgl. Über den Fleiß in mehreren gelehrten Sprachen SWS. I, 5: „Mit dem deutschen Fleiß suche ich die gründliche englische Laune, den Witz der Franzosen, und das Schimmernde Italiens zu verbinden.“

Über die neuere Deutsche Litteratur.

Zwote Sammlung von Fragmenten.

Eine Beilage zu den Briefen, die neueste Litteratur betreffend.

1767.

Inhalt der zweiten Sammlung.

Über

die neuere deutsche Litteratur.

Zweite Sammlung.

Vorläufiger Discours.

(Von dem Ursprunge, und den Gesichtspunkten, in denen der Kunstrichter erscheinet: Prüfung der Litteraturbriefe hiernach.)

Der erste Kunstrichter war nichts mehr, als ein Leser von Empfindung und Geschmack. Er weidete sich an den Schönheiten und den Erfindungen seiner Vorgänger, den Bienen ähnlich, die den Saft und das Blut der Blumen trinken, ohne doch, wie die Raupen und Heuschrecken, kunstrichterische Gerippe der Pflanzen zurückzulassen. Er war jenem unschuldigen Paare gleich, dem sich im Garten des Vergnügens jede Frucht des Schönen und Guten darbot, ehe es vom philosophischen Erkenntnisbaum genascht hatte. Es hat in der Litteratur auch ein Alter gegeben, da die Weisheit noch nicht Wissenschaft und Schriftstellerei; die Wahrheiten noch nicht Systeme; die Erfahrungen noch nicht Versuche waren: statt zu lernen, was andre gedacht, erhob man sich selbst zum Denken — vielleicht verdient dies auch den Namen eines goldenen Zeitalters.

Ein andrer dachte dem Gefallen und dem Eindruck nach, den Schönheit und Wahrheit auf ihn machte; und fing an die Wahr-

8 ff. Vgl. die Vorrede zum Laokoon Lessing IX (D. Nat.-Litt. Bd. 66), 1, 3.

heit seines Schriftstellers in den Leib ihrer Mutter, Erfahrung, und die Schönheit in die Lenden ihres Vaters, des Vergnügens und Gefühls, zurückzuleiten. Vielleicht fühlte er sich selbst zu unfruchtbar, um Vater zu sein, daß er also wie die türkische Verschnittene ein Kenner und Beobachter der feinen Reize zu werden suchte, die jetzt bloß für sein Auge, nicht für den Genuß waren. So ward aus dem Mann von Gefühl ein Philosoph.

Der Philosoph hatte bald das Unglück, Werke zu sehen, die die Erstgeburt ihrer Originale nicht erreichten; er mußte also auf die Ursachen dieser Unfruchtbarkeit denken. Bald das noch größere Unglück, völlig schlechte Werke zu sehen; und jetzt fing er an, die Vorzüge der ersten auf diese anzuwenden: er prüfte, lehrte und besserte. Das war der eigentliche Kunstrichter. Ist es nicht beinahe wahr, daß er so entstanden ist, als sich nach der ältesten und neuesten Philosophie das Lebendige gebiert, aus einer gährenden Fettigkeit: es sei diese der Nilschlamm, oder Chaldäens rote Erde, das Chaos des Epikurs, oder Needhams faulender Tropfen.

Das bleibt noch immer ein Plan fürs Denken: „wie aus dem, der bisher bloß empfand, ein Denker; und aus dem Genie ein Weiser wurde? wie weit jedes von diesen dem andern entgegengesetzt sei, und wie weit diese sich einander schwächenden Kräfte zusammen kommen müssen, um die Temperatur des Virtuosen auszumachen? wie aus der Natur Kunst, aus der Kunst Künstelei, und aus dieser wieder Barbarei hat entstehen können?“ Die allgemeinen philosophischen Beobachtungen hierüber würden ein Märchen von kritischen Troglodyten nach Art des Montesquieu hervorbringen, und dies Märchen könnte man denn in Geschichte verwandeln und aus Völkern und Sprachen bestätigen.

16. der Nilschlamm, Ovid, Metam. I, 416—33. — 17. Needhams faulender Tropfen: Suphan, der überhaupt Hs. Interesse an den Forschungen John Needhams (1713—81) aus den Excerpten des Jahres 1765 nachweist, hebt zu dieser Stelle aus den Rig. Gel. Beytr. 1764 St. XXIII S. 178fg. folgende Mitteilung aus Needhams Observations microscopiques, Paris 1750 (der franz. vermehrten Ausg. der New microscopical discoveries, Lond. 1745) aus: „In dem brandigten Korn versichert Herr Needham viel kleine Schlangen durchs Vergrößerungsglas gesehen zu haben. Ist das Korn noch frisch und weich, so entwickeln sie sich durch Hinzuthun eines Tropfen Wassers.“ Und aus Hs. Excerpten: „Er setzt in der Natur eine faculté productrice voraus; eine vegetativische Kraft sei der Grund aller Erzeugung: diese befindet sich in jedem mikroskopischen Punkt und ist aus der sich ausdehnenden und widerstehenden zusammengesetzt . . . Die mikroskopischen Tiere entstehen also aus aufgelösten unbelebten Körpern, durch Feuchtigkeit und Wärme vermittelst Trennung und Zusammensetzung.“ — 26. Montesquieu, Lettres Persanes 11—14, worin auf die Frage, ob die Menschen durch Sinnesgenuß oder Tugend glücklich würden (10), geantwortet wird mit der Geschichte der Troglodyten, die durch ihre Selbstsucht zu Grunde gingen, durch Rechtlichkeit und Tugend aber wieder emporkamen.

Nun erscheint der eigentliche Kunstrichter — in welchem Gesichtspunkt? Gegen Leser, gegen Schriftsteller, und gegen das ganze Reich der Litteratur überhaupt.

Dem Leser erst Diener, denn Vertrauter, denn Arzt. Dem Schriftsteller erst Diener, denn Freund, denn Richter; und der ganzen Litteratur entweder als Schmelzer, oder als Handlanger, oder als Baumeister selbst.

Dem Leser setzet er die Speisen in ihrer Lüsternheit und Anmut vor, und sucht durch seinen eigenen Appetit ihren Geschmack zu erregen: dies sind die Auszüge, die gemeinen Tagebücher. Der Leser ist schwach im Verdauen; er giebt ihm Wein zur Stärkung; er hat einen verdorbnen Geschmack; daher braucht er jetzt ordentliche Kur. Dies sind die kritischen Anmerkungen, die dem Leser Gesichtspunkte, Erläuterungen, Prüfungen, Anwendungen darlegen — und dieses Talent gehört immer notwendig zum wahren kritischen Geist. Du schreibst, als wenn du für dich schriebest: nein! Kunstrichter! du schreibst für Leser: diese nie aus den Augen zu lassen, dich nach ihren Schwächen, nicht aber Fehlern zu bequemen, dich nach der Verschiedenheit ihrer Fähigkeit, Lust und Absicht zu richten; die Stummen sprechen, die Blinden sehen, und die Tauben verstehen zu lehren; die Seuche eines falschen Geschmacks mit Gegengift zu heilen, oder ihr zuvorzukommen; kurz! Leute von richtigem Gefühl, von Einsicht, von Geschmack zu bilden — das ist dein großer Zweck.

Dem Schriftsteller, was soll der Kunstrichter sein? Sein Diener, sein Freund, sein unparteiischer Richter! Suche ihn kennen zu lernen, und als deinen Herrn auszustudieren; nicht aber dein eigner Herr sein zu wollen!*) „Unser Geist nimmt oft eine gewisse Unbiegsamkeit an, die uns hindert, in die Gedanken andrer uns gleichsam hineindenken zu wollen, und folglich sehr oft die unsere dadurch zu verbessern. Man bemerkt dieses nicht an sich selbst, wenn man einen andern über eine Materie lieset, über die man selbst noch nicht gedacht hat. Ist aber dies letztere geschehen: so fängt die Steifigkeit an, sich zu zeigen, die vermutlich aus eben dieser Ursache, auch außer andern, bei alten Leuten häufiger angetroffen wird, als bei jungen. Es gehört entweder eine besondre

*) Litt. Br. T. 17. p. 107. [Abbt, bei dem die Stelle beginnt: „Ich fange an zu fürchten, daß mein Geist eine gewisse Unbiegsamkeit annehme."]

6. Schmelzer, vgl. zu 37, 17.

Gabe des Himmels, oder eine anhaltende Kreuzigung des Fleisches dazu, um weich und beugsam gnug zu bleiben, und wenn vollends der, welcher Bücher lieset, um sie zu beurteilen, unverdorben bleibt: so hat er gewiß eben so viel Lob verdient als der heilige Aldhelmus, der sich nackt und bloß zu jungen Mädchen ins Bette legte, und doch der Empörung der Sinne siegreich widerstand." Es ist schwer, aber billig, daß der Kunstrichter sich in den Gedankenkreis seines Schriftstellers versetze und aus seinem Geist lese; allein wie wenige Schriftsteller haben den Stab des Popilius, um uns in diesen Kreis einzuschließen. — Ist der Verfasser von der Art, daß wir ihm nachdenken müssen; so vergißt der Kritikus immer, daß er mit dem Griffel in der Hand lieset; läßt er uns aber die Freiheit, mit ihm zur Seite zu denken; so fühlt der Kunstrichter, er habe einerlei Polhöhe; und wird also sein Ratgeber und Beurteiler. Wenn endlich, wie in den meisten deutschen Büchern, die Vorreden Entschuldigungen und demütige Komplimente enthalten; so wird der Kritikus Richter und Gesetzgeber. Er darf nicht den Autor einholen; mit ihm in einer Reihe gehen, will er nicht; er geht also zuvor und kommandieret.

Endlich hat der Kunstrichter eine Beziehung auf das Reich der Wissenschaften, als Mitbürger. Gemeiniglich hat er schon als Schriftsteller gelesen, und zeichnet bei den Recensionen die Schattenlänge seiner untergehenden Autorschaft. Oft reißet er nieder, um die Aussicht zu verbessern; oft springt er wie Remus über die Mauer seines Bruders, um seine Eifersucht zu verewigen: oft läuft er mit ihm in die Wette, um zuerst vom Ziele den Kranz zu erwischen; oft wühlet er in Trümmern verfallner und hingeworfner Arbeit, um selbst einen Tempel zu errichten: und kann er diesen Bau zu Ende bringen und mit dem Kranze eines vollkommenen Systems krönen, so wird er auf Rechnung vieler das Orakel. Nicht Kolom, der hier eine Insel und dort eine erfand, sondern der ans feste Land trat, gab der neuen Welt seinen Namen.

Ein kritisches Werk, das in allen diesen drei Absichten groß bliebe: was wäre das für ein Schatz einer Nation! Die reichste

1. Fleisches: „Geistes" Lbr. — 9. C. Popilius Laenas, der, vom Senat an den König Antiochus von Syrien geschickt, auf dessen Erklärung, er müsse sich über den an ihn gerichteten Auftrag erst mit seinen Freunden beraten, mit seinem Stabe einen Kreis um ihn zog, den er nicht früher verlassen sollte, als bis er die geforderte Antwort erteilt. Livius XLV, 12. — 30. krönen fehlt A, erg. v. Suphan. — 31. Kolom, Colon, Columbus.

Abwechselung statt der gewöhnlichen kritischen Monotonie müßte entstehen, wenn der Kunstrichter allen diesen Gesichtspunkten auflauerte; bald Leser von verdorbnem Geschmack, bald solche, die nicht zu lesen wissen, erwischte und sie zu denen führte, die mit ihm lesen; wenn er nicht als Despot, sondern als Freund und Gehilfe des Verfassers lieset, mit ihm, oder ihm nach, oder ihm vordenket, und alles mit der Sorgfalt lieset, als wenn er es selbst schriebe. — Ich glaube, es ist Shaftesburi in einer seiner leider! noch unübersetzten Abhandlungen, der von sich schreibt, daß ihm beständig ein Freund, oder ein Bild der Einbildungskraft vor Augen schweben, und ihn als Muse begeistern müsse — Diese Dulcinea hat ein Kunstrichter mehr als irgend jemand nötig.

Aber es schleicht dem Kritikus ein Gaukler nach, der seinen Charakter parodiert: er giebt uns, an statt ein Buch bis auf Herz und Nieren zu zergliedern, krüppelhafte und tote Gerippe von Auszügen: statt ein Pygmalion seines Autors zu werden, schlägt er ihm, wie Claudius den Statuen Roms, das Haupt ab, und setzt das seinige darauf: als ein zweiter Pluto bewacht er altes angeerbtes Gerät, und ehrwürdigen Auskehricht der Litteratur: er eifert in den petites maisons der Gelehrsamkeit gegen elende Übersetzer: die Brille eines Kompendiums oder das Fernglas eines Systems in der Hand, nähert er jetzt diese Wahrheit, jetzt entfernt er jene, um das Schattenspiel seiner Lieblingsbegriffe nur beständig zu erblicken; und eben dies ist ein Kunstrichter nach dem gewöhnlichen Geschmack: er wird seinen Lesern so unentbehrlich, als die Zeichen und Wetterprophezeiungen im Kalender den Tagewählerinnen sind: er wird gelesen, gelobt und vergessen: seine Ephemeriden, gleich den Insekten dieses Namens, haben eine Woche, einen Monat, eine Messe, ein Jahr zu ihrem Lebenslauf.

Leser! mit dem ich jetzt spreche, folge diesen Winken, die nicht Einfälle, sondern oft und leider! bei den besten Werken gemachte Beobachtungen sind. Ich lasse dich los, um die viele deutsche Journäle, die die Modekrankheit unsrer Zeit sind, in diesen Aussichten zu betrachten, und wie du es für gut findest, in der

20. petites maisons, nach Littré (III, 391, 12) die Bezeichnung eines Pariser Irrenhauses. — 26 f. Über den Aberglauben, daß bestimmte Wochentage für gewisse Verrichtungen günstig oder ungünstig seien, s. J. Grimm, Mythologie 4. Ausg. S. 953 f. Vgl. übrigens Hamann, Schriftsteller und Kunstrichter (1762) Schr. II, 382: „unterdessen duldet man die Mißbräuche der Zeitungsschreiber im Reiche der Gelehrsamkeit, wie man die Zeichen der Tagwählerinnen in den Kalendern beibehält, weil der gemeine Mann ihrer nicht entbehren kann“.

Stille zu ordnen. In der Stille! denn alle unsre Critici sind Richter; jedes Journal reimt sich mit Tribunal: hierin ist die deutsche Litteratur ihrem Vaterlande ähnlich; viele Fürsten und kein gebietender Oberherr! Man muß also noch so lange in der Stille urteilen, bis man die Kunstrichter auch als Schriftsteller ansehen lernt. — — Ich rede von den Litteraturbriefen, und thue mir darauf zu gut, daß ich von ihnen als von Mustern meistens reden kann!

„Beinahe ein Gemälde der deutschen Litteratur in den letzten fünf Jahren!"*) Beinahe! nur was lohnt es mir, omissa anzubringen. Hätten sich die Verfasser weniger durch Streitigkeiten hinreißen lassen; hätten sie es nicht öfters vergessen, daß sie mit dem Publikum sprächen: so wäre dies Gemälde vollständiger und gleichmäßiger in seinen Teilen geraten. Und überhaupt hat sich im ganzen Werk der Geist zu sehr geändert. Im Anfange Nachrichten an einen kranken Offizier — Züchtigungen der Übersetzer — Urteile über die vornehmsten deutschen Schriftsteller, die in Positur standen — jetzt Aussichten über verschiedne Felder der Litteratur — endlich diktatorische Urteile:

— — amphora coepit
Institui, currente rota cur urceus exit?

Feurig stieß Fll. an; der philosophische D. griff ins Rad, um es im Schwunge zu mäßigen; der planenvolle B. brachte es nach einigem Stocken hin und wieder aufs neue in den Lauf; bis es, wie es mir vorkommt, in den drei letzten Teilen schon ablaufen will. Das Urteil gerät oft einseitig; die Schreibart fällt oft nachlässig zu Boden; der Ton verliert bisweilen Anstand und Stärke — die letzte Wallungen eines Lichts, das erlöschen will.

„Vorzüglich Kunstrichter für die Schriftsteller!"**) Und nach welchen Gesetzen? Die beste Art, einen Autor zu beurteilen, ist

*) s. Schluß der Litt. Briefe. [Vgl. zu 14, 18.]
**) Litt. Br. T 1. p. 92. [Lessing a. a. O. 191.]

9ff. Vgl. 16, 16ff. — 15f. Vgl. zu 9, 10. — 20f. Hor., Ars poet. 21 sq. — 22f. Mit Fll. zeichnete Lessing seine Briefe; mit D. Mendelssohn, mit B. Abbt. Vgl. die Beilage zu Nicolais Brief vom 24. Dez. 1768 Lebensb. I, 2, 393—96, verbessert in der Hempelschen Lessingausg. IX, 13—15 und bei Hoffmann 31f. — 26. die fehlt A doch wohl nur infolge eines Druckversehens. — 29. Ist kaum noch als ein Citat zu betrachten. Lessing redet a. a. O. (Br. 16) aus Anlaß der Bibl. d. sch. W. von dem Verhalten des Kunstrichters den zu beurteilenden Werken gegenüber.

sein eigner Plan: dieser ist zu prüfen, zu bessern und auszumalen. Diese Arbeit charakterisiert und bildet Genies; schwer und nützlich zugleich! So beurteilten die Litteraturbriefe Süßmilchs Ordnung, Haugens Zustand von Schwaben, Meiers Gedanken über die gelehrte Sprache u. s. w.

Prüft man bloß den Plan allgemein, und sagt seine Gedanken drüber, ohne den Verfasser nach seinem Plan zu prüfen: so thut man weder dem Ehrgeiz, noch der Demut desselben Gnüge. Man hält ihn zu sehr für Kind, wenn man sein Ganzes verwirft, und zu wenig für Kind, wenn man sein Probstück nicht ansehen will: corrige sodes! hieß es bei den Schulhandlungen, und Dithyramben.

Bei mittelmäßigen Verfassern, deren freilich die meiste sind, verstehe man die Kunst, die Sokrat bei Heraklits Schriften anwandte: ein Täucher zu sein, um Perlen heraufzuholen. So machten es die Litteraturbriefe nach Roscommons Rate bei dem Sonderling, den Zerstreuungen und andern sehr mittelmäßigen Schriften; bei schlechten hätten sie es mehr thun sollen und können.

Die entgegengesetzte Straße ist, Stellen herausnehmen, um an ihnen zum Ritter zu werden: Örter zu suchen, wo man seine Lieblingsgedanken ausschüttet. Dies unterhält; aber oft auf Kosten des Autors. Warum gab aber der Nordische Aufseher z. E. Blößen, wo man ihn angreifen konnte? So wird der Verteidiger, aber nicht der Angetastete fragen.

3 ff. Die Rec. über „Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts aus der Geburt, dem Tode, und der Fortpflanzung desselben, erwiesen von Süsmilch" 2 T. 2. Ausg. Berlin 1761 (15, 63 ff.), Balthas. Haugs „Zustand der schönen Wissenschaften in Schwaben", Ulm und Leipzig 1762 (14, 215 ff.) und die schon citierte über Meiers „Betrachtung über die Natur der gelehrten Sprache", Halle 1763 (17, 105 ff, vgl. 180 ff.) sind von Abbt. — 11. Corrige sodes! Horaz, Ars poet. 438 — Schulhandlungen, Joh. Gotthelf Lindners (1729—76, damals Rektor in Riga, später Professor in Königsberg) „Beytrag zu Schulhandlungen" (d. h. Schuldramen), Königsberg 1762; Abbts zurückweisende Recension im 231. und 232. Brief (14, 249 ff.) veranlaßte zwei Gegenschriften, „Briefwechsel bey Gelegenheit einiger Briefe, die neueste Litteratur betreffend" (Thorn 1762) von Lindner selbst und Hamanns „Fünf Hirtenbriefe das Schuldrama betreffend" (1763, Schr. II, 413 ff.), die Abbt im 259. und 260. Lbr. (16, 87 ff.) bespricht. Herder selbst gedachte auf die Frage zurückzukommen im 2. St. seines Torso (SWS. II, 311—19, Einl. XLIV). — 12. Dithyramben, vgl. S. 165 ff. — 14. Vgl. 13, 16 ff. u. Anm. — 15. Täucher, zu 37, 17. — 16. „Der Sonderling" (von Graf Roch. Fr. zu Lynar), Hannover 1761. Abbt leitet die Auszüge, die er im 253. Lbr. (15, 161—71) daraus giebt, S. 163 mit den Worten ein: „Ich habe indessen doch Lust .... nach Lord Roscommons Rate, bloß nach den Schönheiten des Buches mich unterzutauchen, ohne mich um das Stroh auf der Oberfläche viel zu bekümmern." (Wentworth Dillon, Earl of Roscommon, gest. 1684, englischer Dichter.) — 17. Über die „Zerstreuungen auf Kosten der Natur in einigen Sommerstunden" berichtet Resewitz im 291. Br. (19, 117 ff.). — 22. Cramers Nord. Aufseher von Lessing rec. im 48—51. Br. (3, 53 ff.). Die Erwiderung auf Basedows Angriff im 102.—112. Br. (6, 289 ff.).

Man muß mehr Kunstrichter über Fehler, als Schönheiten sein! insonderheit Schriftsteller auszubilden. So lange man nicht Werke liefert, bei denen es selbst schwer war, zwei Fehler zu erwischen, bei denen wenigstens die Schönheiten überwiegend sind, bei denen kein falscher Geschmack zu merken oder zu fürchten ist: so kann der Kunstrichter immer sich die leichtere Arbeit wählen, Fehler zu bemerken: eine Arbeit, die ihm überdem Würde giebt. — Und das selbst bei guten Verfassern! Wo viele Schönheiten sind, muß ich auch die kleinsten Fehler rügen: die Schönheiten findet das Genie selbst, und der Kunstrichter entfaltet nur die feinsten, die dem Auge selbst des Genies entwischen könnten; die Fehler muß man auch an Cramers rügen, wenn nicht ihrer, doch der Basedows*) wegen; damit, wer nicht Genie ist, gewarnt werde:

Ne sumat maculas, quas aut incuria fudit
Aut humana parum cavit natura — —

Je mehr der Kritikus sich verteidigen muß, desto minder wird seine Gerechtigkeit unwidersprechlich. Der alte Syrus* hat wohl nicht Unrecht: „Lobe die Freunde öffentlich und tadle sie insgeheim!“ Man gab dies auch den Litteraturbriefen Schuld; aber wie? wenn ihre Freunde wirklich den königlichen Mittelweg zwischen Schweizern und Gottschedianern gegangen wären? — Und denn! haben sie nicht bloße Nachahmer und knechtische Anbeter eben aus Liebe recht merklich gezüchtigt?

Und wer wird bei der Wahrheit Freiheit tadeln? Eine Freiheit, bald im englischen, bald im französischen Geschmack? Wenigstens sticht sie doch immer in den Litteraturbriefen vom Magisterton akademischer Zeitungen**) ab, und es läßt dem Kunstrichter so ansehnlich, wenn er uns daran erinnert, als wenn die alten Könige bei Scepter und Bart schwuren. — Allein wenn die Kritik

*) Litt. Br. T. 6. p. 289.
**) T. 6. p. 241.

14. Vgl. Horaz, Ars poet. 351—53: Verum ubi plura nitent in carmine, non ego paucis Offendar maculis, quas aut etc. — 17 ff. Amicum moneas secreto, laudes palam. Pseudo-Seneca De moribus 12. Publii Syri Mimi Sententiae rec. O. Friedrich (Berol. 1880) p. 87. Adnot. p. 262. — 27. akademischer Zeitungen, wie die von Hofr. Daries herausg. „Jenaische philosophische Bibliothek“, über deren seltsamen Ton Mendelssohn a. a. O. redet. „Mit dem guten Tone in den Schriften,“ beginnt dieser Br. (95.), „will es auf unsern hohen Schulen noch nicht so recht fort.“ — 29 f. die Kritik Lessings, der es aber (Br. 7 a. a. O. 165, 25 ff.) ausdrücklich ablehnt, das Privatleben Wielands hereinzuziehen. Übrigens fand auch Nicolai diese Stelle zu persönlich (Lbr. 15, 51; vgl. Redlich zu Lessing, Hempel, 9, 48_1).

Wieland den Menschen*) beurteilt, ich meine nicht, Wieland den Schriftsteller, (so wie man diesem Manne in mehrern Journälen in Absicht der Metamorphose seiner Denkart zu nahe getreten ist:) wenn sie einige Schriftsteller nicht bloß zu Boden wirft, sondern auch wie Achilles den Hektor im Staube schleifet, wie vielleicht Dusch, Pauli, Lindner, Trescho und der Verfasser der Lyrischen und Epischen Gedichte sich beklagen könnten: so muß man beinahe an das Wort Deutsch, oder an die Titelvignette denken — wie sehr wird aber ein Schulmeister nicht betreten, wenn sein Homer sich manchmal vergißt und schnarcht!

Freilich richtet sich die Echo nach der Stimme, die sie aufrief; und das Kriegsrecht erlaubet — „aber die Antwort des Plato an den bäurischen Xenokrates hat immer mehr Würde: bringe den Grazien ein Opfer!“ Doch „wenn der Verfasser der Anmerkungen zum Gebrauche deutscher Kunstrichter**) mich nicht so versteht, wie Xenokrates den Plato?“ — Wohl! so hört und verstehet ihn auch nicht das attische Publikum, und wer wird sich unter Böotier mischen?

Hi modo quid tentent dicere, furfur erit!

Überhaupt schlechten Schmierern von Nachtgedanken, Schilderungen, höhern Weltweisheiten ꝛc. ihre Fehler weitläuftig

*) T. 1. S. 35.
**) T. 13. [S. 148 ff.] und 18 [S. 181 ff.].

6 f. Dusch wurde bekanntlich von Lessing öfters scharf mitgenommen: Br. 2 (vgl. Vorbericht zum 2. T.). 41. 77. Pauli, Leben großer Helden des gegenwärtigen Krieges (Bd. 1—6 T. 10, 207 ff. Bd. 7 T. 13, 33 ff.) und Lindner (vgl. zu 111, 11) wurden von Abbt; Seb. Friedr. Trescho (derselbe pietistische Theologe, in dessen Hause der junge Herder in Mohrungen eine Zeit lang gelebt, und der in Vers und Prosa eine fruchtbare Thätigkeit entwickelte), Kleine Versuche im Denken und Empfinden (Königsb. 1761) von Grillo (22, 3 ff.) und eines Ungenannten Lyrische, elegische und epische Poesien (Halle 1759) von Nicolai (11, 129 f) getadelt. — 8. Deutsch, vgl. zu Ged. 66, 43 (II, 460). — die Titelvignette, ein Homeruskopf, der allerdings mehrfach den Eindruck des Schläfrigen macht. — 9 f. Vgl. Horaz, Ars poet. 359 Indignor quandoque bonus dormitat Homerus. — 12 ff. Plato, bei Diog. Laert. IV, 2, 6. — 14 f. J. Gf. Gellius, der Verfasser der von Mendelssohn im 171. Br. (10, 297 ff.) getadelten Übersetzung der Neuen Heloise; die „Anmerkungen“ (Lpz. 1762), die gleichfalls Mendelssohn an der 1. von H. citierten Stelle (Br. 221) anzeigt, sind durch die Kritik über seine Übersetzung veranlaßt. An der 2. Stelle zeigt Nicolai desselben Verf. Trauerspiel „Julius Cäsar“ an. — 19. Parodie des Ovidischen Verses et quod temptabam dicere versus erat. Trist. IV, 10, 26. — 20 f. Phil. Ludw. Statius Müller (Prof. in Erlangen), „Einsame Nachtgedanken, eine Wochenschrift oder moralische Betrachtungen über die Welt und weltliche Begebenheiten“, Wien und Leipzig 1761, und die „Nachtgedanken bey einer gefährlichen Reise in Kriegszeiten, vom Verfasser des Christen im Kriege“ (?), Breslau 1761, zwei elende Nachahmungen Youngs, angezeigt von Abbt (11, 59 ff). „Schilderungen“ (von J. F. L. Reupsch), Frankfurt und Leipzig 1759. 1760, 2 T., erst von Nicolai (4, 208) kurz im allgemeinen als Nachahmungen verspottet, dann eingehender (9, 131 ff.) als eine „Schande“ ihrer Zeit gebrandmarkt von Abbt. „Einleitung in die höhere Weltweisheit, der allgemeinen Gesellschaft der Wissenschaften erster Versuch . . . aufs neue herausgegeben und verbessert durch Georg Schade“, Altona 1760, rec. von Mendelssohn im 89. und 90. Br. (5, 161 ff.).

sagen, ist ihnen unnütz, und Lesern verdrießlich: man lege den heiligen Fluch der Muse auf sie:

Tu cuncta invita dicas faciasve Minerva!

Was Isokrates sich zum Muster nahm: „stumpfes Eisen zu wetzen!“ das ist auch der Zweck der Kunstrichter gegen Schriftsteller, und das Verdienst der Litteraturbriefe. Haben sie nicht das Füllhorn der Grazie ganz ausgeschüttet: unde parentur opes; so haben sie doch Blumen gestreuet um den Altar der Göttin Litteratur — falls nicht schlechte Schriftsteller in gute umschaffen können; doch die elenden etwas zur Furcht und Behutsamkeit gebracht. Die Quelle des guten Geschmacks ist geöffnet: man komme und trinke!

3. Horaz, Ars poet. 385 (wo dices faciesve steht). — 4 f. 7. Plutarch, Decem orat. IV, 31. Vgl. Horaz, Ars poet. 304 ff.: Ergo fungar vice cotis, acutum Reddere quae ferrum valet, exsors ipsa secandi; Munus et officium, nil scribens ipse, docebo, Unde parentur opes, quid alat formetque poetam etc.

Einleitung.

Seitdem der Nationalstolz einer gewissen Schule in Deutschland sich etwas gebeuget hat: „unser Deutschland dörfe keinem Volk, es sei alt oder neu, wenn es nur undeutsch ist, an Werken der Einbildungskraft etwas nachgeben" — seitdem die Nachahmungssucht einer andern Sekte auch etwas kalt geworden: man müsse, was nur orientalisch, griechisch und britisch hieße, durch rauhe Kopien auf halbdeutschen Boden verpflanzen; seitdem Kunstrichter, durch beide Abwege gewarnt, die Mittelstraße wählten, und auf den Trümmern Gottschedischer Originalwerke und schweizerischer Nachahmungen die deutsche Litteratur übersahen: seit der Zeit ist keine Klage lauter und häufiger,*) als über den Mangel von Originalen, von Genies, von Erfindern — Beschwerden über die Nachahmungs- und gedankenlose Schreibsucht der Deutschen.

Die Litteraturbriefe unterschieden sich gleich vom Anfange durch den eifernden Ton hierüber; man konnte es merken, daß sie über jedes Feld der deutschen Litteratur ihre Aussichten ausbreiten wollten; und da schon das Zirkelrad von Fehlern beinahe herumgetrieben war: da Schweizer und Gottschedianer einander möglichst widerstanden, und gleichsam durch ihre gegenseitige Kräfte, die in einander wirkten, eine gewisse ruhige Denkart hervorbringen mußten: so foderte es die Zeit, daß Kunstrichter, die beider Parteien Ausschweifung sahen, eine mittlere Schwäche inne werden mußten: und auf diesen Zeitpunkt trafen die Briefe.

Bloßer Tadel macht kleinmütig; beständige Klagen endlich verdrossen, und ewige Vorschriften matt und gezwungen: kommt es nun noch dazu, daß der Tadel nicht immer gründlich, die Klagen wiederholt, und die Vorschriften zu einschränkend sind: so

*) Litt. Br. T. 1—24.

sieht man den Schulmeister, der nach der bekannten Fabel dem Kinde im Wasser eine Strafpredigt hält, den Philosophen dem Hungrigen vorpredigen: sei nicht hungrig! und den Arzt dem Kranken zurufen: sei gesund!

Um also mehr zu thun, als zu klagen: kann man dreierlei versuchen. Zuerst als Weltweiser das Genie, und Originalgeist, und Erfindung zergliedern, seine Ingredienzien auflösen und bis auf den feinsten Grund zu dringen suchen. Ich wünsche unsrer Zeit zu diesen feinen Untersuchungen Glück; sie sind ein neuer Begriff unserer Weltweisheit: sie sind von großem Nutzen in der Geisterlehre, und es ist ein Vergnügen, viele Deutsche gemeinschaftlich in einerlei Goldader, aber an verschiednen Örtern graben zu sehen. Sulzers*) Abhandlung in den Schriften der Berlinschen Akademie: die Untersuchungen zweier Ungenannten in der Sammlung vermischter Schriften, und in den Breslauer Sammlungen wetteifern, um diesen Begriff ins Licht der Sonne zu stellen.

Allein zur Erweckung der Genies trägt dies Zergliedern nichts bei: bei aller Mühe bleibt die vivida vis animi so unangetastet, als der rector Archaeus bei den Scheidekünstlern: Erde und Wasser bleibt ihnen; die Flamme verflog, und der Geist blieb unsichtbar; allen ihren chymischen Zusammensetzungen können sie nach dem, was sie bei der Scheidekunst gewahr wurden, zwar Farbe, Geruch und Geschmack, nie aber die Kraft der Natur geben. Je mehr Seelenkräfte der Weltweise herzählet, die zum Genie gehören; je mehr Ingredienzien er in diesem Salböl der Geister antrifft, je mehr kann ich zweiflen, ob mir nicht eine davon entging: und niemand war groß, der an seiner Größe zweifelte, und jemand höher, als sich, schätzte. Je feiner die Regeln sind, die du

*) Litt. Br. T. 6 [S. 211 ff.] und 22 [21 ff. Die erste Stelle von Mendelssohn handelt S. 211—24 (Br. 92) über Sulzers (Histoire de l'Academie royale Année 1757), S. 225—28 (Br. 93) über des Ungenannten (Resewitz, Kawerau Kulturbilder I, 79) Abhandlung in der „Sammlung vermischter Schriften zur Beförderung der schönen Wissenschaften" (2. Bd. 1. St.); die zweite von Resewitz über die anonyme Abhandlung in den „Vermischten Beyträgen zur Philosophie und den schönen Wissenschaften". Breslau 1762, 1. St.].

1 f. Kinde im W., das Gefahr lief zu ertrinken: *παῖς λουόμενος* Fab. Aesop. 352 (Halm). — 7. „in seine (?)" Suphan. — 18. vivida vis animi: Lucret., De rer. nat. I, 73. — 19. rector Archaeus, nach Paracelsus (M. B. Lessing, Paracelsus S. 96 f., vgl. 110. 113) und J. B. v. Helmont (Th. A. Rixner und Th. Siber, Leben und Lehrmeinungen ber. Physiker VII. Heft S. 132 ff. 235) das eigentliche Lebensprinzip der Dinge. Vgl. Abh. über die Ode (Lebensb. I, 3, 1, 63): „Zergliederern verfliegt er [Geist der Ode] so unsichtbar, wie der Archäus den Chymikern, denen Wasser und Staub in der Hand bleibt, da seine Diener, das Feuer und der Wind, im Donner und Blitz zerfahren."

aus der Natur des Genies herleitest: desto furchtsamer wird der Versuch, der sich endlich nichts Höhers vorsetzt, als fehlerlos zu sein.

Jener Baumeister im Plutarch sagte hinter den prächtigen Entwürfen seines Vorgängers: alles, was er gesagt hat, will ich thun! — Und der kann zuerst ein Meister in Israel werden, der andern vorarbeitet: die armen Stümper, quibus peiore ex luto finxit praecordia Titan, werden ihm gern nachfolgen. Woher glühet uns bei der Youngischen Schrift über die Originale ein gewisses Feuer an, das wir bei bloß gründlichen Untersuchungen nicht spüren? Weil der Youngische Geist drin herrscht, der aus seinem Herzen gleichsam ins Herz; aus dem Genie in das Genie spricht; der wie der elektrische Funke sich mitteilt.

Man kann sagen, daß hiezu mehr Beobachtung, und zu dem ersten mehr Spekulation erfodert wird: bei dieser schränket man sich mehr ein, bei der Beobachtung breitet man sich mehr aus. Ist man selbst Genie, so kann man durch Proben die meiste Aufmunterung geben, und den schlafenden Funken tief aus der Asche herausholen, wo ihn der andre nicht sucht. Man wird auch eher auf die Hindernisse dringen, die das Genie und den Erfindungsgeist aufhalten, weil man sie aus eigner Erfahrung kennet. Und endlich wird man den Thoren am besten die Originalsucht ausreden können: wenn man mit der großen Stimme des Beispiels sie zurückscheucht. Durch feine Spekulationen ist nie der Geist einer Nation geändert: aber durch große Beispiele allemal; und neben dieser Hoheit, ein Muster werden zu können, braucht man bloß ein gutes Auge, andre zu sehen, und einen guten Willen, sich mitteilen zu wollen.

Weil es aber gefährlich ist, als ein zweiter Prometheus den elektrischen Funken vom Himmel selbst zu holen; weil es schwerer ist, Künstler, als ein Sophist über die Kunst zu sein; weil das Kunstrichteransehen immer Verminderung befürchtet, wenn es sich selbst der Beurteilung unterziehen soll: so ist der Mittelweg die

3ff. Vgl. die Rigaer Schulrede von der Grazie in der Schule (1765, SWS. XXX, 26): „Plutarch schildert in der Republik Sparta [vielmehr in Athen: Ἀθήνησιν] zwei Baumeister, die vor dem Volke stritten: der eine trat auf und zeigte ihnen in seiner Rede einen prächtigen Riß von allem, was er thun wollte; der zwote trat unansehnlich hervor: alles, was du gesagt hast, will ich thun: er griff zum Werke und das Volk klatschte." Plut. Praecepta gerendae reipublicae V, 7. (Vgl. Ztschr. f. d. Philol. VI, 180.) — 6f. Juvenal. XIV, 34 sq.: quibus arte benigna Et meliore luto etc. — 8. Conjectures on original composition (Works 1767, V, 109ff.): eine deutsche Übersetzung „Gedanken über die Originalwerke" 1760, 2. A. 1761. Einl. XVIIIf.

gewöhnliche Straße: man betrachtet die Werke der andern, um durch sie aufzumuntern. Und dies ist die dritte und üblichste Art, zu der ein gutes Auge zu sehen und zu vergleichen, Ähnlichkeit und Unterschied zu bemerken, und ein guter Verstand gehört, raten zu können.

Ich will also die deutschen Nachahmungen mit ihren Originalen vergleichen, ihren Wert gegen einander abwägen, und fragen: warum Apoll den Deutschen noch immer sagen kann, was er dort durchs Orakel den Ägiäern sagte: *ὑμεῖς Αἰγιέες, οὔτε τρίτοι, οὔτε τέταρτοι.* Ich selbst bin zwar nicht ein Vertrauter des Apollo; allein Homer führt den Achill dort redend ein: „Wohlan! laßt uns einen Wahrsager, oder Priester, oder Traumdeuter fragen: warum Phöbus Apollo auf uns so sehr zürne? denn wahrlich, auch der Traum kommt vom Jupiter!“ — Kalchas sagte die Wahrheit, und fand folglich den Widerspruch, auf den er sich gefaßt machte. Agamemnon hieß ihn einen Wahrsager des Unglücks; aber Lügenprophet getraute sich selbst Agamemnon nicht zu sagen.*)

*) Iliade, B. 1. V. 62. rc.

---

9 f. Corp. Paroemiogr. Graec. ed. Leutsch-Schneidewin I, 19 (cf. 188. II, 5): *Αἰγιέες οὔτε τρίτοι οὔτε τέταρτοι: ἐπὶ τῶν εὐτελῶν, καὶ μηδενὸς ἀξίων. Οἱ γὰρ Αἰγιεῖς οἱ ἐν Ἀχαίᾳ νικήσαντες Αἰτωλοὺς τὴν Πυθίαν ἐξηρώτων, τίνες εἰσὶ κρείττονες τῶν Ἑλλήνων· ἡ δὲ εἶπεν· Ὑμεῖς δ' Αἰγιέες οὔτε τρίτοι οὔτε τέταρτοι.*

Von den deutsch-orientalischen Dichtern.

1.

Ein Teil unsrer besten Gedichte ist halb morgenländisch: ihr Muster ist die schöne Natur des Orients: sie borgen den Morgenländern Sitten und Geschmack ab — und so werden sie Originale. Wenn nicht neue; so liefern sie doch wenigstens fremde Bilder, Gesinnungen und Erdichtungen. Darf man sie prüfen? Es ist mißlich; denn wie oft vermengt man aus Dummheit oder Bosheit das, was man an Dichtern tadelt, mit dem, was man in andern Gesichtspunkten gern annehmen will: das, was wir nachahmen, mit demjenigen, was wir glauben. Indes wage ich's; und kann es wagen, da insonderheit ein großer Mann in Deutschland, der morgenländische Philologie und dichterischen Geschmack genug besitzt, um hievon zu urteilen, in einigen Stücken öffentlich Bahn gebrochen hat.

Können wir die Morgenländer nachahmen? Können wir ihnen in der Dichtkunst gleichkommen? So frage ich, und leite bloß den Leser auf Wege, die er selbst fortsetzen, oder nach Belieben vorbeigehen kann.

Die schöne Natur des Orients ist nicht völlig die unsrige. Wenn David von den brausenden Tiefen des Jordans nahe an seinen Ufern ein Trauerlied singet: so wird so ein charakteristisches Ganze draus, als Michaelis im 42sten Psalm zeiget. Wenn die biblischen Dichter von den Schneegüssen des Libanon; vom Tau des Hermon; von den Eichen Basans; vom prächtigen Libanon, und angenehmen Karmel reden; so geben sie Bilder, die ihnen die Natur selbst vorgelegt hat: wenn unsre Dichter ihnen diese Bilder entwenden, so zeichnen sie nicht unsre Natur, sondern reden

12. s. „Nachschr." S. 367. — 23. Michaelis — zeiget, zu Lowth prael. XXIII n. 100 II, 466 sqq.); vgl s. Übersetzung im Anhang „Drey Psalmen Davids [2. 8. 42.] in deutschen Versen nachgeahmt."

ihren Originalen einige Worte nach, die wir kaum nur halb verstehen. Das vortreffliche Buch Hiob! woher nimmt es alle seine Schätze der Schönheit? Aus inländischen, aus ägyptischen Bildern, Erdichtungen und Gegenständen! Nun sage man, wie einer unsrer Dichter, der Ägypten oft nicht einmal aus Reisebeschreibungen kennt, vom Leviathan und Behemoth singen darf? Wie manches Lob Gottes in deutschen Gedichten könnte ich anführen, wo die größten Bilder so übel zusammengesetzt sind, daß ein prächtiges, neues, ungewöhnliches — Unding herauskommt: o überließen doch unsre Dichter dergleichen einigen Kanzelrednern, die es sehr gut zu brauchen wissen.

Und wenn wir diese Bilder auch endlich verstehen — erklären, und aus den lebhaftesten historischen und geographischen Beschreibungen ihre Schönheiten ganz fühlen lernen; nie haben diese historische Beschreibungen, Auslegungen, Erklärungen so viel Eindruck in uns, als die sinnliche Gegenwart dieser Örter; nie das Leben der Anschauung, als wenn wir sie selbst sähen; als wenn unsere Seele durchs Auge brennende Pfeile empfände, als wenn uns die Muse wirklich ergriffe und weckte; als wenn wir μουσόληπτοι oder μουσοπάτακτοι würden; und so waren es die Poeten des Orients: „Ich bin der Rede so voll, daß mich der Othem in meinem Bauch ängstiget: ich muß reden, daß ich Othem hole: ich muß meine Lippen aufthun und antworten!" So muß es jeder große Dichter sein:

— — — Poscere fata
Tempus erit. Deus! ecce Deus!

Nie ist die gesunde Einbildungskraft so lebhaft, als die Erfahrung, und die ideale Gegenwart der sinnlichen gleich.

Der Verfasser der Jüdischen Schäfergedichte, dem sonst Anlage zur Dichtkunst nicht fehlt, hat meine Warnung durch seinen unglücklichen Flug bestätigt. Diese sowohl, als seine Schilderungen berühmter Gegenden des Alterthums, haben lange nicht die Gewalt, uns in diese Gegenden zu versetzen: seine Einbildungskraft kämpft, um — lauter alte Züge zu wiederholen, Norden nach Orient zu verpflanzen; alles, was er gesehen und

9 ff. Vgl. 340, 31 ff. u. Anm. — 21 ff. Hiob 32, 18. 20. (Vgl. V. Geist d. Ebr. Poes. I, 15 SWS. XI, 232). — 25 f. Vgl. Verg. Aen. VI, 45 sq. Ventum erat ad limen, cum virgo 'poscere fata Tempus' ait; 'deus, ecce, deus!' — 29. Der 19, 32 f. genannte Thüringer Georg Aug. v. Breitenbauch. Die „Jüdischen Schäfergedichte" erschienen Leipzig 1765; die „Schilderungen' Altenburg 1763. Seine sonstigen Werke verzeichnet Goedeke II¹, 585.

gelesen, aufzubieten; alle vier Weltteile zu vereinigen, um — etwas Unbestimmtes und Schlechtes zu liefern. Seine Einbildungskraft und seine Sprache — alles sichert ihn vor dem Verdachte, beschnitten zu sein: er verläßt sein Land, um in der Fremde zu betteln. Die Poetischen Gemälde aus der heiligen Geschichte*) verlieren in diesem Betracht immer viel von dem ungeheuren Beifall, den ihnen einige gegeben: indessen ziehen sie sich unter poetische Empfindungen zurück, und als solche mag ich sie nicht betrachten.

Singen wir überdem occidentalische Gegenstände, und mit Tönen, dem Morgenlande entwandt: so wird ein solch Gemisch daraus, als jeder in Horazens Bilde auslachet — Und doch lachen wenige, wenn der Jordan und Hermon und Cherubs u. d. gl. neben dem Rhein und dem Harz stehen: wenn sich die orientalischen Tiger mit unsern Lämmern gatten. — „Wir können Vergleichungen mit diesen Gegenständen allerdings nutzen!" Wir können Bilder borgen, um sie für uns anzuwenden, aber uns nicht durchgängig ihnen überlassen, nicht in dieser fremden Bildersprache durchgängig reden: nicht sie mit der unsern ungeschickt vermischen: nicht uns den Glanz der Mittagssonne rauben, um den Schein einer Lampe zu genießen; oder diese gar in das Sonnenlicht tragen.

Käme es nur erst so weit, daß niemand schriebe, was er nicht verstünde: befleißigten wir uns mehr, den Orient zu beschauen, die heiligen Gedichte zu verstehen, und wirklich erklären zu können: so würden wir es gewiß verlernen, mit orientalischen Mastkälbern zu pflügen; wir würden uns, wenn wir ihre Kunst nur ganz einsehen, zu Schilderern unsrer eigenen Natur ausbilden. Nicht Armut, sondern Unschicklichkeit oder Bequemlichkeit hindern uns daran, unsere Schätze zu brauchen, und lieber, wie Cäsar sagt, pauperes nostro in aere zu sein.

*) [Litt. Br.] T. 6. p. 247.

5 ff. Poetische Gemälde und Empfindungen aus der heil. Schrift, Altona 1759, von Jak. Fr. Schmidt (1730—96, Goedeke II[1], 584). Gegen das überschwängliche Lob, welches ihnen im Gegensatz zu andern Kritikern Adj. Münter in d. Jen. philos. Bibl. spendete, kehrt sich Mendelssohn in dem citierten 96. Lbr. Großes, nur durch wenige Ausstellungen eingeschränktes Lob spendet ihnen auch die Bibl. d. schönen Wissensch. u. freien Künste V, 317 ff. — 12. Horaz, Ars poet. 1 sqq. — 28. Unschicklichkeit, hier s. v. a. Ungeschick. — 29. wie Cäsar sagt, vielmehr der Sklavenverkäufer bei Horaz, Ep. II, 2, 12 (meo sum pauper in aere), ein Citat, das auch Young in s. Conj. on orig. comp. (Works V, 118) in ähnlichem Sinne anführt und zwar in unmittelbarer Nachbarschaft mit dem Worte Cäsars: „Lieber der erste in einem Dorfe als der zweite in Rom". Daher mag sich Hs. Verwechselung erklären.

2.

Auch die Vaterlandsgeschichte der Morgenländer ist nicht unsere. So sehr sich immer Voltaire, und die seines Teils sind, beklagen, daß wir ein ekles dummes Volk aus einem Winkel der Erde so sehr erheben; so wahr es ist, daß ihre Geschichte allerdings mehr Platz in unserer Historie und Aufmerksamkeit einnimmt, als sie an sich verdienen möchte: so fehlt uns doch noch immer zu viel, unsern dichterischen Stoff bis auf kleine Nuancen aus ihrer Geschichte zu borgen. Unser Publikum, das die Juden bloß aus einem Hübner oder Iken kennet, wird einen ewigen Kommentar nötig haben, und Schönheiten, die für das Auge dastehen, mit dem Fernglase ansehen müssen. Und der Dichter selbst wird Mühe genug haben, in den orientalischen Gedichten die beständigen feinen Anspielungen auf ihre Rettungen von Feinden, auf ihre Urväter, auf die ägyptische Errettung, auf ihre Reise durch die Wüste u. s. w. nur überall bemerken zu können; nur höchstens die Hälfte von ihnen zu verlieren. Sie ganz besitzen zu wollen, ihre Schilderung selbst zu übernehmen — das thut nur der, so das Lächerliche einer halbgetroffenen Nachahmung nicht einsieht. Wer hätte uns eher den Moses im Heldengedichte singen können, als Michaelis; und dennoch ließ er ihn liegen, nach der weisen Horazischen Regel:

Si quae desperas tractata nitescere posse,
— — — — — — relinque.

Könnten wir doch nur erst ihre Gedichte aus ihrer Nationalgeschichte ganz erklären; alsdenn übersetzt und ahmt nach! Was ist z. E. der 68ste Psalm, wenn ihn der Ausleger des Lowth erklärt, und was ist er bei Cramer?

Gesetzt, wir könnten alles dies wissen; singen wir denn für Juden? die sich für das einzige Volk Gottes hielten? die von dem feurigsten Nationalstolz belebt wurden? Jedem Volk gießet bei seiner ersten Bildung der Patriotismus Flammen in die Adern — bei keinem aber hat er dies gährende Blut länger erhalten, als bei diesem. Von allen Völkern der Erde abgesondert, brachte es seinem

2. Voltaire, Remarques pour servir de supplémens à l'essay sur l'Histoire général etc. (1763) I. Oeuvres compl. XXIV (Paris, Garniers frères, 1879), 546. — 10. Joh. Hübner (vgl. zu 225, 22), „Zweymal zwey und funfzig auserlesene biblische Historien aus dem A. und N. Testament" (1714 u. ö.), in zahlreichen Auflagen, auch französisch (Hof 1761 u. ö.); Konr. Iken († 1753), Antiquitates Hebraicae, Brem. 1732 u. ö. — 22 f. Horaz, Ars poet. 149 f.: et quae Desperat tr. n. p., relinquit (sc. Homerus). — 26. der Ausleger des Lowth, Michaelis (vgl. zu 37, 32) im Epimetron zur Prael. XXVII (II, 556 ff.). — 27. Cramer, zu 37, 26.

Schutzgott Nationalgesänge; erlöset von Feinden, die sie anspieen, sangen sie Triumphslieder, die ihr patriotischer Geist belebte: entfernt von Fremden, die ihnen unrein waren, sangen sie bei Nationalfesten — wer kann ihnen nachsingen? Unser Gott ist ein Vater der Menschen, nicht eines Volks, ein Gott der Christen, nicht einer christlichen Religion! — „Aber werden einem Juden diese Gegenstände nicht eben so alt geworden sein, als uns?" Ich gebe es zu: und habe doch nicht meine Parallele verloren. Ihnen ward es mit der Zeit gleichgiltiger; aber uns noch ungleich eher und stärker; weil alle diese Geschichte für uns fremder und entfernter sind. Man sei unparteiisch; wer kann wohl bei uns den besten Cramerischen Dankpsalm mit der Entzückung singen, wenn er Nationalwohlthaten betrifft, als Israel in seinem Heiligtum? Wer singt die Kantate des Zachariä mit eben der Theilnehmung, als Mirjam und Moses die ihrige am roten Meere? Es kann immer sein, daß „ein Genie im Talmud seine völlige Nahrung finden könne, als in einer Wissenschaft",*) aber ein poetisches Genie, das nach Materialien zur Dichtkunst gräbt? Schwerlich! wenn es unserm National- oder Säkulargeist sich bequemen will.

3.

Mit diesem Nationalgeist sind auch die Nationalvorurteile sehr genau verbunden; Meinungen des Volks über gewisse ihnen unerklärliche Dinge: Fabeln, die sie sogleich mit dem Stammlen der Sprache von ihren Erziehern lernen, die sich also aus den ältesten Zeiten von den Stammvätern herunter erben: die sich bei einem sinnlichen Volk, das sich statt der Weisheit und Wissenschaften mit dem Hirtenleben, dem Ackerbau, und den Künsten abgiebt, sehr lange Zeit erhalten können, und dem Dichter also vielen Stoff darreichen zu Erdichtungen, die das Herz des sinnlichen Volks sinnlich rühren können. Er weckt das auf, was in ihnen schläft, er greift ihre Seele bei der schwächsten Seite an, und erinnert

*) Litter. Br. T. 2. p. 256. [Mendelssohn Br. 35: „e. Genie in dieser Art von Wissenschaft s. v. N. f. könne".]

2. Triumphslieder (vgl. 184, 13. III, 2, 21, 25. SWS. IV, 253. 258). Beispiele solcher „weitgehender Verwendung des s in Zusammensetzungen" als „Eigentümlichkeit des baltischen Dialekts", die auch „auf Hs. Sprachgebrauch merklich eingewirkt" hat, giebt Suphan aus „Gedichten und Schriften der Rigischen Jahre" I, 533 zu 3, Z. 4. — 10. Geschichte als Plur. wie 205, 25. 286, 10. 288, 21. 329, 8 (Abbt). — 14 f. Das befreite Jerusalem, nach Anleitung des Mosaischen Lobgesangs 2. Mos. 15. Kap. (Poetische Schriften von Fr. W. Zachariä, Braunschw. 1763—65, Bd. III Neue A. 1772 und 1777 Bd. II); komponiert von Telemann.

sie an ihre Begriffe der Erziehung, mit denen sich ihre Einbildungskraft gleichsam zusammen geformt hat: an die Traditionen ihrer Väter, die also auch ihre Lieblingsvorurteile geworden sind, weil sie sich nach dem Naturell ihres Denkens, ihres Klima und ihrer Sprache richten. Daraus entstehet alsdenn für die Dichter eine heilige Mythologie: die national ist, und ihnen jederzeit eine Zauberquelle war, um Fiktionen zu schöpfen, und Bilder zu erheben, in die sie, die zu den ersten Zeiten des Volks auch Propheten und Richter waren, ihre sinnreiche Weltweisheit, Tugend- und Lobsprüche einkleideten.

Alle Morgenländer haben an diesen geerbten Märchen einen sehr reichen Überfluß, wie alle Reisebeschreibungen zeigen; ihre Dichter bedienen sich desselben also so sorgfältig, als Homer und Virgil sich bekanntermaßen auf alte Sagen und Überlieferungen gründeten. Die Juden, ein sinnliches Volk, hatten auch keinen Mangel daran, und warum sollten sich ihre Dichter nicht dieser unschuldigen Kunst bedienen, um über sie zu siegen? Ein großer Glaube über Träume, Zaubereien, Erscheinungen und Besitzungen ist dem Dichter so vorteilhaft, als er dem Weltweisen ein Dorn im Auge ist; und mit welcher Mühe suchte Gott diesen in Judäa auszurotten! Beschwörungen, Zaubereien durch Schlangen, diese Meinung hatten sie mit den morgenländischen Völkern gemein, wie die öftern Stellen ihrer Dichter bezeigen. Aus Ägypten hatten sie einen ganzen Schatz dieser Nationalmeinungen herübergeholt: von denen Michaelis einige, wie aus einem Herkulanum, gezogen hat.

Für uns sind diese Fabeln halbverloren, oder fremde, oder tot; da unsere mehr wissenschaftliche und denkende Lebensart sie ausgetilget, oder geläutert hat. Die schrecklichen Donnerwetter, die an dem Meere aufstiegen, und über ihr Land nach Arabien hinzogen, waren in ihren Augen Donnerpferde, die den Wagen Jehovahs durch die Wolken zogen; ihnen hat David also so viel große Bilder, und insonderheit den vortrefflichen 29sten Psalm geweihet. Bei uns sind die Cherubim nicht eigentlich mehr lebende Idole der Phantasie; noch glauben zwar Kinder und Weiber das, was unser Dichter singt: „Gott fährt in den Wolken, um Donnerkeile zu schleudern;“ der Weltweise aber und sein Bruder, der

17. Besitzungen, durch böse Geister. — 24. Michaelis, im Epim. zu Lowth prael. IX (I, 186 sqq.) und der dort erwähnten Abh. De Jobo Aegyptio. Vgl. schon zu 14 ff. n. 34 zu ders. prael. IX (I, 155 sq.). — 25 ff. Vgl. üb. d. Ode, Lebb. I, 3, 1, 70. Die später (SWS. XI, 338 ff.) bekämpfte Deutung der Cherubim als Donnerpferde Z. 27 ff. nach Michaelis (a. a. O. I, 189 sq. und in der dort citierten Abh. Comm. soc. reg. Goetting. I, 157—84), dessen Epim. zu prael. XXVII üb. Ps. 29 (I, 552) Z. 28 entlehnt ist.

philosophische Dichter, wird, seitdem Prometheus den elektrischen Funken vom Himmel stahl, eher den elektrischen Blitzfunken, als so oft wiederholte Bilder singen. Wo ist bei uns der Engel des Todes, mit seinem flammenden Schwert, dessen Gefolge und Verrichtungen jene so gut kannten? Er ist entweder ein Unding, oder nach den Idolen unsers Pöbels ein Gerippe! Wo sind die Engel des Herrn, auf Flügeln der Winde, und auf den Flammen des Feuers? Es sind Diener der Natur, die unsere Einbildungskraft selten personificirt! Was ist die Feste des Himmels, wo der Thron Gottes ruhet? Luft! Was der Regenbogen, der sich zu seinen Füßen wölbet? Bei den alten Skaldern die Brücke, auf der die Riesen den Himmel stürmen wollten, die noch jetzt, ein flammender Weg, zum Schrecken erscheint; aber für unsern Dichter, ein Farbenspiel. Solcher Nationalvorurteile könnte ich eine große Menge anführen; und die meisten haben sich entweder in unserer erleuchtetern Zeit schon verloren, oder verfeinert, oder sind nach dem Unterschiede unsers Klima und unsrer Denkart ganz anders. Die Religion der Skalder,*) die Odin aus den Morgenländern brachte; wie sehr veränderte sie sich auf dem rauhen skandinavischen Grund und Boden? Ihr Himmel und ihre Hölle, ihre Weltentstehung durch Frost, und ihre Riesen, ihr großer Wolf, und der Bändiger desselben, ihre Zaubereien und Heldenthaten sind mit solchen Lokalfarben aus Norden gemalet, als in verschiedenen andern Gegenden hier Drachen und dort Elefanten, das Paradies und die Hölle der Araber, die Brücke Poul-Serra der Perser, und die Schildkrötengeschichten der Amerikaner gezeichnet sind. Es wäre ein angenehmer und nützlicher Versuch, diese Nationalvorurteile vieler Völker zu sammlen, zu vergleichen, und zu erklären.

Für den Dichter sind dieses Nationalvorteile, die ihm nicht immer entwandt werden können, ohne ungereimt, oder lächerlich zu werden. Miltons Brücke über das Chaos mag freilich im Munde eines Arabers, des Sadi, besser klingen als in dem seinigen: Klopstocks Öffnungen am Nordpol, seine ätherischen Wege, seine Sonnen im Mittelpunkte der Erde dörften vielleicht zu sehr

*) Mallet Geschichte von Dänem. T. 1.

18. Odin, mit dem Mallet nach dem Vorgang des gelehrten Isländers Torfäus seine Geschichte beginnt, ist bei ihm, wie schon im 12./13. Jh. bei Saxo Grammaticus und bes. bei Snorre, zu einem halbmythischen, aus dem Osten (Troja, Scythien) gekommenen Könige geworden. — 31. Parad. lost X, 281 ff. — 32. Sadi (1175—1291) ist ein persischer Dichter. — 33 f. Öffnungen am Nordpol, Mess. I, 601. — ätherische Wege, I, 201 ff. II, 268 ff. V, 71 f. 135. — Sonnen im Mittelp. d. E. I, 622 ff.

die Wirbelwelt der Leser verrücken, sie mögen ehrlich Ptolomäisch oder Copernikanisch denken; diese Erdichtungen scheinen selbst einer sinnlichen Denkart entgegen. Und übersieht man überdem die Erdichtungen, die die Schweizer in ihre morgenländische Gedichte eingewebet (vom Blute des unschuldigen Abels bis auf das Blut des Zacharias, Barachiä Sohn); so kann man sich bei ihren Engeln und Teufeln, und Schlangen und Ungeheuern oft, wenn man gleich nicht als Philosoph lesen will, kaum jener Frage erwehren, die der Kardinal von Este an seinen Ariost that: „Mein lieber Ludwig, wo habt ihr alle das närrische Zeug herbekommen?“

Möchte man doch bedenken, daß der Geschmack der Völker, und unter *einem* Volke der Geschmack der Zeiten sehr genau seinen Fortgang mit Denkart und Sitten habe: daß also, um sich dem Geschmack *seines* Volks zu bequemen, man ihren Wahn und die Sagen der Vorfahren studieren müsse; und um auch dem Gott der Zeit ein Opfer zu bringen, man diese und fremde Meinungen nach der herrschenden Höhe des sinnlichen Verstandes passen müsse. Von beiden gebe ich ein Exempel. Der romanische Geschmack der Spanier und Italiener ist ein Zweig von dem Aberglauben der Morgenländer, den man ziemlich genau dort aus der maurischen und hier aus der sarazenischen Überschwemmung herleiten kann. Er ward in beiden Ländern gemein: in beiden vermischte er sich mit dem gotischen Ritter- und Riesengeschmack: nachher mischte sich der katholische Hang zu Kreuzzügen und heiligen Abenteuren dazu! — und nun sehet! wie sehr Lopez di Vega Pulci, Ariost und Tasso dieses Gemisch zu brauchen gewußt; aber freilich zu nichts mehr und minder, als Nationalstücken. Wer es also beklagen möchte, daß keine solche morgenländische Invasion nicht auch bei uns den Samen poetischer Fabeln gestreut; dem rate ich, diese dichterische Schweißtropfen der Kultur seines Bodens zu widmen. Er durchreise als ein Prophet in Ziegenfellen die Mythologien der alten Skalder und Barden sowohl, als seiner eignen ehrlichen Landsleute. Unter Scythen und Slaven, Wenden und Böhmen, Russen, Schweden und Polen giebt es noch Spuren

1. *die Wirbelwelt*, die in wirbelnder (Sphären-) Bewegung begriffene Welt (vgl. zu 76, 4). — 5 f. Matth. 23, 35 (1. Mos. 4, 8. 2 Paralip. 24, 22). — 9 f. Wohl eine Reminiscenz aus Hamann II, 87 (vgl. VI, 251). — 25. *Lopez di Vega*, so schreibt H. für *Lope de V.* auch anderwärts, z. B. Lebensb. I, 3, 1, 13*) und 2. Krit. W. 371 f. (SWS. III, 215), an letzterer Stelle mit Berufung auf „Einige Nachrichten, den Zustand der spanischen Poesie betreffend“ in der N. Bibl. d. sch. W. I, 212—15, wo der Name durchweg Lopes de Vega lautet.

von diesen Fußstapfen der Vorfahren. Würde man, jeder nach seinen Kräften, sorgsam sein, sich nach alten Nationalliedern zu erkundigen; so würde man nicht bloß tief in die poetische Denkart der Vorfahren dringen, sondern auch Stücke bekommen, die, wie die beide lettische Dainos, die die Litteraturbriefe *) anführten, den oft so vortrefflichen Ballads der Briten, den Chansons der Troubadoren, den Romanzen der Spanier, oder gar den feierlichen Sagoliuds der alten Skalder beikämen; es möchten nun diese Nationalgesänge lettische Dainos, oder kosackische Dummi, oder peruanische, oder amerikanische Lieder sein. Will aber jemand dies nicht thun, wohl! der bequeme sich nach seiner Zeit, da das Licht der Philosophie die heiligen Schatten der Dichterei vertrieben, und singe für *unsern* reinen Verstand.

4.

Der Geist der Religion hat sich verändert. In den Zeiten, da die Dichtkunst blühete, herrschte noch eine gewisse wilde Einfalt, nach der Gott auch die Religion einrichtete, die die Bändigerin der damaligen Zeiten war. Ich zeige hiezu nur drei Gesichtspunkte. Sie begriff mehr unter sich, sie hatte einen andern Zweck, sie ging einen andern Weg, als unsere.

Sie begriff mehr unter sich:) Es ist bekannt gnug, daß sie sich ins Detail der kleinsten Gesetze, Veranstaltungen und Ceremonien einließ: daß sie eben sowohl auf den Märkten als in dem Heiligtum die Theokratie eines Schutzgottes regierte, der Propheten und Dichter und Richter in einer Person aufweckte und begeisterte. Daher waren alle ihre Poesien heilig; sie mochten prophetische Gesänge, oder Lasten von Flüchen, oder Trostlieder, oder Gesetze und Sprüche enthalten. Unsere Religion hingegen sondert sich

*) s. Litt. Br. T. 2. [S. 241—44. 33. Br. von Lessing (a. a. O. 230, 31 ff.).]

6. Vgl. 192, 1. An Gleim (Nov. 1768 Lebensb. I, 2, 370): „Was, mein Freund, was würde ich von unseren Liederdichtern, unsern Chaulieus, Gressets ꝛc. sagen können, wenn man mich in meiner Fragmentensammlung hätte so weit zur Parallele mit den französischen Chansons und britischen Ballads kommen lassen: eine Art Gedichte, die für mich mit Musik und Wort gleichsam in die Seele wirken.“ Wie Suphan beobachtete, bedient sich H. dieses englischen Wortes *Ballads* bis etwa 1778, „um jene englisch-schottischen Gedichte *unterscheidend* zu bezeichnen“, neben dem sonst bis dahin herrschenden allgemeineren Ausdruck *Romanze* (SWS. II, 186. 310 u. Anm.), der erst seit Ende der siebziger Jahre durch Hs Volkslieder und Bürgers Dichtungen zu Gunsten der Bezeichnung *Ballade* verdrängt wird. Letztere begegnet bei H. (neben *Romanze*) schon in dem cit. Brief (372) und 1773 in der älteren Volksliedersammlung (SWS. XXV, 66), woraus sie in die Abhandlung „Von Ähnlichkeit der mittleren englischen und deutschen Dichtkunst“ (1777. T. III. 2. Abt.) überging.

von der politischen Regierung und den Richterstühlen ab: sie ist nichts minder, als theokratisch, und der prophetische Geist schweigt.

Jene hatte einen andern Zweck:) ein wildes ungebildetes Volk im Zaum zu halten, das über den Acker und Landweiden wenig seinen Geist erhob. Hier war eine sinnliche Dichtkunst das Mittel, ihre Seele etwas aufmerksam zu machen. Gesänge von zeitlichem Glück und Unglück schallten von jenen Bergen Grisim und Ebal: der größte Teil der Psalmen beschäftigt sich mit dem zeitlichen Zustande des Volks und kann meistens bloß durch erbauliche Akkommodationen und Katachresen etwas Geistliches bedeuten. — Unsere Religion hingegen ist geistig, und mit den erhabensten Zwecken auf eine glückliche Ewigkeit.

Jene war sinnlich und lange nicht so moralisch als die unsere.) Das Volk war noch nicht zu der feinen Moralität tüchtig, die unsere Religion fodert; es mußte also mit sinnlichen Gebräuchen unterhalten werden. Reinigungen und Opfer, Gebräuche und Satzungen, Priester und Tempel; alles beschäftigte ihr Auge, alles füllete ihre Gedichte mit Anspielungen, die sie darauf ziehen sollten. Die ganze Sprache hat sich also verändert, und beinahe auch die ganze Reihe von Begriffen. Ihr Engel des Todes war nicht unser Teufel: es war ein unmoralisches Wesen, das Gott sandte; die andern Engel hatten nicht so unabtrennbar einen Begriff der moralischen Güte mit sich: ihr Gott selbst mußte ihnen in den stärksten Leidenschaften geschildert werden, damit er sie rührte; sie sahen auch bei ihren heiligen Gedichten nicht immer darauf, ob jedes Gleichnis tugendhaft und wohlanständig wäre; wenn es nur schilderte — Unsere Religion hingegen ist keine Tochter der Einbildungskraft, sondern eine Schwester der Vernunft und moralischen Güte. —

Und nun! sind alle Gedichte, die bei ihnen Stücke der Religion waren, es auch für uns? Ich glaube nicht! Und wenn man sie also nachahmen wollte? So müßte es sein, „als wenn David z. E. christliche Psalmen schreiben würde". Freilich ist dies der

7 f. Grisim (Garizim) und Ebal, die zwei biblischen Berge, zwischen denen das schöne Thal Sichem liegt, westlich vom Jordan. Für den ostwärts blickenden lag jener rechts, von ihm kam der Segen für den Gehorsam; von dem links liegenden Ebal der Fluch für den Ungehorsam (vgl. 323, 34) 5. Mos. 11, 29 f. 27, 12 f. Josua 8, 33 f. — 31 ff. In der Einleitung zu den Geistlichen Liedern (Kopenhagen 1758) stellt Klopstock „die Nachahmung der Psalmen" als „das Höchste" hin, „was sich der Dichter zu erreichen vorsetzen, und was der Leser von ihm fordern könnte. Es verstände sich von selbst, daß von einer Nachahmung die Rede wäre, die Original bliebe, und bei der sich der Dichter, der sie unternähme, viel öfter die Frage zu beantworten hätte: Würde David, wenn er ein Christ des neuen Testamentes gewesen wäre, so geschrieben haben? als die andere Frage: Hat David so geschrieben?" Vgl. H. SWS. XII, 235_{355}.

Zweck, der bei Klopstocks Liedern in der Vorrede steht, den aber im ganzen seine Lieder nicht erreichen möchten. Wirklich etwas zu viel orientalischer Schaum, und christliche Gegenstände orientalisch behandelt — Und worin denn? Ich schätze diese Lieder sehr, denn sie wirken mehr auf das Herz, als einige andere. Und darnach beurteile ich den Wert eines Liedes. Aber zu viel morgenländische, biblische Sprache, als daß sie immer nach unsern Ideen bestimmt gnug sein sollte: gewisse morgenländische Wiederholungen, die statt zu seufzen jähnen machen: und denn nicht die gehörigen Bewegründe und Reizungen zu den Empfindungen, die sie erwecken sollen. Klopstock, der selbst eine empfindungsvolle Seele zeigt, hat sich gewisse Gegenstände der Religion, insonderheit bei den Martern des Erlösers einige Nuancen so eingedrückt, daß, wenn er auf sie gerät, er sich verweilt, und in Empfindungen ausbricht, die er bei dem Leser nicht gnug vorbereitet hat: und bei denen also **mancher** nichts empfindet. Wenn unsre ganze Einbildungskraft in Arbeit ist: so kann sich aus dem ganzen rührenden Gemälde ein Zug (nicht immer der bedeutendste) am tiefsten eindrucken, der nachher jedesmal das ganze Gemälde zurückbringt, und also auch durch die Einbildungskraft die ganze Empfindung wieder aufregt — aber dies letzte geschieht bei einem fremden Leser nicht durch den einzelnen Zug, sondern durch das treue Ganze, das man ihm also vormalen muß. Um dies mit einem Beispiel zu beweisen: so habe ich einen frommen redlichen Greis gekannt, der in seinen letzten schwachen Jahren bei seinem Unterricht und Gebeten nie so sehr bewegt wurde, als wenn er auf den Zug im Leiden Jesu stieß: er hing (nach seinen Provinzialismen) **mutter-faden-nackt** am Kreuz: bei diesem an sich unwichtigen Umstande, der sich aber seiner Phantasie in den ersten Jahren vorzüglich eingedruckt hatte, stand er stille, ergötzte und beruhigte er sich, da sein Zuhörer indessen jähnte. — Übrigens weiß Klopstock die menschliche Seele genau zu treffen; manche Gesänge sind Muster einer stillen andächtigen Empfindung, insonderheit wenn sie zu den sanften gehört, und nichts glückt ihm mehr, als seine Todesbetrachtungen

15. **mancher**, wie Lessing, vgl. dessen 51. und 111. Lbr. (a. a. O. 301, 26 f. 422, 19 ff.). — 23. Nach der übereinstimmenden und gewiß richtigen Annahme Suphans und Hayms (I, 11) ist dies der „durch Seelengüte höchst liebenswürdige", der pietistischen Richtung anhängende Mohrunger Pfarrer Christian Reinhold Willamovius († 1763), von dem H. in der Religion unterrichtet und auch konfirmiert worden war. Erinnerungen I, 23 f. 44. — 27. **mutter-faden-nackt**, ein „nahe verwandtes" 'Splitter-fasel-nackt' neben 'Seelen-Mutter-Wind-allein' hebt Suphan aus der Abhandlung von Hoffheinz, Über d. ostpreuß. hochdeutsch. Dial. (Altpreuß. Monatsschr. IX, 460) aus.

Es ist mir lieb, daß ich über viele ältere biblische Gedichte nicht urteilen darf; was hat man nicht aus vielen Charakteren gemacht? Ein völliges lächerliches Unding, das dem Charakter seines Volks, seiner Zeit, und seiner Religion widerspricht. Gerade wie diejenigen, die eine ganze Straße niederreißen, um darauf einen einzigen Palast zu bauen; die nichts darnach fragen, wie viel andre sie umbringen; zufrieden, wenn sie ohne alle Rücksicht auf Mütter, Weiber und Kinder, auf Nation, Zeit und Geschmack einen Menschen darstellen können:

Compos'd of many ingredient Valours
Just like the Manhood of nine Tailors,

wie Hudibras singt.

5.

Überhaupt hat sich die ganze poetische Sphäre bei beiden Nationen geändert. Die gesittete Freiheit, in der wir leben, läßt Künste und Wissenschaften blühen; die etwas rauhere, die mit Gährungen des Staats und mit Unterdrückungen kämpft, läßt, wie bei den Römern und Griechen, die Beredsamkeit ihre Wunder thun; aber wilde Einfalt ist das Feld der Dichter. In dieser haben die Hebräer sehr lange gelebt, beständig treu dem Ackerbau und der Viehzucht, den sinnlichen Begriffen und ihrem Vaterlande: nie hat also die Zeit der Beredsamkeit ihre Blüte erreichen; ja die Periode der Weltweisheit kaum anbrechen können.

Daß die Hebräer nie große Redner gehabt haben, beweiset der Herausgeber des Lowth in seiner Vorrede; der überhaupt durch seine Noten und Epimetre mehr als Lowth selbst geworden, und viele Dinge hingeworfen hat, die durchaus verdienen angewandt, erklärt und fruchtbarer gemacht zu werden. Wir können also nach einem Jesaias ohnmöglich unsre große Redner bilden.

Nie haben sie also auch einen völlig ausgebildeten Rednerperioden gehabt; ihre Poesie hat einen Rhythmus, den die Chöre und Jubelsprünge geboren haben, der von zu starker Deklamation war, als ein Silbenmaß zu halten, der durch Musik und Tanz

5—11 (zu 12 vgl. 31, 20). Butler, Hud. I, 2, 15—22. — 25. Vgl. zu 122, 26. Vorrede I, XXI—XXXVIII. — 29. Jesaias, dessen überschwengliche Erhebung als Redner (quo majorem et fervidiorem oratorem nasci posse, sunt qui negent) Michaelis (pag. XXI sq.) zurückweist (valde enim rudem, ipsiusque nominis eloquentiae ignarum oportet esse, cui Jesaias ut orator placere possit: quem si quis orator imitaretur, a plurimis non intelligeretur, tumidus haberetur a doctioribus etc.) Vgl. 141, 20ff.

belebt wurde. Welch ein Unterschied ist es nun, in einer durchaus prosaischen und philosophischen Sprache, deren Accente lange nicht so tönend sind, wo man schreibt, gelesen zu werden, wo, wenn die Musik sich mit der Poesie verbindet, jene die herrschende wird, in dieser Sprache eine orientalische Poesie durch poetische Prose nachzuahmen, die unsrer Sprache Gewalt anthut. Inter mulierum saltantium choros adolevit poesis orientalis: carmina rarius scribebantur, recitabantur cantabanturque frequentius. — — Inter saltantium choros, non semper pios, natam poesin Hebraicam dixerim, cum motum corporis canticis haecque illi accomodarent: cui poesis origini versuum parallelismos acceptos fero. Nun bleibt es doch wohl immer unnatürlich, Lieder, die dort nach lärmenden Chören eingerichtet waren, wie sie sind, nachahmen zu wollen, und sein eignes Chor zu sein.

6.

In der Poesie wird vieles von der Sprache bestimmt: und ich glaube, aus diesem unperiodischen Melodischen der hebräischen Gedichte zum Teil den kurzen parabolischen Ton erklären zu können, der Weisheit in ein Bild kleidet, ohne dies Bild auszuputzen, und periodisch ordnen zu wollen. Nein! kühne Vergleichungen, und wenig ausgeführte Gleichnisse; aber desto öftere Wiederholung desselben Bildes, desselben Gleichnisses. In keiner hohen ebräischen Ode findet man den abgemessnen Schwung, der eine griechische, und noch mehr eine römische charakterisiert: in keiner die ausgemalten Pindarischen Bilder, die hier immer stückweise erscheinen, abbrechen und wieder kommen: in keiner Elegie die dämmernde Stimme, die durch ihren sterbenden Fall, und anhaltendes Wimmern allmählich rührt: — überall mehr der wiederholte Schlag, der eine Saite des Herzens nach der andern plötzlich trifft, und eilt, um eine andre zu treffen. — Man hat diesen innern Charakter aus ihrer Hitze der Einbildungskraft herleiten wollen; allein ein Hurone in einer unperiodischen Sprache muß so, wie sie, singen.

Wir aber, in einer periodischen Sprache. Wir müssen also jene zerstückte Bilder, die sich wiederholen, zu einem Ganzen ordnen, und sie in einem gebildeten poetischen Perioden mehr in

9 ff. Michaelis n. 3 zu Lowths Prael. II (I, 34; Z. 12 refero); 6—8 konnte ich weder an dieser Stelle noch sonst bei Lowth-Michaelis finden.

der Perspektiv eines Gleichnisses zeichnen; der uns eigne poetische Ton malt überdem sonst mehr Begriffe als Bilder, und unsre selbst dichterische Gleichnisse zeigen sich, nach jenen zu rechnen, mehr in dem Licht eines Beweises. Ein Muster der Nachahmung hierin ist der Klopstockische Psalm auf den König von Dänemark. Wirklich die hebräische Zerstückung der Sprache, und doch die griechische Zusammensetzung der Bilder; hie und da kleine Wasserfälle; doch aber bleibt's immer ein sanfter Strom, der über klare Steine rollet. Ein Gemälde, ein Wort entwickelt sich aus dem andern, und macht es vollkommner; — vielleicht Klopstocks schätzbarstes lyrisches Stück! Eben so weiß er in seinen Kirchenliedern oft den orientalischen Parenthyrsus zu Kirchenkadenzen herunter zu stimmen, und im Messias ist sein Wechselgesang zwischen Mirjam und Debora schön; orientalisch in Sprache und Bildern, und deutsch in der Anordnung derselben.

Man erinnere sich aus meinem vorigen Fragmente, daß der Reichtum einer Sprache sich gleichsam mit der Haushaltung der Menschen verändere, daß uns unser Wohlstand viele Freiheiten entzogen, die jene genossen; daß unser Stadtleben es notwendig verhindert, daß unsre Poesie nicht botanisch sein kann, wie Michaelis die morgenländische nennet, daß unsere politische Wörterbücher unserer sinnlichen Sprache Würde entzogen haben u. s. w.; man erinnere sich dessen, und vergleiche den Charakter unsrer Sitten und Zeiten mit jenen, so wird man finden:

Der poetische Sinn ist nicht mehr derselbe. Jener wirkte schnell und heftig; nicht aber eben zart und dauerhaft. Die Saite ihrer Empfindung des Poetisch-Schönen (ich will nicht wie Montesquieu bis auf ihr Faserngewebe, und auf das Temperament ihres Klima zurückgehen) wird ihren Sitten und Zeit gemäß heftig getroffen, und bald verlassen. Unser poetischer Sinn ist mehr langsam und überlegend, als brausend. Selbst das sanfte griechische Gefühl wird unter unserm Himmel nicht reif; wie sollte er denn die übermäßig frühzeitigen Früchte der Morgenländer

5. „Psalm", so benannt in den ersten Einzeldrucken, Kopenhagen u. Hamburg 1753, später „Für den König" (Deutsche Nat.-Litt. Bd. 47, XXVI). — 11f. Parenthyrsus, eigentlich bakchische Begeisterung (vgl. 170, 14. 180, 33), Pathos am unrechten Ort; hier in dem Winckelmannschen Sinne eines zu feurigen, wilden Affektes (Ged. üb. d. Nachahm. 2. A. S. 23, Seufferts Neudr. S. 25, 16ff. WW. Eisel. I, 32 § 82. Vgl. Lessing, Laok. XXIX = D. Nat.-Litt. 66, 1, 171, 12ff.). Vgl. 140, 25. — 12. Messias X, 486—523. — 15f. Vgl. Frag. 7 S. 35ff. — 19f. Nota 18 zu Lowth, prael. VI (I, 102): „Est hoc peculiare poemati Hebraeo, multas metaphoras a rebus naturalibus depromere, maxime ab herbis arboribusque, ut poesin botanicam dicere ausim." — 26f. Montesquieu, De l'Esprit des Lois L. 14 ch. II.

reifen? Unsre Saite der poetischen Empfindung giebt nach: wir bleiben kälter, als die Griechen mit zarten, oder die Morgenländer mit heftigen Sinnen: wir bleiben selbst im poetischen Fluge wie die Strauße dem Boden des Wahren treuer, und kommen zur Rührung oft durch den Weg der Überlegung.

Ahmen wir also nach, wie es uns gefällt: so wird vielleicht ein unparteiischer Fremder, der den Orient kennet, ohne ihn von Jugend auf bloß als ein Erbstück der Religion zu kennen, der Geschmack gnug hat, um unsre Nachahmungen mit jenen Originalen zu vergleichen, vielleicht folgenden Charakter angeben:

„Die morgenländischen Werke des Genies zeichnen sich aus durch den hohen Ausdruck einer Einbildung, die Erdichtungen liebt, Sittensprüche in Figuren, Bilder und Schatten einhüllet, die sich nicht bloß auf Flügeln der Morgenröte bis an die Grenzen der Natur aufschwinget, sondern sich oft über diese Grenzen wagt und im Reich des unnatürlichen, aber wunderbaren Chaos umherirret. Die kältern vernünftigen Deutschen haben dieser brennenden Phantasie sich nachschwingen wollen, mit Flügeln, die ihnen die Natur nicht gab, wie Horaz vom Dädalus singet: sie zeichnen fremde, oft unverstandne, und wenigstens zu entfernte Bilder: ihre geborgte Erdichtungen sind Geschöpfe ohne Erde: ihre nachgeahmte Empfindungen keine Empfindungen: der Ausdruck erreicht sein Original oft nur, wo es sich dem Übertriebenen nähert." Ich habe viel gesagt; den Beweis überlasse ich einem jeden, der morgenländische Gedichte zu lesen weiß.

7.

Elend nachahmen sollen wir also gar nicht, und ein Hudemann ist in seinem Lucifer und in seinem Tode Abels der Bemerkung und der Ärgernis unwürdig — aber wie können wir uns von solchen Hudemanns befreien? Wenn wir uns aufmuntern, die morgenländischen Gedichte als Gedichte zu studieren, erklären zu lernen und bekannt zu machen. Unmöglich können wir sie übersetzen, und nachahmen, ehe wir sie verstehen, und die morgen=

7f. ohne—kennen, d. h. „ohne ein schlichter Jude zu sein". Suphan, Ztschr. f. deutsche Phil. VI, 191, wo der bildliche Gebrauch von „Erbstück" mit Bezug auf SWS. I, 37 erörtert wird. — 13. sich fehlt Ab. — 19. Horaz, Carm. I, 3, 34 sq. — 27f. Ludw. Fried. Hudemann (1703—70), erst ein Gegner Klopstocks (Gedanken über den Messias in Absicht auf die Religion", Rostock und Wismar 1754) und als solcher mit Gottsched zusammen von Lessing im 111. Lbr. genannt (zu 356, 26), dann sein Nachahmer, schrieb u. a. ein Trauerspiel „Der Brudermord des Kain" (Bützow 1761) und ein episches Gedicht „Lucifer" (Bützow 1765). Vgl. Goedeke II[1], 532f. 599, 3.

ländische Philologie, die in unserm Deutschlande seit einiger Zeit blühet, wird, wenn sie sich mit Geschmack vereinigt, schlechte und dumme Nachahmer zerstreuen.

Der beste Übersetzer muß der beste Erklärer sein; wäre dieser Satz auch umgekehrt wahr: und wären beide verbunden: so würden wir bald ein Buch hoffen können, das so hieße: „Poetische Übersetzung der morgenländischen Gedichte; da diese aus dem Lande, der Geschichte, den Meinungen, der Religion, dem Zustande, den Sitten, und der Sprache ihrer Nation erklärt, und in das Genie unsrer Zeit, Denkart und Sprache verpflanzt werden." In der Vorrede würde man mit Recht sagen können: „Diese Übersetzung hat notwendig das schwerste und mühsamste Werk sein müssen, zu dem in der Erklärung die Bemerkungen einiger wenigen Philologen von Geschmack, und in der Übersetzung die Cramerschen Psalmen nichts als kleine Beiträge haben sein können, oft um uns zu helfen, Gesichtspunkte zu zeigen und behutsam zu machen. Allein wir halten es auch für eine Originalarbeit, die mehr Einfluß auf unsere Litteratur haben kann, als zehn Originalwerke. Sie unterscheidet die Grenzen fremder Völker von den unsrigen, so verwirrt sie auch laufen mögen: sie macht uns mit den Schönheiten und dem Genie einer Nation bekannter, die wir sehr schief ansahen, und doch von Gesicht kennen sollten: sie ist ein Muster einer Nachahmung, die Original bleibt. Sollte sie also auch nicht das Glück haben, neue und wirklich neue Genies zu erwecken: so wird sie doch wenigstens den Nach- und Nebenbuhlern ausländischer Götzen eine Wand von Dornen vorziehen, daß sie ihren Steig nicht finden. Sie wird sie ergreifen, zurückreißen, und sagen: Siehe hier deine Natur und Geschichte, deine Götzen und Welt, deine Denkart und Sprache: nach diesem bilde dich, um der Nachahmer dein selbst zu werden. Und willst du von einer der vorzüglichsten Nationen ihre Schätze nützen, siehe hieher! Ich suche dich mit der Kunst bekannt zu machen, wie sie Geschichte und Religion in Gedichte zu wandeln wußten; raube ihnen nicht das Erfundne, sondern die Kunst zu erfinden, zu erdichten, und einzukleiden!"

Wo ist ein Übersetzer, der zugleich Philosoph, Dichter und Philolog ist: er soll der Morgenstern einer neuen Epoche in unsrer Litteratur sein! Aber leider! Arabische Wurzeln wachsen gern auf dürrem Grund und Boden: ich werde vielleicht ein pium desiderium hingeschrieben haben. Es sei! Vorteil gnug, wenn dies

mein Fragment nur einem einzigen Schriftsteller die Feder aus den Händen windet, wenn er uns neue Heldengedichte im orientalischen Geschmack liefern will! Vorteil gnug, wenn es einen einzigen Hexametristen vermöchte, sein Gedicht nach den vorgelegten Gesichtspunkten zu verbessern; auch schon Vorteils gnug, wenn es einen Kunstrichter bildete, über Werke dieser Art besser zu urteilen.

Ich kann nicht wichtiger schließen, als wenn ich das erhabenste orientalisch-deutsche Werk: den Messias, kritisch prüfe, über den man, wie ich glaube, noch nicht eine so genaue Untersuchung hat, als es dieses große Stück verdient. Einige haben nicht über ein Fragment*) urteilen wollen, weil es noch kein Ganzes wäre! Wunderbar! Kann ich denn nicht über den Geist der Teile, über jede Erdichtung in demselben als über ein Ganzes urteilen, ohne ein Prophet sein zu dürfen, oder dem Verfasser unrecht zu thun?

Über Fragmente, denke ich, soll man am ersten urteilen, um dem Verfasser zu helfen, oder wenigstens seine Stimme auch zu geben; dadurch, und dadurch allein arbeitet ein Künstler vor den Augen des Publikum: er hat ein unvollendetes Tagewerk hingestellt, und steht hinter demselben, um nach den Urteilen der Kenner begangene Fehler zu verbessern, und künftigen zuvorzukommen. Hätte Klopstock gleich im Anfange, statt eines posaunenden Lobredners, einen kritischen Freund gefunden: hätte er nicht gleich so viel blinden Beifall, und noch blindere Nachahmung gesehen: vielleicht würde manches in seinem vortrefflichen Gedicht noch vortrefflicher sein.

Aber so geht's! Über kleine Geister, über Lehrlinge und Gesellen, die Versuche machen, sind Kunstrichter gleich in Menge da; sie sind Fliegengötter, auf die auch immer die Variante dieses Namens (Beelzebub und Beelzebul) passen mag! Aber es tritt ein Genie auf, wie Pallas aus dem Gehirn des Jupiters! Sogleich erbebt von ihrem mächtigen Geschrei der Himmel und die

*) [Litt. Br.] T. 19. p. 155 ꝛc.

9. Einen Überblick über die durch den Messias veranlaßte Litteratur giebt Fr. Muncker Deutsche Litteraturdenkm. des 18. Jahrh. 11, XVII ff. und darnach Hamel D. Nat.-Litt. 46, 1. CLXXXVII ff.; vgl. auch Muncker, Klopstock S. 143 ff. — 10. Einige, wie die Verfasser der „Poetischen Bibliothek zur Ehre der Deutschen" (Heilbr. 1762. 63), denen Resewitz in der citierten Stelle deshalb widerspricht. — 20 f. Wie Apelles (zu 136, 5). — 30. Beelzebub (ursprünglich der philistäische Gott Baal-Sebub 2. Kön. 1, 2) „Herr der Fliegen"; die Variante des griechischen Textes der Evangelien (Matth. 12, 24. 27. Mark. 3, 22. Luk. 11, 15. 18 f.) Beelzebul „Herr des Mistes", „Kothgott" (Grünert). — 31 bis 136, 4. Pindar, Ol. VII, 65 sq.

Mutter Erde: „Apoll, der Erleuchter der Menschen, befiehlt ihnen das nützliche Geschäft an, der Göttin zuerst einen Altar zu bauen, und durch ein heiliges Opfer den Vater Zeus und seine gewaffnete Tochter zu ergötzen!“

Freilich urteilten auch viele, wie jener Schuster am Bilde Apelles': allein die rechne ich nicht: sie hätten schweigen sollen: auch Klopstock hat sie nicht gerechnet. — „Und wird er Deine Anmerkungen rechnen?“ Das weiß ich nicht: aber menschlich und billig aufnehmen, das wird er. Jeder urteilt, was seine Augen sehen.*) Die meisten aber sehen doch einerlei. Sollte also auch mancher Klopstockianer mir entgegen rufen, was Nicomachus dort zu jenem sagte, der das Bild der Helena, von Zeuxes gemalt, tadelte: „Nimm meine Augen: und sie wird dir eine Göttin scheinen!“: ich schreibe doch, vielleicht, was viele bei sich gedacht, oder gar ein Genie, das sich bei Klopstocks Messias so findet, als Alexander am Bilde Achills, was dies Genie schon dunkel in seiner Seele fühlet.

Wer könnte die jüdische Seite dieses Gedichts am besten beurteilen? Ein Rabbi, der für sein Volk Patriotismus, Kenntnis seiner Gebräuche, und eine morgenländische Einbildungskraft hätte! Und wer die christliche Seite? Ohne Zweifel ein Christ, der für seine Religion Patriotismus, Kenntnis ihres Umfanges, und christliche warme Empfindungen besäße! Beide können sich widersprechen, von entgegengesetzten Seiten die Sache betrachten, um das Urteil einigermaßen vollständig zu machen. Ich lasse sie sprechen!

) T. 1 [Br. 19. Lessing]. 10 [S. 356. 359. 374 ff. Nicolai]. 13 [Citat aus Resewitz' (zu 116)) „Versuch über d. Genie“ im 209. Br. Mendelssohn]. 16 [S. 30 Nicolai nach Journ. étranger, 84 von Moser]. 17 [Br. 267 über Collyers engl. Übersetzung von Resewitz].

---

5. jener Schuster, der, stolz daß sich der Künstler seine Ausstellung am Schuh gefallen lassen, nun auch an dem Bein nörgeln wollte und von Apelles mit dem sprichwörtlich gewordenen ne supra (dafür oft ultra 142, 28) crepidam zurückgewiesen wurde. Overbeck 1844. Büchmann, Geflügelte Worte 11. A. 296. — 11 ff. Reminiscenz aus Winckelmanns Ged. üb. d. Nachahm. 2. A. S. 3. (Seufferts Neudr. 8, 30 ff. WW. Eiselein I, 8 § 6.) Vgl. Overbeck 1672 (1673). — 22. Patriotismus gebraucht H. hier (vgl. 364, 24) und in der nächsten Zeit in dem allgemeineren Sinne von begeisterter Hingabe an eine ideale Sache. So ist es „Patriotismus“, wenn er im 1. Krit. Wäldchen 15 (III, 2, 115, 24) einen verdeutschten Homer wünscht, und im 4. Wäldchen (1769 SWS. IV, 73) redet er von „Patriotismus für die wahre Philosophie und den guten Geschmack“ und nennt es (197) „in einer Zeit des Verfalls . . . Patriotismus, die sinkende Philosophie zu erheben, und die schreiende Unwissenheit zu entlarven“, wie es in Griechenland „Patriotismus“ war, „wenn dieselbe Hand, die die Verdienstvollen des Vaterlandes erhob, die Bildsäulen der Tyrannen niederstürzte“. Wie dieser Gebrauch des Wortes zusammenhängt mit dem in Riga, in „den Grenzmarken deutschen Lebens“ gesteigerten deutschen Bewußtsein Herders, einem „idealen, zunächst nur auf geistige Güter gerichteten Patriotismus“, und dafür charakteristisch ist, zeigt Haym I, 111.

Gespräch zwischen einem Rabbi und einem Christen über Klopstocks Messias.

Der Rabbi. Ich habe Ihr Verlangen erfüllt, und Klopstock gelesen! Ich habe ihn zweimal und mit neuem Vergnügen gelesen. Kaum hätte ich einem nördlichen Deutschen die reiche morgenländische Einbildungskraft zugetrauet, die er bewiesen.

Der Christ. Nun! habe ich also nicht recht, daß er auf deutscher Erde ein orientalisches Denkmal gebauet hat, das die Ehre unserer Nation wäre, wenn es vollendet würde?

Rabbi. Allerdings: und daß er sich über die Mythologie der Griechen so glücklich zu schwingen gewußt: fodert viel Genie!

Christ. Und daß er überall aus sich selbst die Lücken hat ausfüllen können, um aus einer kurzen Geschichte Gedicht, Epopee, und eine christliche Epopee zu machen — fodert noch mehr!

Rabbi. Nicht ganz aus sich hat er sie ausgefüllet: die heilige Geschichte liefert ja dazu Stoff gnug; ich wünschte also, daß er diesen Stoff mehr gebraucht hätte; auch einige rabbinische Züge hat er glücklich anzuwenden gewußt und —

Christ. Nur nicht, daß diese Anwendung auf Kosten seiner Originalerfindung gehe. Auch aus Milton hat er Züge genommen: wer sie aber so glücklich wie er nimmt, und anwendet, hat sie selbst erfunden.

Rabbi. Wir scheinen ohngeachtet unsers verschiedenen Gesichtspunktes so ziemlich ähnlich zu sehen; einmal haben Sie schon mein: ich wünschte! gehört, das zweitemal es unterbrochen — wollen wir uns nicht näher unsre Zweifel sagen?

Christ. Eben das habe ich von Ihnen erwartet: bei einem Messias muß man sich nicht bloß vergnügen, sondern auch unterrichten. Dazu hat der Verfasser seine Abhandlung von der heiligen Poesie vorausgeschickt.

Rabbi. Nicht völlig dazu! wenn wir sie zum Maßstabe des Messias annehmen müßten, so hätten wir die Richtigkeit dieses Maßstabes vorher selbst zu prüfen. Klopstock sagt so hier, als in allen seinen prosaischen Discoursen viel; aber immer bleiben auch Unterscheidungen, Bestimmungen, Zusätze für den Leser übrig.

29 f. Im 1. Bande der Kopenhagener (1755) und der Halleschen Ausg. (2. Aufl. 1760) des Messias.

Christ. Gut! so wollen wir die Prüfung frei vornehmen; begegnen wir uns mit dem Verfasser manchmal: um so viel besser! haben wir etwas gegen ihn, den Kritiker: so wollen wir's auch nicht verschweigen.

* * *

Rabbi. Nun dann! Kommt Ihnen ein Messias, wie der seinige, wohl als ein recht behandeltes Sujet zur tragischen Epopee vor? Mir nicht! Die Wut seiner Feinde wäre ein Unding, wenn er in dem Glanze völlig gewandelt hätte, in dem ihn Klopstock erblicket. Hätte er ihn nicht in Umstände setzen sollen, wo man sein Verhalten gegen die Feinde selbst sähe? aus dem sie, seiner Unschuld unbeschadet, einigen Schein zur Wut gegen ihn, um das ganze Volk aufzubringen, ziehen könnten. Was Jesus ihnen Ärgerliches gethan hat, wird erzählt, nicht aber im Anfange des Gedichts handelnd zum Grunde gelegt: so sehen wir Effekt, ohne die Ursache selbst gesehen zu haben: der Epopee entgeht etwas an poetischer Wahrscheinlichkeit.

Christ. Ich gebe Ihnen einigen Beifall, aber aus andern Gründen. Der Messias erscheint nach den Weissagungen des Alten und den Erzählungen des Neuen Testaments viel menschlicher, als ihn Klopstock malet. Die Epopee fodert nicht ein Ideal, was übermenschlich wäre, sondern was die höchste Rührung verursacht: nun entgeht aber dem Gedichte des Klopstock viel von diesem Leben, weil wir den Heiland zu wenig menschlich sehen; und es bleibt doch immer wahr: nichts bewegt eine menschliche Seele, als was selbst in ihr vorgehen kann. Sähen wir öfter unsern Bruder, den größten Menschenfreund: so würde dies eher das Ziel erreichen, „die ganze Seele zu bewegen und jede Saite der Empfindung zu treffen."

Rabbi. Wie? wenn unser Jesaias den Messias gesungen hätte? — Warum hat Klopstock nicht mehr den erhabnen prophetischen Ton ins Epische umgestimmt? Hat er wohl durchgängig den Geist, der die Haushaltung des ganzen Alten Testaments belebte, angewandt, da Jesus doch einem Volke erschien, das ihn unter diesen Bildern erwartete? Gesetzt, sein Messias wäre der vorausverkündigte; so zeige ihn auch Klopstock in diesem ganzen Lichte.

27 f. Freies Citat aus der 137, 29 f. genannten Abhandlung.

Christ. Hätte unser Johannes, der ihn bis an seinen Tod begleitete, und sein Plato ward, mit dem feurigen Pinsel der Apokalypse ihn schildern wollen; so hätte er ihm so viel individuale Bestimmung gegeben, daß jeder rufen müßte: „das ist er! Johannes hat ihn gesehen!“ Nun hat ihn freilich Klopstock nicht gesehen; aber als Schöpfer hätte er ihm Wesen und Leben geben sollen: „Der Dichter studiert den Grundriß seiner Geschichte, malt ihn nach den Hauptzügen aus, die er in ihm gefunden zu haben glaubt, und muß uns durch seine mächtigen Künste dahin bringen, daß ich zu der Zeit, da ich ihn lese, und auch noch länger, vergesse, daß es ein Gedicht ist.“

Rabbi. Wenn der Schauplatz und die meisten Auftritte in einem christlichen Gedichte nicht recht jüdisch sind: so wundere ich mich nicht eben; ein Christ, wie die meisten sind, halten unsern Staat, Sitten und Gebräuche für zu niedrig, als sie zu studieren, und sie müssen doch studiert werden, weil sie von dem Geist der heutigen Zeit sich so weit entfernen. Aber Klopstock, der wider dies jüdische Costume nie offenbar handelt, und der es oft in feinen Zügen bemerkt, diesem wünschte ich, daß er Nationalgeist und jüdische Laune durchgängig in sein Ganzes gebracht hätte. Dazu gehört viel, aber das zeigt von Genie und zaubert uns mitten unter andre Völker.

Christ. Mir ist eure Pünktlichkeit und euer Talmudischer Stolz in Cerimonien zu fremde, um darüber urteilen zu können; aber was sollte sein Messias eher und würdiger sein, als ein Lied des Ursprunges unsrer Religion. Jeder Christ fodert es, und kann es fodern, daß sein Messias als ein Gesandter Gottes erscheine, der ganz und gar mit dem großen Gedanken sich beschäftigt, über die Völker zu herrschen; daß sein Erlöser als ein Prophet erscheine, der der Welt Licht und Freiheit und Seligkeit gebracht hat, der jetzt seine angefeindete Lehre mit Märtyrerblut besiegelt, und mit diesem Blut des neuen Bundes in den Himmel geht, um König über ein neues Reich der Gnade zu sein. Bei seinen letzten Augenblicken sollte es ihm mehr am Herzen liegen: „was seine Herde, seine Brüder, seine Familie um ihn und für ihn leiden würden!“ Wenn der heilige Dichter in seiner Art das thut, „was ein andrer thut, der aus den nicht historischen Wahrheiten der

6—11. Vgl. zu 138, 27. — 19. bemerkt, beobachtet, zur Anschauung bringt.

Religion Folgen herleitet"; wenn „unsre Lehrbücher aus der Religion ein Gerippe gemacht haben"*): so sollte jener der Offenbarung folgen, um sie in „einem gesunden männlichen Körper darzustellen". Alsdenn muß Klopstocks Messias die Pflanzung der Kirche mit ihren Schicksalen und Wanderungen mehr im Auge behalten, als Virgil die Gründung des römischen Volks und Kaiserthrones behalten konnte: dadurch eben bekam es bei einem Römer, bei einem August und Octavia Interesse.

Rabbi. Und denn hätte Klopstock seine Apostel nicht sowohl nach seinem weichen Herzen als liebe gute Jünglinge malen sollen: sondern ihnen mehr mit großen Fehlern auch das Große göttlicher Propheten geben —

Christ. Oder sie wenigstens als Schwache malen sollen, die einst zu Säulen der Kirche bestimmt sind, und bei denen er wenigstens die Anlage zu ihrer künftigen Größe im Vorgrunde zeichnen sollte.

Rabbi. Aber überhaupt! ist in seiner Epopee zu viel Gerüst und zu wenig Gebäude; zu viel Rede und zu wenig Handlung. Wie vieles davon kann man wegnehmen, ohne Schaden, ja vielleicht zur Schönheit des Ganzen. Euer Jesus wird entweder über der Menschheit geschildert, oder mit dem vollen weichen Herzen, das da spricht, und duldet, aber zu wenig handelt. Wer ihn nicht zum Voraus aus den Evangelisten kennet: wird ihn aus diesem Gedicht nicht in seiner ganzen Größe kennen lernen.

Christ. Vielleicht haben Sie noch zu viel Geschmack an dem Parenthyrsus in Bildern, den man Ihrer Nation vorwirft; vielleicht ist die Hoheit Jesu mehr eine stille Größe! Nur freilich dörfte sich diese mehr im Antlitz, in Mienen und Gesprächen, als in den menschlichen charakteristischen Handlungen zeigen, die eben nicht Wunder sein dörfen.

Rabbi. Sind nicht seine Engel größtenteils das im Gedichte, was sie in den Kupfern sind: weibische, zarte, liebe Knaben, die schweben, und umherflattern, ohne recht in den Kerninhalt des Stücks eingeflochten zu sein: Maschinen, die ihr poetischer Schöpfer

*) s. Klopst. Abhandl. von der heil. Poesie.

25. Parenthyrsus, vgl. zu 132, 12. — 26. Winckelmann, Gedanken über die Nachahmung 2. A. S. 21 (Seufferts Neudr. 24, 16ff. WW. Eiselein I, 30 § 79): „Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterstücke ist endlich eine edle Einfalt, und eine stille Größe, sowohl in der Stellung als im Ausdrucke." — 31. in den Kupfern der Halleschen Ausgabe in gr. 8 (bei Hemmerde. Bd. I 1751. 2. Aufl. 1760. II 1756). Vgl. Hamels Einl. D. Nat.-Litt. 46, 1, CLVIII f.

nicht zu brauchen weiß. Wenig von dem Hohen, was ein Engel hat, wenn er nach dem Alten Testament auch nur der Fürst eines Elements, der Regent eines Landes, und der Statthalter Gottes in einem wichtigen Auftrage ist.

Christ. Freilich macht Klopstock zwar einen Unterscheid „zwischen einem Gedicht, das aus gewissen Geschichten des ersten Bundes genommen würde, und einem, so das Innre der Religion näher angeht, und zwar einen Unterscheid in Absicht auf die Weltlichkeit, wie er's nennet:“ allein dem unbeschadet kommt es mir vor, daß er bei dem Innern zu sehr das Äußere vergessen, und da er sein Hauptaugenmerk nur immer auf Moralität gerichtet, es mit seinen Engeln manchmal vergißt, was er selbst sagt:*) „Ein Engel soll mehr als ein Jupiter sein, der eben gedonnert hat.“

Rabbi. Überhaupt hat Klopstock das System des alten Bundes bei seinen Engeln beinahe ganz verändert, und wirklich zum Schaden eines sinnlichen Gedichts, das sich dem orientalischen Geschmack bequemen soll. Er meint, „man müsse der Religion, nicht aber der Schreibart der Offenbarung nachahmen; es sei denn die Propheten, so fern ihre Werke Meisterstücke der Beredsamkeit sind“. Sind ihre Werke Beredsamkeit, so sind sie gewiß nicht Meisterstücke; als Meisterstücken alter orientalischer Gedichte hätte er ihnen nachahmen sollen, sonst ist sein Gesichtspunkt ganz verwerflich.

Christ. Und seine Hölle! — Immer wird es mir schwer, bloß reine Geister zu gedenken (die wenigstens nicht so sinnlich als wir sind), die aus einem innern giftigen Principio des Neides, gegen einen Gott, den sie zu sehr kennen, und gegen einen Messias, von dem sie zu wenig wissen, aus Grundsätzen, so unvernünftig und ohne wahrscheinlich gemachte Triebfedern so boshaft handeln werden. Alles, wozu er jetzt die Teufel braucht, hätte er aus der menschlichen Seele und das mit mehrerer sinnlichen Rührung

*) Nord. Aufseh. T. 3. St. 150. [Beurteil. d. Winckelm. Ged. üb. d. Nachahm.: „Wir malen Kinderchen, Frauenzimmer, und wenn wir uns recht hoch schwingen, schöne Jünglinge, geben diesen Figuren Flügel, und bilden uns ein, Engel vorgestellt zu haben. So gar Raphaels Michael ist ein Jüngling; und er sollte doch wenigstens ein Jupiter sein, der eben gedonnert hat“. Wie hoch H. diese Kritik („eine Art von Phänomenon“) schätzte, lehrt das 2. Krit. Wäldchen 89 ff. (SWS. III, 249 f.), wo eben diese Stelle im Zusammenhang citiert ist.]

5 ff. V. d. h. Poesie: „Ein Gedicht, dessen Inhalt aus gewissen Geschichten des ersten Bundes genommen würde, müßte nach einer andern Hauptidee gearbeitet werden, als eins, so das Innre der Religion näher anginge. Jenem wäre, wenn ich so sagen darf, noch in einer Art Weltlichkeit erlaubt.“ — 17 ff. Vgl. zu 138, 27. — 20 ff. Vgl. 130, 22 ff. u. Anm.

hervorwickeln können. Aber er wird sie brauchen, um den Triumph Jesu über sie zu zeigen.

Rabbi. Aber um eben diesen zu zeigen, hätte er sie mehr sollen unternehmen lassen. Zu der poetischen Bosheit, die er ihnen beilegt, gehört auch mehr Klugheit und Sphäre zu wirken; und die legt ihnen unser Gesetz auch immer bei. Das wäre ein Triumph, wenn der Teufel mehr der Gott dieser Welt, der Herr der Elemente, der Gewalthaber über Tod und Unglück wäre (wie ihn doch das Alte Testament und selbst die Meinungen des damaligen Zeitpunkts darstellen), den nachher Jesus überwände.

Christ. Hier hätte kein Milton vor Klopstock sein sollen; so wäre die ganze Hölle nach andrer Bauart angerichtet; nicht im Anfange so prächtig eröffnet, um immer Episode zu bleiben; nicht so viel Himmel und Gesandtschaften. Klopstock zeigt gegen den Briten, was ein Philosoph mit Grunde behauptet: „Wenn ein Engländer und Deutscher das Erhabne schildert; wird jener es furchtbar und schreckhaft zeichnen; dieser aber auf die Pracht verfallen."

Rabbi. Überhaupt hätte Klopstock sich mehr nach Nationalmeinungen, dem poetischen Sinn des Alten Testaments und dem Geschmack der damaligen Zeit Mühe geben sollen. Befriedigen hat er eure Orthodoxie doch nicht können, und warum hat er sich denn nicht einige Schritte weiter von ihr entfernen wollen, der Poesie wegen? Sagen Sie mir es, Christ! mit einem Worte: „wozu leidet Klopstocks Messias?" mit einem Worte! Sie sind wirklich in Verlegenheit! — Sein Leiden vor Gott*) ist mir nicht sinnlich begreiflich gnug; und dies ist doch der Mittelpunkt seines Gedichts.

Christ. Das war freilich auf gut Jüdisch! Aber mein heterodoxer Rabbi, erinnern Sie sich an jenes: Ne ultra! — Es mag immer wahr sein, daß Klopstock oft das Erhabene und Moralische auf Kosten des Episch Rührenden treibt; aber das ist schon teils die Schwäche, teils die Mode unsrer Zeit, oder beides zusammen. Wer kann davor, daß Klopstock es für den letzten Endzweck der höhern Poesie hält, nicht „alle unsre sinnliche Kräfte zu bewegen", sondern

*) s. Messiade 5. Ges.

15ff. Kant, Beobachtungen (vgl. S. 39, 2) 4. Abschn. (SW. Rosenkranz u. Schubert IV, 447), wo aber das Gefühl des Erhabenen „von der schreckhaften Art" dem Spanier, dem Engländer dagegen „ein Gefühl für das Edle" und dem Deutschen „für das Prächtige" beigelegt wird. — 28. Ne ultra, vgl. zu 136, 5.

„die moralische Schönheit". Sie sei das wahre Kennzeichen des Werts von jener.

Rabbi. Ja! des sittlichen praktischen, nicht aber des dichterischen Werts; ein Kennzeichen der Güte freilich; nicht aber der Schönheit und der höchsten Schönheit. Überhaupt verdient in vielen Stücken die Klopstockische Abhandlung von der heiligen Poesie gründlich geprüft zu werden; und vielleicht sage ich Ihnen ein andermal meine Gedanken darüber!

Christ. Und vielleicht zeige ich Ihnen künftig den Grundriß, den ich bei dem dritten Lesen des Messias entworfen. Jetzt haben wir nur immer Abwege oder Lücken, Fehler oder Schwächen gezeigt; mehr kann die Kritik nicht; aber das Genie ist's, was jene Abwege und Fehler vermeiden, und auch Lücken und Schwächen vollfüllen muß.

Rabbi. Desto lieber für mich, wenn ich Ihren Embryon vom Plan sehe! Vielleicht hat er mit den Fehlern auch die Schönheiten Klopstocks vermieden, unter denen seine Fehler ganz verschwinden. Nirgends ist Klopstock größer, als wenn er, ein Kenner des menschlichen Geistes, jetzt einen Sturm von Gedanken und Empfindungen aus der Tiefe der Seele holt und ihn bis zum Himmel brausen läßt: wenn er einen Strudel von Zweifeln, Bekümmernissen, und Ängsten erregt; wie Philo, der verzweifelnde Ischariot, Petrus und insonderheit das große Geschöpf seiner Phantasie Abadonna zeigt.

Christ. Und im Zärtlichen sieht man Klopstock immer sein Herz schildern: Benoni, Lazarus und Cidli, Maria und Porcia, Mirjam und Debora; alles vortreffliche und liebenswürdige Scenen. Überhaupt würde unser Gespräch, wenn es die Schönheiten aus einander setzen wollte, sehr spät zu Ende kommen; alles, alles ist bei Klopstock in Teilen schön, sehr schön, nur im Ganzen nicht der rechte epische Geist.

Rabbi. Mir ging es eben so! So lange ich las, hatte ich sehr selten eine Kleinigkeit wider Klopstock. Hätten Sie mich damals

9 f. 15 f. Nach Haym I, 151_2 findet sich dieser „Embryo von Plan zu einer Messiade" thatsächlich „auf zwei Oktavseiten eines alten Herderschen Arbeitsheftes". — 22 f. Philo, Mess. IV, 104—75, besonders aber 266—376, dann auch wohl Stellen wie VI, 257—333. VII, 695—744; Ischariot VII, 142—245; Petrus VI, 539—606 (vgl. IX, 42—163); Abbadona II, 627—95. 743—830. V, 486—701. IX, 430—649. — 25 f. Benoni II, 111 ff.; Lazarus und Cidli IV, 740—889 nach der ursprünglichen Fassung von 1751, die H. hier im Auge hat; in der spätern von 1755 trat an Lazarus Stelle Semida als Cidlis Geliebter (vgl. Hamel zu d. Stelle und zu 695 und s. Einl. D. Nat.-Litt. 46, 1, CLVI f.); Maria und Portia VII, 264—497; Mirjam und Debora zu 132, 12.

um mein Urteil gefragt; so würde ich schwerlich haben richten können, weil ich mich ergötzte, weil ich empfand. Freilich aber kam mir nachher das Ganze —

Christ. Wir vergessen aber, daß dies Ganze nur noch Fragment ist.

Rabbi. Nun dann! so wünsche ich ihm eine solche Vollendung, als der Sohar vom Liede der Lieder sagt: „an dem Tag, da es vollendet ist, ist die Vollkommenheit und Schönheit selbst geboren!"

---

7. Sohar (hebr. „Glanz"), eines der beiden Hauptbücher der Kabbala, angeblich aus dem 2. Jahrh. von Simon Ben Jochai stammend, enthält einen Kommentar zum Pentateuch (SWS. VI, 528 zu 457_{317}). Mit derselben Wendung schließt H. in den Königsb. Gel. und Pol. Ztgen. auf das Jahr 1765 seine Recension von Chr. G. Hases „Versuch einer richtigern Auslegung des Hohenliedes Salomons" (Brandenburg und Leipzig 1765). SWS. I, 91. — Eine Skizze zu einer Fortsetzung (berechnet auf zwei weitere Gespräche) „auf einem Blatte, das Aufzeichnungen zur neuen Bearbeitung der Fragmente (1769) enthält" (nach Haym I, 151 dagegen wäre diese Fortsetzung schon „ursprünglich" beabsichtigt gewesen) teilt Suphan I, 541 zu 277 mit. Wer Hs. Urteil über den Messias in den weitern Stadien seiner Entwickelung verfolgen will, vgl. außer S. 155 f. noch Lebensb. III, 138 (1770), die „Gefundenen Blätter aus den neuesten deutschen Litt.-Annalen von 1773" Im neuen Reich 1873 II, 513 ff. (Haym I, 599), den Schluß der Preisschrift „Über die Wirkung der Dichtkunst" (1777. Z. sch. L. u. K. 16, 289. Haym II, 110) und besonders die Theol. Br. (1780/1. 85/6) SWS. X, 217—24. 228_5. XI, 73—81. 210. Aus dem Herderschen Hause S. 46. Von den spätern meist allgemein redenden Äußerungen, in denen H. gegen die ihm unsympathische neuere Richtung der deutschen Litteratur gern die ältere Dichtergeneration und besonders auch Klopstock ausspielt, sei hier nur auf die theoretischen Erörterungen über die Epopöe im 9. u. 10. Stück der Adrastea (S. 149 ff. bes. 153. 158 u. 296 ff., bes. 303—5. 308. 324. SWS. XXIV, 238 ff. 277 ff. Vgl. Einl. zu Cid II, XLIII f.) verwiesen.

Von der griechischen Litteratur in Deutschland.

1.

(Wie weit kennen wir die Griechen?)

Die Griechen, die Lieblinge der Minerva, haben sowohl in der Kunst als in den schönen Wissenschaften mit solchem Glück gearbeitet, daß das Ideal ihrer Werke und die schöne Natur selbst beinahe ein Bild ausmachen sollen. Wie Thucydides die Stadt Athen das Museum und Prytaneum der Griechen nannte: so ist aus Griechenland der Tempel und Hain der schönen Natur geworden, aus dem die meisten Nationen Europens, die nicht Barbarn geblieben, Gesetze und Muster bekommen haben.

Hier floß der Pierische Quell, aus dem Homer trank, und der Ungeweihten einen blassen Schauder einjagt: hier rauschten die Thyrsusstäbe dithyrambische Begeisterung in die Vertrauten des Dionysius: hier tanzen Nymphen und Gratien um ihren Anakreon: olympische Kränze fliegen um die Scheitel der Sieger, und ihr Laub hüpfet nach dem dorischen Saitenspiel Pindars: hier wetteifern Theokrits Schäfer, und lauschend entkleidet die ganze Natur ihre Schönheit: hier tanzen die Chöre des Sophokles: hier das Odeum, die Gefilde der Musen —

Odi profanum vulgus et arceo.
Favete linguis! Carmina non prius
Audita Musarum sacerdos
Virginibus puerisque cantat!

7. **Thucydides**, vielmehr zwei bei Athenäus V, 12, p. 187 d neben einem Thukydideischen (*Ἑλλάδος Ἑλλάς*) überlieferte Lobsprüche. Daher wohl die Verwechselung. Suphan vermutet, H. habe sie in einem Kommentar zu Thucyd. II, 41 (*τὴν πᾶσαν πόλιν τῆς Ἑλλάδος παίδευσιν εἶναι*) gefunden und irrig mit dessen Namen notiert. — 15. **Dionysius**, so auch sonst statt Dionysus (vgl. 172, 34. SWS. IV, 252) und daher nicht berichtigt. — 21 ff. Horaz, Carm. III, 1, 1—4.

Ja sie sind der Nachahmung wert, die Griechen mit ihrem feinen poetischen Sinne: sie, deren schönes Ideal ein Abglanz der Natur ist, wie die Sonne sich im klaren Bache spiegelt; deren dichterischer Grundriß von der Göttin Eunomia gezeichnet, und von ihrer Tochter, der himmlischen Gratie, ausgemalet worden: deren Bilder sich in den Glanz der Morgenröte hüllen: deren Mund Melodie spricht, und deren stolzes Ohr Bilder siehet — sie sind der Nachahmung wert.

Aber ehe wir sie nachahmen, müssen wir sie erst kennen. Wo sind die Lieblinge der Muse, die die griechischen Blumen und Früchte auf den Boden Deutschlands zu verpflanzen suchen? Welches sind die Schutzengel der griechischen Philologie? — Der unsterbliche Geßner: Ernesti: und Klozz: ich will nur diese drei nennen, die viele Verdienste haben, die Griechen unter uns bekannter zu machen; aber meistens für das Große in Deutschland bloß durch Ausgaben. Der erste ist Deutschland leider entrissen: der zweite hat sich nach den Fußstapfen des erstern den Weg kritischer Genauigkeit gewählt; und arbeitet in andern Bezirken: der dritte, von dem Deutschland noch weit mehr erwartet, als er geliefert hat, ist ein feiner Kenner der Griechen, ein genauer Kunstrichter, er hat Verdienste durch seine Ausgaben, und durch seine Urteile; aber wie gerne wünschet man mehr eigne Arbeiten von ihm über die Griechen.

Wo ist ein Schutzengel der griechischen Litteratur in Deutschland, der an der Spitze von allen zeige, wie die Griechen von Deutschen zu studieren sind? Studieren heißt freilich zuerst den Wortverstand erforschen, und das so gründlich, als es zu folgenden Stücken gehört: man suche aber auch mit dem Auge der Philosophie in ihren Geist zu blicken: mit dem Auge der Ästhetik die feinen Schönheiten zu zergliedern, die den Kritikern sonst gemeiniglich nur im Übermaß erscheinen, und denn suche man mit dem Auge der Geschichte Zeit gegen Zeit, Land gegen Land und Genie gegen Genie zu halten.

13. Geßner, richtig Gesner, Joh. Matthias (1691—1761), Philologe und Pädagog. Hs. Rec. über dessen Orpheus ist zu 44, 34 erwähnt; noch eindringlicher rühmt seine Verdienste die Anzeige der Isagoge in eruditionem universalem in der Lemgoer Bibl. Bd. IX. Z. Philos. u. Gesch. 10, 300—311. Schon in der ersten bezeugt er auch Joh. Aug. Ernesti (geb. 1747, Gesners Nachfolger im Rektorat der Thomasschule zu Leipzig, † als Prof. der Beredsamkeit und der Theologie an der Leipziger Universität 1781), der die philologische Methode auf die Theologie anwandte, und Christian Adolf Klotz (1738—71) und ihren Ausgaben seine Hochachtung. Über letzteren und seine Beziehungen zu H. vgl. die Einl. XXIV f. XLVIII f. — 17 f. SWS. I, 33.

Diderot erdichtet sich eine Gesellschaft Menschen, jedweder mit einem Sinn: und jeder ist ein Narr des andern: ein Bild dessen, sagt er, was täglich in der Welt geschieht! — und am meisten, kann ich dazu setzen, in der kritischen Welt: jeder hat einen Sinn und urteilt vom Ganzen. Der Franzose zergliedert höchstens einige Schönheiten flüchtig, bildet seinen Autor nach dem Geschmack seines Landes, und glaubt sich alsdenn schon als den besten Kunstrichter: den Wust lateinischer Wortkritiken sieht er für Schlamm an, wobei er sich verekelt. Wiederum der holländische und deutsche Wortgelehrte sieht jenes seine französierenden Anmerkungen für noch etwas Ärgers als Schlamm an; der Franzose sagt: ja, davon wuchsen Blumen und Früchte! und der Deutsche: das Meinige ist nicht fruchtbar, aber reinigend! Jeder schließt nach seinem einzigen Sinn.

Aber warum hat man denn nur einen? Wie? wenn viele Wortrichter schon vorgearbeitet — wenn die Franzosen ihre ästhetische Bon-Mots nun denn oft genug wiederholt, und durchgearbeitet — wenn die Briten die historische Seite in Erklärung der Alten noch mehr werden erleuchtet haben; wird alsdenn nicht ein Zeitpunkt für die philosophischen Deutschen kommen, die Vorarbeiten aller dieser zu nutzen, und ein ganzes philosophisches Gemälde über sie zu entwerfen? Jene haben schon viel vorgearbeitet; wir, auf unserm Geschäfte, bleiben etwas nach: und vielleicht dörften folgende drei Bemühungen uns näher bringen.

Wie? wenn uns jemand das Geheimnis der schönen Wissenschaften so aus den Griechen aufschlösse, als Baumgarten es aus den Lateinern zu eröffnen anfing, und Home es aus seinen Engländern gethan? Nicht bloß die Veränderung und Neuheit des Gesichtspunktes würde der Ästhetik gewaltig nützen: sondern der Verfasser würde auch, wenn dies Buch, in welchem die Baumgartensche Ästhetik sehr genützt werden könnte, auf Akademien zum

1 ff. In der Lettre sur les Sourds et Muets; vgl. Lessings Auszug IV (D. Nat.-Litt. 61), 2, 35, 4—10. — 26. Baumgarten, vgl. zu 87, 1. — 27. Henry Home, Lord Kaimes (1696—1782), Elements of Criticism, London 1762. Eine Übersetzung von J. N. Meinhardt (Grundsätze der Kritik) erschien Leipzig 1763—66. Vgl. die Forderung, daß die Baumgartensche Ästhetik „durch die Einfalt der Griechen“ müsse „gereinigt“ werden, im 5. Fragm. über Hs. Denkart Lebensb. I, 3, 1, 340—46, das mit Hs. Worten schließt: „Homes Grundsätze der Kritik (und sie verdienen den Namen Ästhetik mehr, als das ganze Baumgartensche Werk), diese Grundsätze mit der Psychologie der Deutschen vermehret und alsdann unter das Volk zurückgeführt, das in seinen Lehrsätzen des Schönen, es sei in Kunst oder Wissenschaft, der Naturempfindung noch am treuesten blieb; nach der Naturempfindung dieses Volkes hellenisiert: das wäre Ästhetik!“ Das Urteil über Homes Werk im 4. Kr. W. SWS. IV, 150 ff.

Grunde läge, viel zur Umbildung des Geschmacks beitragen: es würde die Lehrbücher verbannen, die die französische oder deutsche Scribenten zu ihren Grundfaden wählen, durch die sie Anmerkungen nach der Mode durchschlagen: es würde eine Liebe zur Philologie einflößen, auf den griechischen Parnaß völlig aufzuklimmen, an dessen Fuß man schon so schöne Blumen findet: es würde zu einem philosophischen Geschmack gewöhnen, der in Lesung der Alten sehr nützlich und notwendig ist.

Eine zweite höhere Stufe: wenn sich Übersetzer fänden, die nicht bloß ihren Autor studierten, um den Sinn der Urschrift in unsre Sprache zu übertragen: „sondern auch seinen unterscheidenden Ton fänden, die sich in den Charakter seiner Schreibart setzten, und uns die wahren unterscheidenden Züge, den Ausdruck und den Farbenton des fremden Originals, seinen herrschenden Charakter, sein Genie und die Natur seiner Dichtungsart richtig ausdrückten.“*) — Dies ist freilich sehr viel; aber für mein Ideal eines Übersetzers noch nicht gnug. Die meisten Übersetzer wollen doch gern ein Wort mitreden, in der Vorrede, in kritischen Noten, oder im Leben ihres Autors, und die meisten reden in der Vorrede Komplimente, oder von den Ausgaben ihres Autors: in den Noten aber oft langweilige Erklärungen, die dem Leser keinen guten gesunden Hausverstand zutrauen; oder Zänkereien, die ihn noch weit weniger angehen, oder ein Kram von philologischer Gelehrsamkeit. Endlich wird das Leben des Autors dazu übersetzt: und so ist ein Buch fertig: für den Übersetzer Tagelohn, für den Verleger Meßgut, für den Käufer ein Buch in seine Bibliothek: für die Litteratur? nichts! oder Schade! Null oder negative Größe. Aber —

Wenn uns jemand den Vater der Dichtkunst Homer übersetzte: ein ewiges Werk für die deutsche Litteratur, ein sehr nützliches Werk für Genies, ein schätzbares Werk für die Muse des Altertums und unsre Sprache, ja so wie Homer lange Zeit die Quelle aller göttlichen und menschlichen Weisheit gewesen, so wie er der Mittelpunkt der griechischen und römischen Litteratur wurde, auch das größte Original für die unsere — alles dies kann eine

*) Litt. Br. T. 18. [S. 146: nicht wörtlich genau citiert aus einem Briefe von Resewitz.]

29 ff. Vgl. 45, 19 ff. Krit. Wäld. I Abschn. 15. (III, 2, 114 f.)

Homerische Übersetzung werden, wenn sie sich über Versuche erhebt, gleichsam das ganze Leben eines Gelehrten wird, und uns Homer zeigt, wie er ist, und was er für uns sein kann. Wie sehr haben uns die Engländer hier schon vorgearbeitet! Thomas Blackwells Untersuchung über das Leben und die Schriften Homers (und leider! ist dies schätzbare Buch, das in England so hoch aufgenommen ward, kaum halb ins Deutsche übersetzt); eine Untersuchung, die sich den hohen Satz aufgiebt: „welch ein Zusammenfluß von natürlichen Ursachen konnte den einzigen Homer hervorbringen?“ die diesen Satz aus den Geheimnissen der griechischen Litteratur und Geschichte mit wahrem kritischen Geist erklärt, und zum Homer ein Schlüssel ist — Diese Abhandlung sollte statt Einleitung sein: eine Einleitung, die fast nie so notwendig ist, als wenn wir uns dem ältesten, dem göttlichsten, dem unübersetzbaren Homer nähern. Nun folgen die wichtigsten Untersuchungen der Alten über den Homer: und was er bei ihnen alles geworden ist? Was er bei uns sein kann und soll? Wie wir ihn ohne Mißbrauch nutzen müssen, ohne doch jemals Homere werden zu können?

Dies ist der Eingang; und die Übersetzung? Beileibe muß sie nicht verschönert sein, wie noch jetzt die neue Bitaub'sche als ein Gräuel der Verwüstung dastehet. Die Franzosen, zu stolz auf ihren Nationalgeschmack, nähern demselben alles, statt sich dem Geschmack einer andern Zeit zu bequemen. Homer muß als Besiegter nach Frankreich kommen, sich nach ihrer Mode kleiden, um ihr Auge nicht zu ärgern: sich seinen ehrwürdigen Bart, und alte einfältige Tracht abnehmen lassen: französische Sitten soll er an sich nehmen, und wo seine bäurische Hoheit noch hervorblickt, da verlacht man ihn als einen Barbaren. — Wir armen Deutschen hingegen, noch ohne Publikum beinahe und ohne Vaterland,

1. Versuche, möglich, daß damit auf Gottfr. Ephr. Müllers „Versuch einer Übersetzung der Ilias des Homers“ (Dresden 1745) und Mich. Blohms „Versuch einer gebundenen Übersetzung der Ilias des Homers“ (1. Bd. Altona 1756) angespielt wird; aber auch was sonst bis dahin an Homerübersetzungen erschienen war, konnte nur als „Versuche“ bezeichnet werden. Vgl. Schroeter Kap. I—III. — 5. Das Original „Enquiry into the Life and Writings of Homer“ erschien London 1735. Eine Übersetzung von J. H. Voß (Unters. üb. Hs. L. u. Schr.), nach der schon zu 19, 2 citiert ist, erschien Leipzig 1776 (Einl. XIII). — 8ff. „Wir können allenthalben sicher behaupten: .... ein Zusammenfluß von natürlichen Ursachen vereinigte sich, dies große Genie hervorzubringen und zu bilden“ 2c. S. 6. — 21. Paul Jérémie Bitaubé (1732—1808), aus einer infolge der Aufhebung des Edikts von Nantes nach Deutschland ausgewanderten französischen Familie. Seine freie Übersetzung der Iliade erschien zuerst 1762 in Berlin, neu bearbeitet 1764 in Paris; vgl. Allg. D. Bibl. I, 2 (1765), 1 (Mendelssohn Ges. Schr. IV, 2, 463) ff. u. N. Bibl. d. sch. W. I, 2 (1766, 275 ff.

noch ohne Tyrannen eines Nationalgeschmacks, wollen ihn sehen, wie er ist.

Und die beste Übersetzung kann dies bei Homer nicht erreichen, wenn nicht Anmerkungen und Erläuterungen in hohem kritischen Geist dazu kommen. Wir wollen gern mit dem Übersetzer diese Reise thun, wenn er uns nach Griechenland mitnähme, und die Schätze zeigte, die er selbst gefunden. Als Leute, die dieses Reisens nicht sehr gewohnt, zum Teil dran verekelt sind, mache er uns aufmerksam, führe uns als Kundschafter umher, die sich nicht um Schulgeschichten und Wortklaubereien, sondern um das ganze große Staatsgeheimnis der griechischen Litteratur bemühen. Man weiß, was französische Anmerkungen des Geschmacks über die Alten sind: meistens Zergliederungen einzelner, und oft unwesentlicher Schönheiten, die ihrem Publikum zur Zerstreuung, Erholung und Ergötzung geschrieben sind. Man weiß, wie Schulmänner die Alten erläutern. Man kennet die Grimmischen Noten zum Anakreon; und die Ebertschen zu Young; man kann also aus einer Morgenröte auf den völligen Sonnenanbruch schließen, wie durch Homer ein Publikum könnte gebildet werden, nach griechischem Geschmack. Ich würde nicht gern Poesie und Hexameter bei dieser Übersetzung vermissen; aber Hexameter und Poesie im griechischen Geschmack; sollte es auch nur Gelegenheit geben, uns immer aufmerksam zu machen, wie weit unsre Sprache und Poesie hinten bleibe. — Es ist viel, was ich aufgebe, aber durch alles dieses werden die Schönheiten kaum einigermaßen ersetzt, die im Homer unübersetzbar bleiben.

Um dies mehr ins Licht zu setzen, füge ich ein Urteil des Geschmacks über Steinbrüchels Übersetzung des Sophokles und Euripides dazu; ein Urteil des Geschmacks; ein Urteil nach der Grammatik*) haben schon die Litteraturbriefe gefällt! Ich kann sie nämlich, um vollständig davon zu urteilen, jungen tragischen Genies, Liebhabern der Griechen, und deutschen Sprachrichtern in die Hände geben; was werden diese darüber urteilen?

Den Genies, die bloß ätherisch lesen, ist sie eine sichere

*) Litt. Br. T. 20. p. 157 u. T. 21. p. 3. 13. 81. [Grillo.]

20 f. Anders Mendelssohn (zu 149, 21), dem es (G. Schr. 484) „gleich viel" schien, ob sie „in Reimen, in Hexameter, oder gar in Prosa" wäre. — 28 f. „Das tragische Theater der Griechen. Des Sophokles 1. Band und des Euripides 1. Band" (1763). — 34 f. Vgl. Grillo 20, 158 f.: „Durch dergleichen Übersetzungen werden wir gleichsam bey der Hand zu den reinen Quellen geführt ..."

Handleiterin zu einer klaren Quelle. Sie sehen den tragischen Geist der Griechen, lernen das Eigentümliche ihrer Denkart und ihrer Rührung: können ihre Einfalt und ihre Zusammensetzung, ihre Anlage und Fortleitung bis zur Erreichung des Zwecks verfolgen; aber wo wird in ihnen der griechische Geist der Tragödie aus ihren patronymischen und mythologischen Geschichten entwickelt? und wo ist dies mehr nötig, als in den Chören, die ganz in die griechische Laune verwebt sind? Bei allem schweizerischen Schwulst hört ein Genie wohl die wahre Sprache des griechischen Kothurns in ihrer ganzen Schreibart, und in den Bindungen, die dem poetischen Ohr im Griechischen so stark tönen, als sie sich im Deutschen in die Prose verlieren? Entgeht uns bei den Chören nicht das Kolorit, der Schwung, der theatralische Tritt, die musikalische Harmonie ihrer Originalsprache völlig, von denen sich noch eins und das andre durch das Klopstocksche freie Silbenmaß hätte retten lassen? Ein deutsches Genie versuche es nach Steinbrüchel, tragische Chöre nachzubilden, werden sie wohl im griechischen Geist sein? Indessen gebe ich's zu, daß Steinbrüchel durch seine Übersetzung weit mehr Original ist, da er Deutschland mit den größesten tragischen Poeten bekannt macht, als wenn er uns zehn mitleidige Schweizertragödien nach griechischer Manier gegeben hätte. Von den Griechen hat unser Theater noch am wenigsten, oder lieber gar nichts gelernt.

Die Liebhaber der griechischen Litteratur legen ihn aus der Hand! Man sucht vergebens etwas, das uns das Genie der Griechen, ihres Theaters, und den Charakter seines Autors kostet, und zu schmecken giebt.

Und die Sprache? ist freilich in ihrem Dialekt unangenehm; nicht bloß die Schweizerwörter werden unausstehlich: sondern das Kolorit der griechischen Einfalt soll durch eine übermäßige Farbengebung, die oft den Perioden verzerrt, ersetzt werden: da bleibt Sophokles gewiß nicht mehr die Syrene Griechenlands, wie ihn das Orakel nannte. — Aber die Kühnheit des Übersetzers ver-

7 ff. Auch Grillo fand (21, 82) die Übersetzung der Chöre „nicht schön genug geraten". — Joh. Jac. St. war ein Schweizer (geb. in Zürich 1729, † 1796) und Gr. meint (20, 162), er hätte dies nicht sein müssen, „wenn seine Übersetzung rein, vortreflich im Ausdruck und dem Sophokles vollkommen angemessen hätte seyn sollen"; insbesondere auch gegen die Wiedergabe der Epitheta bringt er 166 ff. manche Bedenken vor. — 15 f. Vgl. S. 71—74. — 26. kostet, vorkostet b: also wie der die Speisen kostende (vorkostende) Koch. DWB. V, 1863 (2a). — 33. das Orakel, richtiger Dionysos in dem Traumgesichte, in welchem er nach Pausanias (1, 21, 1) dem Befehlshaber der in Attika eingefallenen Lakedaimonier befahl τιμαῖς ὅσαι καθηστήκασιν ἐπὶ τοῖς τεθνεῶσι τὴν Σειρῆνα νέαν τιμᾶν.

dient Aufmunterung, „die griechische Wortfügungen unsrer Sprache anpaßt"; nur muß sie keine blinde Nachfolger haben, die ein Exempel sogleich zur erlaubten Gewohnheit machen; und gerechte Richter müssen sein, die das klassische Ansehen solcher Versuche beurteilen.

Steinbrüchel fahre also in seinen Bemühungen fort, und lasse sich die Kritiken bloß zur Hilfe dienen. Auch Pindar — ein für die Deutschen so verschlossnes Buch, der den griechischen Nationalgeist so sehr in seiner Stärke zeigt, und für unsre dorische Sprache und Genies bildend gnug sein könnte — auch Pindar*) muntre ihn auf, ein großer Übersetzer, aber auch zugleich im griechischen Verstande ein Dolmetscher desselben zu werden. In tantis voluisse, laborasse, sudasse, sat est. Rühmlich kühn ist die Muse,

Pindarici fontis quae non expalluit haustus.

Statt daß ich jetzt ein Verzeichnis hinsetzen sollte: „welche Griechen und aus welchen Gründen sie zu übersetzen wären", will ich lieber die Übersetzung des Tyrtäus,**) und noch mehr Daphnis und Chloe aus dem Longus mit dem verdienten Lobe nennen. Auch mir thut es Leid, „daß die ungenannten Übersetzer nicht darauf gefallen sind, den griechischen Text beidrucken zu lassen. Man sollte wirklich alle Gelegenheit ergreifen, bei unsrer Nation die fast verloschene Liebe zur griechischen Sprache, deren Schriftsteller die reinsten Quellen des Geschmacks sind, in etwas wieder anzufachen. Wie rühmlich wäre es auf alle Art, wenn wir die englische Nation lieber in dem Studio der griechischen Sprache, als in gewissen andern Dingen nachahmen wollten."***)

Wo ist aber noch ein deutscher Winkelmann, der uns den Tempel der griechischen Weisheit und Dichtkunst so eröffne, als er den Künstlern das Geheimnis der Griechen von ferne gezeigt? Ein Winkelmann in Absicht auf die Kunst konnte bloß in Rom aufblühen; aber ein Winkelmann in Absicht der Dichter kann in

*) Litt. Br. T. 2. [S. 211 ff. Br. 31. Lessing hatte hier bereits eine Probe von Steinbrüchels Pindarübersetzung in Prosa gegeben.]
**) Litt. Br. T. 17. p. 11. [Nicolai.]
***) p. 16. [Z. 23 „des guten Geschmacks".]

1f. Vgl. 40, 11f. u. Anm. — 9. dorische, vgl. 53, 22. 28f. u. Klopstock in d. Anm. zu 202, 3. — 12f. Vgl. Properz II, 10 (= III, 1), 6 in magnis et voluisse sat est. — 14. Horaz, Epist. I, 3, 10. — 17f. die Übersetzung des Tyrtäus von Weiße im Anhang zur 2. Aufl. seiner Amazonenlieder, Leipzig 1762. — Daphnis und Chloe, ein Hirtenroman, von dem nach Heimat und Lebenszeit unbekannten (etwa 3—4. Jahrh. n. Chr., vgl. Rhode, der griech. Roman S. 498ff.) Longus und Vorbild ähnlicher moderner Dichtungen, ist von Grillo übersetzt (Berlin 1766).

Deutschland auch hervortreten, mit seinem römischen Vorgänger einen großen Weg zusammen thun.

Diese Geschichte der griechischen Dichtkunst und Weisheit, zwei Schwestern, die nie bei ihnen getrennt gewesen, soll den Ursprung, das Wachstum, die Veränderungen und den Fall derselben nebst dem verschiedenen Stil der Gegenden, Zeiten und Dichter lehren, und dieses aus den übrig gebliebnen Werken des Altertums durch Proben und Zeugnisse beweisen. Sie sei keine bloße Erzählung der Zeitfolge und der Veränderungen in derselben, sondern das Wort Geschichte behalte seine weitere griechische Bedeutung, um einen Versuch eines Lehrgebäudes liefern zu wollen. Man untersuche nach ihrem Wesen die Dichtkunst der Griechen: ihren Unterschied von den übrigen Völkern: und die Gründe ihres Vorzugs in Griechenland: hier würde sich ein Ocean von Betrachtungen darbieten, wie fern ihr Himmel, ihre Verfassung, Freiheit, Leidenschaften, Regierungs- Denk- und Lebensart, die Achtung ihrer Dichter und Weisen, die Anwendung, das verschiedne Alter, ihre Religion und ihre Musik, ihre Kunst, ihre Sprache, Spiele und Tänze u. s. w. sie zu der hohen Stufe erhoben haben, auf der wir sie bewundern. Man zeige uns das wahre Ideal der Griechen in jeder ihrer Dichtarten zur Nachbildung, und ihre individuelle, National- und Lokalschönheiten, um uns von solchen Nachahmungen zu entwöhnen, und uns zur Nachahmung unsrer selbst aufzumuntern. Der Ausdruck, die Proportion, das Äußere ihrer Werke werde erklärt, und mit unserm Stil verglichen. Alsdenn von den verschiednen Zeiten der griechischen Poesie; wiederum mit einer pragmatischen Anwendung auf unsre Zeit: wie die Römer von den Griechen gelernt haben, und wie wir von ihnen lernen sollen. — Ein Ocean von Betrachtungen, in den sich bloß ein Kenner der Alten, ein Weltweiser, ein geschmackvoller Kunstrichter, und ich möchte beinahe sagen, selbst ein Dichter wagen kann: ein Ocean, aus dem die meiste unsrer Weisen nur Tropfen kosten; an dem die meisten Dichter nur so trinken, als die zum Siege bestimmte

10 f. Über das hier aus dem Zusammenhang selbst klare Verhältnis zwischen „Geschichte" und „Lehrgebäude" (d. h. Erzählung verbunden mit philosophischer Betrachtung), wie es Winckelmanns Kunstgeschichte sein wollte (SWS. II, 123. Denkmal, herausg. von Duncker S. 36; auch „Lehrgeschichte" SWS. II, 120, „Geschichtsgebäude" Krit. Wäld. I, Kap. 24 [III, 2. 169, 17 f. 170, 3], „systematische Geschichte" oben S. 81, 11), redet H. besonders SWS. IV, 201 ff. (vgl. III, X f.; m. Einl. zu d. Krit. Wäld. III, 2, 1): „Begebenheit und Urteil" sagt er dort (202) neben und für „Geschichte und Lehrgebäude". — 33. nur so trinken u. s. w., d. h. nur mit der Zunge lecken: Richter 7, bes. 5—7.

Streiter Gileads; und die Kunstrichter? — bringen dem Götzen ihres Äons mit demütigem Stolze eine Handvoll Wasser aus demselben dar, wie jener Bettler dem persischen Monarchen.

Ein Werk von dieser Art muß die Griechen unter uns bekannter machen, die wir so wenig kennen; es muß den Quell des guten Geschmacks öffnen, und uns von elenden Nachahmern der Griechen befreien: den ganzen Knoten muß es entwickeln, wie weit kamen sie? und warum so weit? — wie weit sind wir ihnen nach? wie viel weiter können und sollen wir? — was werden wir nie erreichen? und warum nicht? —

Zufolge der Bemerkungen der Litteraturbriefe über das Ideal*) und die vollkommenen dramatischen und epischen Charaktere (Bemerkungen, die ich sehr schätze) hatte ich hier eine Abhandlung über das Ideal der Griechen in jeder Dichtart eingerückt, und mit dem Ideal unsrer ausgearteten Zeit verglichen: bei der zweiten Umarbeitung meiner Fragmente vermehrte ich sie; allein bei der dritten — ließ ich sie aus, weil sie mir noch selbst auf Seiten der Griechen zu wenig gnug that, und auf Seiten unsrer notwendig hie und da frei werden mußte. Ich fahre also lieber im Ton meiner Fragmente fort und frage:

2.

(Wie weit haben wir sie nachgebildet?)

Wie weit sind wir denn im Nachbilden der Griechen? Vielleicht haben einige deutsche Genies in der Stille bloß unter dem Angesicht ihrer Muse die Alten studiert, vielleicht in der Stille ihnen Werke nachgebildet, die für uns griechische Schönheiten enthalten. Vielleicht**) ist Bodmer unser Homer, Gleim unser Anakreon, Geßner unser Theokrit, der Grenadier unser Tyrtäus, Gerstenberg ein Alciphron, Karschin unsre Sappho, der Dithyrambensänger

*) Litt. Br. T. 7. p. 124. 125. T. 9. p. 49 [Mendelssohn Br. 123. 145.]. T. 14. p. 252 [Abbt].
**) Litt. Br. T. 1. p. 34. [Lessing Br. 7 a. a. O. 165, 10 f.]

3. Auf Winckelmanns Anordnung dargestellt von Oeser in der Widmungsvignette zu den „Gedanken über die Nachahmung" (nachgebildet in Seufferts Neudr. S. 5, vgl. IV) nach Aelian, Var. Hist. I, 32. — 17. Nach Suphan I, XXVIII ist im handschriftlichen Nachlaß davon nichts erhalten. — 28 f. der Grenadier, Gleim (vgl. zu 190, 21). — Gerstenberg ein Alciphron: wie schon Klotz, der sich diese verunglückte Parallele (A., ein griechischer Rhetor des 2. Jh. n. Chr., schrieb Briefe der Fischer und Hetären) nicht entgehen ließ (Deutsche Bibl. I, 1, 174. 178 f.), bemerkte, wurde H. durch Lessings Erfindung im 32. Lbr. „verführet, griechische Briefe neben deutsche Tändeleien zu stellen". „Der Verfasser," schickt Klotz voraus, „hat den Alciphron nie gelesen, nicht einmal gesehen

unser Pindar! Sehet da! ein glänzendes Siebengestirn, vielleicht vortrefflicher, als jenes am Hofe des Philadelphus.

Bodmer und Homer! Nein ich wage es nicht, über zwei so ehrwürdige Greise zu urteilen; Noah mag heiliger sein, er mag moralischer sein; ich finde doch nicht Antrieb, ihn in irgend etwas mit Homer zu vergleichen; und zum Glück besinne ich mich, daß er älter sei, als der Zeitpunkt, über den ich schreibe.

Aber Homer und Klopstock! Wo hat Klopstock ein Homer sein wollen? Nach seiner Abhandlung von der heiligen Poesie scheint er mehr vom Virgil zu machen, und ist auch eher Virgilianisch als Homerisch. Vielleicht besingt er, als ein heiliger Virgil, die Gegenstände des Orients; und vielleicht reizt eben dieses Virgilianische mehr, als das Seltene in seinem Gedichte. — Aber Homer? Ja! wenn ich Klopstocks Inhalt der Gesänge lese; so denke ich (wer wird dies nicht für wunderlich halten?), bei den Summarien denke ich noch an den Rhapsodisten; aber bei dem Gedichte selbst nicht mehr. Der große Reichtum von Worten, von schönem Ausdruck, von Malereien auf der Oberfläche; von ausgeführten Gleichnissen reißt mich fort, daß ich nicht Auffodrung gnug habe, jenen griechischen Sänger in ihm zu suchen, der arm an Worten und reich an Handlung war; der jede Schönheit seiner Bildung tief eindrückt, und seine Ideen nicht malt, sondern mit lebendigen Körpern umhüllet, die von Morgenröte strahlen. Vielleicht ist es für Klopstock die größte Ehre, wie ich deshalb an das Zeugnis eines Franzosen*) mich erinnere, gar kein Homerisches Bild gebraucht zu haben: vielleicht ist es unsrer geistigern Zeit gemäßer, daß er seine Bilder gleichsam unsichtbar in die Seele malet, so wie die sinnlichen Griechen sich an ihrem sinnlichen Homer ergötzten; vielleicht übertrifft das Moralische im Klopstock alles

*) Bitaubé in seiner Übers. Homers. [Zu 149, 21. Mendelssohn G. Schr. IV, 2, 465. N. Bibl. I, 2, 279.]

und kennt ihn nur dem Namen nach." Die beabsichtigte Verteidigung dagegen im ersten Entwurf der Umarbeitung ist nun SWS. II, 202*) zu lesen. Klotz war aber mit diesen Parallelen überhaupt wenig zufrieden, und so erklärte sich H. ebenda über seine Absicht mit denselben (a. a. O. 201), ersetzte hier in b die Worte „G. e. A." durch „Lessing unser Äsop" (Einl. XXVIII f.) und strich in der Folge sowohl die zwischen G. u. A., als auch die zwischen Karschin und Sappho (6. 7). — 29. der Dithyrambensänger, vgl. zu 72, 4.

2. Ptolemaios II. Philadelphos (285—247), an dessen Hof in Alexandria eine Reihe hervorragender Gelehrter und Dichter lebten, darunter die sog. tragische Plejade. — 3—7. Einl. XLI. — 7. älter, zu 65, 2. — 9. Zu 137, 29 f. — 14. In der Kopenhagener Ausg. von 1755 hatte Kl. Inhaltsangaben zu den einzelnen Gesängen beigefügt, die natürlich auch in die Hallenser Ausg. übergingen; in den spätern von 1780 und 1799 fehlen sie; in den gangbaren Gesamtausgaben wurden sie wiederholt, auch bei Hamel D. Nat.-Litt. Bd. 46.

schöne Sinnliche im Homer; ja vielleicht ist sein großes Talent, die Seele zu schildern, mehr wert, als alles im alten Griechen — alles dieses vielleicht sei meinethalben gewiß; eine so nützliche Untersuchung mag eine Poetische Bibliothek zur Ehre der Deutschen anstellen.*)

Ich schweife hier lieber auf den Machtspruch eines Kunstrichters aus: „Homer ward eben so wenig von allen Griechen verstanden, als Klopstock von allen Deutschen!**) Die wahren Kenner der Dichtkunst sind zu allen Zeiten in allen Ländern eben so rar, als die Dichter selbst gewesen! So ist es wirklich!" Ohngeachtet dieses Wirklich hier als ein Amen stehet; so will ich doch eben nicht im zweiten Chor antworten: Amen! sonders etwas ausnehmen.

Daß alle Griechen den Homer verstanden, wer wird dies behaupten, der jemals die Griechen auch nur von ferne gesehen? der da weiß, daß jede Sprache alle Vierteil Jahrhunderte sich merklich verändert, und der die Zeit des Homers kennt, wo die griechischen Staaten sich erst zu bilden anfingen, und also notwendig mehr und wichtigere Veränderungen in der Sprache erfuhren, als wir in einer gebildeten Sprache, und einem ruhigen Staat. Man muß also notwendig eine Zeit festsetzen, wenn wurde der Homer so und so wenig verstanden? Wie er sang? Nun! da sang er als ἀοιδός, und notwendig also, wenn es damals καλοὺς κἀγαθοὺς gab, die gute hübsche Leute bedeuteten, diesen verständlich. Ist das Leben Homers wahr, das man dem Herodot zuschreibt: so zog er umher; fand in einigen Städten Beifall auf den Märkten, und Ehre in den Staaten: seine Sprache war göttlich, neu; aber im ganzen verständlich; weil damals noch nicht ein Unterschied zwischen der Sprache der Weisen und des Volks, zwischen der Denkart der Vornehmen und Geringen war; was Homer sang, war die Sprache der Götter und zugleich eine veredelte Sprache des Pöbels. Nur in einigen Republiken, wo die Mundart schon mehr politisch geworden war, da war seine Sprache fremde, ungewöhnlich, und in Athen, wo er nachher so viel galt, kostete ihm

*) Litter. Br. T. 19. p. 155. 156. [Zu 135, 10.]

**) Litter. Br. T. 1. p. 49. [Lessing im Eingang des 10. Br. in veränderter Reihenfolge; Z. 9 sagt L. „die wahren Dichter".]

23. die — bedeuteten, nach Lessings oder, wie Redlich zu Lessings WW., Hempel, IX, 57, erinnert, richtiger Mendelssohns Erklärung im zuletzt citierten 10. Lbr. (a. a. O. 173, 6 f.). Vgl. 161 ff. — 24. Öfter gedruckt, u. a. bei Westermann, Biographi graeci 1. — 33 f. Diog. Laert. II, 5, 43.

seine Raserei 50 Drachmen. In dieser poetischen Zeit betrachtet, möchte also das eben so wenig, das der Kunstrichter behauptet, nicht genau eintreffen: damals war seine Sprache eben die Sprache des Volks, die Kenner der Dichtkunst waren häufiger, und die Dichter selbst — wer die Dichterei der alten *ῥαψῳδῶν* und *ἀοιδῶν* kennet, wird ihre Dichtkunst unmöglich mit der unsrigen vergleichen.

Meint aber der Kunstrichter die Zeit, da Homer gelesen wurde: so trifft es eben so wenig ein. Die Glieder des Dichters wurden erst in der 61. Olympiade gesammlet, da er doch nach der gemeinsten Rechnung immer vor den Olympiaden gelebt hat. Hier muß man nun ausmachen, wer waren die alle, die den Homer verstehen sollten? Ich nehme eine mittlere Größe an: laß es gute hübsche Leute gewesen sein (*καλοὶ κἀγαθοί*)! Nun weiß ja aber, wer im Plato auch nur bis in die Mitte seines ersten Gesprächs gekommen, daß Hipparchus, der Sohn des Pisistratus, unter vielen andern Proben der Weisheit auch des Homers Bücher zuerst nach Athen gebracht, und die Rhapsodisten angetrieben, sie bei den öffentlichen Spielen zu lesen; eine Gewohnheit, die nicht bloß bis an Platons Zeiten reichte. Wo sind nun die Panathenäa, wo unser Homer unserm Volk vorgelesen und erkläret wird? — Ich sage: erklärt ward: denn dies zeigt Platons ganzes Gespräch: Jo — eine Unterredung, deren Name schon gnug ist, daß jeder, der sie gelesen, das vorige eben so wenig einschränken wird. Mit welchem Enthusiasmus sprach Jo im Namen aller Rhapsodisten vom Homer? Konnte er ihn nicht bis auf ein Wort auswendig? War es nicht alle seine Arbeit, sein ganzer Lebenslauf vor dem Tode, und auf dem Leichensteine: dieser hat den Homer auswendig gewußt, am besten deklamieren, am gründlichsten erklären können! Was richtete nicht seine Rhapsodie bei dem Volke aus? — Und das alles, ohne Homer mehr zu verstehen, als unser Volk den Klopstock? Ich glaube, die Parallellinien neigen sich von einander; und sie entfernen sich merklicher. Daß Homer in den Schulen bei

8. Glieder des Dichters, (disiecti) membra poetae Horaz, Sat. I, 4, 62. — 12. laß, im Sinne einer Annahme oder Einräumung (= gesetzt, es seien u. s. w.): Beispiele dieses bei H. bis in die Siebzigerjahre nicht selten begegnenden ostpreußischen Provinzialismus giebt Suphan II, 383 f. zu 344, wo auf Hoffheinz, Altpreuß. Monatsschr. IX, 460 verwiesen wird. — 14 ff. Hipparch 228 B (*Ἱππάρχῳ,*) *ὃς ἄλλα τε πολλὰ καὶ καλὰ ἔργα σοφίας ἀπεδείξατο καὶ τὰ Ὁμήρου ἔπη πρῶτος ἐκόμισεν εἰς τὴν γῆν ταυτηνί, καὶ ἠνάγκασε τοὺς ῥαψῳδοὺς Παναθηναίοις ἐξ ὑπολήψεως ἐφεξῆς αὐτὰ διιέναι, ὥσπερ νῦν ἔτι οἵδε ποιοῦσι.* — 21. Vgl. c. 1 p. 530 C *τὸν γὰρ ῥαψῳδὸν ἑρμηνέα δεῖ τοῦ ποιητοῦ τῆς διανοίας γίγνεσθαι τοῖς ἀκούουσι.* — 24. Vgl. 44, 5 ff.

den Griechen gelesen wurde: sagt Xenophon, — doch nein! hier stoße ich auf eine Stelle, die vielleicht zwischen Wieland und Fll. Gelegenheit zum Streit über *καλὸς κἀγαθός* gegeben; ich setze also lieber das Zeugnis eines griechischen Rammlers hin, des sorgfältigen Isokrates: *οἶμαι δὲ καὶ τὴν Ὁμήρου ποίησιν μείζω λαβεῖν δόξαν, ὅτι καλῶς τοὺς πολεμήσαντας τοῖς βαρβάροις ἐνεκωμίασε, καὶ διὰ τοῦτο βουληθῆναι τοὺς προγόνους ἡμῶν ἔντιμον αὐτοῦ ποιῆσαι τὴν τέχνην, ἔν τε τοῖς τῆς μουσικῆς ἄθλοις καὶ τῇ παιδεύσει τῶν νεωτέρων, ἵνα πολλάκις ἀκούοντες τῶν ἐπῶν ἐκμανθάνωμεν τὴν ἔχθραν τὴν πρὸς αὐτοὺς ὑπάρχουσαν.**)

Wo wird nun in unsern Schulen unser Homer in diesem Zwecke gelesen? Das Geschichtchen vom alten Homer weiß ein Knabe wohl aus seinen historiis selectis, daß Alcibiades jenem Schulmeister eine Ohrfeige gab, der nicht den Homer in der Schule hatte: Dummkopf, sagte er, auch deine Schüler willst du zu Dummköpfen machen?**) Dies Geschichtchen hat nun wohl ein Knabe gelesen, aber deutsche Homere? Viel eher, sage ich in der Angst, den griechischen selbst. Und noch weniger gilt der Einwurf, den der Kunstrichter wider die Bekanntschaft Homers aus dem Xenophon macht, und wie ich fast dazusetzen kann, myopisch macht. Man warf dem Sokrates vor: er habe Stellen aus dem Homer angeführt, nicht die an sich gefährliche Lehren enthielten, sondern die er in einem für den damaligen athieniensischen Staat gefährlichen Zweck angeführt. Nicht, als hätte ihn Sokrates grammatisch oder poetisch mißgedeutet; sondern politisch übel angewendet. Daß ich nicht nach meinem lieben Eigensinn deute; sondern daß es Xenophon selbst sagt, zeigen seine Worte augenscheinlich: „Sokrates, so sagte sein Ankläger, pflegt auch oft Homers Gedichte

*) Isocrates in Panegyr. [159].

**) Plutarch. in vit. Alcibiad. [7 mit sehr frei umgebildetet Schlußwendung Z. 15 f. Dummkopf — machen.]

2. Vgl. Lessings (zu 110, 22) Lbr. 9 und 10, die H. in der folgenden Erörterung immer im Auge behält, und die man daher mit ihr zusammenhalten muß. — 4. eines griechischen Ramlers, wegen seiner „sorgfältigen" Behandlung der Form. Die Schreibung Rammler wurde als im Brauche Hs. begründet (SWS. II, 384 zu 365. 366), wo sie sich vorfand, nicht angetastet. Sie ist auch Lessing nicht fremd: vgl. Blümner zu Antiquar. Br. (D. Nat.-Litt. 66, 2) 251, 28. — 13. historiae selectae, Auszüge aus verschiedenen Autoren, wie sie z. T. noch bis in unsere Tage im klassischen Unterricht gebräuchlich waren; vgl. SWS. IV, 396, wozu Redlich ein solches Buch „Selectae e profanis scriptoribus historiae, rec. et praef. adiecit Joa. Frid. Fischer [1724—99, Konrektor, später Rektor der Leipziger Thomasschule und Prof.], Lips. 1765" nachweist. — 17 f. sage — Angst, vgl. SWS. I, 35 „ja in der Angst will ich lieber sagen:" ꝛc. „Einer aufdringlichen falschen Meinung mit einem Angstentschlusse aus dem Wege zu gehen, ist ein Auskunftsmittel, das H. sich gern bereit hält" Suphan, Ztschr. f. d. Phil. VI, 177 f. Vgl. 277, 2. 291, 8 f. 14.

anzuführen: daß z. E. Ulysses den Vornehmern mit freundlichen Worten zugesprochen; wenn sich aber ein Geringerer unnütz machte: so schlug er ihn mit seinem Scepter und befahl ihm ruhig zu sein. Dies hat er so ausgelegt, als wollte der Poet, man sollte die Geringern bloß mit Schlägen ziehen; allein, setzt Xenophon dazu, das hat Sokrates gar nicht gemeinet: sondern ꝛc."*) Und was folgt hieraus? Daß Homer Lehren wider den Staat enthielte? Gar nicht! sondern daß Sokrates seine Lehren wider den Staat aus einem bei dem Volk so viel geltenden Dichter zu bestätigen suche! Sagt der Ankläger, daß Homer die geringern und ärmern Leute zu schlagen rate? Nicht! sondern Sokrates mache dieses den geringern und armen Leuten glaubend!

Diesen geringern und ärmern Leuten konnte ja ein Sokrates leicht was glaubend machen, und Melitus mußte als ein Verehrer des Homers eben dagegen am meisten eifern, daß Sokrates seine Lieblinge, die Dichter, so mißbrauchte. Die aufgebrachten Richter verurteilten, ohne daß sie im Homer nachsahen, ob dies der wahre Verstand sei (das that hier ja nichts zur Sache); sondern weil er den Staat störte: wenn sie auch Leute gewesen wären, mit denen man in der Jugend den Homer gelesen, so betraf es ja hier keine moralische Lehre, und noch weniger poetische Schönheit; sondern eine politische Situation. Und ich kann noch weiter gehen, wenn ich den fruchtbaren Folgerungen, die dieser Fll. bei seinen kritischen Streitigkeiten sonst reichlich bewiesen hat, nachahme: eben weil die Richter den Lieblingsdichter ihrer Jugend in Sokrates' Munde so gemißhandelt sahen; eben weil sie viel von dem Ansehen eines Poeten zu befürchten hatten, den jeder für göttlich hielt, den die *καλοὶ κἀγαθοί* auswendig wußten — so nahmen sie die Sache so ernsthaft.

Überhaupt zeigt dieser ganze Prozeß, daß wir keinen Homer mehr haben **können**, dem die Ehrennamen: Vater der Weisheit, der Tapferkeit, der Dichtkunst, im hohen griechischen Sinne zukommen könnten; keinen Homer, der für uns so ein Original nach Sprache, Sitten, Geschichte, Fabeln und Melodie sein kann, als es jener für die Griechen war: jene liebten Heldenerzählungen von ihren Vorfahren aus einer alten Sage: Mythologien von Göttern, die ihre Väter, die Häupter ihrer Familien, die Stifter ihrer Staaten und die Überwinder ihrer Erbfeinde waren —

*) Im erst. Buch der Denkw. Reden [2, 58—60].

Unsere Leser der deutschen Homere gehen vermutlich in Beinkleidern oder langen Röcken nach französischem Schnitt: sie lesen statt Mythologien Gellertsche Fabeln, und statt Hexameter und Rhapsodien singen sie Kirchenlieder. Nach der Bekanntschaft und Bildung des Geschmacks ist entweder Gellert unser Homer; oder er soll noch geboren werden. Denen, die darüber staunen, wie Gellert und Homer zusammen kommt, schreibe ich eine Stelle ab, die richtig gnug ist:*)

„Für ganz Deutschland ist es ohne Widerspruch Gellert, dessen Fabeln wirklich dem Geschmacke der ganzen Nation eine neue Hilfe gegeben haben. (Fragt die erste, beste Landpredigertochter nach Gellerts Fabeln: die kennt sie — nach den Werken andrer unsrer berühmten Dichter? kein Wort.) — Nach und nach haben sie sich in die Häuser eingeschlichen. Dadurch ist das Gute in der Dichtkunst in Exempeln und nicht in Regeln bekannt, und das Schlechte verächtlich gemacht worden. Denn der Geist und der Geschmack einer Nation sind nicht unter ihren Gelehrten und Leuten von vornehmer Erziehung zu suchen. Diese beiden Geschlechter gehören gleichsam keinem Lande eigen. Aber unter dem Teile der Nation liegen sie, der von fremden Sitten und Gebräuchen und Kenntnissen noch nichts zur Nachahmung sich bekannt gemacht hat.“ Das ist nun Gellert in Absicht des Geschmacks — aber was war Homer in Absicht der Religion, der Künstler, der Dichter, der Redner, der Weisen, der Sprache, der Sitten, der Erziehung, für die καλοὺς κἀγαθούς der Griechen?

Dies böse griechische Wort verfolgt mich, so sehr ich vor ihm fliehe, und mein Knoten ist nicht eher aufgelöset, bis es bestimmt ist. Denn so fragt der Kunstrichter:**) „Ist es wahr, daß die alten Griechen ihre Jugend aus dem Homer Weisheit lehrten? Und wurde Homer auch nur von allen denen verstanden, welchen das Beiwort καλοὶ κἀγαθοί zukam?“ — Seine Frage ist so viel als Nein! meine Antwort aber Ja! Ämilius Scaurus leugnet; Valerius bejahet; wem von beiden glaubt ihr Römer?

*) Abbt vom Verdienst p. 376. 77. [Vermischte WW. I, 271 f. Das Citat ist z. T. nach Hs. Weise frei; die in () stehenden Worte sind aus einer Anm. Abbts in den Text eingeschoben.]

**) Litter. Br. T. 1. p. 46. [170, 19 ff. Z. T. frei citiert.]

26. Auch im Briefwechsel mit Hamann ist davon die Rede Lebensb. I, 2, 121 (= Hoffm. 21, 26). 129. 142. 257. Vgl. zu 162, 18. — 32 f. Eine auch SWS. I, 36. 130 wiederkehrende Anspielung auf die Verteidigungsrede des M. Ämilius Scaurus gegen den Volkstribun Q. Varius Hybrida (91 v. Chr.; vgl. Quintil. V, 12, 10; Valerius Maximus III, 7, 8. Asconius zu Cicero

Außer dem, was ich schon angeführt, kann ich mein erstes Ja mit folgender Stelle aus Xenophons Schmause giltig machen: „Mein Vater, sagt Niceratus, der mich zum tüchtigen redlichen Mann (ἀγαθός) machen wollte, hielt mich an, alle Gedichte Homers auswendig zu lernen, so daß ich noch jetzt die ganze Iliade und Odyssee hersagen kann.“ — Hier war ein guter hübscher Mann, der seinen Sohn auch dazu machen wollte, und ließ ihn also Homer lernen: so wurde also Homer mit der Jugend getrieben: so wurde er gewiß von denen verstanden, die gute hübsche Leute waren, denn sie waren durch ihn dazu gebildet.

Aber heißt καλὸς κἀγαθός ein guter hübscher Mann, oder ist es ein Schweizer-Virtuose? Beide Parteien können recht behalten, wenn sie sich anhören wollen, und wenn sie Staub unter die Augen streuen,*) hat es vielleicht keiner von beiden. Mehr als ein guter hübscher Mann, und weit weniger als ein Shaftesburischer Virtuoso, nach dem hohen Geschmack unsrer Zeit. Ich erinnere mich, die Abhandlung eines Grammatikers über dies Wort gesehen zu haben; und weil ich nicht gern thun mag, was ein andrer vor mir gethan, so will ich nicht ein Register von den Stellen machen, wo dies Wort vorkommt. Ich schreibe aus dem Gedächtnis.

In jeder Sprache müssen sich alle Wörter verändern, die den eigentlichen Charakter des Zeitalters ausdrücken, und eben dies dünkt mich von καλὸς κἀγαθός. In den ältesten Griechen erinnere ich mich nicht, es gelesen zu haben: es ist ein Wort aus dem Zeitalter der schönen Prose und der feinen politischen Sitten. In den Zeiten, da ἀρετή, Tugend, noch allein Tapferkeit des Körpers und Geistes bedeutete: galt bloß ein braver Mann ἀγαθός. So wissen im Homer die Helden kein besser Wort ihrer Würde, als wenn sein Agamemnon oft gnug sagt: ἀγαθὸς γάρ εἰμι. So wenig hier das ἀγαθός eine moralische Güte bedeutet, zu einer Zeit, wo Tapferkeit über alles galt: so wenig litte

*) Litt. Br. T. 1. p. 52. [Lessing gegen Wieland im 10. Br. a. a. O. 173, 1 f. Z. 13 in st. unter.]

pro Scauro I, 3). Die ganze Anspielung samt der Verwechslung des Namens des Anklägers (Valerius statt Varius: Valerius Triarius hieß übrigens der Ankläger, gegen den später Cicero den Scaurus verteidigte), findet sich fast wörtlich so wie hier bei Winckelmann, Erläuterung der Ged. v. d. Nachahm. S. 103 (WW. Eisel. I, 123 § 2), dem sie demnach entlehnt ist.

2. Xenophons Schmause, Sympos. 3, 5. — 12. Schweizer-Virtuose, insofern H. Wieland, von dem die Erklärung herrührt (vgl. 163, 10 ff.), seiner Parteistellung nach zu den Schweizern zählt (vgl. 164, 21 f.).

dieses Zeitalter *καλοὺς κἀγαθούς* im feinen Verstande des Shaftesbury. Auch das Wort *καλός* hat diesen Ursprung gehabt: und wurde von den *ἀνδράσιν ἀγαθοῖς* gesagt, die in der Schlacht *εὖ* und *καλῶς* (tapfer) stritten. Aber mit der Zeit verfeinerte sich der Geist der Sitten: das Wort *ἀρετή* hieß Brauchbarkeit: das Wort *ἀγαθός* und *καλός* hieß ein tüchtiger Mann in Geschäften, und selbst der Ehrenname *ἀνήρ* verlor etwas von seiner Mannheit. Weil in der damaligen Zeit die Weisheit auch noch allein eine Dienerin des Staats war: so übernahmen es sich also die Weisen, solche brauchbare Männer zu bilden, die redliche Menschen und tüchtige Bürger waren: so frägt Xenophon den Sokrates im Diogenes Laertius: sage mir, wie kann man ein *καλὸς κἀγαθός* werden? und dieser führt ihn in seinen Unterricht. So sagt Nicerat in der angeführten Stelle: mein Vater, der mich zum tüchtigen Mann (*ἀγαθός*) machen wollte: ließ mich den Homer lernen. So trugen es die Athenienser, die vorzüglich nach dieser politischen Kultur strebten, beständig im Munde (*καλὸς κἀγαθός*); und es war bei ihnen, wie ein Scholiast sagt: summa omnis laudationis! Und also gewiß notwendig mehr, als ein guter hübscher Mann bei uns.

Der Recensent will auch nur einen einzigen Beweis, daß *καλὸς κἀγαθός* etwas mehr als dies bedeute? Wohl! es sei eben die Stelle,*) in der er nichts als den guten hübschen Mann finden will; Schade, daß ich mehr darin finde, und eben die Beschreibung des *καλοῦ κἀγαθοῦ*. Sokrates frägt den jungen Theages im Plato: *τί οὖν; οὐκ ἐδιδάξατό σε ὁ πατὴρ καὶ ἐπαίδευσεν ἅπερ ἐνθάδε οἱ ἄλλοι παιδεύονται, οἱ τῶν καλῶν κᾳγαθῶν πατέρων υἱέες; οἷον γράμματά τε, καὶ κιθαρίζειν, καὶ παλαίειν, καὶ τὴν ἄλλην ἀγωνίαν;* Können hier *καλοὶ κᾳγαθοὶ* füglich gute hübsche Leute bedeuten, wie wir dies Wort brauchen? Nein! sie ließen ihre Söhne, um sie auch zu *καλοῖς κᾳγαθοῖς* zu machen, Wissenschaften, (nicht bloß das A B C lesen und schreiben), die Musik, die nach der griechischen Denkart weit mehr schöne Kunst,

*) Litter. Br. T. 1. p. 52. [173, 4ff.]

12. II, 6, 48. — 18. ein Scholiast: Chph. Kretzschmar „in seinem Lexico" über Älian, d. h. wohl den s. Ausg. d. Var. hist. (Dresd. et Lips. 1746 u. 1763) beigefügten indices vocum. Hamann an Herder (Lebensb. I, 2, 129). — 26. Theag. C. 3 p. 122 E die Versehen *παιδευονται* st. *πεπαίδευνται*, *υἱεες* und die erst von hier ab noch einigemale begegnende Schreibung *κᾳγαθων* u. ä. sind ebenso wie die zweifelhafte, im klassischen Griechisch unbelegte Bildung *καλοκἄγαθος* (163, 4. 164, 15, beidemal in der Schreibung *καλοκᾳγαθος*) aus den Lbr. herübergenommen.

als bei uns, und von der Dichtkunst unzertrennlich war: und schöne Leibesübungen erlernen. Wer also seinen Verstand, seinen schönen Geschmack und seinen Körper ausgebildet hatte: der war ein attischer καλοκαγαθος: er war weder ein Weiser, noch Dichter, noch Fechter; aber Anlage hatte er, Weiser, Dichter und olympischer Sieger zu werden. Wer einen griechischen καλὸς κἀγαθός in seinem ganzen Glanze sehen will: der lese, obgleich nicht das Wort selbst als Überschrift drüber stehet, einige Pindarische Oden auf seine griechische Jünglinge, die doch mehr als gute hübsche Jungens waren.

Aber freilich auch nicht Virtuosen im Wielandischen hohen Gusto! oder lieber gleich im Geschmack des Shaftesbury: dem Wieland nicht bloß den Begriff des Virtuosen, sondern auch die Analogie mit καλὸς κἀγαθός abborgt. Dieser Weltweise, der den Platonismus nach dem Modegeschmack seiner Zeit einkleidet, und endlich auch in Griechenland diesen Lieblingsgeschmack findet, bestimmt seine Virtuosen so: *) the real fine Gentlemen, the Lovers of Art and Ingenuity; such as have seen the World, and informed themselves of the Manners and Customs of the several Nations of Europe, search'd into their Antiquities and Records; consider'd their Police, Laws and Constitutions, observ'd the Situation, Strength and Ornaments of their Citys, their principal Arts, Studys and Amusements; their Architecture, Sculpture, Painting, Musick, and their Taste in Poetry, Learning, Language and Conversation. Mit diesem Begriffe vergleicht er nachher das honestum, pulcrum, καλόν der Alten, und philosophiert in seiner liebenswürdigen Laune Seiten fort. — Ob es nun gleich in Athen freilich auch ein Zeitalter gab, da die Liebhaberei der Künste, der Geschmack an Dichtkunst und den schönen Wissenschaften, der feine Ton im Umgange, und der Urteilsgeist über Polizei und Altertümer die herrschende Mode war: so kann ich mich doch nie überreden, daß die καλοὶ κἀγαθοί in dem weiten Verstande des Shaftesbury damals geblühet. Es scheint vielmehr dieser Philosoph sich selbst zu malen, und den Geschmack, der damals am Hofe Karls des Zweiten galt, bis zu einem gewissen Ideal zu erhöhen und verfeinern, das immer in den neuen Zeiten ein Muster eines brauchbaren, geschickten, angenehmen Mannes sein kann, aber den Begriff des griechischen Worts immer umbilden muß, selbst wie es Plutarch

*) Characteristiks Vol. 3. Miscell. Reflex., p. 156. 182.

und die neuern Griechen brauchen. Shaftesbury fodert zu seinem Virtuosen, wenn er in Griechenland existierte, freilich das Lesen des Homers, und das zwar als das erste A B C; aber ein moralisches Lesen des Homers? Ein himmelweiter Unterschied!

Wozu aber so viel über ein Wort? Über ein Wort, das immer der Ausdruck ihres Charakters und der Gipfel ihrer Lobsprüche war, kann man nie zu viel sagen: die Erklärung solcher Wörter schließt uns Denkart und Polizei, Laune und Sitten, kurz das Nationalgeheimnis auf, ohne das wir immer von einem Volke schief urteilen, schief lernen, und unleidlich nachahmen. Ich würde es als einen Beitrag zur griechischen und römischen Geschichte der Litteratur einem Mann von Philologie, Geschichtkenntnis und Geschmack empfehlen, der Metamorphose genau nachzuspüren, die im Griechischen die Worte: *ἀνήρ*, *ἄνθρωπος*, *ἀγαθός*, *καλός*, *φιλόκαλος*, *καλοκᾳγαθος*, *κακός*, *ἐπιχειραγαθος*: im Lateinischen: vir, homo, bonus und melior und optimus, honestus, pulcher und liberalis, strenuus und dergleichen Nationalnamen erlitten haben, die die Ehre oder Schande ihres Zeitalters waren, und sich mit demselben änderten — So lernt man Völker kennen und nutzen.

Ich will es hier nicht untersuchen, wie weit einige Schweizer, z. E. Wieland, Iselin, Wegelin, Mably, uns wirklich Griechen zeichnen,*) wenn sie ihre Erziehung und Politik uns anpreisen. Beinahe vom Diogenes dem Laertier an findet man in den Griechen, was man in ihnen finden will: verschönerte Gesichter, unerträgliche Idole, halb Ideal, halb griechisch, halb nach neuerer Form. Freilich können wir den Griechen vieles ablernen; freilich sie zum Muster nehmen; aber Nachbildungen unsrer Zeit gemäß machen: sonst wird alles Karikatur! —

*) Litter. Br. T. 1. p. 44. 50. [„Herr Wieland will die alten Griechen bei seinem Entwurfe um Rat gefragt haben." — „Den schönen und großen Begriff, welchen uns Herr W. von der Erziehung der alten Griechen macht, wo mag er den überhaupt herhaben?" Lessing im 9. u. 10. Br. a. a. O. 169, 26 f. 172, 3 ff.]

15. *καλοκᾳγαθος*, zu 162, 26. Ein griechisches Wort *ἐπιχειραγαθος* giebt es nicht. — 21. Iselin, zu 83, 6. — Wegelin, zu 76, 15. — Gabriel Bonnot de Mably (1709—85) schrieb u. a. Observations sur les Grecs (Genève 174?), wiederh. u. d. T. Observations sur l'histoire de la Grèce (Genève et Paris 1766. Anmerkungen über die Geschichte Griechenlands; aus dem Französischen, Zürich 1767) und Entretiens de Phocion sur le rapport de la morale avec la politique, Amsterd. (Paris) 1763. Der schweizerische Verlagsort mehrerer seiner Schriften und der Übersetzungen scheint H. verleitet zu haben, den zu Grenoble geborenen Franzosen für einen Schweizer zu halten, woran der Recensent in d. Götting. Gel. Anz. (1767 S. 303: „warum heißen Wieland und Mably Schweizer?") mit Recht Anstoß nahm. „Schweizer" (21) sollte daher in der 2. Ausg. gestrichen werden. — 23 ff. Vgl. „Nachschr." S. 367. — Diogenes v. Laerte (3. Jh. n. Chr.) schrieb 10 Bücher v. d. Leben u. d. Meinungen ber. Philosophen.

Schon Plato und Xenophon malen uns den Sokrates verschieden; aber man muß beinahe ausspeien, wenn Wieland*) auftritt und sagt: „Seht! den Kopf des Sokrates!“ Hier kann man wie Marcell dreist antworten: Wie? das ist Sokrates? jener liebenswürdige Widersprecher, jener ehrwürdige Unwissende, jener feine ironische Geist, und der redlichste Bürger, kurz! der Weiseste unter den Weisen Griechenlands — das sollte Ihr Sokrates sein? Nein! mein Herr! dieser unausstehliche Disputierer mit vollem Munde, dieser lächerliche Weisheit- und Tugendkrämer, dieser grobe Zänker und misanthropische Schimpfer ist ein Geschöpf neuerer Zeit, ein Weiser aus schweizerischen Republiken. — Und doch hat W. ja wirklich die Griechen gelesen? — quid fures faciant, audeant cum talia domini? — So sehr die Griechen ihren Homer nutzten, so wenig brauchten sie ihn auf Wielandsche Art: denn Shaftesburis Geist und Schriften herrschten damals wahrscheinlich noch nicht bei der moralischen Bildung der Jugend; und die Art, wie Sokrates aus dem Homer lehrt, und man ihn bei der Bildung der Helden und brauchbaren Jünglinge anwandte, ist ja augenscheinlich ganz was anders! und in vielen Stücken was anders, als wir heut nachahmen können, wenn wir auch Homere hätten!

2.

Pindar und der Dithyrambensänger.

Homere dörften wir also nicht eben haben, aber einen Pindar? Die Zeit hat dem Pindar seine besten Kronen, und unter andern auch den siebenfachen Epheukranz der Dithyramben geraubt —

*) Litter. Br. T. 7.

2. Wieland, vielmehr, wie M. Bernays ermittelte, Wegelin (zu 76, 15). Zu der Übereilung, den „gewissen W ...“, der zu Zürich bei Orell u. Co. „Die letzten Gespräche Sokrates' und seiner Freunde“ hatte erscheinen lassen, ohne weiteres zu Wieland zu ergänzen, ließ sich Herder durch den Beurteiler in den Lbr. 115—18 (7, 3—44), Mendelssohn, verleiten, der aber vorsichtiger (7, 4) die kaum gewagte Vermutung sogleich wieder zurücknimmt. In der 2. Ausg. wollte H. statt des Namens wieder den bloßen Anfangsbuchstaben setzen. Wieland, durch den Angriff verletzt, erwartete und verlangte, wie Caroline von Leuchsenring hörte und H. mitteilte (Aus Hs. Nachl. III, 74), daß dieser „ihm wieder öffentlich Gerechtigkeit wiederfahren“ lasse, und hatte die Sache „bei seiner neuen Ausgabe Poesien [Poet. Schr. 3. Aufl. 1770. III, 210], zur Ausforderung“ Herders „als seines Kunstrichters“ gemacht: mit Bezug darauf rief H. die Vermittlung Gleims an (Von und an H. I, 26. 28). Noch 1804 erzählte Wieland, aber in ungenauer Erinnerung K. A. Böttiger davon (Litt. Zustände und Zeitgenossen I, 261, wo auch der wahre Verfasser der „Letzten Gespräche“ genannt ist). — 4. Vgl. zu 284, 5. — 12 f. Vergil Buc. III, 16: Quid domini faciant, audent cum talia fures? — 22. Vgl. zu Parallel. 2—7 die „Nachschr.“ S. 367 und zu Parallel. 2 die erste der zu 72, 4 erwähnten Recensionen, in der bereits die Keime zu den hier weiter ausgeführten Gedanken vorliegen. Die Summe von W.s Leben zieht das Gedicht SWS. XXIX, 69 (vgl. d. Anm. S. 722).

einer von unsern Dichtern setzt sich selbst dies Siegeszeichen auf und ruft: Macht Raum, Mänaden! Ist er der Vater Bacchus, oder trägt er bloß den Thyrsusstab, um es zu sein?

(Zum voraus ein Wort in einer Parenthese. Ich glaube, wenige Beurteilungen der Litteraturbriefe sind so schielend und gebrechlich als diese,*) die einem Lehrmeistertone sich nähert: die bei dem Geräusche arm, bei aller Pracht von Belesenheit und kritischer Einsicht kurzsichtig, und bei allen Planen und Vorschlägen dürre sein möchte. Die angeborne Lebhaftigkeit des Recensenten verspricht dem Dithyrambendichter scharf zuzusetzen, und zuckt jedesmal zurück, um sich in Präceptorpredigten zu verlieren. Was soll die Frage heißen: Kann man *deutsche* Dithyramben machen? Kann man nicht deutsche, so kann man auch keine malabarische Dithyramben machen, was die Sprache betrifft; und bei Dithyramben dörfte diese nur zuletzt in Betracht kommen. Was darf es der Recensent mit so vieler Gelehrsamkeit beweisen, daß wir keine Dithyramben übrig haben? der Verfasser dörfte dieses ja aus dem lieben E. Schmid allenfalls wissen! Und womit beweiset es der Kunstrichter denn, daß wir nach den überbliebenen Nachrichten keine Dithyramben machen *können*? — höchstens! daß der Verfasser keine gemacht. Womit behauptet er es, daß jeder neue Geschmack verkehrt sein muß, der von den Regeln des weisen Altertums abgeht? Warum ist ein deutsches Heldengedicht, eine Ode, eine Dithyrambe ohne griechische und lateinische Muster denn an sich unmöglich? Was thun die Pindarischen Oden des Leipziger Professors hier zur Sache? Auf welcher Klasse muß denn der Dithyrambist sitzen, wenn er den Pindar intus et in cute kennen lernen, den ganzen Poeten in succum et sanguinem vertieren, und absolut erst nach 20 Jahren Imitationen nach der Pindarischen Digression über den Berg Ätna machen soll?

*) Litt. Br. T. 21. p. 39. [Grillo.]

2. *Mönaden* A durchaus in diesem Abschnitt (vgl. zu 88, 23), im Druckfehlerverzeichnis der „Nachschrift" verbessert mit den Worten: „Mönaden l. Mänaden, damit nicht Monaden daraus werden". — 7. *dem*, *allem* vermutet Suphan. — 9 ff. Grillo sagt S. 40: „Wenn ich ihm scharf zusetze, so ist meine angeborne Lebhaftigkeit schuld daran, die ich eben nicht unterdrücken mag, da sie von aller Bitterkeit entfernet ist." Vgl. zu 167, 22 ff. — 12. Vgl. zu 176, 6. — 18. *Erasmus Schmid* (vgl. 183*), seine Pindarausgabe mit Kommentar erschien Viteb. 1616. 4. — 25 f. Im Anschluß an die Klage, daß man „den eigentlichen Gang und den wahren Charakter der Ode des Pindar gar nicht zu kennen" scheine, hatte Grillo (S. 55) bemerkt: „Ich erstaune ... daß unsre Dachpoeten uns die frostigen Reime jenes Leipziger Professors, die an ganz alltägliche Gedanken, die jeder Student haben kann, gleichsam angehackt werden, für pindarische Oden verkaufen will [so st. wollen], und wofür er sie auch ebenfalls ausgiebt" ꝛc. Suphan ermutet in dem letzteren Gottsched. — 26 ff. zu 167, 1.

Welch ein Schulton herrscht so durchgängig, so insonderheit S. 59—61. Welche Sammlung von Pindarischen Beiwörtern soll man (p. 70) Friedrich geben? Wie lange muß noch der Dithyrambist Mythologie lernen, um nicht ihr System niederreißen zu wollen? Ist es wahr, daß Pindar sich keine Inversionen des Fabelsystems erlaubt, und alles so stehen läßt, wie es ihm vom Präceptor diktiert worden ist? — Und nun endlich die beste und geistigste Anmerkung wider die windichten, eitlen, jungen Menschen, die ihrem Mädchen zu gut Gedichte herausgeben — wobei freilich der Beweis mangelt, daß der Verfasser der Dithyramben so ein windichter, eitler, junger Mensch sei, der eine Strafpredigt über sein Mädchen 6 Seiten lang anhören muß. Womit kann es der Recensent beweisen, daß Pindar in seinen verlornen Hyporchematen und Dithyramben in einem ernsthaften philosophischen Ton trunken geraset? Wie mag ein Kompliment lassen, das man nicht aus freiem Willen, sondern aus Muß im Vorbeigehen macht? Und wie viel nimmt der Recensent für ein Kollegium, darin er zeigt, wie man Pindars ganze Manier zu malen bis auf seinen Adler lernen soll, damit unser deutscher Horaz auch für den Dithyrambisten eine Ode weihen müßte? — Meine Parenthese wird lang; aber dem Recensenten würde die Antwort auf meine Fragen noch länger sein, die ich auch „aus einer mir angebornen Lebhaftigkeit thue; nicht als Kritiken, sondern als eine kleine Hilfe, mich selbst auf den Weg zu bringen, und was ich denke, zu sagen".

1. In der Kritik der Dithyrambe „Die Himmelsstürmer": diese erklärt zwar auch Grillo wie Herder (179, 6. 180, 18 f.) für „die beste Idee", „die der Poet gewählt hat", sagt aber immerhin: „Hätte er Pindarn wahrhaftig recht intus et in cute [Persius III, 30] gekannt, so müßte er uns andre Poesien geliefert haben, zwar vielleicht erst nach zwanzig Jahren ..." und fordert überhaupt, die Dichter sollten sich nicht mit der auf der Schule erworbenen Bekanntschaft der Alten begnügen, sondern „sich bei reifen Jahren hinsetzen und die Poeten studieren ... kurz den ganzen Poeten in succum et sanguinem vertieren"; ebenda wird aus Anlaß des Ätna (vgl. 179, 33), um den „Weg" zu zeigen, „den hier unser Poet zur lyrischen Digression hätte nehmen können", auf die erste pyth. Ode Pindars verwiesen. — 3. Friedrich, dem Großen. — 8 ff. Grillo S. 74: „Ein Poet, der bloß deshalb den Entschluß zu dichten wagt, um seinem Mädchen zu gefallen ewig zu werden, muß gewiß ein windigter, ein eitler junger Mensch seyn." — 14 ff. Grillo S. 76 f.: „Wenn er (Pindar) in der 8. Nemeischen Ode die Schönheit begrüßt, so geschieht es nur im Vorbeigehen und zur Gunst seines Helden, dem er schon dies Kompliment machen mußte, weil er ein wohlgebildeter Jüngling war. Was er also that, that er aus Muß, nicht aus freyem Willen". — 17 f. Grillo S. 77 f.: „Hätte der Verfasser der Dithyramben in einer recht genauen Bekanntschaft mit Pindarn gestanden, so würde er sich die ganze Manier dieses Meisters, auch so gar im kleinen angewöhnt haben. Dahin gehört z. E. die Beschreibung des Adlers" [Pyth. I, 6 ff.], die den „mehresten unserer Poeten" ausführlich entgegen gehalten wird. — 19 f. Grillo legt zu Ende seiner Recension dem Dithyrambendichter ans Herz, wie „heilsam und nötig" es wäre, daß er den Pindar genau „studierte", und schließt (S. 80): „Welch ein Ruhm für ihn selbst, wenn unser Horaz ihm eben eine solche Ode weihen müßte, als der Römer auf den Griechen gemacht hat!" [IV, 2] — 22 ff. Anspielung auf Grillos Worte S. 40: „Die Anmerkungen, die ich machen werde, hat der Poet nicht so wohl für Kritiken, als vielmehr

Ich bin nichts minder, als der Verfasser oder der Verteidiger der Dithyramben; ich habe selbst mehr wider sie, als die Litteraturbriefe, aber wie ich hoffe, aus andern Gründen, und mit weniger Schulton. Ohnmöglich kann diese Beurteilung von einem Verfasser der Litteraturbriefe sein; vermutlich ist sie eingeschickt; weil ihr Ton gewiß zu merklich abweicht. — Aber gnug! meine Parenthese ist zu Ende.) Können wir Dithyramben machen, griechische Dithyramben im Deutschen machen? Originaldithyramben machen?

Woher mag der Dithyrambe bei den Griechen entstanden sein? Darf ich eine Hypothese versuchen? — Hypothesen muß man versuchen, wo man keine Nachrichten hat: wäre Demosthenes *περὶ διθυραμβοποιῶν*, oder Aristoteles größter Teil der Dichtkunst nicht verloren, so würden wir wissen, statt zu raten.

Ein Volk in seiner Wildheit ist in Sprache, Bildern und Lastern stark: Trunkenheit und Gewaltthätigkeit sind die Lieblingslaster einer Nation, die noch Mannheit (*ἀρετή*) für Tugend, und trunkne Raserei für Vergnügen hält. Alle die feine Schwachheiten waren damals noch nicht, die heut zu Tage unsere Güte und Fehler, unser Glück und Unglück bilden, die uns fromm und feige, listig und zahm, gelehrt und müßig, mitleidig und üppig machen. Diese Trunkenheit gebar wilde Vergnügen, den ungezähmten Tanz, eine rohe Musik, und nach der damaligen ungebildeten Sprache auch einen rohen Gesang.

Nicht an Altären, sondern in wilden Freudentänzen entsprang also die Dichtkunst, und so wie man die Gewaltthätigkeit mit den schärfsten Gesetzen bändigte, so suchte man die trunknen Neigungen der Menschen, die jenen entwischten, durch Religion zu erhaschen. Ihre Götter trugen damals Keulen und Blitze: die sanften Grazien waren noch nicht geboren; man verehrte die Kräfte der Natur: rauh war ihr Gottesdienst, wie ihre Natur, durch Opfer und Trunkenheit — und unter den ältesten Göttern war immer auch ein Önotrius, ein Weingott; man heiße ihn, wie man wolle.

Jetzt wurde also die trunkne Dichtkunst an die Altäre zur

für eine kleine Hülfe anzusehen, mit der ich ihm gerne auf dem Wege zur Vollkommenheit, den er betreten hat, dienen mögte", worauf die zu 166, 9 ff. ausgehobene Bemerkung folgt.

9 ff. Vgl. auch über die Ode Lebensb. I, 3, 1, 65 f. — 11 f. Der Grammatiker Demosthenes aus Thrakien. — 24 ff. Vgl. 194, 30 ff. u. Anm. — 31 f. Einen alten Weingott Önotrius giebt es natürlich nicht: Herder schwebt Önotrus und das von ihm benannte süditalische Oenotria und die Oenotri (Verg. Aen. I, 532. III, 165. VII, 85), aber auch die Beziehung auf *οἶνος* (Wein) vor; schwerlich denkt er an *οἰνωτρος*, Weinpfahl, (bei Hesychius). Die Stelle macht mir übrigens weniger den Eindruck einer Flüchtigkeit als eines Scherzes.

Entsündigung geführt. Hier befahl die Religion ihnen Trunkenheit in Wein und Liebe, und ihre Trunkenheit bequemte sich also wieder der Religion: ihr Gesang war voll von der tierischsinnlichen Sprache des Weins, und der Wein erhob sich wieder zu einer gewissen mystischsinnlichen Sprache der Götter: ein heiliger Gesang in doppeltem Verstande. Die Priester, zugleich Dichter und Staatsleute, webten aus Nationalsagen eine Mythologie zusammen, die sich zu ihren rauhen Gesängen bildete, mit denen sie als mit einem Zaume, mit einem Stück des Gottesdienstes, mit einem Zeitvertreibe und Vergnügen das Volk lenkten.

Linus, den wir im fernsten Schatten als den Vater der Dichtkunst erblicken, schrieb noch mit pelasgischen Buchstaben den Feldzug des Bacchus. Anthes der Böotier sang Bacchische Hymnen: Orpheus, der Bezähmer der Griechen durch Gesetze und Gottesdienst, weihte die Trunkenheit in seine Eleusinischen Heiligtümer ein, um sie zu bezähmen, daher er auch ihr Opfer wurde. Musäus und sein Sohn Eumolpus sangen ebenfalls den Bacchus — Kurz die ältesten Namen der Dichter, die beinahe selbst Fabeln sind, alle haben sich mit Bacchus beschäftigt.

Wozu sage ich alles dieses? Um zu zeigen, daß der Dithyrambe aus den Zeiten der Wildheit und Trunkenheit seinen Ursprung und Leben ziehe, daß wir also von ihm auch nach Beschaffenheit dieses Zeitalters urteilen müssen. Entsprungen unter berauschten Tänzen des Volks führte man ihn in die Tempel, um ihn zu zähmen. Sein Inhalt, seine Sprache, Silbenmaß, Bearbeitung, Musik, Deklamation, alles zeigt von der Zeit, die ihn hervorgebracht hat: er mag nun in Thebe, oder dem wollüstigen Korinth von einem oder dem andern erfunden sein: gnug, es war noch eine Zeit, da sich die Delphine von dem Arion, dem angegebenen*) Erfinder, bezaubern ließen. Ich sage: sein Inhalt: denn da er den Vater des Weins, von seinem Blitzstrahle getroffen, mit brausendem Munde sang, und in einer ehrwürdigen

*) Wie Herodot anführt, den ich für mehr, als Fabelschreiber halte.

11—19. Diese Übersicht ist, mit Beschränkung auf den vorliegenden Zweck, offenbar der Dichterübersicht im 7. Abschnitt des Blackwell (S. 103—10 der Übers.) verpflichtet, wie der fast wörtliche Anschluß bei Linus lehrt. — 31 f. Vgl. 170, 12; schon in der Rec. SWS. I, 68 u. oben 71, 26. — 33. Die Herodotstelle I, 23 (zur Sache vgl. H. Stein zu 7 ff.) wurde H. von Hamann nachgewiesen, der Lebensb. I, 2, 130 hinzufügt: „Sie müssen hiebei wissen, liebster Freund, daß ich den Herodot für keinen Fabelschreiber mehr halte.“ Die nachträgliche Belehrung nötigte zu einem Einschiebsel im Texte (27—30 er ... ließen): „Die angeklebte Anmerkung wiederholt einfach die Worte des Lehrmeisters“. Suphan, Zschr. f. d. Phil. VI, 167_1.

heiligen Trunkenheit sang: so paßt er am meisten auf den Abgrund der Zeiten, da man aus Aberglauben die Kraft einer göttlichen Gegenwart fühlte, da man mit starken sinnlichen Empfindungen begabt, den Eindruck der Jugendlehren und Nationalsagen beinahe zu einer wirklichen Anschauung erhob, da man aus Unwissenheit nicht bloß die Fabelgeschichten als Wahrheiten glaubte, sondern mit der Einbildungskraft sie bis zum Leben ausmalte, und also die Begeisterung schmeckte, die Apoll über die Pythisse, Jupiter über die Sibyllen, Cybele über die Galler, und Bacchus über die Dithyrambensänger ausgoß. Daher naheten sich die letztern der Entzückung, die einer Raserei glich, *Διονύσοιο ἄνακτος καλὸν ἐξάρξαι μέλος οἶδα διθύραμβον, οἴνῳ συγκεραυνωθεὶς φρένας*: daher fing er gemeiniglich mit dem begeisterten: *ἀμφί μοι ἄναξ* an: daher jene Ausbreitung der Seele, die im Parenthyrsus der Trunkenheit und der Beschauung himmlischer Dinge ausrief:

Auditis, an me ludit amabilis
Insania? Audire et videor pios
Errare per lucos:

daher jene göttliche Wut:

— — — — — — immanis in antro
Bacchatur vates, magnum si pectore possit
Excussisse Deum: tanto magis illa fatigat
Os rabidum, fera corda domans, fingitque premendo.

Und von dieser sinnlichen Begeisterung wurde die ganze Bearbeitung so belebt, daß Plato dem Dithyramben sogar die Nachahmung absprechen will. Voll kühner Bilder und großer Anspielungen folgte er keinem weitern Plan, als den innerlich die Einbildungskraft malte, äußerlich zum Teil das Auge sahe, und der Tanz foderte: und so ward er ein Gemälde der Einbildungskraft aus der Bacchischen Geschichte, des Bacchischen Gottesdienstes, und des Tanzes: wo nüchterne Seelen wenig Verbindung, viel Übertriebenes, und alles ungeheuer finden mußten. Und diese Bearbeitung,

11 f. Archilochus, Bergk, Poet. lyr. gr. II⁴, 404, 77. — 13. *ἀμφί μοι αὖτε, ... ἄναξ* oder *ἀμφί μοι αὖτις ἄνακτα*, der gewöhnliche Anfang der dithyrambischen Gesänge nach d. Schol. zu Aristophanes' Wolken 595; vgl. Terpander Fr. 2 *εἰς Ἀπόλλωνα* Bergk Poet. lyr. gr. III⁴, 9, wo der gleiche Eingang vorkommt. — 14. Parenthyrsus, zu 132, 11. — 16 ff. Hor. Carm. III, 4, 5—7. — 20 ff. Verg. Aen. VI, 77—80. — 25 f. Vgl. 172, 4 f. De rep. III, 7 p. 394 B C. *τῆς ποιήσεώς τε καὶ μυθολογίας ἡ μὲν διὰ μιμήσεως ὅλη ἐστίν, ὥσπερ σὺ λέγεις, τραγῳδία τε καὶ κωμῳδία, ἡ δὲ δι' ἀπαγγελίας αὐτοῦ τοῦ ποιητοῦ — εὕροις δ' ἂν αὐτὴν μάλιστά που ἐν διθυράμβοις — ἡ δ' αὖ δι' ἀμφοτέρων ἔν τε τῇ τῶν ἐπῶν ποιήσει, πολλαχοῦ δὲ καὶ ἄλλοθι.*

welcher Zeit war sie am angemessensten? Vermutlich jener, da die Satiren Possenstücke, die Komödien Satiren, und Oden und Tragödien noch nicht geboren waren. Vor den regelmäßigen Stücken im schönen Stil mußte das große wüste Unregelmäßige voran gehen.

Und eben diesem Zeitalter ist auch die dithyrambische Sprache gemäß, die in Worten neu, kühn und unförmlich; in Konstruktionen verflochten und unregelmäßig war: eine Sprache, wie sie vor ihrer Ausbildung ist. Alsdenn hat noch jeder Sänger das Recht, neue Worte zu machen, weil man von ihnen noch keine gehörige Anzahl hat; sie können kühn zusammengesetzt sein, weil Form und Lenkung nicht gnug bestimmt ist. Hingegen eine völlig gebildete Sprache ist nicht dithyrambisch, sondern vernünftig und mit Gesetzen umschränkt.

So auch das Silbenmaß: gesetzlos, wie ihr Tanz und die Töne der Sprache; aber notwendig desto polymetrischer, tönender und abwechselnder.

So auch die Musik: die phrygische Musik, die rasend machte, die Steine belebte, zum Treffen und Siege rief, und Empörungen in der Brust anrichtete; die nachher abgeschafft wurde, weil sie die Musik verdarb, die Plato aus seinem Staat und Aristoteles aus seiner Erziehung verbannte — Kurz! die älteste und roheste Tonkunst.

Alles also, was zum *Διθυραμβῶδες* gehörte, Inhalt und Form, und Sprache und Musik und Silbenmaß trägt Spuren des sinnlichen Zeitalters mit sich, wo alles dies, und dies allein bei dem rohen Volke seinen Zweck erreichte, und hier ist die Erklärung des Proklus: *Διθύραμβός ἐστι κεκινημένος καὶ πολὺ τὸ ἐνθουσιῶδες μετὰ χορείας ἐμφαίνων, εἰς πάθη κατασκευαζόμενος τὰ μάλιστα οἰκεῖα τῷ θεῷ.*

So war der Dithyrambe, ehe er völlig Nachahmung wurde. Als aber die Griechen in ein gesittetes Zeitalter übergingen; so ward ihre Religion über das Sinnliche mehr erhoben: ihre Begeisterung sank: ihre mehr gebildete Sprache entfernte sich von dithyrambischen Freiheiten: ihr Silbenmaß ward bestimmter und

21. Plat. rep. III, 10 p. 398 D — 399 C, wo er aber gerade die phrygische neben der dorischen allein duldet. Aristoteles tadet ihn deshalb Polit. VIII, 7 p. 1342 a, 28 ff. — 28. Westphal, Script. metr. gr. I, 245: *Ἔστιν οὖν ὁ διθύραμβος κτλ.* Das im Originaldruck durch Fehler arg entstellte Citat ist nach Hs. Verlangen im Druckfehlerverzeichnis der „Nachschrift" („Die Stelle des Proclus korrigiere dir selbst") berichtigt.

gebundener: ihre Musik dorisch. Das wahre Διθυραμβῶδες war also vorbei, und man suchte es nachzuahmen. Daher kann Aristoteles den Dithyramben unter die nachahmende Poesie setzen, ohne doch dem Plato zu widersprechen, der das Gegenteil, wiewohl in ganz andrer Verbindung, sagt. Es blieb noch immer ein festliches Vergnügen, sich in ihre Väterzeiten zurückzusetzen, und die Sprache, das Silbenmaß, die Musik, die Denkart eines oder einiger erlebten Zeitalter zu gebrauchen.

In dieser mittlern Zeit, da sich das Dithyrambische gemildert hatte, mag es also die besten Gedichte dieser Art gegeben haben, die daher die Anfangsstücke verdrängten. Nachher aber trieben die Folgenden die Kühnheit immer höher, um ihre Vorgänger übertreffen zu können; sie mischten (nach Platons Zeugnis in seiner Republik) alles unter einander: und gingen verloren, weil die damaligen Zeitalter zu sehr den Geschmack der Dichtkunst, den Geist der Religion, die Stufe der Sitten und Sprache verändert hatten.

Daher legten sich auch, nach der wahrscheinlichsten Lesart im Cicero, die Römer weit minder (minus) auf die Dithyramben; bei denen der Atys des Catulls nur ein weitläuftiger Verwandte der Dithyrambenkühnheit ist. Der Himmel der Römer war nicht eigentlich mehr für diese Dichtungsart: ihre Religion war geistiger und politischer: ihr Bacchus lange nicht der mächtige König der Griechen: ja selbst ihre kältere Adern fühlten nicht mehr so stark den Blitzstrahl des Weins: sie ließen also die Reste der Dithyramben untergehen. Aristoteles bestätigt meine ganze Hypothese durch die wenigen Worte, die er in seiner Dichtkunst vom Dithyramben einmischt, in dessen Stelle die Tragödien getreten sein sollen.

Sollen wir also die Dithyramben zurückfinden? Erst beantworte man die kleine Frage: Könnten wir denn Dithyramben machen, wenn wir die griechischen noch hätten? Von dieser Kleinigkeit hängt, wie ich glaube, alles ab; und ein Kenner der Griechen würde darüber den Kopf noch ziemlich schütteln. Wo ist bei uns eine Religion, die Bacchus zum Gott und seine Gesänge ehrwürdig, heilig, göttlich macht? Der griechische Dionysius würde die Trauben unsres Landes und unsre Dithyramben wegwerfen, und ausrufen: procul, profani! Wo ist bei uns der Geist eines Zeitalters, da

2 f. Poet. c. 1 p. 1447 a. — 13. III, 9 p. 397 A—C? — 17 f. De optimo genere oratorum 1, 1: Poematis ... dithyrambici [quod minus (überlief. quo magis) est tractatum a Latinis] ... Die Stelle ist interpoliert. — 19. Catull c. LXIII. — 26 f. cap. 4 p. 1449 a. — 34. Vgl. 145, 15.

eine Bacchische Begeisterung durch Wein und Aberglauben sinnlich gewiß, oder wenigstens wahrscheinlich würde? Die Begeisterung der Muse konnte bei einem Griechen so mächtig sein, als sie bei uns oft so lächerlich wird, than Jugglers talking to Familiar. — Wo sind unsere Bacchische Gegenstände, die Heldengeschichten, die bei den Griechen von Jugend an durch Unterricht und Gedichte und Gesänge und Denkmale ihre Seele belebten? Unsere Trinker wird der Rausch auf ganz andre Gegenstände führen, als auf eine Mythologie vom Bacchus, die für uns das Große, das Poetisch-wahre, das dem Nationalgeist Eigne, und darf ich dazu setzen, fast ganz das Licht der Anschauung verloren hat! Wo ist die Bilderwelt, die Welt voll Leidenschaften, die Griechenland in seiner Jugend um sich sahe? Wir wandeln in einer politischen Wüste. Wo ist die Dithyrambensprache? Die unsre ist viel zu philosophisch altklug, zu eingeschränkt unter Gesetze und zu abgemessen, als daß sie jene neue, unregelmäßige, vielsagende Sprache wagen könnte. Wo die dithyrambischen Silbenmaße? da unsre Sprache und alle neuere selbst zum Hexameter, noch minder zu den Silbenmaßen des Pindars und der Chöre vieltrittig gnug ist, und gegen griechische Dithyramben völlig ungelenkig lassen müßte? Wo sind denn bei uns die Tänze, die trunknen Bacchussprünge an Freudenfesten? Der Dithyrambe gehörte ja so wohl zur mimischen als lyrischen Poesie: und wie könnten wir ihn also nachmachen, da wir die hohe Tanzkunst der Alten nicht haben, nicht kennen, und so gar selbst bei allen Nachrichten der Alten nicht durchgehends begreifen können — Und von ihr bekam er doch Geist und Leben.

Aber wenn wir ihn alsdenn bloß als eine Sache der Nachahmung betrachteten, bei der wir zwar nicht eben die Ursache, Zwecke und Hilfsmittel des Originals hätten, aber doch eine neue, eine bessere Art der Gedichte bekämen? — Kaum! Dithyramben, nach dem griechischen Geschmack nachgeahmt, bleiben für uns fremde. Das trunkne Sinnliche, was bei ihnen entzückte, wäre vielleicht für unsre feine und artige Welt ein Ärgernis; das Rasende in ihnen wäre uns allerdings dunkel, verworren und oft unsinnig, weil der Dithyrambist, der Weissager und Unsinnige mit zusammengeschlungenen Händen zu gehen scheinen, und ein elektrischer Funke

4. Butler, Hudibras I, 1, 640. — 18. selbst nicht vermutet Suphan. — 35 f. Vgl. Lebensb. I, 3, 1, 125 ... „weil oft Dichter und Rasende mit brüderlich verschlungenen Händen gehen“.

nach ihren verschiednen Körpern auch unterschiedne Wirkungen hervorbringt. Ihre Ungebundenheit würde für unsere grammatische und ästhische Gesetzgeber Verbrechen wider die Regeln scheinen: die Einbildungskraft würde der gesunden Vernunft und dem Sens-commun unsres lieben Zeitalters Eintrag thun — Vielleicht trug alles dies dazu bei, daß die Dithyramben verloren gingen; und gäbe es Dithyrambensänger zu unsrer Zeit — wir würden ihnen einen Stier geben, um ihren *βοηλάταν* zu bezahlen und sie reisen zu lassen. Weß aber sollte der Stier sein, den wir ihm geben? — Des Volks nicht, denn er schriebe ja Dithyramben nicht zu tanzen und mimisieren; sondern zu lesen! Der Grammatiker auch nicht; die würden vielmehr wider ihn schreien! Der schönen Geister auch nicht; deren schönes Ideal möchte dadurch verletzt werden! Der ernsthaften Kunstrichter auch nicht — Er mache sich also fertig, ohne Stier nach Hause zu reisen.

Aber wie? er singe nach dem Geschmack seiner Zeit, mit einem kältern Feuer, ohne Gott Bacchus, ohne die dithyrambische Kühnheit und Sprache, deutsche Dithyramben? Deutsche Dithyramben sind ein Unding, gegen die Griechen betrachtet; und gegen unsre schon bekannte Dichtarten nichts Neues! Ein solcher Dithyrambe nach dem richtigen Geschmack unsrer Zeit, ohne Bacchus, ohne Tanz, ohne Begeisterung, ohne dithyrambische Sprache, in eingezognen Silbenmaßen, gehört so wenig in den Bacchustempel, als jene Geschenke in den Tempel des Mars nach einem griechischen Sinngedicht:*) „Wer hing diese glänzende Schilde, diese blutlose Waffen, diese unversehrte Helme hier auf? Dem Menschenwürger Mars solchen häßlichen Schmuck? Will ihn nicht jemand aus meinem Tempel werfen? Ich erröte ganz! Solche Verzierung gehört in eine Brautkammer, an den Hof, in die Trinksäle feiger Säufer; nicht an den Altar des Mars! Blutige Waffen, zerbrochne Schilde, durchstochne Helme, die sind mein Vergnügen!" Alsdenn sind solche deutsche Dithyramben nach einem feinen Ideal unsrer Zeit — entweder hohe Oden der Einbildungskraft — oder begeisterte Trinklieder; sie mögen sein, wie sie wollen. Alsdenn sind Uz, Lessing, Weiße, Gerstenberg in seinem Gedicht: Cypern:

*) s. Anthol., 1. B. [VI, 163 Dübner (Meleager).]

8. ihre A: also etwa ihre *βοηλάτας*? *βοηλάτας* (einen Stier als Siegespreis davon tragend), Epitheton des *διθύραμβος* bei Pindar, Ol. XIII, 26. Den Stier erhielt aber nicht der Dichter (vielmehr einen Dreifuß), sondern der siegende Chor und der Stamm, der diesen ausrüstere. — 35. Cypern in Gs. „Prosaischen Gedichten" (1759).

Schmid in seinem Noah, dem Weinerfinder: der Verfasser der ersten Kantate zum Scherz und Vergnügen unsre Dithyrambendichter; oder vielmehr unsre alte Trinkbrüder, die sich einen willkürlichen Namen geben.

Ich verzweifle also beinahe an Dithyramben, selbst wenn wir die griechische hätten — nun aber ist alles bis auf die wenigen Nachrichten verloren, die nicht einmal einen unterscheidenden Begriff von ihnen bestimmen. Ein Scholiast hat den andern ausgeschrieben, denn je weniger man weiß, desto mehr wiederholt man das wenige und ertappet vielleicht den Dithyrambendichter, so wie den Kometen, bloß in seiner größten Eccentricität. Horaz in seiner Ode über Pindar hat ja keine Definition geben wollen, und gewiß daran gar nicht gedacht, daß jemand einmal jedes von seinen Worten auffädeln, und sich aus seiner Strophe einen Plan abzirkeln, einen Grundriß abzäunen würde, um in ihm künstlich zu rasen, nüchtern zu taumeln, bei Wasser ein regelmäßiges Evan! zu rufen. Die meisten Poetikenschreiber halten sich bei der *πολυπλοκία* der Worte auf, gleich als wenn dies ein Hauptstück und nicht eine notwendige Folge des Dithyrambengeistes wäre.

Und überhaupt, da es schon eine kalte Begeisterung ist, die bloß aus Beispielen aufgewärmt wird: so ist's lächerlich, sich ohne Beispiele, durch Regeln; oder vielmehr ohne Regeln durch kleine Nachrichten entzücken zu wollen; über Flicknachrichten sich einen Weg zur Begeisterung bahnen, aus Lappland über Zembla nach dem Pindus reisen: da hat der dithyrambische Hegesander recht:

Μειρακιεξαπάται καὶ συλλαβοπευσιλαβηταί,
Δοξοματαιόσοφοι, ζηταρετησιάδαι.

Gnug von diesen dithyrambischen Anmerkungen. Ich muß hier den Plan eines Freundes verraten, der zu christlichen und deutschen Dithyramben Risse und Versuche gemacht hatte, die er aus dem Innern unsrer Religion und Nation gezogen, die trunkne Gesänge einer heiligen Religions- und Staatsbegeisterung sein sollten. Es erschienen unvermutet Dithyramben: die zwar gar

1. „Noah, der Weinerfinder", ein biblisches Trinklied in poet. Prosa in J. Fr. Schmidts Poet. Gemälden, als Probe ausgehoben in der zu 121, 5 cit. Rec. der Bibl. d. sch. W. 327 f. — 11 f. Carm. IV, 2. — 25. Hegesander aus Delphi (2. Jh. v. Chr.), Verf. encyklopädischer Ὑπομνήματα bei Athen. IV, 162 A; dithyrambisch, vielleicht wegen der verwegenen Wortzusammensetzungen. — 29. eines Freundes, Herders selbst; vgl. T. II, 376 f. Die christlichen Dith. (Ostergesang, Pfingstode, Taufgesang) SWS. XXIX, 11. 267. 270.

nicht in seinen Plan fallen: die ihm aber doch Gelegenheit zur Prüfung gaben und ihm bei seinen Arbeiten das nonum prematur in annum rieten. Ich liefere also von diesem Freunde nicht seine paradoxen Dithyramben: sondern sein Urteil über die erschienenen eines Ungenannten: es ist frei, aber nirgends hinterhaltend.

Das Titelblatt verspricht uns Dithyramben: die Vorrede verspricht sie nur halb: und das Buch selbst liefert gar keine.

Zuerst: Der Kunstgriff, uns seine Sammlung von Liedern als ein Ganzes in die Hände zu spielen, geht von der Einfalt der alten Dithyrambisten völlig ab. Und von der Wahrheit selbst: denn sind diese Stücke Teile zum Ganzen, weil sie auf einander folgen? So ist ja alles, was ich in einen Band binden lasse, auch ein Ganzes; aber kein Odenganzes. Ich glaube doch nicht, daß, um einen Sprung zu thun, Sicilien mit Johann Sobieski und dieser mit Peter grenzet. Der soll mein großer Apoll sein, der mir zwischen diesen Stücken Zusammenhang nach Zeit, oder Ort, oder Inhalt, oder nach den Gesetzen der Einbildungskraft findet. Vermutlich aber nach den Gesetzen der Einbildungskraft — denn die erste Dithyrambe soll die Begeisterung wahrscheinlich machen. Nun! so hätte sie auch an die Jungfer Maria gerichtet sein können, um (alles zugegeben) die folgenden Gegenstände zu besingen. Dies wäre noch wenigstens ein erbaulicher Standpunkt gewesen, um nachher Kirchenseufzer an die heilige Mutter zu schicken — aber jetzt ist es widersinnig, daß eine trunckne Mänade an dem Wagen Bacchus' jetzt Erdbeben, jetzt eine Entsetzung der Festung, jetzt die Schöpfung eines Reichs, jetzt Krieg, jetzt Frieden singet, 9 Uhrwerke ablaufen läßt, und alsdenn vom Bacchus höflich Abschied nimmt. Folgt es wohl aus der Begeisterung des Bacchus, Krieg und Helden, bald dies, bald jenes zu singen, was oft gar nicht in den Mund eines Säufers gehört? Die Mänade wird abenteuerlich, die sich jetzt an den Wagen des Bacchus dränget, den Augenblick am Hebrus und Rhodope, den Augenblick drauf bei Naxos ist, wo sie (die Weitsehende!) Tokay und den Rhein sieht, wo sie schwärmt, wo sie singen will hochfahrend, wie die Schwingen der Windsbraut, wo sie vom Bacchus begeistert ausruft: hört!

2 f. Horaz Ars poet. 388. — 6 f. Willamov hatte in der Vorrede (S. 6), was ihm auch Grillo (S. 45) zum Vorwurf macht, geäußert, er habe nicht einmal den Willen gehabt, den Charakter der Dithyrambe in allen Stücken beizubehalten, und er habe nicht griechische sondern deutsche Dithyramben machen wollen. — 15. Peter, der Große. — Der — sein, vgl. Vergil Ecl. III, 104.

und an ihren Begeisterer und an seinen Wagen nachher niemals denkt, kaum an ihn einmal im Vorbeigehen denkt, da er durch einen Zufall eben über Meißens Gebirge spazieren fährt, bis sie sich ihm endlich empfiehlt, und mit ihrer Daphne forteilt: nun Vater Bacchus hilf! — eine Mänade mit der Daphne! eine Liebe zwischen zwei Mädchen! — die gute Mänade muß sich vor dem Namen eines Bacchanten schämen.

Kein Ganzes also! und noch weniger ein Bacchisches Ganzes! Das begeisterte ἀμφί μοι ἄναξ der alten Dithyramben schallt nie in unsern Ohren; nie singt die Mänade, als wäre sie am Wagen des Weingotts: gar kein Standpunkt, den die erste Dithyrambe angeben will, in allen Stücken. Ist es Bacchus, der da begeistert, oder bist du, liebe Muse,

Thou that with Ale, or viler Liquors
Didst inspire Wythers, Pryn and Vickars
And force them, tho it was in spite
Of Nature, and their Stars, to write;
Who, as we find in sullen Writs
And cross-grain'd Works of modern Wits,
With Vanity, Opinion, Want,
The Wonder of the Ignorant,
The Praises of the Author, penn'd
B' himself, or Wit-insuring Friend
Canst make a Poet, spite of Fate — —

Der Bacchus dieser Mänade ist nicht der wahre Bacchus: nicht jener schöne griechische Knabe*) „der die Grenzen des Lebens betritt, bei dem die Regung der Wollust, wie eine zarte Spitze der Pflanze, zu keimen anfängt, der, wie zwischen Schlummer und Wachen, in einen entzückenden Traum halb versenkt, die Bilder desselben zu sammlen und sich wahr zu machen anfängt, dessen Züge voll Süßigkeit sind, dem aber die fröhliche Seele nicht ins Gesicht tritt — —" Dieser schwindelt im Wagen: ihm glüht die Wange: er verschüttet den Becher: er lacht: er schlurft Tropfen! — Ein besoffner Satyr kann das sein, nicht aber der griechische

*) Winkelm. Gesch. der Kunst T. 1. [WW. Eiselein IV, 114: „welcher die Grenzen des Frühlings des Lebens und der Jünglingschaft betritt, bei welchem — die zarte Sp. einer Pfl. — einem Traum — anfängt: seine Züge sind voller S., aber d. f. S. tr. nicht ganz i. G."]

9. Vgl. zu 170, 13. — 14ff. Butler, Hudibras I, 1, 645—54. 659. (Ge. Withers, auch Wither, Wyther, heute wieder geschätzter, 1588—1667, Will. Pryn, 1600—1669, John Vicars, 1582—1652)

Bacchus! Ich rate der Mänade, ihm nicht zu folgen, damit es ihr nicht wie der Rhea gehe, die einen Kriegsknecht statt des Mars umarmte. — Und daß das gute Mädchen ihn wirklich verkannt habe: sehen wir aus der Dithyrambe: die Himmelsstürmer! Hier, hofften wir, hier wird im Streit Dionysius eine Hauptperson machen: wir werden ihn im ganzen Lichte sehen:

— — Διόνυσον ἐρίβρομον, εὐαστῆρα,
Πρωτόγονον, διφυῆ, τρίγονον, Βακχεῖον ἄνακτα,
Ἄγριον, ἄῤῥητον, κρύφιον, δικέρωτα, δίμορφον,
Κισσόβρυον, ταυρωπόν, ἀρήιον, εὔιον, ἁγνόν,
Ὠμάδιον, τριέτη, βοτρυφόρον, ἐρνεσίπεπλον.

Hier werden wir, wenn wir ihn mitten im Kampf erblicken, wie ihn die Alten malen, nicht ausrufen dörfen, wie jener Schiffer im Homer,*) da er ihn ansahe: „Entweder Zeus ist er, oder der Apoll mit dem silbernen Bogen, oder Neptun: denn den sterblichen Menschen ist er nicht ähnlich, sondern den Göttern im Olymp!" sondern als den Allmächtigen, als den Bändiger der Riesen und Ungeheuer werden wir ihn sehen, oder wenn alles mißglückt: so kennen wir wenigstens seinen tapfern Esel, dessen Geschrei diesmal siegbringend ist. — So hofften wir, aber alles vergebens! Die Riesen sind im Himmel; seine Zofe sieht zu: und ruft endlich mit offnem Munde:

Welch ein Streit, o Liber!
Sind Götter im Kampf mit Göttern?

Bacchus ermuntert sich aus seiner Schlaftrunkenheit: reibt sich die Augen, will nicht ins Feuer: endlich sehen wir ihn im Löwenpanzer, (den er vermutlich lange gesucht haben muß) — aber dem schläfrigen Helden zum Glück redet Zeus Gewitter, und Evan erscheint nicht eher, bis die Feinde weg sind! — So unnütz ist er durchgängig: daher frägt die Mänade auch so wenig nach ihm, es sei denn, wenn er einmal Friedrich begegnet, und ausruft: das ist er, das ist er! daher giebt sie ihm auch den Abschied:

Fahr hin, fahre hin, du Löwenbezwinger,
Fahr hin, ich folge nicht mehr!

Nichts schlägt mehr fehl, als wenn man die Bilderreihe, die Folge von Auftritten verfolgt, die innerlich die Begeisterung und

*) Hymne auf Bacchus. [Hymn. Hom. VII, 19—21.]

7 ff. Orph. hymn. 30 (29), 1—5: *Κικλήσκω Διόνυσον* cet. — 11. *βοτρυφόρον* Gesner, *βοτρυηφόρον* Abel.

äußerlich das Auge leiten, die das vollkommene dichterische Ganze bilden, was ein Gemälde weit übertrifft, was vom Tonkünstler Melodie borgt, um sich zu beleben, was vom hohen mimischen Tänzer gleichsam Bewegung annimmt: kurz, was Handlung heißt, das wahre Kennzeichen des Bacchischen Propheten!

Ich nehme das beste und einzige dithyrambische Sujet in dieser Sammlung: die *Himmelsstürmer!* um dies fortgehende Gemälde aufzusuchen. Im Anfange gar kein Standort und kein Gesichtspunkt, den Pindar doch seinen verworrensten Oden so sorgfältig, und wenigstens am Anfange und Ende einwebt, aus dem er sie herführt, einige mal zurückleitet und auf dem er sie krönet.

> Mit güldenen Säulen wollen wir,
> Wie am prächtigen Palaste,
> Den festerrichteten Eingang stützen:
> Denn wer ein Werk beginnet,
> Der mache vortrefflich den Anblick.*)

Machen alle Dithyramben ein Ganzes aus: so taumelt die Mänade nach dem Ende der vorigen Dithyrambe an Bacchus' Wagen: und

> O Wunder!
> Sie taumelt zurück *in die Kindheit der Welt!*
> *Entschlafne Äonen vorbei.*

So fiel jener Gascogner aus dem Fenster ein Maß von drei Jahren herunter! In die Kindheit der Welt zurücktaumeln! Ob Bacchus mit seinem Gefolge nicht selbst in die Kindheit der Welt gehört? Ist das Standort? Bacchus soll ja selbst im Treffen sein: die Mänade soll ja den Sturm selbst sehen, nicht in Gedanken bis in die Kindheit der Welt zurücktaumeln: soll uns nicht etwas aus alten Äonen erzählen, sondern vormalen, so vormalen, daß wir nicht ihr Gemälde, sondern die Handlung selbst sehen. So macht es schon Pindar der Odendichter — und Pindar der Dithyrambist? —

Die Handlung geht an: die Mänade sieht den Ätna rauchen; besinnet sich aber geruhig, daß *vormals* ein Himmelssturm gewesen: sie macht uns also davon eine Erzählung, nüchtern, ohne Feuer und Gleichmaß: taumelt zwischen dem Präsens und Imperfektum: malt bald gegenwärtig, bald aus weiten Äonen: ganz

*) Pindar. εἰδ. 6. Olymp. [1 ff.]

undithyrambisch schwankt sie zwischen der idealischen und sinnlichen Gegenwart. Jetzt sieht sie: der wurzelt den Kaukasus aus; den Augenblick vorher: ich sah die Himmelsstürmer! den Augenblick drauf: sie ertürmten sich Stufen, sie keuchten, sie schnoben — und plötzlich:

„Welch ein Streit, o Liber!
Sind Götter im Kampf mit Göttern?
Die Ägis klingt
Und du, Lyäus, im Löwenpanzer!“

Nun kommen wir endlich ins Feld, aber Schade! der Bacchante besinnt sich, daß Zeus Gewitter geredet habe, daß die Gebirge gekracht! Plötzlich befällt ihn wieder der Paroxysmus: „und ihr, und ihr? wo seid ihr? — Antwort: sie heulen ihm tief im Bauche“. Elend! wie kann der Bacchante seinem Bacchus Triumph zurufen, dessen große Thaten er gar nicht gesehen? Hat er das denn in seinem Gesange gezeigt, was er nachher aufkreischt: Sie waren, sie kriegten, sie sind nicht mehr!

Und dies ist noch in Absicht auf die Ökonomie des *μῦθος* der beste Gesang: Leser! ich bereite dich bloß, sie auch in andern zu suchen, und du wirst sie selten durchgeführt finden zu einem lebenden Ganzen. Sieht wohl die Mänade die Abreißung Siciliens? „Silen lehrte es ihr: jetzt (im Jahre 1766.) liegt Trinakrien auf ihnen“; mit einem solchen Worte verliert die ganze Dithyrambe. Pindar ist seiner Sache gewisser: er will darauf vor allen Musen einen großen Eid thun.*)

Οὐ φιλόνεικος ἐών
οὔτ᾽ ὢν δύςερίς τις ἄγαν
καὶ μέγαν ὅρκον ὀμόσσας
τοῦτό γέ οἱ σαφέως μαρτυρή-
σω· μελίφθογγοι δ᾽ ἐπιτρέψοντι Μοῖσαι.

Und hat der Bacchante wirklich die edle Begeisterung gefühlt, die stets nach der höchsten Blüte greift, doch ohne Verzerrung des Arms? So wie sein Bacchus im Parenthyrsus der Trunkenheit sich als den Lärmmacher zeigt: so ahmt sein Priester ihm nach, und macht überall ein Geschrei, das die Kälte erzeugt, die es verjagen soll.

*) Pind. Od. 6. Olymp. [32—36.]

33. Parenthyrsus, vgl. zu 132, 11.

Welche Trunkenheit!
Eleleu! welche Trunkenheit!

Ist dies je die Sprache des Gefühls, der Trunkenheit, die sich nicht trunken fühlt?

Heiliger Schauer!
Schauer durchwühlet die Brust.
Wie sie schwillt!

Wer bricht je in diese Worte aus, der, sich selbst entrissen, empfindet und sieht! — Wenn man eine Sammlung unnatürlicher Ausrufungen lesen will: so hat man sie hier zusammen: bei Krieg und Frieden, bei Helden und Geschichten! — Nein! immer bleibt es doch wahr: das Feuer der Alten brennt: der Glanz der Neuern blendet höchstens, oder betrügt im Dunkeln, wie kaltes totes, aber leuchtendes Holz.

„Alle vortreffliche Dichter singen nicht durch Künstelei: sondern durch göttliche Begeisterung; wie die Korybanten nicht mit kalter Seele tanzen: so singen sie auch nicht mit kalter Seele; sondern so bald sie in die verschlungenen Labyrinthe der Harmonie geraten: so rasen sie, schwärmen gleich den unsinnigen Bacchanten, die in ihrer Begeisterung Milch und Honig aus Bächen trinken — Auch die Dichter schöpfen aus Honigquellen, und brechen, wie die Bienen ihren Honig aus Blumen saugen, ihre Gesänge von den grünenden Hügeln der Musen. Wahrlich, ein Dichter ist ein flüchtiges, ein heiliges Geschöpf, das nicht eher singen kann, bis es, von einem Gott ergriffen, außer sich gesetzt wird. Alsdenn singt jener Lobgesänge, dieser Dithyramben"*) — In der That! ich wollte lieber diese wenige Worte gefühlt, als alle zehn Dithyramben gesungen haben: und doch fand der so begeisterte Sokrates sich bloß tüchtig — Äsopische Fabeln zu schreiben: also möchte mancher Dithyrambist auch in das Feld gehören, mittelmäßige dialogische Fabeln zu schreiben, aber „vom Verfasser der Dithyramben".

Aus der Vereinigung der beiden berührten Stücke, der Begeisterung, die eine Folge von Gemälden leitet, entspringt das, was man im Pindar als Unordnung bewundert, was man zu

*) Platons Jo. [5. p. 533 E — 534 C.]

31. „vom — Dithyramben", vgl. den Titel der von H. (SWS. I, 112) rec. Ode Willamovs „Das deutsche Athene. Eine Ode an Herrn K. von dem Verfasser der Dithyramben". (Berl. 1765.)

ſeinem Schwunge, und den Sprüngen ſeiner Ode rechnet. Es iſt immer ein beſonderer Einfall,*) den Einfall des großen Youngs von ſeiner Höhe abzubrechen, und im Pindar eine Ariſtoteliſche Logik zu ſuchen. Pindars Gang iſt der Schritt der begeiſterten Einbildungskraft, die, was ſie ſiehet, und wie ſie es ſieht, ſingt; aber die Ordnung der philoſophiſchen Methode, oder der Vernunft, iſt der entgegengeſetzte Weg, da man, was man denkt, aus dem, was man ſieht, beweiſet. Dieſe letzte im Pindar zu finden, iſt noch wunderbarer, als die Ordnung, die Rückersfelder und E. Schmid in ihm fanden; ſie aber, wenn ſie auch in Pindariſchen Oden wäre, auf Dithyramben anwenden zu wollen, verunziert viele Stücke, wo das hiſtoriſche Thema viel zu ſehr durchſchimmert, als das ſtattliche Gebäude zu ſein, womit Pindar ſeinen Odenplan vergleicht. Wer auch nur von einigen Pindariſchen Oden ſich ſelbſt völlige Rechenſchaft zu geben weiß: wird das beſtändige Hüpfen und ruckweiſe Fliegen unſers Dithyrambenſängers doch nicht mit dem gewaltigen Zuge des Pindariſchen Adlers vergleichen, der ſich nicht auf Noten und Phraſes ſtützt, der nicht zurückſieht, ob man ihn auch erreiche: ſondern

— — er glüht, er glüht,
Wenn er zur Sonne zielt, und in ihr Feuer ſieht
Mit ſtarkem unverwandten hellen Blicke,
Bis er am Thron des Zevs die ſiebenfache Laſt
Der Donner mächtig faßt. —

Wenn Pindar ſich von ſeinem Punkte in der Einbildungskraft zu verlieren ſcheint: ſo findet er ſich mit deſto größerem Pomp, hier mit einem allgemeinen hohen Spruche, dort mit einer Anrufung an die Muſe ꝛc. zurück: So fließt ein majeſtätiſcher Strom, reich um Arme auszulaſſen, und ſparſam, ſie wieder an ſich zu ziehen, in ſeinem breiten Bette fort, und wälzt ſich mit hundert Händen brauſend vom Felſen herab, um ſich im Thale zuſammen zu finden: ein großer gewaltiger Strom, der Name ſeiner

*) [Demonstrata veritas iudicii Youngiani] De logica Pindari: ein Programm von eben dem Verf. [Thor. 1763.]

9 f. A. F. Rückersfelder, Comment. de canticis sacris ex genio Pindari in Sylloge Comment. et obseruat. Philol. Auentriae 1762, citiert in der Rec. SWS. I, 71*); vgl. Kr. W. 2, 238. 3, 127 (SWS. III, 348. 444). — E. Schmid, zu 166, 18. — 13 f. Vgl. 179, 12 ff. — 20 ff. Variante zu einer Stelle aus Herders Lobgeſang auf Peter den Großen (1765. Altpreuß. Monatsſchrift X, 105 ff.), wiederholt in der Ode „Auf Katharinens Thronbeſteigung“ (1765). SWS. XXIX, 24. 717 f. — 27 ff. Vgl. Goethe, Mahomeds Geſang, insbeſ. 32 f. u. M. G. 54 (D. j. G. II, 33, Z. 59) „Giebt er Ländern Namen“.

Gegend; — aber ein Regenguß, der sich aus den Wolken auf Sand ergoß, zerfließt mit hundert Ästen ohne Stamm im Sande: er verliert sich namenlos und ist nicht mehr.

Und wo ist des Dithyramben Silbenmaß? Er spielt auf einer Pfeife mit zwei und einem halben Ton: wo ist die Sprache? Wo verrät er die Freudentöne, die ein allmächtiger griechischer Tanz belebte, der dem Bacchus nacheiferte, der die höchste Musik, die stärkste Deklamation, die größte Dichterei vereinigte? — dazu sind gar keine Gegenstände und Anlagen, und dem einzigen Johann Sobieski schenken wir seinen Tanz.

O Marsyas! so wirf die dithyrambische Flöte vom Munde, die dich wie den Alcibiades verunziert: erst lerne von den Griechen Bacchische Gegenstände wählen, dränge dich zu ihren Chören, Festen und Tänzen: lerne den Vater des Weins in seiner ganzen γενεσι und in seinen Thaten kennen: koste aus den Dichtern, und aus dem dichterischen Plato etwas von dem heiligen Trank der Korybanten; statt dich bei elenden Kommentatoren aufzuhalten, die einander ausgeschrieben, lerne vom Pindar nichts Sterbliches zu sagen, und prüfe deine Versuche nachher nach dem, was uns Lucian noch zu guter letzt von den Griechen verraten hat.

Τὸ διδάξασθαι δέ τοι
εἰδότι ῥαΐτερον. Ἄγνω-
μον δὲ τὸ μὴ προμαθεῖν.
Κουφότεραι γὰρ ἀπειράτων φρένες.*)

Ich rufe dies unverdeutscht dem Verfasser zu, dem ich aus vielen Ursachen wünsche, Pindar zu sein: teils weil wir ein gemeinschaftliches verschrieenes Böotien haben: teils weil in ihm allerdings Genie hervorleuchtet — zwei Ursachen, weswegen Pindar seinem Landsmanne zurief:**)

*) Olymp. Od. 8. [77—80] p. 216. nach der Schmid. Ausgabe. [H.s Übersetzung SWS. XXVI, 203.]

**) Od. 6. Olymp. [140—55] p. 160. 61.

12. Vgl. Winckelmann, Ged. über die Nachahm. 2. A. S. 5 (Seufferts Neudr. 11, 6ff. WW. Eisel. I, 12 § 16): „Da Alcibiades in seiner Jugend die Flöte nicht wollte blasen lernen, weil sie das Gesicht verstellete, so folgeten die jungen Athenienser seinem Beispiele." — 14. γενεσι, die fehlerhafte, offenbar unter dem Einflusse des Lateinischen geschriebene Form mochte ich so wenig wie Suphan ändern. — 18f. Horaz, Carm. III, 25, 18: Nil mortale loquar. — 19. An den Lucian erinnert Herder den Dithyrambensänger auch in der Rec. der 2. Aufl. (WW. IV, 254). Dort hat er mit Rücksicht auf den Zug des Bacchus das 18. Göttergespräch im Auge; unsere Stelle ist zu allgemein, um sie auf eine bestimmte Schrift beziehen zu können. — 26f. Willamov, der Sohn des zu 129, 23 erwähnten Pfarrers, ist wie H. in Mohrungen geboren (1736).

Δόξαν ἔχω τιν' ἐπί
γλώσσᾳ ἀκόνας λιγυρᾶς,
ἅ μ' ἐθέλοντα προςέλκει
καλλιρόοισι πνοαῖς. Ματρομά-
τωρ ἐμὰ Στυμφαλὶς, εὐανθὴς Μετώπα.
Ὄτρυνον νῦν ἑταίρους
γνῶναί τ' ἔπειτ', ἀρχαῖον ὄνειδος ἀλα-
θέσιν λόγοις εἰ φεύγομεν, Βοιωτίαν
ὗν. Ἐσσὶ γὰρ ἄγγελος ὀρθός
ἠϋκόμων σκυτάλα Μοισᾶν, γλυκύς
κρητὴρ ἀγαφθέγκτων ἀοιδᾶν.

Würde ich die Himmelsstürmer singen: so finge ich an, wo jetzt die Dithyrambe aufhört, bei dem Triumphsliede nach der Schlacht. Hier würde ich als Bacchante mit meinen Schwestern, den Mänaden, alle Thaten unsers Königes und seines Silens, den Siegbecher in der Hand, so herjauchzen, als Gerstenberg in seinen Prosaischen Gedichten bei einem Mahl im Himmel die Götter singen läßt. Alles müßte Bacchisch sein: der Nektar die Ursache des Anfalls, und der Nektar die Folge und der Nutze des Siegs. Den großen Peter würden Mänaden singen, die bei dem ersten Bacchusfeste zu Astrakan die Thaten dieses Noah, und alsdenn auch die ganze Schöpfung Rußlands mit einer vergnügten Redseligkeit preisen. Meine Dithyrambe auf den Krieg würde einen Weinberg zum Standort haben: in der Nähe eine Schlacht: Bacchus erscheint: die Schwerter werden Thyrsusstäbe, die Berge voll Blut Hügel mit Strömen von Blut der Trauben. — Die Friedensdithyrambe würde auch anders: und Peter Feodorowitz und Sobieski und Friedrich auch: Sicilien fiele weg — und im Detail müßte sich alles ändern, wenn nicht der Titel sine vitulo, ohne den Preis der Dithyramben bleiben soll.

Ich beschließe, da meine Beurteilung schon eine Rhapsodie Pindarischer Stellen gewesen, für die Leser, die sich an so viel griechischen Worten geärgert, mit einem didaktischen Trinkliede, das freilich nicht so sehr vom Trinkliede abweichen möchte als die

12 ff. Vgl. Herders Gedicht „Die Himmelsstürmer" SWS. XXIX, 260 ff. — 13. Triumphsliede, zu 123, 2. — 16 f. „Die Hochzeit der Venus und des Bacchus." (Vgl. zu 174, 35.) — 20 ff. Vgl. 185, 29 f. — 27. Peter III. — 29. sine vitulo, vgl. 174, 8 u. Anm. — 31. Rhapsodie, auch sonst bei H. „als Kunstausdruck für eine Aufreihung äußerlich disparater Elemente nach einem vom Ordner willkürlich angewandten Princip". Suphan, Ztschr. f. d. Phil. VI, 191 f.

Dithyramben von ihren Originalen. Es hat zwar*) „immer eine Schwachheit an sich, der die mehresten unsrer Poeten unterworfen sind (daher sind sie auch windichte, eitle, junge Menschen). Es vertauscht offenbar den männlichen ernsthaften Lehrton gegen einen tändelnden“; aber wer kann sich helfen, es sagt doch die dithyrambische Meinung eines Freundes über griechische Dithyramben.

Dithyramben soll ich singen,
Hier bei deutschem Wein?
Nein! hier soll kein griechisch Lied erklingen,
Deutscher Vater Bacchus! Nein!

Haben diese Trinkpokäle
Dithyrambenmaß?
Und daß ich Gesang des Bacchus wähle,
Reichst du wohl, mein kleines Glas?

Um mich tanzt wohl eine Schöne
Dithyrambentanz?
Und ersängen mir Epodentöne
Diesen Kuß und diesen Kranz?

O so mögen Epheukronen
Und ein hagrer Stier,
Alter Pindar! dir Gesänge lohnen;
Doch nicht Weiße, Uz und mir.

Deine Dithyrambenkränze
Hat die Zeit geraubt.
Sieh! Entkränzter! sieh! wie frisch ich glänze
Ganz mit Rosenduft umlaubt.

Denn was gehn mich Türkenkrieger —[1])
Himmelsstürmer[2]) an?
Peter[3]) pflanzte Wein! — ha! nicht der Sieger,
Er als Noah ist mein Mann!

*) s. Litt. Br. T. 21. p. 74.
[1]) [2]) [3]) [4]) [5]) s. die Dithyramben.

1 ff. Grillo: „Im Beschluß dieser Dithyramben werden Sie eine Schwachheit finden, der die mehresten unserer Poeten unterworfen zu sein pflegen“ u s. w. (vgl. 167, 8 ff. u. Anm.). S. 76: (Pindar) „wußte wohl, daß ein so männlicher Ton, den er einmal angenommen hatte, nicht füglich gegen einen tändelnden vertauscht würde“ ... — 6. eines Freundes, vgl. zu 175, 29. — Das folgende Lied („Didaktisches Trinklied, von Herder“) ist wiederholt in Schmids Anthologie der Deutschen I (Frkf. u. Lpz. 1770), 360 f. Darauf folgt eine „Parodie desselben von einem Ungenannten“ (362 f.), die für das „schönere Ideal“ Geßners in der Idylle eintritt (vgl. 192 ff.). — 20. Vgl. 174, 8 ff. — 22. Vgl. 174, 35 f. — 23 f. Vgl. 165, 25 f. — 29 f. Vgl. 184, 20 ff.

Daß der Krieg[4]) die Hölle mehre,
Seufzt ein Kirchenlied!
Nur daß er auch Berge Wein verheere,
Darauf flucht mein heilig Lied!

Immer singe Friedrichs[5]) Thaten,
Braver Grenadier!
Eins nur! den Regierer seiner Staaten,
Den Champagner, lass' er mir.

Immer ras' auf Pindars Leyer
Hohe Dichterwut!
Mich — mich hitzt des Rheinweins edles Feuer
Bis zu eines Trinklieds Glut.

Wenn denn dies mir von den Spröden
Kuß und mehr erzwingt;
Wenns denn den vom Wein entschwornen Blöden
Zitterndkühn zum Kelchglas bringt:

O so könnt ihr rasend machen,
Die ihr rasend singt —
Laßt uns, Brüder! trinken, singen, lachen!
Da mein Lied den Becher schwingt!

3.

Anakreon und Gleim.

Zwei Vergleichungen sind mißlungen; aber der Tejische Sänger, milder und herablassender, macht mich kühn, ihn mit unserm Anakreon, dem lieblichen Gleim, zu vergleichen. Wir haben mehr Anakreontische Dichter, als ihn, wenn wir das Anakreontisch nennen, was von Liebe und Wein singet: wenn wir aber das μέλος des Anakreons im Auge behalten, das meistens ein klein Gemälde von Liebe und Schönheit enthält: so wird man gleich die Liebes- und Weinlieder des Lessings, Weiße, Uz, Hagedorns und selbst einige Gleimische als eine besondere Klasse Anakreontischer Gedichte

6. Zu 154, 28. — 9—12. Zu dieser Strophe giebt Haym I, 154_2 eine Probe der vielen Varianten, mit welchen das Trinklied in Herders Diarium steht:

Griechen, euch begeister' immer
Dithyrambenwut:
Mich begeistert Wein und Frauenzimmer
Doch — nur bis zu Lessings Glut. (Vgl. 174, 35.)

— 30f. Dieselben Dichter, welche H. schon in den Königsberg. Ztgn. (1765. SWS. I, 106) „unter unsern zahlreichen Liedersängern" als einzig „neue Liederdichter" charakterisiert, „die

ansehen. Ich nehme also nur von Gleim seine zwo erste Sammlungen und die sieben Gedichte nach Anakreons Manier zur Vergleichung. Es ist eine feine Kritik nötig, um bei solchen liebenswürdigen Kleinigkeiten den Charakter des Sängers zu ertappen; und eine noch feinere, zwei aus so verschiednen Gegenden und Altern zu vergleichen — einigen wird meine Parallele kindisch vorkommen; aber diese einige sind meistens solche, die es zu ihrer Beruhigung gar für unnütz halten, über Possen zu denken

Anakreons Bilderchen nähern sich meistens einem kleinen Ideal von Schönheit und Liebe; und wenn sie dies nicht erreichen *wollen*, so sieht man ein feines Porträt, nach dem schönen Eigensinn eines Vorfalles, oder Gegenstandes gebildet: ein allerliebstes griechisches Liedchen, das die Gelegenheit charakterisiert, die es gebar. Die erste Gattung schwingt sich auf zur feinen Idee der Wollust überhaupt; die zweite, die in die Umstände eines Individualfalls gräbt, nähert sich der ersten, und wo sie ihr nachbleibt, giebt sie sich eine Art von Bestimmtheit, Spuren der Menschlichkeit, die wie ein Grübchen im Kinn, der Eindruck des Fingers der Liebe, wie das Lispeln des Alcibiades selbst mit zur Schönheit wird —

Unsere gemeine Anakreontisten sind Fledermäuse, die in der mittlern Region bleiben, das Ideal nicht erreichen, und bei Andeutung des Vorfalls niedrig werden. Aber Gleim ist hier der Vergleichung wert: er verschönert mehr, als die französischen Anakreontisten, weil er die Reize der Natur bloß zu erheben sucht; nur steht er dem Tejer nach. Ein Dritteil seiner Liederchen sind schöne Porträte, bei denen der Vorfall durchblickt; zwei Dritteile aber kämpfen zwischen dem eignen Ton und der Annäherung zum Griechen: erhaben über die Ähnlichkeit, und noch entfernt vom Allgemeinen. Nun weiß man aber, daß die Griechen ihre gute Ursachen hatten, bei ihren Olympischen Bildsäulen lieber auf Schönheit, als Ähnlichkeit, zu sehen.

Daher ist im Alten mehr Einfalt: Einfalt, die sein Ganzes gebildet hat, und die ich an Teilen nicht bemerken *darf*. Im Neuen herrscht sie mehr im Detail, und im Ganzen ist oft statt

sich mit einem charakteristischen Zuge unterscheiden, und die Deutschen mit neuen Originalstrichen beehren". Ihnen wird dort noch Gerstenberg angereiht.

1 f. „Versuch in scherzhaften Liedern", Berlin 1744/45, 2 Thle., „Lieder", Zürich 1745 u. ö. „Sieben kleine Gedichte nach Anakreons Manier", Berlin 1764. — 19. *das Lispeln des Alcibiades*, Aristophan. Wespen 44—46. Vgl. 249, 1 f. — 30 f. Vgl. Winckelmann, Ged. üb. d. Nachahm. 2. A. S. 11 (Seufferts Neudr. 15, 17 ff. Eiselein I, 18, § 37). Lessing, Laokoon II (D. Nat.-Litt. Bd. 66, 1, 13).

der schönen Einfalt Kunst bemerkbar. Man vergleiche Anakreons Taube und Gleims Möpschen, Gleims Maler und Anakreons Maler, Anakreons Chrysos und Gleims Sünde u. s. w. Bei nachgebildeten Stücken fällt der Geist beider Künstler in seinem Unterscheide am ersten in die Augen. Der Alte kennet sich gleichsam minder; der Neuere läßt uns sein Schönes durch Vorbereitungen und Folgerungen empfinden, und schließt oft ein Lied voll griechischer Einfalt mit einem französischwitzigen Einfall, der ein Opfer für unsern witzigen Geschmack ist.

Beide Dichter sind Söhne der Grazie, und Gleims Bild steht nicht ohne Bedeutung vor der Winckelmannschen Abhandlung über die Grazie; allein der Grieche malet uns doch mehr eigentlichen Reiz; dieser öfter Schönheit; jener zeigt den Reiz in Handlung, und die Empfindung in Wirkung; dieser aber alles mehr in Worten und Beschreibung. Daher rührt bei dem Deutschen der Reichtum an Worten und Wendungen, die die Oberfläche verschönern: das Erläuternde, das dem Leser gleichsam helfen will, darüber oft die Kürze verliert und aus dem Contour weichet. Das schöne Stück: der Tod einer Nachtigall, dörfte in allem diesem leiden; und durchgängig mehr tote Kunst, als lebende Natur in unserm Landsmann anzutreffen sein.

So wie Anakreon für einen Griechen durch seine kleine Umstände Neuheit gnug hatte: so unterscheidet sich der unsrige am meisten durch einen gewissen geistigen Reiz, den er vor dem Griechen seinen Liedern erteilet.*) Da dieser Unterschied nun feiner ist: so fällt auch die Mannichfaltigkeit minder in die Augen, und

*) Die Lieder nach dem Anakreon von Gleim sind, nachdem ich dies geschrieben, erschienen [1766]; ich glaube aber, sie bestätigen meine ganze Parallele sehr augenscheinlich, wenn ich sie als Nachbildungen, nicht Übersetzungen, betrachte.

1 ff. Anakreons Taube (*Εἰς περιστεράν*), Maler (*Εἰς κόρην* und *Εἰς νεώτερον Βάθυλλον*) und Chrysos (*Εἰς χρυσόν*) Anacreontea 14—16. 56. Bergk, Poet. lyr. gr. III^4, 305 ff. 333. — Gleims „Möpschen", Scherzh. Lied. I, 17 (SW. herausg. von Körte I, 13); Maler, d. i. „Auf das Beylager des Herrn von ***", Sch. L. II, 58 (nicht bei Körte), in das eine Nachbildung von Anakr. 15 hineingearbeitet ist, oder „An Herrn Pesne", Sch. L. II, 3 (Körte I, 65); vgl. auch „An Herrn Böhlau", Sch. L. II, 31 (nicht bei Körte; „An Herrn Schmid in Berlin", nach Anakr. 15, „Lieder nach dem Anakreon" S. 56, Körte II, 310 kommt nach Z. 27 ff. nicht in Betracht); Sünde, das 3. der „7 kl. Ged. n. Anakr.s Manier": „An Herrn Klopstock" (nicht bei Körte). — 10 ff. Der fünfte Band der Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste, Erstes Stück, bringt Gleims Bild, gest. von Kauke. S. 1—13 steht Winckelmanns „Erinnerung über die Betrachtung der Werke der Kunst", S. 13—23 desselben Abhandlung „Von der Grazie in der Kunst". — 13 ff. Vgl. Lessing, Laokoon XX. XXI. — 19. „An den Tod einer Nachtigall. An Herrn Naumann", Sch. L. I, 65 (nicht bei Körte). — 27 ff. Vgl. an Hamann, Lebensb. I, 2, 149: „Gleim hat Lieder nach dem Anakreon herausgegeben ...; sie sind als nachgebildete Originalchen hübsch; aber als Nachahmungen und Übersetzungen nichts."

seine gemeinen Nachahmer werden daher so bald einförmig, daß man von ihren Stücken sagen kann, was jener von den Franzosen behauptet: wer drei kennet, hat sie alle gesehen.

Ich habe in allgemeinen Beobachtungen geredt, und erwarte von Gleim bei der neuen Ausgabe seiner Gedichte vielleicht eine weit bessere praktische Bestätigung, als ich habe zeigen können: um ihn Anakreon zu nennen. Ich habe diesen Namen von der Taube des alten Griechen gehört, die ich unvermutet antraf.

Anakreons Taube.

Woher du, liebe Taube?
Woher so reich an Salben,
In deren Duft du schwimmest
Und sanft die Flügel schlägst —
Wohin gilt deine Reise?

„Du kennst mich nicht mehr, Alter!
Anakreons Gespielin,
Die mit ihm trank und lachte
Und sich aus seinen Händen
Die goldnen Körner raubte
Und schlief auf seiner Leyer
Und vor der Morgensonne
Ihn in den schönsten Träumen
Mit ihren Flügeln deckte —
Kennst du mich noch nicht, Alter?

„Ach! ich hab' ihn verloren!
Um dessen Grab die Amors
Und Grazien einen Hain
Von Ros' und Myrt' gepflanzet;
Hier hab ich lang und immer
Vergebens! meinen Herren
Beseufzet — und gegirret!

„Zwar schenkte mich Cythere
Statt seines schönen Sperlings
Bald einem ihrer Knaben:*)
Der gab mir viel zu fliegen,

*) Catull.

9 ff. Vgl. das Anakreontische, auch von Gleim (Lieder n. d. Anakr. S. 24: „Gespräch mit einer Taube", Körte II, 289) mit Übertragung auf Uz nachgebildete εἰς περιστεράν, und zwar besonders zu Z. 10—14 V. 1—6, zu 17—23 V. 25—34, zu 190, 3 f. V. 21—23, zu 190, 13. 15 f. V. 35—37. — 33. Dessen Tod Carm. III besingt.

Zu essen und zu trinken;
Und doch mußt ich entfliehen! —
Und habe lang auf Bergen,
Auf Feld und Baum gewohnet,
Und mich schon alt genähret,
Bis mich für meine Treue
Cythere einem zweiten
Anakreon jetzt schenket.
Dem hat sie mich geschmücket,
Dem wieder jung gesalbet,
Dem schickt sie dieses Kränzchen,
Der wird mich willig pflegen.

„Nun, Wandrer, weißt du alles
Von deiner alten Freundin.
Fast ist mein Duft verflogen,
Fast machtest du mich schwatzhaft,
Wie S.* und P.** Spatzen.“

4.

Tyrtäus und der Grenadier.

Aber Gleim gilt bei mir in einem andern Gesichtspunkt noch mehr — er ist unser Grenadier.*) Tyrtäus und der Grenadier — ich glaube bei dieser Vergleichung eine zuversichtliche Miene annehmen zu können. Jener war das Geschenk des Orakels für Sparta, wie dieser für den Ruhm Deutschlands: ich sage nicht für den Ruhm seines Heers, weil dieses vielleicht einen Tyrtäus nicht so nötig hatte, als das mutlose Sparta. Daß der Deutsche nicht durch seine Lieder eben dasselbe Verdienst und eben denselben Lohn hat erlangen können: liegt nicht an seinen Gesängen, sondern an unsrer unpoetischen Zeit, in der man nicht mehr wie in Griechenland den Musen vor der Schlacht opfert. Dort wären seine Lieder unter Pauken- und Trompetenschall erklungen: sie hätten die Fahnen voll Mut empor geschwungen, die Schwerter entblößt, dem Feinde panisches Schrecken zugetönt: sie wären, wie Justin es vom Tyr-

*) Litt. Br. T. 17. p. 6. 7. [Nicolai.]

17. „In ältester handschriftlicher Fassung: 'Wie S. und Pfeffels Krähen'“ (Suphan), entsprechend dem κορώνης des Originals. — 21. „Preußische Kriegslieder in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem Grenadier“, Berlin (1758. Neudruck von A. Sauer, Heilbronn 1882, wo auch die ältern Einzeldrucke verzeichnet sind). „Der Grenadier an die Kriegesmuse nach dem Siege bei Zorndorf den 25. August 1758. 1759“ (auch bei Sauer). — 33. Justin, Hist. phil. III, 5, 9 sqq.

täus sagt, hortamenta virtutis, damnorum solatia, belli consilia gewesen: tantum ardorem militibus iniecissent, ut non de salute, sed de sepultura solliciti, tesseras insculptis suis et patrum nominibus dextro bracchio deligarent, ut si omnes adversum proelium consumsisset, et temporis spatio confusa corporum lineamenta essent, ex indicio titulorum tradi sepulturae possent. — Sie hätten Sparta den Sieg, dem Sänger das stolze Bürgerrecht in Sparta, und das noch stolzere Geschenk: die Unsterblichkeit, gegeben. „Wenn Gleim es hätte dahin bringen können, daß die Kriegslieder des preußischen Grenadiers in des gemeinen Soldaten Hände gekommen wären: so müßte er in den preußischen Staaten unter den Dichtern den ersten Rang nach den erbaulichen haben."*) In Absicht auf sein Verdienst; jetzt hat er wenigstens das Verdienst um die Ehre seiner Nation, daß er Nationalgesänge gesungen, die keiner unsrer Nachbarn hat, keiner unsrer Nachbarn uns entwenden kann, und die vielleicht mehr als Tyrtäisch sind.

Sie sind Nationalgesänge: voll des preußischen Patriotismus, stützen sie sich auf die jedesmaligen Umstände ihrer Gelegenheit. Der Grenadier redet von großen bekannten Begebenheiten, die jedermann aufmerksam machen: die heroischen Gesinnungen, der Geiz nach Gefahren, der Stolz für das Vaterland zu sterben, ist seine einzige Begeisterung: hier hat einmal ein deutscher Dichter über sein deutsches Vaterland ächt und brav deutsch gesungen: ohne an andre Nationen sein Genie zu verpachten.

Und solchen Grenadier hat vielleicht keine Nation von unsern Nachbarn. Ich habe viele französische Gedichte im vorigen Kriege gelesen, die auch den Ton des Patriotismus gegen die Engländer angestimmet haben: allein wenn wir viele Grenadiers hätten, —

So schlagen wir sie mit Gesang
Wie Friedrich mit dem Schwert.

Das Gespräch mit der deutschen Muse redet hier an meiner statt gegen die Franzosen; und von den englischen Dichtern ist mir in den neuern Zeiten kein Stück bekannt, das so viel als

*) Abbt vom Verdienst p. 376. [Verm. W. I, 271: st. haben Z. 13: erhalten.]

29 ff. (Gleims) „Gespräche mit der deutschen Muse. Zweites" (Berlin 1764; „abgedruckt schon im 41. Stück der Königsbergschen Zeitungen desselben Jahres". Suphan. SW., Körte, 6, 224), dessen vorletzte Strophe lautet:

„Wenn Friedrich unsrer Lieder Klang
Wie eurer Lieder hört,
Dann schlagen wir euch mit Gesang
Wie Er euch mit dem Schwerdt."

die Kriegslieder wiegen sollte; die alten Ballads nehme ich aus, mit denen wir uns freilich nicht messen können.

Und die beste seiner Schönheiten sind dazu unübersetzbar.*) Die edle Einfalt, die deutsche rauhe Stärke, die Hoheit und Kürze seiner Bilder, Schwung und Kolorit, alles ist so sehr in die Laune und in den Wohllaut unsrer Sprache eingetaucht, daß diese wenige Stücke gleichsam ein Grenzstein sein können, wo unsre Dichtkunst an Franzosen und Engländer grenzt. Die Sprache des Grenadiers kann, ohne zu verlieren, weder in französische Prose noch Poesie übergetragen werden, und von der englischen Poesie, die von Beiwörtern und Bildern strotzet,**) unterscheidet sie sich eben so glücklich. Diese Sprache ist die wahre deutsche Nationallaune; ihr Deutsche! müßt ihr schon nachahmen, so ahmt lieber eure Landesleute nach, als fremde Nationen, um lächerlich oder verächtlich zu werden.

Wir haben also wirklich einen Tyrtäus, und wenn wir den Plan der Stücke und einzelne Teile betrachten, noch mehr, als ihn. Plato würde unserm Landsmann den Titel eines Göttlichen nicht abgeschlagen haben, und wenn die unwissende Zeit seine Werke so ungerecht verzehren sollte, als die meisten des Tyrtäus: seine eilf Kriegslieder haben mehr Anrecht auf die Unsterblichkeit, als die griechischen viere.

5.

Theokrit und Geßner.

Von allen Werken des schweizerischen Geßners liebe ich seine Idyllen am meisten, und will sie mit den Idyllen des Theokrits vergleichen: sie verdienen dies mehr, als die Idyllen des Fontenelle

*) Litter. Br. T. 16. p. 50. [Nicolais Bericht über das Journ. étr. (zu 52, 19), worin im November 1761 die Kriegslieder nicht nur „mit großem Lobe belegt", sondern auch zum größten Teil „ganz übersetzt" wurden, „und zwar mehrenteils sehr glücklich, so schwer es auch ist, die einfältige und zugleich körnigte Verse des Grenadiers in Prose über zu tragen". Als Probe teilt N. die Übersetzung des „Herausforderungsliedes", Nr. 8 Sauer, mit.]

**) Kleists Werke: 2ter T. Pros. Aufsätze. [Sauers Ausg. (Berlin, Hempel) I, 319: „Der neue Aufseher", 7. Stück, über die Kriegslieder des Grenadiers, welches schließt: „wir würden wohl thun und größer werden, wenn wir eher den Griechen und Römern als den Engelländern folgten, welche die Beiwörter, die Metaphern und überhaupt alle schimmernden Ideen zu sehr häufen und der Natur weniger getreu sind".]

1. Ballads, vgl. zu 127, 6. — 10f. englischen — trotzet, vgl. 246, 4. SWS. II, 276_{34}. 278_{36}. — 17. Vgl. Plato Legg. I, 5, p. 629 B: Ὦ Τύρταιε, ποιητὰ θειότατε. — 21. die von Tyrtaios erhalten sind Bergk, Poet. lyr. gr. II⁴, 13 ff. (10—12. 15). — 25. „Idyllen von dem Verfasser des Daphnis", Zürich 1756 u. ö. (eine Auswahl D. Nat.-Litt. Bd. 41, 1, 61—97). — 26. Bernard de Fontenelle (1657—1757) schrieb Poésies pastorales, avec un Traité sur la nature de l'Églogue, et une Digression sur les Anciens et les Modernes (1688).

und Pope. Ich will den feinen Bemerkungen des Kunstrichters*) folgen, so fern sie zu meiner Vergleichung gehören, und so fern ich ihnen beistimmen kann.

„Man kann entweder die Beschäftigungen und die Lebensart, oder die Empfindungen und Leidenschaften der kleinen Gesellschaften betrachten. Sowohl die Lebensart als die Empfindungen können entweder der Natur gemäß, gleichsam porträtiert, oder nach dem Ideal verschönert werden. Hier ist in wenig Worten die Beschreibung von viererlei Arten von Gedichten, die alle zu einer Hauptklasse, den Landgedichten überhaupt, gehören. 1) Die Beschäftigungen von kleinern Gesellschaften nach der Natur. 2) Eben dieselbe nach dem Ideal. 3) Die Empfindungen und Leidenschaften der kleinern Gesellschaften nach der Natur. 4) Eben dieselbe nach dem Ideal. Die erste ist das eigentliche Landgedicht: die zweite kommt mit der Beschreibung des goldnen Weltalters überein: die dritte ist eine Art von Landekloge, die nicht ganz zu verwerfen ist: die vierte ist die wahre Idylle Theokrits, Virgils und Geßners. Was ist nunmehr die Idylle? Nichts anders als der sinnlichste Ausdruck der höchst verschönerten Leidenschaften und Empfindungen solcher Menschen, die in kleinern Gesellschaften zusammen leben."**) — Der sinnreiche D. mag als Beobachter recht haben, in der Anwendung finde ich einige Bedenklichkeiten.

Zuerst: Landgedicht, Ekloge und Idylle: der Sache nach mag ihr Unterschied wesentlich und notwendig sein; wer aber giebt den Worten den allgemeinen Wert: du sollst eben das bedeuten! Unser Kunstrichter glaubt mit Schlegel einerlei unter Landgedicht zu verstehen, und es ist zwischen ihnen doch ein Unterschied. Schlegel versteht darunter bloß ein Landschaftsstück, eine Schilderung der Gegenstände der Natur; D. meint ja schon Beschäftigungen darunter,

*) Litter. Br. T. 5. p. 113. [Mendelssohn über Schlegels Abhandlung über die Schäferpoesie in seinem Batteux, Br. 85., unterzeichnet D.]
**) p. 124. 25. [Br. 86. Z. T. freies Citat.]

1: Alex. Pope (1688—1744), begann mit Schäfergedichten (Pastorals), die 1709 zuerst erschienen. — 1ff. „par parenthese" bemerkt ihm Nicolai in seinem 2. Br. (Lebensb. I, 2, 222f. = Hoffm. S. 5), daß er Mendelssohn „wegen seiner Definition vom Schäfergedichte nicht richtig genug verstanden" habe, wie dieser in der für die Allgemeine Deutsche Bibliothek beabsichtigten Recension (Einl. XXII) zeigen sollte. — 5. Nach Mendelssohn (S. 123f.) kommen nämlich das Landgedicht und die Idylle, die er gegen Schlegel „zu einer Classe, allenfalls zu einer obern Classe rechnen" möchte, darin überein, daß ihre Personen „in kleinern Gesellschaften zusammen leben" . . . „keine höhere gesellschaftliche Verhältnisse kennen"; beider Gegenstand seien also „die kleinern menschlichen Gesellschaften, ungefähr so, wie sie der Weltweise in der Oeconomik moralisch betrachtet!"

und also wirklich Handlung, was jener doch schon zur Ekloge rechnet: der Franzose versteht wieder, was er will, unter Idylle und Ekloge: wenn auch nur 10 Stücke von Theokrit und Virgil alsdenn noch Eklogen sein könnten; gnug wenn er nur seinen Fontenelle behält; ein Deutscher wirft den Fontenelle heraus, wenn er nur seinen Geßner behält. — So bestimmt ein jeder willkürlich, und weil kein gesetzgeberischer Aristoteles vorgearbeitet hat, ohne Einheit.

Was ist zu thun? Theokrit, Moschus und Bion haben Idyllen geliefert: aus ihnen abstrahiere man also den Begriff der Idylle. Virgil hat seine: Eklogen genannt; um den Unterschied der Namen zu bestimmen, bestimme man den Unterschied der Werke. Nun vergleiche man die Neuern mit den Alten: wie sind sie von ihnen unterschieden, um neue Klassen zu formieren? wie viel Gattungen gäbe es, die noch ungebraucht sind? Und was ist endlich das Landgedicht überhaupt?

Zuerst also! Wenn es vier Arten von Landgedicht giebt, welche ist die älteste? Porträte, und schlechte Porträte sind eher, als Ideale, als höchst verschönerte Ideale; so müssen auch die erste Landgedichte gewesen sein. Könnte dies nicht eine Ursache sein (wenn gegen den Eigensinn der Zeit noch mutmaßliche Ursachen gelten), warum vor Theokrit alle Landdichter verloren gegangen sind, warum selbst die meisten Gedichte seines Lehrers, Bions, verloren gegangen sind: weil sie vielleicht die Natur noch zu gemein porträtiert haben? Nur Theokrit, ein später Dichter, wurde der erste Anfänger einer goldnen Epoche, weil er eben den Zeitpunkt in den Landgedichten erreichte, daß seine verschönerte Natur auch feinen Zeitaltern gefallen konnte.

Aber welche Natur hat er verschönert? Beschäftigungen? Oder Empfindungen und Leidenschaften? Der Anfang der Dichtkunst ist wahrscheinlich eher von Leidenschaften, als bloßen Beschäftigungen gewesen; diese waren teils nicht wert, teils nicht hinreichend gnug,

2ff. Der Abbé Claude Fr. Fraguier (1666—1728) in s. Dissertation sur l'Eclogue, Mémoires de l'Acad. roy. des Inscriptions II (Par. 1736), 139, von Mendelssohn (Beschluß des 86. Br. S. 132f.) als „ein gewisser französischer Schriftsteller" nach der deutschen Übersetzung II, 214 citiert. Auf Fontenelle nimmt Fr. nirgends Bezug. — 5f. Mendelssohn selbst S. 133f. — 7f. „Man siehet wohl, daß ihnen (den Kunstrichtern) Aristoteles und Horaz in dieser Dichtungsart nicht vorgearbeitet haben." Mendelssohn S. 132 (vgl. zu 196, 30). — 17. Landgedichten verbessert Suphan. — 23. seines Lehrers, im Gegenteil seines bereits weicheren und verfeinerteren Nachahmers. — 30ff. Vgl. 168, 24ff. und die Fragm. Über die Ode und des Versuchs einer Geschichte der Dichtkunst Lebensb. I, 3, 1, 78. 139ff.

um Dichterei hervorzubringen. Dies bestätigen die ältesten Beispiele, und die Kenntnis der ersten Zeiten noch mehr. Erst Leidenschaft, denn Empfindung, denn Beschäftigungen, und endlich tote Malerei: so ist der Gegenstand der Dichtkunst nach verschiedenen Zeitaltern gesunken. Eben derselbe Schritt, wie aus der Idylle, der Schäferdichterei eine Ekloge, ein Landgemälde entstanden, hat eine andere Veränderung zur Parallele, wie aus der Homerischen Iliade eine Aeneide, aus dem εἶδος des Pindars eine Ode des Horaz, aus dem μέλος des Anakreons eine Tändelei Catulls geworden: jene redeten durch Ausdruck und Handlung, diese redeten durch Worte und Schilderungen: jene bewegten durch das, was sie zeigten, durch Empfindung; bei diesen kam es sehr in Betracht, auf was Art sie es vorzeigten — Kurz! wenn Idylle das Landgedicht ist, das Leidenschaften und Empfindungen kleiner Gesellschaften auf die sinnlichste Art ausdrückt, so ist Theokrit ein Idyllendichter, und zwar der vollkommenste unter allen, die ich kenne.

Aber Empfindungen und Leidenschaften nach dem Ideal?*) Höchstverschönerte Leidenschaften und Empfindungen? Eine Leidenschaft, eine Empfindung höchst verschönert, hört auf, Leidenschaft, Empfindung zu sein: zweitens, sie hat keinen sinnlichen Ausdruck: das höchste Schöne hat kein Bild. Wir wollen diese zwei Ursachen sehen! Ein Schäfer mit höchst verschönerten Empfindungen hört auf, Schäfer zu sein; er wird ein poetischer Gott: das ist nicht mehr ein Land der Erde, sondern ein Elysium der Götter: er handelt nicht mehr, sondern beschäftigt sich höchstens, um seine Idealgröße zu zeigen: er wird aus einem Menschen ein Engel: seine Zeit ein gewisses Figment der goldnen Zeit. — Und profitiert der Dichter dabei? Ohnmöglich! Uns rührt nichts, was nicht mehr Mensch ist: Götter, die nicht menschlich werden, bewundern wir höchstens mit kalter Bewunderung: so entgeht dem Dichter viel von seinem Zweck: und noch mehr von der Mannichfaltigkeit seiner Charaktere. Wenn ich immer die höchst verschönerte Schäferlarve sehe, so verliere ich die Verschiedenheit menschlicher Gesichtszüge: dem Dichter entgehen zehn Situationen; dem Leser zehnerlei

*) p. 124. 125.

8. Εἴδη wurden Pindars Oden von den Grammatikern auch genannt, nach Eustathius' Einl. zu s. Komment. 34 als Ideale wegen ihrer Würde, richtiger als metrisch und melodisch verschiedene „Weisen". (Vgl. u. a. Bergk, Poet. lyr. gr. I^4, 24.)

Vergnügen. Kurz! aus eben den Ursachen, warum derselbe Kunstrichter von der Bühne und aus der Epopee*) das Ideal der Vollkommenheit verbannen will, verbanne ich's aus Arkadien; es schafft Unfruchtbarkeit, Einförmigkeit, und schränkt die Erfindung ein.

Ich will aber keine Abhandlung über das Schäfergedicht schreiben: sondern nur den Charakter der Theokritschen und Geßnerschen Idyllen bestimmen, und eben dies hat mich so weit geführt. Der Kunstrichter sagt, „Empfindung und Leidenschaften nach dem Ideal: das ist die wahre Idylle Theokrits, Virgils und Geßners." Wie? dachte ich, alle drei nach einem Ideal? alle drei höchst verschönert? Der Kunstrichter raubt mir mit seiner Einteilung allen Unterschied, den ich so oft zwischen allen dreien empfunden, und Empfindung läßt sich nicht sogleich rauben.

Die Leidenschaften, die Theokrit seinen Schäfern giebt, sind durchaus menschlich, und nach ihren kleinen Gesellschaften, nach ihrem Zustande, nicht aber moralisch unschuldig: Daphnis und sein Mädchen fällt jedem hiebei zuerst ein: ist die Liebe der Zauberin zu ihrem Geliebten wohl höchst verschönert? Platonisch vollkommen denkt, empfindet und liebt kein Schäfer in ihm. Er überläßt sie ihrer Natur, die nach ihrem Zeitalter und nach ihrer Gesellschaft unschuldig ist. Seine Schäferhelden sind nicht jenem philosophischen Helden gleich,

> Qui metus omnes et inexorabile fatum
> Subiecit pedibus — —

alsdenn wären sie unerträglich. Seine Liebe wird stürmisch, wird Raserei bis zum Tode: selbst seine Grazien sind nichts weniger als höchst verschönerte Ideale. Aus jeder Idylle muß ich Proben hiervon anführen können, weil ich dies eben für das Charakterstück derselben halte.

Der Kunstrichter verwirret sich selbst in seinem eigenen Gewebe, wenn er auf die niedrigen Züge stößt, die die Franzosen im Theokrit nicht ausstehen können; und löset dies Rätsel so auf: „weil in der Idylle Leidenschaften und Empfindungen bis auf

*) Litter. Br. T. 7. [S. 115—26. Br. 123.] und 9. [S. 49—59. Br. 145. 6.]

16f. Daphnis und sein Mädchen, Id. XXVII. — die Liebe der Zauberin, Id. II. — 23f. Verg. Georg II, 491 sq. (Atque metus etc.), citiert (nach Fraguier p. 137) von Mendelssohn S. 129 im Zusammenhang mit der Behauptung, daß die Schäfer „auch Helden einer höhern Art" kennen. — 30. „Sie sollten Wunder sehen, wie sehr sich die Kunstrichter, die von der Schäferpoesie handeln, so zu sagen, in ihrem eigenen Gewebe verwirren." Mendelssohn S. 132 unmittelbar vor der zu 194, 7 ausgehobenen Stelle.

den höchsten Grad veredelt werden, so thue der Dichter wohl, daß er ihre Lebensart nicht zugleich mit idealisieret."*) Ich glaube, der Dichter thut nicht gar zu wohl dran, denn je höher das eine veredelt wird, desto mehr muß das andre verekelt werden.

„Die Lebensart, sagt er, gehöret nicht mit zu seiner Absicht;" allerdings! hat er nicht kurz vorher selbst eine Eklogenart für die Landbeschäftigungen ausgemacht: und was ja eine ganze Ekloge abgeben kann, sollte das als Teil bei dem andern so unbeträchtlich sein? Aber durch diesen Kunstgriff wird der Leser aus der Irre der idealischen Welt auf die Natur zurückgeführt? leider! ja, aber auch zu dem Seufzer gebracht: warum hat mich der Dichter in die ärgerliche Irre geführt? hätte er nicht diesen idealischen Traum gehabt; alsdenn hätten seine Charaktere an Mannichfaltigkeit und Bestimmtheit gewonnen! Der Kunstrichter siehet sich nach Beispielen um, seinen Gedanken zu erläutern, und ich — zu widerlegen. Theokrit ist Beispiel genug! Man flechte in irgend eine Geßnersche Idylle einen Theokritschen niedrigen Zug ein; er wird unausstehlich: im Theokrit aber ohne verwöhnte Ohren nicht. Wie kommt das? „Geßners größtes Verdienst ist, daß er die Schranken der Veredelung so genau zu treffen gewußt." Und Theokrit nicht so genau? Und hat doch sein Ideal höchst verschönert? Gehorsamer Diener! Der Kunstrichter hat sich bloß in das Ideal seiner Einteilung und Erklärung wegen verliebt; so bald er sein Definieren vergißt, bekennt er selbst:**) „Man hat die Empfindungen des Landmannes verschönert, dem Ideal näher gebracht, doch so daß sie ihre Natur nicht ablegen!" Nun sind wir schon mehr Freunde, doch nicht völlig: wenn das Ideal die höchste Schönheit bleibt: so steht Virgil über Theokrit, Geßner über Virgil, und Fontenelle über Geßner; und ich rangiere umgekehrt.

Das Ideal des Schäfergedichts ist: wenn man Empfindungen und Leidenschaften der Menschen in kleinen Gesellschaften so sinnlich zeigt, daß wir auf den Augenblick mit ihnen Schäfer werden, und so weit verschönert zeigt, daß wir es den Augenblick werden wollen;

*) Litter. Br. T. 5. p. 134. 135.
**) p. 134.

9ff. Mendelssohn S. 136: „Durch diesen Kunstgriff ... zurückgeführt, die Charaktere erlangen ein bestimmtes Dasein, und was gewinnet der Dichter nicht von Seiten der Mannigfaltigkeit? — Ich sehe mich nach Beispiele um, diesen Gedanken zu erläutern. Doch wozu? Geßner ist Beispiels genug. Mich dünkt, das größte Verdienst dieses Dichters sei, daß er diese Schranken ... gewußt."

kurz bis zur Illusion und zum höchsten Wohlgefallen erhebt sich der Zweck der Idylle, nicht aber bis zum Ausdruck der Vollkommenheit, oder zur moralischen Besserung.

Aus dieser Bemerkung, die ich anderswo beweisen will, folgt vieles zu meiner Parallele: je näher ich der Natur bleiben kann, um doch diese Illusion und dies Wohlgefallen zu erreichen; je schöner ist meine Idylle; je mehr ich mich über sie erheben muß, desto moralischer, desto feiner, desto artiger kann sie werden, aber desto mehr verliert sie an poetischer Idyllenschönheit. Dies ist der Unterschied zwischen Theokrits und Geßners Charakter.

Theokrit schildert durchgängig Leidenschaft; Geßner, um nicht seinem Ideal zu nahe zu treten, ist hierin weit blöder. So wie uns unser Wohlstand zu einer Schwäche gebildet, die nur für uns schön läßt, so schmeckte vieles dem Geschmack der Griechen, was uns zu stark ist. Seine Schäferleidenschaft bleibt immer mehr schleichende Neigung: die weiche, zärtliche Liebe, zu drücken, zu herzen, zu küssen; dies ist die Farbe, die man überall sieht. Amyntas, ein Schäfer, der sich des Baums erbarmte, läßt uns, wie Ramler*) sagt, schließen „was wird nicht ein größerer Vorfall bei ihm wirken?" so schließen, glaube ich, kann man im Geßner oft; aber es sehen? — selten!

Theokrit schildert kleinere menschliche Gesellschaften, nicht „wie sie der Weltweise in der Ökonomik moralisch betrachtet",**) sondern wie er sie als Dichter von seiner Zeit abstrahieren konnte, um sinnlich zu reizen und zu überreden. Seine Sittlichkeit ist also auch nichts minder als moralisch, sondern politisch, diesen kleinen Gesellschaften so fern angemessen, damit sie reizen und illudieren. Das ganze goldene Weltalter, in welches die Schweizer die alten Schäfer setzen, ist also eine schöne Grille. Die griechischen Idyllendichter wissen von einer vollkommen goldnen Zeit nur im seligen Elysium der Götter, und in der Jugend der Welt, wo die Helden lebten: da schöpften die Korybanten aus Milchströmen ihre Begeisterung; aber Theokrits Schäfer schöpfen klares Wasser: ja auch da nicht einmal waren die Helden den seligen Göttern gleich: und

*) s. seinen Batteux. [2. Aufl. 1762 I, 397. 4. Aufl. 1774 I, 447.]
**) s. Litter. Br. im angef. Teil. [5, 124.]

17. Amyntas, in dem gleichnamigen Idyll D. Nat.-Litt. Bd. 41, 1, 74. — 22f. Vgl. zu 193, 5. — 23f. Vgl. Geßner „an den Leser" (a. a. O. 63, 6. 64, 3). — 32f. Vgl. 181, 16ff.

Theokrits Schäfer sollten es sein? Ist Alcimadure, ist Battus, ist Polyphem, ist der arme Fischer denn in dem glücklichen, reizenden Alter, wie man das goldne malt? Aber was gewinnt Theokrit dabei? Er kann wirkliche Sitten schildern. Da er sein Gemälde aus dem Leben porträtierte, und bis auf einen gewissen Grad erhöhete; so konnte er auch Leben in dasselbe bringen.

Aber Geßner und die Neuern? Wir, die von diesem Zeitalter der Natur so weit entfernt sind, daß wir fast niemals wahre menschliche Sitten, sondern politische Lebensart erblicken, müssen entweder einem ganz abgezogenen Ideal folgen, oder wenn wir unsre Lebensart verfeinern wollen, Artigkeit malen. Das letzte that Fontenelle; er, der in seiner Nation nichts erblickte, nichts anders erblicken wollte, und endlich selbst an alten Schäfern nichts anders erblicken konnte, schilderte, was er sahe und sehen wollte: Gewohnheiten und Umgang und Artigkeit und Hofmanieren, die endlich einem Franzosen gefallen können, aber einem Griechen verächtlich und ekelhaft sein müssen. Geßner, der von den Griechen seine Weisheit erlernt hat und seiner Zeit sie bequemte, nahm sich also ein gewisses moralisches Ideal, und was verliert er dabei? —

Erstlich ist die Bestimmtheit der Charaktere. Seine Schäfer sind alle unschuldig, nicht weil die Unschuld aus ihrer Bildung folgt: sondern weil sie im Stande der Unschuld leben: lauter Schäferlarven, keine Gesichter: Schäfer, nicht Menschen. Statt zu handeln, beschäftigen sie sich, singen und küssen, trinken und pflanzen Gärten. Worin ist Geßner glücklicher, als in diesen Küchen- und Landschaftsstücken, wo er die Natur oft als eine Nymphe an ihrem Nachtschleier unvermutet erhascht? Geßner ist hierin noch vortrefflich, und mischt diese Schilderungen nur ein; aber wenn seine Nachfolger mittelmäßige Schilderungen zum Hauptwerk,*) zu ihrem ganzen Geschäfte machen; so weicht dies ja ganz von dem Alten ab. Sie malen das, worin ihnen der Maler es zuvor thun kann, nur selten, nur als ein Nebenwerk, nur kurz: wenn aber Breiten-

*) s. Jüd. Schäfergeb. [Vgl. S. 120, 29.]

1. Alcimadure, Id. XXIII, von Mendelssohn im 85. Lbr. (V, 116) und H. so genannt nach La Fontaines Nachahmung „Daphnis et Alcimadure“ (Fables L. 12, F. 26, bei Laun II, 251); eine deutsche Bearbeitung der französischen Nachdichtung von einem „Ungenannten“ (Götz) u. d. T. „Alcimadure“ steht in Ramlers Batteux in dem Kap. „von dem Schäfergedichte“ (I^4, 461—65) u. Schmids Anthol. II, 200. — Battus, Id. IV. X (nach älterer La). — 2. Polyphem, Id. VI. XI. — der arme Fischer, Id. XXI. — 24f. pflanzen Gärten: „Lycas oder die Erfindung der Gärten“ D. Nat.-Litt. Bd. 41, 1, 81.

bauchs Jüdische Schäfergedichte nichts als malen: so — können sie bloß durch die Kunst des Malers schätzbar werden, und schlägt die fehl — so ist alles verloren.

Die Mannichfaltigkeit leidet bei diesem Ideal noch mehr. Nicht von innen aus der Seele, sondern meistens nach Umständen wird sie bestimmt. Geßners Idyllen sind oft allerliebste Schäfertändeleien, hier über ein fliegendes Rosenblatt, dort über einen zerbrochenen Krug, hier über einen Baum, dort über das Schnäbeln der Tauben; hier redet der Vater Menalkas, hier der Sohn Myrtill über seinen schlummernden Vater; hier der neunzigjährige Palämon: hier der Liebhaber, dort die Schöne; immer aber derselbe Schäfer, nur in einer andern Situation.

So möchte Geßner gegen Theokrit sein. Ich weiß nicht, ob ich mit Rammler sagen kann: „er hat im wahren Geist des Theokrits gedichtet. Man findet hier gleiche Süßigkeit, gleiche Naiveté, gleiche Unschuld in Sitten.“ Die Süßigkeit des Griechen ist noch ein klarer Wassertrank aus dem Pierischen Quell der Musen; der Trank des Deutschen ist verzuckert. Jenes Naiveté ist eine Tochter der einfältigen Natur; die Naiveté im Geßner ist von der idealischen Kunst geboren; jenes Unschuld redet in Sitten des Zeitalters; die Unschuld des letzten erstreckt sich bis auf die Gesinnungen, Neigungen, und Worte. Kurz! Theokrit malt Leidenschaften und Empfindungen nach einer verschönerten Natur: Geßner Empfindungen und Beschäftigungen nach einem ganzverschönerten Ideal: Naturscenen kann ich noch dazu setzen; nur Leidenschaften? nicht so leicht. Wo er sie schildern muß, z. E. in seinem Tode Abels, und in seinem Daphnis, mißraten sie oft: Abel zu fromm: Kain zu übertrieben und unwahrscheinlich: Daphnis für die Erde zu himmlisch und für das Reich der Hebe zu irdisch. Seine Schäferspiele — man führe sie auf: und man wird Puppen sehen: man lese sie, und es sind ergetzende Puppen. Aber ein Schäferspiel wirklich in Theokritschem Geist, das muß ebensowohl rühren, als ein griechisches Heldenspiel.

7. ein fliegendes Rosenblatt: „An Chloe“ fehlt in der Auswahl der D. Nat.-Litt. — 8ff. „Der zerbrochene Krug“, a. a. O. S. 78; einen Baum: zu 198, 17; Schnäbeln der Tauben: „Damon. Phillis“ a. a. O. S. 77; „Tityrus. Menalkas“ S. 91; „Mirtil“ S. 71; „Palemon“ S. 83. — 14f. Batteux I⁴, 444f.: „dieser Dichter hat in dem Geiste Theokrits gedichtet“ u. s. w. — 26f. „Der Tod Abels“ (Zürich 1758 u. ö) a. a. O. S. 99ff. — 27. „Daphnis“ (Zürich 1754 u ö.) a. a. O., S. 9ff. (vgl. XXf.) — 29f. Seine Schäferspiele („Evander und Alcimna“ und „Eraft“) zuerst im 4. Bde. der „Schriften“ Zürich 1762 (vgl. a. a. O. S. XXV).

Ich entziehe Geßner hiemit nichts von seinen gerechten Lobsprüchen: ich kann aus Rammlers Batteux mit willigen Fingern hinzusetzen: „Seine Erfindungen sind (im Detail) mannichfaltig: seine Plane regelmäßig: nichts ist schöner als sein Kolorit: seine Prose ist so wohlklingend, daß wir den Theokritischen Vers nur sehr wenig vermissen.“ Ich preise ihn allen Deutschen an, von ihm Weisheit im Plan, Schönheit in der Auszierung, die leichteste Stärke im Ausdruck, und die schöne Nachlässigkeit zu lernen, womit er die Natur malet.

Aber Theokrit kann er uns nicht sein. Im Geist der Idyllen muß er nicht unser Lehrer, unser Original, und noch weniger unser einziges Original sein! Und das aus drei Gründen: Zuerst würden dadurch bloß arme trockne Nachahmungen erzeugt, an statt daß aus Theokrit noch neben ihm Originale gebildet werden können, die eine neue und eigentümliche Art der Verschönerung nach dem Geschmack unsrer Zeit haben können, wenn sie Genies sind. Die Natur, der Theokrit näher ist, kann als eine Mutter mit vielen Brüsten noch viele Geister tränken, und wer trinkt nicht lieber aus der Quelle, als aus einem Bach?

Zweitens: was ein Genie bildet, ist vorzüglicher im Theokrit: Leidenschaft und Empfindung; was uns Geßner zeigen kann, ist mehr Kunst und Feinheit: Schilderung und Sprache. Ahmen wir nun bloß dem letztern nach, so entstehet eine peior progenies von Landdichtern, die ewig schildern und langweilig schwatzen: wie Geßner viele solche schon hervorgebracht.

Drittens: Da unsere Laune mehr das Denken, als Beobachten ist: so versäumen wir bei der bloßen Nachahmung der Neuern sehr leicht das letzte, und vertiefen uns in idealische Träume, statt wie der griechische Zevxes wirkliche Naturbilder zu studieren. Zu schwach alsdenn, das Höchste zu erfliegen, und zufrieden, wenn wir statt eines griechischen Gefühls lieber französischen leichten Geschmack haben: bringen wir Mißgeburten zur Welt, die ausschweifend auf der einen, und ohne Interesse auf der andern Seite sind: unbestimmte Mittelarten zwischen Engeln und sinnlichen Geschöpfen. Aber desto mehr Liebhaber finden sie oft: weil ein

2ff. Batteux a. a. O. S. 445: statt Plane hat Ramler Entwürfe, statt Kolorit: Ausdruck, und der Schlußsatz lautet: „Er hat zwar nur in Prose gesungen, allein seine Prose ist so wohlkl., d. w. d. Klang des Theokritischen Verses“ 2c. — 23. Vgl. zu 90, 23. — 29. Vgl. zu 13, 33.

frommer lieber Leser, und ein unreifer feuriger Jüngling sie beide umarmen, ob sie gleich der Kenner verwirft.

Endlich schreibt Geßner zwar gegen einen Athenienser dorisch, aber gegen andere Schweizer, wie Theokrit gegen Pindar: er ist ein Sohn derselben Grazie, die den Theokrit salbete, und kann sich in Deutschland das Lob geben, was sich der bescheidene Theokrit gab: ich habe mich nie fremder Musen bedienet!

6.

Alciphron und Gerstenberg.

Zwischen Alciphron und Gerstenberg*) kann ich sagen: siehe! hier ist mehr, als Alciphron. Seine Tändeleien sind artige Spiele der Liebe: dieses schön wie ein Kuß, jenes wie ein duftender Blumenstrauß: ein andres, wie das schalkhafte Lächeln eines Mädchens: dies, wie ein freundschaftlicher Händedruck; jenes, wie ein süßer Schauder bei der Thräne eines andern: sie schwimmen auf dem Meere des Wohllauts. Wir wollen diese Gedichte der Grazie weihen, wie Orpheus sein 59stes *θυμίαμα*; und ihm die Ode des Pindars zueignen, die er dem Asopichus sang, einem jungen olympischen Sänger, der mit den Charitinnen am silbernen Cepheus geboren war.

*) Litter. Br. T. 2. p. 228. [Lessing Br. 32.]

3f. Vgl. Klopstock, V. d. Nachahm. d. gr. Silbenmaße: „Kennern des griechischen Wohlklangs glaube ich meine Vorstellung von dem Klange unsrer Sprache noch deutlicher zu machen, wenn ich sage, daß sie mit der dorischen des Pindar Ähnlichkeit habe [vgl. 53, 22. 28f. 152, 9], zugleich aber den Unterschied voraussetze, der zwischen dem Dorischen des Pindar, und der griechischen Schäferdichter ist. Ohne mich in die Entscheidung einzulassen, welche von unsern Provinzen am besten deutsch rede? so kömmt es mir doch als wahr vor, daß ein Sachse das Hochdeutsche, oder die Sprache der Skribenten, und der guten Gesellschaften, mit leichterer Mühe rein und ganz aussprechen lernen kann, als einer aus den übrigen Provinzen." — 7. Epigramm XXII (*Εἰς τὴν ἑαυτοῦ βίβλον*), 4: *Μοῦσαν ὀθνείην οὔποτ' ἐφελκυσάμην.* — 9. Vgl. zu 154, 28. — 10f. Vgl. Matth. 12, 41f. Luk. 11, 31f. — 11. „Tändeleien", Leipzig 1759 (anonym). 2. verb. A. 1760 (vgl. Nicolai Lbr. 156 T. 9, 161ff.). — 17. *θυμίαμα* (Räucherwerk) nennt H. (wie Lebensb. I, 3, 1, 141) die Orphische Hymne (nach gegenwärtiger Zählung die 60.) nach der gewöhnlich in der Überschrift dem Namen der Gottheit beigefügten Angabe des ihr darzubringenden Räucherwerks (*Χαρίτων, θυμίαμα στύρακα*). — 18—20. Olymp. XIV. Statt Sänger müßte es Sieger (im Stadion) heißen (an einen Druckfehler ist aber wegen der Beziehung auf Gerstenberg kaum zu denken und H. von willkürlicher Auslegung schwerlich freizusprechen); statt Cepheus: Cephisus. Eine Anrufung der Chariten — „Die ihr den Cephisusstrom und der schönen Rosse Nährerin-Flur zu eurem Sitze bekamt, Ihr des glänzenden Orchomenos [der Vaterstadt des Asopichus] gepriesene Königinnen" u. s. w. SWS. XXVI, 207 — eröffnet das Siegeslied.

7.
Sappho und Karschin.

Die Muse will, daß ich mit einer Dichterin beschließen soll, die sich oft, und manchmal am unrechten Ort den Namen Sappho giebt. Ich würde diesen Frauenzimmereinfall nicht zur männlichen Wahrheit machen: wenn nicht die Bestimmtheit, mit der sie auf sich zeigt, es verriete: einige ihrer Verehrer haben vielleicht ihre Bescheidenheit in diesen süßen Traum gewieget.

Wenn man die Gedichte der Madame Karschin auch nur als Gemälde der Einbildungskraft betrachtet: so haben sie wegen ihrer vielen originalen Züge mehr Verdienst um die Erweckung deutscher Genies, als viele Oden nach regelmäßigem Schnitt; ich will ihr auch so gar mehr einräumen, als ihr die Litteraturbriefe gestatten;*) dem ohngeachtet aber kann ich doch fragen: ist sie Sappho?

Nach den zwei Fragmenten, die uns von der Griechin übrig geblieben, würde ich ihren Charakter ohngefähr bestimmen: „eine Sängerin, die in der Anordnung ihrer Gesänge, ihrer Bilder und Worte; in der zarten Glut, die alles fortschmilzt, und in einer feinen Wahl der wohlklingendsten Ausdrücke eine zehnte Muse geworden".

Sollte auch in der Anordnung ihrer Gesänge Dionysius aus Halikarnassus mehr gefunden haben, als sie hineingelegt: so sind doch die Karschischen Gedichte damit nicht zu vergleichen, die ohne Plan im Ganzen, ohne Ökonomie der Bilder, ohne Kenntnis des lyrischen Perioden, hingeworfene Geburten einer reichen dichterischen Einbildungskraft sind.

Von dem sanften Sapphischen Feuer ist Longin, Catull und alle ihre Erklärer, nur nicht der böse Phaon, durchdrungen gewesen; und Longin, der Erhalter dieses Stücks, hat das Kunst-

*) Litter. Br. T. 17. p. 123[—179, Mendelssohn, Br. 272—276].

4. Ein Vorwurf, den ihr auch Mendelssohn im Beschl. d. 275. Lbr. S. 163 macht; vgl. Auserlesene Gedichte von A. L. Karschin (Berlin 1764), S. 163. 169. 184. 187. 189. 230. — 7 f. Bes. Gleim, der ihr den Namen der deutschen Sappho gab. Auserl. Ged. S. 166*). — 16. H. meint die beiden größeren auf uns gekommenen Stücke 1. 2. Bergk, Poet. lyr. gr. III⁴, 84 ff. Außerdem sind uns noch zahlreiche kleinere Fragmente erhalten, vgl. Herders Übersetzungen SWS. XXVI, 166 f. XXV. 85 ff. 407 f. (Volksl. II, 2, 6). — 22 f. De compositione verborum c. 23 über das dort als Beispiel einer eleganten und blühenden Komposition ausgehobene 1. Fragm. — 28. 30. Longinus, durch den uns Fr. 2 erhalten ist, rühmt es als Beispiel, wie durch geschickte Auswahl und Zusammenstellung Erhabenes entsteht, De subl. c. 10. — Catull bildete eben dasselbe in Carm. LI nach.

stück des Baumgartens vortrefflich gewußt, seine Regeln vom hohen Empfindungsvollen in sein Beispiel selbst einzuweben; allein die deutsche Sappho, in ihrem Feuer mehr wild als sanft, mehr stürmisch als schmelzend, dörfte eher in ihren Werken Androgyne sein, als eine zärtliche Freundin der Venus, wie die Griechin war.

Endlich die Wahl ihres Wohlklanges hat den Horaz zum Nachfolger erweckt, aber weit hinter sich gelassen: werden aber wohl deutsche Horaze unsre Karschin zum Muster nehmen wollen? Dörfte die griechische Sappho nicht zu ihr sagen, was sie nach einem ihrer Fragmente ihrem Mädchen sagt: „Du hast ja nie Rosen gepflückt auf den Pierischen Bergen, wo die Musen und Grazien wohnen".

Ich wünsche unsrer Dichterin indessen nichts so sehr, als nicht das Gegenbild der Sappho zu sein, in Anordnung, Feuer und Wohlklang; wie es beinahe jetzt ist: und nichts wünsche ich ihren Gedichten minder, als das Schicksal, das die Sapphischen hatten: sie gingen unter, oder gerieten unter die unerbittliche Verstümmelung kritischer Kipper und Wipper; wie leicht könnten sich Kunstrichter des letzten bei den Karschischen Gedichten anmaßen, wenn es die Verfasserin nicht selbst thun will?

Wie mag es aber gekommen sein, daß Sappho unterging? Du wirst vielleicht sagen: wer kann wider Gott und Novogrod? Allein! ein Kunstrichter, der vermutlich Offenbarung gehabt, wird dir diesen Irrtum benehmen:*) „Korinna und Sappho, die unmäßig und ausgelassen waren, mußten dafür büßen: ihre Verse gingen unter, und ihr Name blieb zwar, doch mit dem schandbaren Nachklange, daß sie verbuhlte Dirnen gewesen."

So wenig ich mich darüber einlassen will, warum fast keine griechische Oden zu uns gekommen: so wenig wird der Verfasser dieses Urteils eine Apologie unter folgendem Titel schreiben:

*) Litter. Br. T. 21. p. 75. [Grillo in der S. 166 angeführten Rec. von Willamovs Dithyramben.]

1. Baumgarten, zu 87, 1. — 5. zärtliche ... Venus, Fr. 1 Bergk a. a. O. Auch die Karschin redet von der V. als ihrer Freundin. Auserl. Ged. S. 338. — 10ff. Fr. 68, 2f. Bergk 111f. — 22. Wander, Sprichwörter-Lex. II, 93 Nr. 2244 (Nowgorod, im 15. Jahrhundert ein Mittelpunkt des Handels). — 23ff. Auch Nicolai gestand Herder zu, daß er diesem Mitarbeiter „die Stelle wegen der Sappho mit Recht vorrücke" Lebensb. I, 2, 205. 223 = Hoffm. S. 1. 5.

„Verteidigung des gerechten Avto da Fe, das die griechischen Pfaffen an den schandbaren Liebesliedern des Menanders, Diphilus, Apollodors, Philemons, Alexis, der Sappho, Korinna, Anakreons (den man aber aus Gnade noch verschonte, weil er weise gelebt hatte), Mimnermus, Bions, Alkmans, Alcäus u. s. w. heilsam und gottselig verübet, weil die meisten von ihnen unmäßig und ausgelassen gelebt, und den schändlichen Nachklang gelassen, daß sie verbuhlt gewesen; wogegen man aber die Gedichte des gottseligen Nazianzenus christlich und wohlbedächtig eingeführt."

Hat der Verfasser dazu Lust, so wird er dies Verfahren noch mit vielen Beispielen rechtfertigen können:

1) Wie christlichfromm jener Eifer gewesen, der alle schwarze Statuen zerschlug, weil sie Werke des leidigen Teufels waren.

2) Aus welch heilsamen Absichten die Gothen aus Rom die heidnischen Bücher wegschleppten.

3) Welch einen bündigen zweihörnichten Vernunftschluß jener Khalife Omar machte, da er die Alexandrinische Bibliothek in Brand stecken ließ: entweder sagst Du, was im Koran steht, oder — —

4) Und welche feine und genaue Auswahl der Pfarrer zu Mancha mit dem Barbier Niklas anstellte, ehe die Haushälterin ihres gnädigen Herrn Bibliothek zum Fenster herausschickte.

5) Wird um einige kleine Antworten gebeten: ob Livius wegen seiner vielen abergläubischen Geschichte meistens untergegangen, dahingegen die Priapeia gerettet worden, weil sie der keusche Virgil gesammlet hatte? ob der fromme Trescho mehr Gewalt gegen die

2 ff. Von den hier genannten sind außer dem lesbischen Dichterpaar Alkaios und Sappho und dem Anakreon nur noch Korinna aus Tanagra, die Zeitgenossin Pindars, Alkman (2. H. d. 7. Jhs.) und der Elegiker Mimnermos (Ende d. 7. Jhs.) Lyriker; Alexis (Ol. 97—123) ist Vertreter der mittleren, sein Neffe Menander (342—291), Philemon (361—263), Diphilos aus Sinope (von dem es u. a. auch eine „Sappho" gab) und Apollodoros aus Karystos der neuern Komödie, in der allerdings auch Liebeshändel eine große Rolle spielten; Bion ist der „erotische Bukoliker" (vgl. 194, 23 f.). — 4 f. Grillo a. a. O.: „Da Anakreon durch Zeit und Finsternis durchgedrungen ist, so können Sie hieraus offenbar sehen, daß er ein weiser Poet gewesen, dessen Herz ganz anders gedacht, als sein Mund gesprochen, und da dieses der Parnaß wußte, so kam es daher, daß er mit einer so zärtlichen Sorgfalt über seine Werke wachte, daß sie der verderbende Zahn der Zeit nicht verletzen konnte." Heute ist es freilich kaum nötig zu bemerken, daß die Anacreontea nur spätere Nachahmungen und von den echten Gedichten auch nur Bruchstücke erhalten sind. — 9. Gregor v. Nazianz ὁ θεολόγος († c. 390 n. Chr.) schrieb außer Reden und Briefen auch Gedichte in verschiedenen Maßen, auch Anakreonteen. — 21 ff. Don Quixote I, c. 6. — 25. Zu 123, 10. — 26 f. Nicht bloß die Sammlung der unter dem Titel Carmina Priapea bekannten kleinen, sehr freien Gedichte, auch die Autorschaft vieler hat man Vergil untergeschoben. — 27. Trescho, vgl. zu 113, 6.

Zeit haben wird, als die schandbaren Dichter, die von Liebe und Wein singen?

Ich wünsche in der That, aus Liebe zu den Litteraturbriefen, daß diese und einige andre hypochondrische Einfälle morgen aus meinem Exemplar verschwunden wären. Hat sich nicht der Kunstrichter erinnert, daß man der schandbaren Sappho zu Ehren Münzen geschlagen?

Ich schließe meine Parallele: 7 Statuen habe ich auf deutschem Grund und Boden gefunden, als ein ehrlicher Deutscher sie gegen die griechischen Antiken gestellt: Wandrer! urteile selbst, oder schaffe selbst mehrere Bildsäulen her, oder arbeite selbst welche aus. Ich gehe fort, und mit einem zurückgeworfenen Liebesblick seufze ich: O ihr deutsche Griechen, wenn das Schicksal eurer Urbilder auf euch kommen sollte: wie viel werden eurer nach 2000 Jahren übrig sein? Wird alsdenn noch ein Volk von deutschen Antiken wissen? wird ein Richter sie alsdenn noch mit den Griechen vergleichen? Warum will man der lebenden Welt das Urteil verbieten, da die Nachwelt desto schärfer richten wird?

Beschluß.

Nachschrift an den Leser.) Wer die Fortsetzung dieser Parallele wünscht; der erwarte im dritten Teil etwas von unsern Römern, Engländern und Franzosen: und nachdem alle Schulden abgetragen sind, wollen wir unser eignes Kapital berechnen, und fragen: wozu wir's anwenden könnten. Der 4te Teil soll von der Ästhetik, Geschichte und Weltweisheit reden, wenn diese weite Materie nicht das Maß eines Teils übergeht. Obgleich meine Fragmente kein Gebäude, sondern bloß Materialien sind: so muß man doch auch die Anführung derselben zu vollenden suchen.

An die Schriftsteller, über die ich geredet.) Ob man gleich in Deutschland noch immer über seine Urteile das Sentiment des Pindars setzt: „Wer es wagt von Göttern zu reden, der thue es mit Ehrfurcht; denn der Seligen einen zu tadeln ist Unsinn:" so habe ich doch das Zutrauen zu denen, die sich nicht über Mitbürger der Litteratur erheben wollen; sie werden auch ein freies Urteil auf dem Markte über sich nicht ungern sehen. Ich sage mit dem Achilles im Homer: „mir haben die Trojaner nichts gethan; nie mein Vieh weggetrieben, nie auf dem fetten und volkreichen Phthia meine Früchte beschädigt; denn viel schattichte Berge sind zwischen uns, und das widerschallende Meer." Der ganze Plan meiner Fragmente zeigt, daß ich bloß von den Hauptgestirnen unsrer neuern Litteratur reden wollte; die Sterne der 5ten Größe mögen eben so große Sonnen sein; für uns Erdbewohner aber nicht.

An die Kunstrichter.) Darf ein Verfasser selbst den Gesichtspunkt angeben, aus dem er betrachtet sein will: so bin ich zufrieden,

8. übergeht, überschreitet. — 13 f. Olymp. I, 54. 83 nach der zu 152 *) erwähnten Steinbrüchelschen Übersetzung bei Lessing VII (D. Nat.-Litt. 64), 221, 8 f. 24 f., wo es aber statt denn und zu tadeln heißt: „Aber .... unmäßig zu nennen". Herders eigene Übersetzung SWS. XXVI, 189. 190. — 18 ff. Il. I, 153—57.

wenn ich das Genie unsrer Sprache, ihren Zustand, die Fehler und Schönheiten unsrer Schriftsteller, und die Mittel, von einander zu lernen, gezeigt; wenn ich zur Kenntnis und Nachbildung der Griechen angemuntert; wenn ich die Grenzen der morgenländischen Nachahmung bestimmt, und für Schriftsteller, Leser und Kunstrichter nur etwas nützlich gewesen bin. Zweitens! Darf ein Verfasser die Kunstrichter angeben, mit denen er sich über seine Schriften, wie durch ein öffentlich Kommerz, gern besprechen möchte; so wünschte er sich, ohne andern zu nahe zu treten, vorzüglich das Urteil eines Michaelis, Moses, Abbt, Klozz und Ramlers, in der Allgemeinen und Neuen Bibliothek, in den Actis litterariis und Göttingischen Zeitungen, oder anderswo.

---

11. Acta litteraria. Scripsit Christ. Adolphus Klotzius, Altenburgi 1764 ff., die erste kritische Zeitschrift Ks., nach dem Vorbild der Acta eruditorum (Leipzig seit 1682), aber leichter und eleganter gehalten.

Ueber

die neuere

Deutsche Litteratur.

Fragmente,

als Beilagen zu den Briefen, die neueste Litteratur betreffend.

Dritte Sammlung.

Riga,
bey Johann Friedrich Hartknoch. 1767.

Inhalt.

Über

die neuere deutsche Litteratur.

Dritte Sammlung.

Fragmente.

I.

Von der neuern römischen Litteratur.

Alle allgemeine Urteile über die Litteratur eines ganzen Landes sind schwer, und unsicher. Wo soll man stehen, um sie zu übersehen: hoch über ihr; oder in ihrer Sphäre? Über ihr: wer kann sich dahin heben? außer der Denkart eines Volks von ihr richtig urteilen? Wer mag es wagen, die Erde, seine Mutter und Nährerin, zu verlassen, und mit Flügeln, die uns die Natur nicht gab, sich in eine luftige Wolke heraufzusetzen, um ein kritisches Meteor vorzustellen? — Und ist man selbst ein Punkt des Kreises: wie kann man, wenn man nicht der Mittelpunkt ist, den ganzen Zirkel übersehen: er vertieft sich uns in Schatten, die Aussicht wird schief und unvollständig: warum? man stand selbst in der Reihe, über die man urteilen wollte: man war selbst nach der Form solcher Denkart gebildet: man hätte, wie Archimedes, einen Punkt außer der Welt haben müssen, um die ganze Welt zu bewegen.

20. Archimedes, Plutarch Marcellus c. 14 p. 306. — 13 f. Horaz Carm. I, 3, 34 sq.: Expertus vacuum Daedalus aëra pennis non homini datis.

Ein Vernünftiger geht also zu solchen Betrachtungen über das Allgemeine mit einer Art von Blödigkeit: er giebt seine Aussichten für nichts als Erscheinungen an: er geberdet sich nicht wie auf einem Richterthrone in den Wolken des Himmels; er tritt aber auch nicht in eine Höhle, um mit knechtischer Bewunderung heraufzublicken: sonst können freilich alle seine Beobachtungen Gesichte eines verrückten Kopfs scheinen.

Aber er bittet seine Leser, als Freunde, auf einen benachbarten Hügel: entdeckt ihnen, was er gewahr wird: befragt sie um das Urteil ihrer Augen; sehen sie nicht einerlei, so wird der Weise über diese Verschiedenheit des Anblicks sich wundern, und das untersuchen, woher der Irrtum komme: aber schlechthin verlachen, oder für Thoren schelten, das thun nur die, so die Sprache des Kuckucks lieben. — Wer je die Wahrheit eines der schönsten Bilder aus dem Lucrez erfahren, da er sein zweites Buch anfängt:

Suave mari magno turbantibus aequora ventis
E terra magnum alterius spectare laborem — —
Suave etiam belli certamina magna tueri
Per campos instructa tua sine parte pericli:
Sed nil dulcius est, bene quam munita tenere
Edita doctrina sapientum templa serena
Despicere unde queas alios, passimque videre
Errare, atque viam palantes quaerere vitae,
Certare ingenio, contendere nobilitate,
Noctes atque dies niti praestante labore
Ad summas emergere opes, rerumque potiri. — —

Wer dazu gebauet ist, um die Schönheit, nicht dieser Beschreibung, sondern dieses Anblicks zu fühlen; dem wird mein erstes Fragment Gelegenheit geben, über seinen Inhalt selbst mehr nachzudenken.

1.

Die Litteratur der neuern Zeiten hat sich im Innern so sehr nach einer lateinischen Form gebildet: daß, wenn wir, auch in Deutschland, auf einige Augenblicke als Fremde einer andern Zeit

4 ff. 2. Mos. 33, 22 f. — 14 f. Der Kuckuck ist eitel und „ruft seinen eigenen Namen aus", wie es im Sprichwort heißt, DWB. V, 2524 f. (II, 1 b. c. u. 2 a.), Wander II, 1697 N. 9; vgl. die 4. Str. von Hagedorns Gedicht „Der Guckguck" Oden und Lieder 5. B. (Poet. W. Hamb. 1757. III, 99). — 15 f. Vgl. Kalligone (1800) III, 51 (SWS. XXII, 244): „Wem ist Lukrezens Suave mari magno turbantibus aequora ventis etc. nicht als ein erhabnes Bild an die Seele gedrungen?"

und Denkart sehen wollen, wir diese römische Gestalt nicht verkennen können.

Nehmet den historischen Faden der Weltbegebenheiten, so wie er sich in unserm engen Gesichtskreise fortgeleitet, durchflochten, verwickelt, und endlich halb entwickelt, halb zerrissen hat: — und nun sehet! an welchem Ende hat Deutschland ihn gefasset; an welcher Stelle hält es noch bis jetzt? — Leser! laß die Geschichte reden: Der feine griechische Geschmack in Sprache, Wissenschaften und Künsten muß erst unter dem römischen Himmel halb verbleichen und seinen Duft verhauchen: Wahrheit und Schönheit halb verwelkt trauret, wie eine sinkende Blume — und nun kommen nordische Horden, diese Blume ganz zu zertreten. Die verdorbne römische Litteratur mischt sich mit den rohen Begriffen ihrer Überwinder: Römer und Barbarn vermischen ihre Denkart: ein heiliger orientalisch-hellenistischer Geschmack kömmt dazu, um ihr eine neue Richtung zu geben. So gähren griechisch-römisch-nordisch-orientalisch-hellenistische Dämpfe ganze Jahrhunderte: sie brausen gewaltig auf: die Hefen sinken endlich langsam, und nun! was ist ausgegähret? Ein neuer moderner Geschmack in Sprachen, Wissenschaften und Künsten. Habe ich wider die Geschichte geredet? — Nein! — Und wäre es also nicht eine nützliche Bemühung für einen historisch-philosophischen Scheidekünstler, diesen Geschmack in seine Teile aufzulösen: und für eine ganze Nation das schwere Geschäfte zu übernehmen: eine Geschichte des menschlichen Verstandes zu liefern — über das ganze menschliche Geschlecht? — wer kennet dies? — nur über die Völker, die auf uns einen wirklichen Einfluß gehabt! — und über ihren ganzen Geist? Auch nicht! Er forsche nur, wie nach den verschiednen Wanderungen und Verwandlungen der Geist der Litteratur seine gegenwärtige Gestalt angenommen. Solch ein Werk würde den entweiheten Namen: histoire de l'esprit humain und Geschichte des menschlichen Verstandes wieder adeln.

Uns befremdet diese Gestalt nicht, oder wir werden sie gar nicht mehr gewahr, da wir ihrer gewohnt sind: aber was würde ein alter Weiser aus Orient oder Athen in einem großen Teile der Wissenschaften erblicken? — Ist das wundersame Bild ein

24 f. 31 f. eine Geschichte des menschlichen Verstandes, der leitende Gesichtspunkt für Hs. schriftstellerische Thätigkeit (vgl. Suphan, Ztschr. f. d. Phil. VI, 200 f. Haym nach d. Reg. unt. „Schriftstellerischer Charakter").

Traum, das ich in meiner Einbildung vor mir sehe, und das auf seiner Stirn den Namen trägt: Neuere Litteratur der Völker? Es ist ein großer Kolossus: sein Haupt von orientalischem Golde, das meinen Blick tötet, weil es die Strahlen der Sonne zurückwirft: seine hochgewölbte Brust glänzt von griechischem Silber: sein Bauch und Schenkel festes römisches Erz: seine Füße aber sind von nordischem Eisen mit gallischem Thon vermengt — ein ungeheures Wunderwerk der Welt: die Anbetung eines Volks, das Geschöpf langer Jahrhunderte und Geschlechter: ein prächtiger unabsehbarer Anblick: sein Haupt raget über die Wolken: mein Auge erhebet sich kaum bis an seine Brust, und fällt matt zum Boden zurück: ich falle nieder und bete an! — — —

Wer da will, erkläre dieses Traumbild auch von der ganzen Form unserer Litteratur in Deutschland: ich eile zu meinem Zweck. — Die alten Deutschen nannten die Sprache der Römer eine barbarische, fürchterliche und hochmütige Sprache, weil das Volk sie redete, das zum Herrschen über die Welt geboren zu sein glaubte. Sie war das unglückliche Werkzeug, das freien Nationen despotische Gesetze gab: durch sie machten die Römer zu Geiseln die Kinder und die Väter zu Sklaven: durch sie und durch die Wissenschaften, die mit ihr eingeführet wurden, wanden sie tapfern Nationen das Schwert aus der Hand, daß sie den Arm entnervt sinken ließen, und den Becher der Üppigkeit annahmen; durch sie suchten die Römer die Haine der deutschen Tapferkeit, Freiheit und Aufrichtigkeit zu zerstören, die Bewohner dieser Wälder in Städte und Schulen zu zwingen, und sie mit Gelehrsamkeit und Unglück zu beschenken. Daher schauderten die Deutschen vor dieser Sprache, und fochten gegen sie unüberwindlich — arme Helden! tapfre Väter! ihr strittet vergebens: eure Urenkel nahmen endlich diese Fessel der Freiheit halb gezwungen, halb willig an, als eine Fessel der Ehre — am Altar!

Wir sehen diese dunkle Zeit oft aus einem viel zu einseitigen Gesichtspunkt an: Karl der Große wird als ein ruhmwürdiger und verdienstvoller Monarch angepriesen, der die deutsche Sprache und Dichtkunst geliebt, die lateinische Sprache und mit ihr die Wissenschaften, die Religion und mit ihr das Glück ausgebreitet hätte. — Betrachtet ihn näher, und sein Verdienst sinkt, wenn sein Ruhm billig pranget: er ward ein unglücklicher Mann, der als ein Ge-

33 ff. Vgl. das Gedicht „Karl der Große" (1770) SWS. XXIX, 335.

schöpf von Rom, ein Sohn des Papstes, ein Eiferer bis zur Menschenfeindschaft, ein Vertilger der bardischen Litteratur, der Vater eines unglücklichen Geschlechts, bloß eine neue Epoche voll Unruhe, Unheil und nie zu erstattenden Schadens anfing — und das alles ohne Schuld und meistens wider seinen Willen.

Mönche und fränkische Priesterhorden führten, das Schwert in der einen, und das Kreuz in der andern Hand, den Götzendienst des Papstes, die schlechtesten Trümmern der römischen Wissenschaften, und den niedrigsten Gassen- und Kloster-Dialekt der römischen Sprache in Deutschland ein: drei Schwestern der Barbarei und des Unglücks, die mit verschlungenen Händen triumphierend einzogen, und das Joch über eine Nation warfen, der es schwer fiel, es zu tragen, die unter allen Ländern Europens am meisten darunter gelitten und vielleicht noch leidet. Die lateinische Religion lehrte gedankenlose Hartnäckigkeit im Behaupten, die lateinische Litteratur erstickte den Geist, und schnitzelte den Geschmack an Spekulationen und Unsinn, die Mönchssprache führte ewige Barbarei in der Sprache des Landes ein. — Und diese Sündflut muß viele Jahrhunderte durch in fauler Ruhe stehen, bis sie sich in das Mark der Litteratur einzog, den Geist der Nation vergiftete, und in Gelehrsamkeit und Sprache und dem äußern Zustande, der die Form zur Bildung ist, ewige und unauslöschbare Eindrücke nachließ. So bildet in dem zarten weißen Leim der toskanischen Marmorbrüche eine faule Sumpfader ewige Figuren: sie härten sich, werden poliert, ihnen wird nachgeholfen, und nun findet ein Thor in ihnen weise Spiele der Natur, vortreffliche Risse der Kunst, Schönheiten, die zum wirklichen Wesen des Marmors gehören sollen.

„Wie aber? Ist nicht dies Labyrinth durch die christliche Barbarei immer noch ein Richtsteig gewesen zum Tage, zur Mittagssonne? Wie wenn Deutschland seinem natürlichen Fortgange der Kultur überlassen geblieben wäre, sollte es denn durch sich selbst, in so kurzer Zeit, so hoch gekommen sein, als es ist? Die fremde Zumischung von Hefen war eben ein Gährungsmittel, es zu reinigen: hätte es sich selbst klären sollen, es stünde noch trübe. —“ Ich habe so wenig Macht, alles dies völlig zu leugnen, als der andre, es völlig zu behaupten: Weißt du denn, ob die römische Barbarei

23. Leim, die alte oberdeutsche, seither durch das nieder- und mitteldeutsche Lehm verdrängte Form (DWB VI, 697. Ähnlich redet H. in dem Briefe an Merck 12. Sept. 1770 (Br. an und von J. H. M. Darmst. 1838 = Lebensb. III, 106) von „weißen, weichen Leimadern, die zu ewigem Marmor werden“.

dir in Betracht der barbischen Barbarei raubte, oder zubrachte: ob sie mehr niederriß, oder besser bauete? — Und siehe! sie hat dir alles so weit geraubt, daß du nicht einmal urteilen kannst: indessen besiehe die einzelnen Überbleibsel einiger benachbarten Barbarei, welche der römischen Wut entronnen sind: so wirst du vielleicht diese barbische Barbarei mit andern Augen anzusehen anfangen, als du sie gemeiniglich sahest: du wirst zweifeln!

Jetzt denke weiter! Kein größerer Schade kann einer Nation zugefüget werden, als wenn man ihr den Nationalcharakter, die Eigenheit ihres Geistes und ihrer Sprache raubt: überdenke dies, und du wirst den unersetzlichen Schaden sehen. Nun suche in Deutschland den Charakter der Nation, den ihnen eignen Ton der Denkart, die wahre Laune ihrer Sprache: wo sind sie? — Lies Tacitus, da findest du ihren Charakter: „die Völker Deutschlands, die sich durch keine Vermischung mit andern entadelt, sind eine eigne, unverfälschte originale Nation, die von sich selbst das Urbild ist. Selbst die Bildung ihres Körpers ist in einer so großen Menge Volks noch bei allen gleich: u. s. w.“ Nun siehe dich um, und sage: „die Völker Deutschlands sind durch die Vermischung mit andern entadelt, haben durch eine langwierige Knechtschaft im Denken ganz ihre Natur verloren: sind, da sie lange Zeit mehr als andre ein tyrannisches Urbild nachgeahmt, unter allen Nationen Europens am ungleichsten sich selbst.“ Mit ihren Wäldern ist ihre Freiheit ausgehauen; den Winden und fremden Sitten ein Durchzug verschaffet: für Sonnenstrahlen und fremde Gewächse Raum gemacht: der Aberglaube erniedrigte die Denkart in den Staub, die subtile Spitzfindigkeit gab ihrem Geiste verunstaltende Krümmung: die Sprache erlag. Haben wir mehr bekommen, oder aufgeopfert? Das zähle ein Weiser nach, der den päpstischen Aberglauben mit der alten rauhen Tugend, die politischen Unruhen mit der alten rauhen Stille, den Auskehricht der Mönchsgelehrsamkeit mit der alten barbischen Armut, die sogenannte bäurische römische Sprache mit der altdeutschen zusammenwägen könnte: Wäre Deutschland bloß von der Hand der Zeit, an dem Faden seiner eignen Kultur fortgeleitet: unstreitig wäre unsere Denkart arm, eingeschränkt; aber unserm Boden treu, ein Urbild ihrer selbst, nicht so mißgestaltet und zerschlagen.

Wer die Geschichte kennet, wird die Ursachen wissen, warum

14 ff. German. c. 4. — 33. bäurische u. s. w., die lingua romana rustica.

Deutschland mehr als andre Nationen in dieser päpstischen Barbarei gelitten, und unter den meisten Völkern seine hohe und edle Originaldenkart sich hat müssen rauben lassen: weil seine Lage, seine politische Verfassung u. s. w. es fesselte, und selbst bei der Wiederauflebung der Wissenschaften fesselte. O wäre es in diesen Zeitpunkten eine britannische Insel gewesen!

Der Lauf der Dinge, der Wurf der Zufälle ist freilich nicht zu ändern: wie aber? wenn Europa eine Sklavin von dem griechischen Konstantinopel gewesen wäre, statt vom lateinischen Rom? — Immer lieber und besser in Absicht auf Religion, Gelehrsamkeit und Sprache. Diese Hypothese können die überdenken, die da glauben, es sei notwendig eine Wolke der Unwissenheit dazu nötig, daß hinter ihr ein Juno entstehe. Wie? wenn es eine Denkungsart und einen Geschmack im Allgemeinen giebt, der sich, trotz aller Umwandelungen der menschlichen Natur und der Völker der Welt, aufrecht erhält und wieder erhebet: so untersuchet bei dieser großen ungeheuren Behauptung auch die kleinere Hypothese: ob es der Denkart des Ganzen vorteilhafter gewesen wäre, unter Rom oder Griechenland zu stehen.

Sollte es nicht verdienen, daß man dem Leitfaden in den dunkeln Zeiten sorgfältig nachginge, wie sich allmählich der alte Geist der Deutschen verloren, und der neue Geist gebildet habe? — Sollten es nicht die Zeiten der schwäbischen Kaiser verdienen, daß man sie mehr in ihr Licht der deutschen Denkart setzte: wir sind den Schweizern allen Dank schuldig, daß sie durch die Ausgabe einiger Denkmäler dieses Zeitalters einen etwas hellern Strahl auf die Litterarseite dieses Jahrhunderts geworfen. — Sollte es nun nicht Friedrich der Zweite aus diesem Hause insonderheit verdienen, daß ein Kenner der mittlern Geschichte ihn mehr in sein Licht setzte, da er jetzt bloß in der Dunkelheit hervorschimmert? Dieser Mann, den der Schutzgeist Deutschlands brauchen wollte, um der Wiederhersteller der griechischen und morgenländischen Litteratur, der echten römischen Sprache, der Weltweisheit und Naturkunde zu sein, der selbst ein Kenner voll Gelehrsamkeit und Geschmack war, der aber, ohngeachtet aller seiner Mühe, nichts als der Märtrer seiner Zeit wurde: dieser ruhmwürdige Kaiser hat nicht einmal das leidige Verdienst, von unsrer Zeit als der Morgenstern eines bessern Tages in allem seinem Lichte betrachtet zu

12 f. H. denkt wohl an die Mythe von Ixion. — 25 ff. Vgl. zu 33, 7.

werden. — Die Wolke, die auf dieser Zeit lag, mußte jeden Keim der Weisheit ersticken: jeder Fromme war Barbar und Knecht, und jeder, der sich unterstand, weise zu sein, heißt in der Geschichte ein Dummer und Gottloser, oder ward gar ein Unglücklicher. — Sollte es also Rudolph von Habspurg auch bloß aus Unwissenheit gethan haben, daß er die Muttersprache Deutschlandes so weit einzuführen suchte, als er konnte: — man hätte dies lange vor ihm thun sollen. Jedoch ich schreibe keine Geschichte über diese Zeit, da Deutschland an Geist und Körper unterdrücket, durch Zwietracht, Unwissenheit und Bosheit entnervt, völlig seinen Charakter verloren.

Non sum, qui bellum Troianum orditur ab ovo;
Semper ad eventum festino atque in medias res
Non secus ac notas auditorem rapio — —

Es kam endlich der Zeitpunkt, da alles eine neue Bildung bekam: Denkart und Religion, Gesetze und Sitten: es kam die Zeit, da die Gährungen ganzer Jahrhunderte sich senkten, die in Staub gesunknen Nationen sich erhoben, und ein Land nach dem andern die Finsternisse zerstreuete, und sich zu einem neu aufgehenden Lichte drängete: es kam die Zeit, da die Wissenschaften wieder auflebten, und sich die Natur der Menschen umschuf. — Darf ich weiter schreiben? —

Nein! ich darf nicht: so bald ich die Märchen von goldnen Zeitaltern der Wissenschaften als historische Wahrheiten betrachten muß: so bald die herrschende Meinung ein unumstößlicher Grundsatz wird: daß nach einer langen Barbarei sich auf einmal eine allgemeine und vollkommne Weisheit hervordränge, daß auf einmal eine Wiederherstellung möglich sei, da ganze Nationen ihre ganze Denkart völlig ändern, ein allgemeines Nachdenken die Verirrten aus den tiefsten Wüsten völlig zu der richtigsten Straße nicht hinführe, sondern durch ein Wunder hinwerfe: daß jede falsche Farbe abgestrichen, der falsche Geschmack völlig umgeschmolzen, die ganze Bildung umgeschaffen werde, so bald drei glänzende Muster erscheinen: kurz! wenn jene wunderbare Umwandelungen Statt finden, die die Mitternacht zum Mittage machen: ich sage, so bald diese glänzende poetische Märchen die Merkstäbe sind, zu denen man in der Geschichte des menschlichen Verstandes alles hinleitet, und alles ableitet: so kann ich nicht schreiben.

Fände ich aber einen Leser, der diese wunderbare plötzliche

11—13. Vgl. Horaz Ars poet. 147—9: Nec gemino bellum ... festinat et in ... rapit (Homerus).

Revolutionen unmöglich findet: der mit mir überdenket, wie sie ihrem Innern nach dem menschlichen Verstande und der Analogie aller Begebenheiten zuwider sein; wie selbst die Verderbungen und Sündfluten über Gelehrsamkeit und Geschmack, die doch weit eher hinreißen, nicht durchaus auf die letzte Stufe mit einem Mal sinken, sondern sich allmählich neigen, und endlich zuletzt mit einer beschleunigten Kraft in den Abgrund stürzen; wer sich Zeit nimmt, die Ursache zu überdenken, woher so ein plötzlicher Morgenstrahl uns in entferntern Zeitaltern wie eine Mittagssonne scheine; der wird meine folgende Anmerkungen nicht schlechthin verwerfen, und sie vielleicht wahr und nützlich finden.

2.

Das weiß man, daß die griechischen Musen nach Italien flüchteten, daß die Apolls dieser Musen, die von Medicis, unsterbliche Verdienste um die Erweckung der Litteratur haben: daß von hier aus die Reformation der Wissenschaften in die übrigen Länder ausgegangen. Weiß man nun die Geschichte dieses Zeitpunktes genau: so prüfe man Folgendes:

Ist's nicht schade, daß die Wissenschaften ihren Lauf dergestalt nahmen, daß sie sich so gleich in eine neurömische Kleidung einhüllten, und in dieser Gestalt den Völkern erschienen? Statt, daß man die Alten hätte erwecken sollen, um sich nach ihnen zu bilden, und gleich den zarten ersten Eindruck darauf richten sollen, um von ihnen den Geist sich einhauchen zu lassen, den man braucht, um nach seiner Zeit und in seinem Lande wahre Größe zu erreichen: so blieb man bei der äußern Schale stehen, *lernte was* die Alten gedacht, statt *wie* sie zu denken, lernte die Sprache, *in der* sie gesprochen, statt *wie* sie sprechen zu lernen. Man weiß, wie wenig originalen Geist man in diesen übrigens sehr verdienten Philologen antrifft: und man muß über die Schwäche des menschlichen Geistes die Achseln zucken, wenn man sieht, wie das Denken unter der Last der Gelehrsamkeit erliegt, wie die Erfindung sich bei dem künstlichen Nachahmen zerstreuet, und die schöne fremde Sprache den Dialekt des Landes zäumet.

Dazu kömmt noch, daß die großen Wiederhersteller der Wissenschaften oft, so wie die, so plötzlich voll Bewunderung staunen und auf das erste, das beste ihr Auge heften, nicht immer das Wichtigste durchforschet, und nicht immer den echten griechischen

Geist gekostet. Übermannet und betäubt vom Vorurteile des Ansehens fiel der ermüdete Blick auf Nebenzüge, die da eher verwirrten, als zum Ziel führten. Urteile, mein Leser, der du dies Zeitalter kennest: wie nutzet Marsilius dem Plato in seiner Übersetzung und Erläuterung? Hat nicht Politianus den Homer, wie es scheint, romanisieret? Und wenn Poggius sich mit seinem Quintilian, Gasparion, Valla, Manutius, Bembus u. s. w. sich so mit ihrem Cicero umhüllten, daß sie bloß mit ihm dachten, sahen und sprachen — gab dies nicht immer dem ganzen Gebäude der Wiederherstellung eine römische Richtung? Man verstrickte sich in gelehrten Geiz zu sammlen, der sehr leicht aus dem Gefühl der Armut und Not entspringt, und vergaß, sich in den Stand zu setzen, etwas zu verdienen, weil man vom Raube leben konnte, oder sich zum Selbstverdienen zu schwach fühlte.

Auf diesen Fuß gingen die Verbesserungen in die Länder Europens. Der spanische Vives und Sanctius, die Wiederhersteller der Litteratur in Frankreich und England; in Deutschland die Agricolas, Regiomontans u. s. w., was waren sie? Philologen, die, in Italien meistens gezogen, lateinisch dachten, und die Wissenschaften, die sich zur neuen Form gebaren, mit lateinischem Wasser tauften. Die lateinische Form hat sich von diesem zarten Alter an sehr erhalten: der Zuschnitt der Gelehrsamkeit, die Stiftung und Einrichtung der Akademien, die Zunftgesetze der Litteratur, die Schulen und die Bildung im ganzen war römisch — und ist es noch.

In Deutschland hat Luther in diesem Gesichtspunkt unendlich Verdienst. Er ist's, der die deutsche Sprache, einen schlafenden Riesen, aufgewecket, und losgebunden: er ist's, der die scholastische Wortkrämerei, wie jene Wechselertische, verschüttet: er hat durch seine Reformation eine ganze Nation zum Denken und Gefühl

4. Marsiglio Ficino (1433—99), der erste, der den damals noch nicht herausgegebenen Platon nach den Manuskripten übersetzte (G. Voigt, Die Wiederbelebung des klass. Altert. II^{2}, 123). — 5. Angelo Poliziano (1454—94) übersetzte das 2.—5. Buch der Ilias in lat. Verse (Voigt II^{2}, 199). — 6. Gian. Franc. Poggio Bracciolini (1380—1459), Entdecker des ersten vollständigen Quintilian in St. Gallen (Voigt I^{2}, 239 ff.). — 7. Gasparino da Barzizza (1370—1431), Stifter der Schule des Ciceronianismus (Voigt I^{2}, 510 f.). — Lorenzo delle Valle, gew. L. Valla (1407—57; vgl. Voigt nach d. Reg.), einer der kühnsten Vorkämpfer des Humanismus gegen die Orthodoxie, zog übrigens dem Cicero den Quintilian vor (I^{2}, 467. II^{2}, 92). Von den Angehörigen der berühmten Druckerfamilie der Manuzi ist hier besonders an Paolo Manuzio (1511—74) als Herausgeber und Erklärer des Cicero zu denken (Gesamtausg. 1540—46 u. von seinem Sohn, dem jüngern Aldus M. 1583). — Pietro Bembo (1470—1547), Kardinal. — 16. J. L. Vives (1492—1540), Schüler und Freund des Erasmus von Rotterdam, und Francisco Sanchez (lat. Sanctius, 1523—1601), spanische Humanisten. — 18. Rud. Agricola (Huysmann, 1443—85), Humanist. — Regiomontanus (Joh. Müller, 1436—76), Mathematiker. — 28. wie jene Wechselertische, Matth. 21, 12.

erhoben. Laß es also sein, daß ihm der feinste Pedant, den vielleicht die Welt gesehen, Erasmus, schuld gab, er thäte der lateinischen Litteratur Abbruch — Dieser Vorwurf bringt ihm keine Schande, und man darf ihn also nicht wider die Geschichte leugnen: denn lateinische Religion, scholastische Gelehrsamkeit und römische Sprache waren zu sehr verwebt in einander.

Das seltsame Urteil des seligen Christs ist nur dem ersten Anblick nach selten: die deutsche Sprache habe seit dem 16ten Jahrhundert viel von ihrer Vortrefflichkeit verloren. Betrachtet man es näher, und hat wahres Gefühl von der innern Stärke einer Sprache: und vermag die wichtigen Vorteile der schwäbischen Sänger, und die körnichte Sprache deutscher Schriftsteller voriger Zeiten; oder auch nur den Vater Opitz in seiner Prose und Poesie zu schmecken: so muß man bei der Rückkehr zu unsrer neueren Sprache, man muß ausrufen: das ist ganz ander Deutsch! Jenes hat ganz andre Fehler und ganz andre Schönheiten; der Geist hat sich verändert. Alsdenn werden freilich die Neulinge unsere junge Mundart loben, und sie haben recht; denn unstreitig ist sie geläufiger und runder im Perioden, artiger in Bestimmung der Wortwürde, und künstlicher geworden. Aber ein echter Deutscher wird sich aus dieser rauhen und einfältigen Sprache unendlich viel zurückwünschen; er wird sich die Mühe nicht verdrießen lassen, in dem Kote der alten deutschen Ennius Gold zu suchen: er wird alsdenn denen fluchen, die uns diese Sprache entwandt; er wird dem Eigensinne des guten Christs wenigstens völlig recht geben, da er erst über ihn lachte. Kommet her, ihr neuern schönen Geister, ihr französierenden Witzlinge, ihr prosaisch-poetische Stolperer, ihr berühmten Wochenschriftsteller, ihr gelehrten Weisen im akademischen Paragraphenstil, ihr erbaulichen Redner im Kanzel-

1. Zu 157, 12. — 2. Erasmus von Rotterdam (1467—1536). — 7. Joh. Fr. Christ, geb. 1700, gest. 1756 als o. Prof. zu Leipzig, vielseitiger Philologe und Archäologe, der auch Interesse für ältere deutsche Litteratur zeigte. — 8. selten, synon. m. seltsam; im Entwurf der Vorrede zu dieser Sammlung (SWS. II, 205) schreibt H.: „Mir fällt hiebei das sonderbare Urteil des seligen Christ ein, der die beste Periode der deutschen Sprache in das sechzehnte Jahrhundert setzt.“ — 13. 224, 3. Über Opitz und namentlich Luthers Bibelübersetzung und das „Gold“, das uns daraus „Not thut“, vgl. außer 34, 7 ff. und der Umarbeitung der 1. Samml. SWS. II, 42 f. besonders den Torso auf Abbt a. a. O. 286 ff. (Einl. XXXIII. IX). — 23. Eine in der Abh. „V. Ähnlichk. d. mittl. engl. u. deutschen Dichtk.“ (T. III, 2, 268, 18) noch deutlicher wiederholte Anspielung auf die Benutzung des altrömischen Epikers Ennius durch Vergil mit wörtlicher Anlehnung an die Notiz in Tib. Cl. Donati De P. Vergilii Maronis vita c. XVIII, 71 (Verg. ed. Heyne-Wagner Vol. I. Reifferscheid Sueton. Tranqu. Rel. p. 67): Cum is aliquando Ennium in manu haberet rogareturque, quidnam faceret, respondit se aurum colligere de stercore Ennii. Habet enim poeta ille egregias sententias sub verbis non multum ornatis.

stil: versucht es doch, aus euren reichen Vorratskammern ein Buch unsres Jahrhunderts zu suchen, das in Absicht der Schreibart die Würde der Bibelübersetzung des Luthers erreichte. Versucht es, diese arme, simple, veraltete Bibelübersetzung, über die mancher Neuling am Geschmack spottet, mit einigen neuern Verbesserungen zusammen zu halten. Leset Luther, und denn den Wertheimer in seinem Paragraphenstil, mit Wolfischen Kunstausdrücken verbrämt; ihr werdet solch einen Unterscheid finden, als zwischen dem griechischen Homer und dem deutschen Homer, wenn er in der Sammlung alter Reisebeschreibungen als ein reisender Schulmeister in Paragraphen übersetzt ist. Und doch ist der Wertheimer in seiner Vorrede ein wirkliches Muster der Schreibart: was soll man nun sagen, wenn man Dammische Übersetzungen, oder akademische Paraphrasen lieset — ich rede hier bloß von der Schreibart nach ihrer innern Stärke.

Die Litteratur Briefe führten aus Lohenstein*) ein Muster des prosaischen Stils an: wir könnten aus vielen Schriftstellern der vorigen Jahrhunderte noch mehr Beispiele geben, daß der gute körnichte Vortrag nicht so fremde gewesen, als man meint. Die deutsche Sprache aber kroch meistens unter akademischen oder homiletischen Fesseln; sie hatte keinen Glanz, keine Reinigkeit, aber innere Stärke mangelte ihr nicht. Der ganze Schade war: man sahe sie als keine gelehrte Sprache an, denn dazu war allein die lateinische gekrönt: man achtete sie bloß als die Sprache des gemeinen Volks, und unterließ ihre Kultur. Wer dies Jahrhundert kennet, wird mir recht geben, daß bloß die lateinische Sprache die unsrige zurückgehalten, weil man bei den gelehrten Zänkereien, die mit zum herrschenden Ton des Ganzen gehören, teils der scholastischen Handwerkssprache, teils der schönen lateinischen Sprache nötig hatte. Man gehe die besten Schriftsteller dieser Zeit durch: ent-

*) Litt. Br. T. 21. p. 139. [Mendelssohn 313. Br.]

6 f. Die von Joh. Lor. Schmidt verfaßte sog. Wertheimer Bibel („Die göttlichen Schriften vor den Zeiten des Messie Jesus. Der erste Teil" ... Wertheim 1735), der erste von der Wolffschen Philosophie abhängige Versuch rationalistischer Schriftauslegung. Vgl. Hettner, Litteraturgesch. des 18. Jahrh. III, 1, 262 ff. — 9 f. „Das berühmteste Überbleibsel aus dem Griechischen Altertum. Homers Ilias." Frankf. und Lpz. 1754. „Das berühmteste Überbl. u. s. w. Homers Odyssee." Ebd. 1755. 4. Beide als 7. und 8. T. der „Neuen Sammlung der merkwürdigsten Reisegeschichten" u. s. w. Vgl. Bernays Einl. z. Vossischen Odyssee S. XVIII f. Schröter, S. 13 f. (N. 10. 11). 70 f., wo die Äußerung Mendelssohns (zu 149, 21 Ges. Schr. 484 f.) darüber (fehlerhaft) ausgehoben ist (: „Sie teilen seine beiden Heldengedichte, wie ihre übrigen Reisen, in §§ ein, und stimmen seinen Ton ziemlich zu gemeinen Reisebeschreibungen herunter" u. s. w). — 13. Christian Jak. Damm (1699—1778), Rektor des Kölnischen Gymn. in Berlin, der Lehrer Mendelssohns und Winckelmanns (Justi I, 34 ff.), von dem später (1769—71) auch eine Homerübersetzung in Prosa erschien (Bernays XXV ff. Schröter 88 ff.).

weder Römisch= oder akademisch Latein ist ihre Mundart: die Muttersprache ward als eine Mundart der Mütter, der Weiber und der Ungelehrten angesehen. Jst's nicht eine wahre Schande dieser Zeit, daß es große und schönlateinische Schriftsteller dieser Zeit giebt, die in ihrer Sprache Barbarn waren, daß es Masorethen der Prisciane gab, die jede deutsche Zeile lächerlich machte, die die Prosodie Anakreons verbesserten, und ihre Sprache in Schlacken ließen: Deutsche Römer, die der genius seculi in seiner genealogia criticorum so ziemlich herzählet.

Endlich fing man an, beschämt von den Nachbarn ringsumher, die Sprache zu bessern, — aber wie? — als eine gelehrte Sprache, um vielleicht die scholastische lateinische einzuschränken? nein! denn das hätte von Akademien geschehen müssen, und hier regierte noch Aristoteles! — als eine gelehrte Sprache, um uns, statt des schönen lateinischen Stils, einen schönen deutschen Bücherstil zu geben? — das hätte von Schulen aus geschehen müssen, und da herrschten noch römische Monarchen! Wie denn? — Großer Gott! als eine politische, als eine galante, als eine reimreiche Sprache suchte man sie zu bilden: war das nicht am umgekehrten Ende? Und wer unternahm diese Schöpfung zum politischen, zum galanten Stil? Etwa Hofleute — nein! treufleißige Schulrektors, Uhsens und Weisens und Hübners (von welchem letztern ich hier nicht weiter, als in Bildung der Sprache, urteile). Und wie bildeten sie ihn denn galant? nach Franzosen, durch eine Sündflut französischer Wörter: nun kamen die Menantes und Talanders und zehn andre Anders: so war die deutsche Sprache von einer andern Seite gemißhandelt.

4—8 (ließen), fast wörtlich herübergenommen aus d. Abh. üb d. Fleiß in mehr. gel. Spr. SWS. I, 7. — 5. Masoreth ist ursprünglich einer der Sammler und Verf. d. Masora (hebr. Überlieferung), einer Sammlung von kritischen und exegetischen Bemerkungen über Worttext und Vokalisierung des alten Testaments, wie sie jetzt vorliegt, vollendet im 11. Jahrh. (Grünert). — 6. Priscian, lat. Grammatiker (5/6. Jahrh. n. Chr.). — 8. genius seculi (1760), eine satir. Schrift v. Klotz. Die geneal. crit., worin eine Anzahl Philologen u. Schulmänner, darunter Uhse und Weise (Z. 22), als Söhne der Eris von verschiedenen Göttern (Merkur, Mars u. a.) aufgezählt werden, ist darin die 7. Sat. „Hinter dem 'so ziemlich' verbirgt sich schon etwas von dem Mißbehagen, das Herder bei Klotzens 'Gelehrter Satire' empfand, die er ein Jahr später als niedrigste Gattung ('Studenten=Satire') gänzlich verwirft." Suph. Vgl. 331, 19 ff. u. Anm. und das Urteil Abbts 333, 32 ff. — 22. Rektor Erdmann Uhse, Vf. einer Poetik („Wohl=informirter Poet". Lpz. 1715 u. ö), Rhetorik („Wohl=informirter Redner". Lpz. 1708 (?) u. ö. „Manier in Reden auf Hochzeiten u. Kindtaufen". Lpz. 1729) und „galanler" Gedichte („Des neu=eröffneten Musen=Cabinets aufgedeckte Poet. Werke" Lpz. 1715). — Weise zu 32, 15. — Joh. Hübner (1668—1731), Rekt. in Merseburg u. Hamburg, Mitgl. d. Teutsch übenden Ges., Vf. einer Poetik, geistl. Lieder u. d. z. 122, 10 erw. Bibl Hist. — 25 f. Zu 32, 15. Vgl. d. Vorr. z. 1. B. d. Volksl. v. 1774 (SWS. XXV, 11) „seit Menanders und aller Anders Zeiten", wozu bereits Redlich noch an Picander (Christ. Fr. Henrici, 1700—1764) und Philander v. d. Linde (Joh. Burch. Menke, 1675—1732) erinnert.

Gottsched erschien, und „der hat doch aus der Sprache gewiß alles Latein und Französisch so glücklich weggeschwemmt, daß einem wackern Deutschen kein lateinisches Wort mehr in die Feder kommen muß!" Ja, das hat er gethan! Er hat als ein ruhmwürdiger Goldfinder (nach der Bedeutung dieses Worts im Englischen) den Stall des Augias mit herkulischer Hand durchwässert und gereinigt, und hat mit eben so tapferer Hand seinen Ruhm an jedes Fenster des gereinigten Palastes geschrieben und schreiben lassen: Dies ist sein Verdienst — Aber dazu braucht man ja auch bloß gesunde Augen und einen guten Kopf, zu sehen, daß er die deutsche Sprache viel zu lateinisch behandelt, wie es ihm Heinze und andre mit Recht gesagt. Und so ward sie wässericht, und wenigstens die deutsche Grammatik wieder nach lateinischem Leisten: man verachtete die alte deutsche Kernsprache.*) Seine Nachfolger, und zum Teil Gegner, suchten sie fruchtbar zu machen, wodurch? — Durch Nachforschen in altdeutschen Wörtern, in den Zeiten ihrer nervenvollen Stärke, wie es der natürlichste Weg gewesen wäre, um ihr Charakter auf ihrem Boden zu geben? Nein! denn die langen lateinischen Zeiten hatten diese Denkmäler teils weggebracht, teils war die Arbeit zu mühsam: was that man also? man übersetzte: und bildete sie insonderheit nach der französischen: durch die sie freilich unglaublich viel gewonnen, und sich gebildet, aber nicht zum Urbilde ihrer selbst: wie es hätte sein müssen, wenn man aus ihren vorigen verlebten Zeitaltern ihr die abgegangnen Kräfte hätte zu ersetzen gesucht.

Unsre Sprache ist also jetzt gebildet und verschönert, aber nicht zu dem erhabnen gothischen Gebäude, das sie zu Luthers Zeiten, (etwas Mönchssprache ausgenommen) und noch mehr zu den Zeiten der schwäbischen Kaiser war: sondern zu einem neu-

*) Zum unsterblichen Ruhm des Herrn D. Trillers muß ich, damit ich nicht zu den „unbändigen und gallsüchtigen Mückenseigern, zu einigen großen und breiten Kunstrichtern, zu elenden und schwindsüchtigen Füchsen, sondern zu vernünftigen und höflichen Lesern" gehöre, seine stattlichen Verbesserungen des Opitz „nach löblicher christlicher Gewohnheit edelmütig" loben, als mit welchen er sich um den Opitz selbst und dessen Leser nach Vermögen verdient zu machen gesucht: wie in seiner Vorrede mit Mehrerm zu ersehen.

4 ff. Vgl. den Eingang einer beabsichtigten Dunciade gegen Klotz (Haym I, 216) SWS. XXIX, 291. — 5. Goldfinder (vgl. an Hamann, Febr. 1765 S. 10, 1 Hoffm.; Lebensb. I, 3, 1, 382), „Kotfeger, Ausräumer" (Suphan). — 11. Joh. Mich. Heinze (1717—90), damals Rektor in Lüneburg, später (seit 1770) in Weimar, schrieb „Anmerkungen über des Herrn Professor Gottscheds deutsche Sprachlehre, nebst einem Anhange einer neuen Prosodie" (Göttingen und Leipzig 1759), über die Lessing im 65. Lbr. berichtet. — 30. Dan. Wilh. Triller (1695—1782), Kampfgenosse Gottscheds gegen die Schweizer, denen er in der Vorrede zu seiner Opitzausgabe (1746) „im Vorbeigehn ihre behörige Abfertigung gegeben" (Danzel, Gottsched S. 393).

modischen Gebäude, das, mit fremden Zieraten überladen, bei seiner Größe klein und unansehnlich ins Auge fällt. — Dies beobachten nun am ehesten die, welche unter den Sprachen der Alten wandeln, und dies ist der Grund, warum die Geßners und Christe, und noch neuerlich Heinze,*) „über das Neumodische und Glänzende in unsrer Sprache klagen, das durch die vielen morgenländischen, griechischen, englischen und französischen Redensarten eingeführet würde". Wenn Heinze mehr als Worte versteht: so hat er nicht unrecht, und sein Recensent würde zugeben, daß, wenn durch die Aufnahme fremder Bürger ein Staat allein bevölkert wird, so werde diese Bevölkerung leicht schädlich; denn sie verdrängen bald die Eingebornen, und der Charakter des Staats geht also verloren, wenn sie auch eben nicht neue Gesetze einführen.

Aber warum läßt Heinze unter den Ankömmlingen, denen er den Eintritt versagt, wohlbedächtig die lateinische Redarten und Wortfügungen aus? verliert sich durch sie nicht das alte reine Deutsche, das er erhalten will? Mehr, als durch alles Vorige: denn das Morgenländische ist seit Jahrhunderten mit unsrer Religionssprache verwebt, und wird sich nie, dem herrschenden Tone nach, trennen: das Englische ist mit unsrer Sprache sehr verwandt: das Französische hat sich mit einem Teil unsrer neuern Kultur herübergetragen; diese beiden Stücke sind also auch nicht immer zu trennen; vom Griechischen ist noch wenig angewandt; aber vom Lateinischen, das fast mehr, als alle vorigen Sprachen, vom Genie der unsrigen abgehet, und ihr so lange hinderlich gewesen, von ihm hat sie am meisten unter diesen zu besorgen.

Daher schreibt Heinze zwar rein Deutsch; aber auch naiv körnicht Deutsch? — Ich habe sein Soliloquium: quo consilio genitus sit homo? in seinem schönen Latein mit Vergnügen gelesen; (ob es echt römisch ist, kann keiner in unsrer Zeit, sondern bloß ein Römer beurteilen.) Aber hätte ein Römer dies Solilo-

*) Litt. Br. T. 13. p. 118. 119 [aus der Vorrede zu seiner Übersetzung von Ciceros Redner (1762) von den Lbr. ausgehoben und von H. frei citiert].

4. Zu 116, 13 und 223, 7. — 9. Abbt, der 119 Heinze entgegnet hatte, fremde Redensarten entstellten eine Sprache nur insofern sie sich mit ihrem Genie nicht vertrügen, alles andre nütze ihr, „so wie ein Staat durch die Aufnahme fremder Bürger, die sich nach seinen Gesetzen bequemen, blühender wird". — 27 ff. „Spaldings schöne Schrift über die Bestimmung des Menschen [vgl. zu S. 85**] hat er in schönes Latein übertragen." H. in der Rede vor der Beerdigung Heinzes (9. Okt. 1790), einem schönen Denkmal der Pietät gegen den verdienten Schulmann und der Wertschätzung seiner Schriften. SWS. XXX, 175. Jene Übersetzung ist das hier angeführte Soliloquium h. e. Quo c. g. s. h. deliberatio ex Germanico Latine versa (1765).

quium geschrieben, und Heinze es übersetzt: wäre alsdenn der starke und nachdrückliche Vortrag erschienen, der in Spaldings Bestimmung des Menschen spricht? Wenn ich seine Übersetzungen aus dem Lateinischen kenne, und ein Gefühl von der Eigenheit unsrer Sprache habe: so glaube ich dies schwerlich.

Der deutsche Periode ist gemeiniglich die Klippe derer, die ihre Denkart nach dem Latein gebildet: „denn hier sind die Genies beider Sprachen sehr verschieden. Im Deutschen ist ein Stil schon periodisch, wenn auch die Bindewörter der Lateiner nicht so genau dazwischen gestellet, und die Absätze so gekettet an einander gehänget sind. Die Römer mußten dies wegen der Kürze ihrer Worte thun, wenn sie nicht in den abgeschnittenen Stil verfallen wollten. Im Deutschen aber, welcher Unterschied! Wenn wir die Perioden nicht schleppen wollen, müssen wir sie manchmal trennen; und wenn wir nicht ganz zurückbleiben wollen, müssen wir unsrer Sprache Hilfe geben."*) So schleppet sich, wenn ich nicht irre, auch in Klotzens schöner Schrift: über das Studium des Altertums der Periode manchmal, und der große Joh. Matth. Geßner empfand dies sehr wohl, da er in der Vorrede zu seinen Deutschen Schriften hierüber ein ungeheucheltes Bekenntnis ablegt, das der Bescheidenheit dieses Mannes Ehre macht. Das wahre Deutsch unsrer Väter geht auch zu sehr von dem Latein ab, als daß sie neben einander sein könnten. Unsre Seele bauet, mit Montagne zu reden, diese Stockwerke über einander, und welches soll das unterste von allen, und die Grundlage sein? — Eine fremde, oder die Muttersprache? — Die letztere ohne Zweifel; oder sie muß das Joch der lateinischen tragen.

Wenn man nun diese Winke verfolgt, und die Geschichte der deutschen Sprache durchgehet: sollte es so gar fremde sein, daß sie durch die lateinische Sprache gelitten, und ihren Charakter verloren?

*) Litt. Br. T. 13. p. 120.

---

6 ff. Vgl. hierüber die ausführlichen Erörterungen im 2. Stück über Abbt 7. SWS. II, 331 ff. (Einl. XLVII.) — 17. Halle 1766, auch als Anhang zu d. zu 331, 19 f. erw. Übers. d. Sat. Im 3. Kr. W. 172 (SWS. III, 472) gehört sie zu denjenigen, die H. als Beleg anführt, wie „Hr. Kl. einen magern wiederholten Spott (gegen die systematische Philosophie) sich so zur Falte eines verrunzelten Geistes werden lassen, daß er auf dieser Saite sehr gerne leiert." — 18 f. Vgl. 229, 36 ff. Kleine deutsche Schr., Göttingen 1760. — 23 f. Vgl. 236, 12 f. u. Anm. SWS. II, 358. Hamanns Schr. II, 130*). Mich. de Montaigne (1533—92) gebraucht d. Bild (une ame à divers estages) von einer sich leicht in verschiedene Menschen und Lagen findenden Natur, Essais L. III. ch. 3. (Amsterd. 1781. III, 58). — 26. Vgl. Üb. d. Fleiß in mehr. gel. Spr. SWS. I, 5.

3.

Aber man blicke etwas weiter: wenn die lateinische Sprache, es sei die mittlere, oder alte, sogar unsre Bildung fesselt, statt sie zu erheben; ja dieselbe Jahrhunderte durch gefesselt hat: sollte denn der Schade unbedeutend sein?

So bald man es zu einem letzten Zweck macht, Lateinisch zu lernen; und diese an sich so angenehme und nützliche Sprache nicht bloß als Mittel gebraucht, um durch sie Geschichte zu lernen, in den Geist großer Männer zu blicken, und gleichsam das ganze Gebiet einer ausgebildeten vortrefflichen Sprache sich zu eigen zu machen: so wird den Musen Latiums zu viel Raum in den Schulen, und zu viel Anteil an der Erziehung gelassen. Ich dehne dies bis auf einzelne Stücke aus: so bald die Erklärung eines Autors, oder der Autor selbst, der Jugend nichts als Worte und mechanischen Stil zu lernen giebt: so bald die Methode eines Lehrers oder die Materie der vorgegebenen Übungen auch nur zum Hauptzweck hat, die Wahl und Stellung der Worte grammatisch genau einzuprägen: und wenn so gar in dem ganzen Plan einer Schule oder einer Unterweisung ein gewisser lateinischer Geist herrscht, der auf der andern Seite die größten Mängel nach sich ziehen muß: so opfert man der lateinischen Sprache, sie sei so schön und nützlich, als sie wolle, zu viel auf.*)

Zu viel von seiten der Jugend. Es ist gewiß, daß das Gedächtnis unsrer blühenden Jahre allein fähig ist, Sprachen in ihrem ganzen Umfange zu erlernen; und daß man diese Zeit also, die zu den notwendigen Sprachen die einzige ist, nicht versäumen müsse. Ich gebe es auch gerne zu, daß jede Methode, die das Gedächtnis in diesem Frühlinge unfruchtbar und müssig liegen läßt, es auf eine ganze Lebenszeit sehr verderbe, weil es wie ein unbesäter wilder Acker durch unzeitiges Schonen untauglich und ausgemergelt wird (man erlaube mir dies Wort). Aber das gebe man mir doch auch zu, was ich nur gar zu oft aus Erfahrung gelernt, und nicht gnug überdenken kann: daß unsre Seele bei ihrem unendlichen Durst nach Wahrheiten doch nie eine unendliche Menge derselben fassen kann: daß sie uns sehr bald wie ein be-

*) Wer von unsern Philologen ist ein Geßner, an Kenntnis und Liebhaberei der Römer; und wie sehr er den lateinischen Geist in unsern Schulen hasset, das mögen seine kleine deutsche Schriften beweisen: das macht aber, Geßner war nicht bloß ein römischer Philolog: er war ein Schulmann, der wahre Unterweisung kannte.

schriebnes Blatt vorkomme, wo man am Rande und zwischen die Reihen freilich noch vieles Nützliche zuschreiben kann; aber der ganze Anblick des Blattes ist beschrieben; unglücklich! wenn man sagen muß, es ist beschmieret, oder verschwendet: alsdenn läßt freilich der Rest es zu, zu bessern und auszustreichen; aber im ganzen ist der Schade unersetzlich.

Es ist eine Wahrheit, die mehr als eines Schulprogramms wert wäre: daß manche Wissenschaft, manche Geschicklichkeit kein andres Opfer, als die Erstlinge unsrer Jahre, unsrer Munterkeit und unsrer Begierde, annehmen könne; daß zu gewissen Bildern und Begriffen ein gewisser erster Adlersblick nötig sei, die man, wenn dieser fehlt, nachher nie im gehörigen Lichte sieht, nie mit der gehörigen Macht empfindet, nie mit dem wahren Feuer denket, und im ganzen Umfange umfasset. Es kam auf den ersten allmächtigen Eindruck an; ist dieser verfehlet, so ist alles verloren: verloren der erste unerklärliche Scharfsinn, der nie durch Geduld und Fleiß ersetzt wird: verloren das große innerliche Gefühl eines Bewußtseins, daß man das Ganze habe; verloren das Hausherren- und Eigentumsrecht, mit diesen Begriffen schalten und walten zu können; kurz verloren das was man Genie nennt. — Nachher kann man freilich viel lernen, aber nicht mehr mit der kühnen und muntern Anwendung auf sein Ich, daß man es, mit allem Nachdrucke, könnte fassen nennen: man kann allerdings viel andern nachdenken lernen, allein mit ihnen mitdenken, oder ihnen gar vordenken wird man niemals mehr: kurz! man wird noch viel wissen, aber nicht mit dem Lichte der Anschauung und Selbstgefühl, daß dies Wissen auch bildete: ein Wort, das in unsrer Erziehung so oft genannt, aber wenig durchdacht, und noch weniger ausgeübt wird.

Ich muß diese Samenkörner einer äußerst wichtigen und reichen Materie nur im Vorbeigehen hinwerfen, und mich zurückfinden. Wenn die lateinische Sprache Hauptzweck wird: so wird der Blick des Jünglings von allen diesen Aussichten abgewandt, und mit dem grammatischen Zepter, wie mit einem glühenden Eisen, auf einmal geblendet. Seine Wange wird zu Runzeln eines grammatischen Sophisten gewöhnt: Falten, die er äußerst ungern annimmt, und die nachher nie völlig ohne Merkmal verschwinden können. Die erste Farbe, die unsrer Denkart aufgetragen wird, verliert sich nie; wehe uns! wenn sie uns unangenehm, oder

17 f. Zu 97, 26. — 20 ff. Vgl. Lebensb. I, 3, 1, 282. — 36 f. Vgl. Lebensb. I, 3, 1, 326. SWS. II, 271.

gar verunzierend ist. Seufzen muß der Menschenfreund, wenn er sieht, wie in den Schulen, die mit dem Namen: Lateinische Schulen prangen, die erste junge Lust ermüdet, die erste frische Kraft zurückgehalten, das Talent in Staub vergraben, das Genie aufgehalten wird, bis es, wie eine gar zu lange zurückgehaltne Feder, seine Kraft verliert. Wer sollte je auf den Gedanken fallen, daß die Methode der Spracherziehung*) für die Jugend paßlich sei: wenn man sich nur einmal aus unsrer Denkart hinaussetzt; allein wie schwer wird's sich da hinaus zu setzen? Und denn kann eine Betrachtung, wenn man sie auch als wahr erkennen sollte, von Jugend auf eingewurzelte Vorurteile zerstören, die den Erziehern zur andern Natur geworden? Kann eine kalte Wahrheit einem fühllosen Eigensinne Gefühl geben? Kann sie Pedantenseelen so ergreifen, daß sie, wenn sie sich auch in allem Lichte zeiget, ihnen auch den Willen einflößt, nach ihr handeln zu wollen, die Kraft einflößt, nach ihr handeln zu können, die Menschengüte einflößt, wider Gewohnheit und Beispiel nach ihr zu handeln? — — Unterdrückte Genies! Märtrer einer bloß lateinischen Erziehung! o, könntet ihr alle laut klagen! —

„Was ist denn aber an Genies gelegen?" Desto mehr liegt uns an brauchbaren Männern. Zu diesen wird eine glückliche Temperatur von Gaben und Geschicklichkeit erfodert: eine gewisse Mittelmäßigkeit, die sich nicht zu Genies und Geistschöpfern

*) Unter den vielen neuern Schriften über die Schulen nenne ich die kleinste und vielleicht beste: Millers Hoffnung besserer Schulen. Es würde hier zu weitläuftig sein, alle brauchbare Gedanken dieses deutschen Rollins anzuführen: es hat mich unendlich vergnügt, daß mein Embryon vom Plan mit den Gedanken eines so erfahrnen Mannes übereinstimmet, aber wie mich dünkt, verwechselt er hier und da die lateinische Sprache mit der ganzen Philologie, urteilet über die Mythologie aus einem fremden theologischen Gesichtspunkte, und schreibt vielleicht aus christlichem Eifer: „Die enthusiastische Dacier hat ihrem göttlichen Homer alle Pflichten gegen ihre Seele und die Gesellschaft aufgeopfert — wer die erlöseten Seelen des Heilandes liebt, wird sich nie verleiten lassen, die verführerischen Reize in Uz' lyrischen und andern Gedichten zu erklären" u. s. w. Übrigens schätze ich diesen verdienstvollen Mann, und wünsche, daß einige seiner Hoffnungen bald Erfüllungen würden.

23. Geistschöpfer (richtiger auch „Schöpfergeist", „schöpferischer Geist") nach franz. esprit créateur unter Einfluß Klopstocks Mess. I, 10; vgl. DWB. IV, 1, 2711 ff. (23, d). — 25 ff. ist z. T. wörtlich wiederholt aus der Rec. über die Einladungsschrift zum 2. Jubelfeste des evang.-luth. Gymnasiums zu Halle vom Rektor Joh. Pet. Miller „Die Hoffnung besserer Zeiten für die Schulen" (Halle 1765). SWS. I, 118—21. — 26. Ch. Rollin (1661—1741) Rektor d. Pariser Universität, Verfasser eines Traité des études ou la manière d'enseigner et d'étudier les belles lettres (Paris 1726—31 u. ö.); eine deutsche Übersetzung erschien von Joh. Joach. Schwabe Leipzig 1737 u. ö. — 30. Anne Dacier (1651—1720), die gelehrte Tochter des französischen Philologen Lefèbvre (Faber) und Gattin des als Übersetzer und Erklärer der Aristotelischen Poetik bekannten André D. (zu 310, 7), schrieb u. a. auch eine Verteidigung des Homer gegen Houdar de Lamotte und Hardouin, Homère defendu, Paris 1716. Auch eine Übersetzung des Homer (Ilias, Par. 1699 u. ö. Odyssee, Amsterd. 1708 u. ö.) haben wir von ihr.

hebet, und nicht zu dummen Dorfteufeln herabsinket: eine mittlere Größe, die eben den Punkt der Nutzbarkeit trifft. Von diesem Punkt aus werden die Linien zu Realschulen gezogen, die diesen Hauptzweck haben, brauchbare und tüchtige Männer zu bilden, und den vorigen Plan zum Schattenrisse ihres ganzen Gebäudes haben: eine gewisse Temperatur, die die gemeinste, brauchbarste und glücklichste ist.

Realschulen müssen sich zuerst nach den meisten Subjekten richten; von da können sie am füglichsten auf beide Seiten auslenken: zu Genies und Blindgebornen. Sie müssen sich nach den meisten Zwecken der Brauchbarkeit richten, von denen die meiste weder ein Maximum noch Minimum fodern, und leiden können. Sie müssen sich nach der Mehrheit der Werkzeuge richten, die da bilden sollen, weil wieder das recht Hohe und recht Tiefe gleich selten und gleich unbrauchbar ist. — Wenn nun diese glückliche Mischung das Meisterstück bei Erziehung und Unterricht ist (wie es einem jeden, der die Welt, die menschliche Seele kennet, überlassen wird zum Nachdenken), so kommt alles aus seinem Gleichgewichte, wenn wir für Latium erzogen werden, und die lateinische Sprache der herrschende Ton des Ganzen wird. Die Welt braucht hundert tüchtige Männer und einen Philologen: hundert Stellen, wo Realwissenschaften unentbehrlich sind; einer, wo eine gelehrte und grammatische Kenntnis des alten Roms gefodert wird.

Nun schränke ich mich drittens so gar auf die Sphäre eines Gelehrten ein; auch in seiner Bildung kann der lateinische Geist fesseln, so gut als in der Bildung des Genies und brauchbaren Mannes. Ich setze hier schon wahre Bildung voraus, daß man ihn nicht bloß mit den Worten, den Gebräuchen und Altertümern; sondern mit dem Sinn der Römer bekannt mache, und diese ihm zum Muster der Nachahmung vorhalte — selbst hier setze ich eine kleine Einschränkung hinzu. Das ist doch einmal gewiß, daß die Römer auf einer andern Stufe der Kultur gestanden, als wir, daß wir sie in einigen Stücken hinter uns haben, und in andern, wo sie vor uns sind, nicht nachahmen können. Die Gestalt unsrer Litteratur hat nicht bloß eine andre Farbe, sondern eine andre Bildung, als die altrömische; und es bleibt also nicht schlechterdings ein Ruhm: dieser Dichter singt wie Horaz, jener Redner spricht wie Cicero, dieser philosophische Dichter ist ein andrer Lucrez,

21. einer, an sich unanstößig (DWB. II, 310. 3, b.), hier neben den Accusativen befremdend, daher seit V, auch bei Suph. stillschweigend geändert: eine.

dieser Geschichtschreiber ist ein zweiter Livius. Ich sage: nicht schlechterdings! aber das ist ein großer, ein seltener, ein beneidenswerter Ruhm, wenn es heißen kann: so hätte Horaz, Cicero, Lucrez, Livius geschrieben, wenn sie über diesen Vorfall, auf dieser Stufe der Kultur, zu der Zeit, zu diesen Zwecken, für die Denkart dieses Volks, in dieser Sprache geschrieben hätten.

Das letzte heißt: einen Alten nachbilden, und ihm nacheifern; das erste ihn kopieren, und ihm nachahmen. Das erste ist leider! sehr selten, weil man dabei das beiderseitige Genie zweier Sprachen, Denkarten und Zeiten kennen, vergleichen, und so brauchen muß, daß keinem Zwang geschieht. Diese Kunst ist bildend für das Genie; weil sie es aber auch sehr oft unterdrückt; weil die, so die Alten in ihrem Glanze kennen, oft auch von ihnen geblendet werden; so hat Young in seiner Schrift von Originalwerken*) recht, daß meistens das Lesen der Alten schädlich wird; er hat recht, ohne doch daß das Lesen der Alten auch nur im geringsten Stücke deswegen abzuschaffen wäre. — Es erfordert noch eine eigne und sorgfältigere Betrachtung: ob dieser Schade nicht unter so vielen großen Nutzen verschwinde, ob wir denn Originalköpfe so nötig brauchen, wie fern sie heute zu Tage möglich und zu hoffen sind u. s. w.

So bald wir aber die Alten loben, anbeten, und knechtisch nachahmen, weil sie Alte sind: so bald man von ihnen abborget, oder sie bestiehlt, weil man alsdenn eine neue Antike, oder ein Moderner nach altem Geschmack wird: so ist die Nachahmung unleidlich: man betrachte diesen geplünderten Alten als einen Neuern und Fremden: so wird man das Zwangvolle sehen. Und stünde der Alte selbst auf, lernte uns kennen, und sähe denn die Herde Nachahmer, die sich um seine Urne drängen: — über Gewaltthätigkeit, über Straßenraub würde er schreien, und das servum pecus von seiner Asche vertreiben.

*) Ich führe dies Exempel an, weil man den guten Young in Deutschland förmlich widerlegt hat: s. Rambachs Sendschreiben über die Frage, ob das Lesen der Alten an dem Mangel der Originalskribenten schuld sei.

---

14. Zu 117, 8. — 30 f. Horaz Ep. I, 19, 19. — 33. „Schreiben über die Frage: ob — sei, abgefaßt von Joh. Jac. Rambach, Rektor des Quedlinburgschen Gymnasii" 1765. Vgl. Hs. Rec. SWS. I, 121—23, die mit Z. 16 ff. in dem Satz zusammentrifft: „Young kann ja recht haben, ohne daß man deswegen die Alten versäumen darf, weil die Originale noch aus vielen andern Ursachen selten sind, und weil es höchst ungereimt wäre, die Beihülfe der Alten zu verlassen, um ohne Rinde in dem Ocean zu ertrinken. . . . Man müßte . . . untersuchen, wie weit denn uns Originale nützlich, schädlich und unentbehrlich wären — ein Plan, der etwas mehr, als ein Schulprogramm fodert."

4.

Meine Meinung von der deutsch-lateinischen Erziehung überhaupt habe ich gesagt: daß ein lateinischer Geist in den Kern der Wissenschaften eingedrungen, läßt sich, wie ich glaube, von selbst einsehen. Man durchgehe die Lehrbücher der meisten Weltweisheiten: man wird eine wissenschaftliche Sprache finden, in welche die Begriffe verwebt sind.

Ganze Jahrhunderte durch war die lateinische Sprache das einzige vehiculum der Aristotelisch-scholastischen Philosophie: man hat sie als das allgemeine Band der Gelehrten in allen Ländern Europens angesehen; sie hat auch zur lehrenden Sprache der Weltweisheit unter allen Sprachen, die ich kenne, vielleicht die größten Anrechte, wegen ihrer Kürze und des Nachdrucks in den philosophischen Kunstwörtern, über die man nur sehr langweilig spottet: sie ist lange im Besitz dieser Vorzüge: in ihr hat man die besten Schriften dieser Art, und sie ist dieses philosophischen Ranges doch immer ungleich würdiger, als die französische, die jetzt neben ihr um den monarchischen Zepter der Litteratur buhlet.

Aber diese lange Regierung hat ihr eben eine Macht über das Innere der Litteratur gegeben, die dieser vielleicht nachteilig ist. Ich führe einige Beispiele, und lasse einen jeden mehr suchen. — In der Schuloratorie und Schullogik bestand bei vielen Schulen ein Teil der Weisheit darin, wie man einige rhetorische und logische Kunstgriffe, Werkzeuge und Spielwerke lateinisch benennen sollte, und diese Terminologie verschlingt man oft so begierig, als jener Kranke nach Hudibras' Ausdruck das Recept, statt der darauf geschriebenen Pillen. Dies bringt jene dürre unfruchtbare Barbarei in die Methode, die ein Lexikon von Namen zu lernen aufgiebt, und die Seele vom Denken zurückhält. Hier haben einige neuere Weltweise mit Recht gesagt, wie Sokrates, da er durch einen Jahrmarkt voll Volk ging, zu seinem Begleiter: Freund! wie viel können wir entbehren?

Dazu kömmt zweitens dies, daß eine jede Schule gewisse

21. führen in dem schon zu Hs. Zeit seltenen Sinn von anführen (DWB. IV, 1, 455, 29 nur Beisp. aus d. 16. Jh. u. Kr. W. 3, 109 SWS. III, 433). — 26f. Hudibras I, 1, 603f. — 30ff. Die Belege dieser H. bis in die letzte Zeit seines Lebens geläufigen Umschreibung eines Erfahrungssatzes („müßiges Außenwerk ist im Leben wie im Schreiben vom Übel") giebt Suphan, Ztschr. f. deutsche Philol. VI, 180ff., wo schon bemerkt ist, wie dabei stehend „aus der Penegyris mit gemütlicher Weitermalung der Form, wie die Anekdote bei Diogenes Laërtius II, 25 erzählt steht, der echt deutsche Jahrmarkt wird", und daß Herders Liebhaberei „für die Schnurre" vielleicht aus Kants Kolleg stamme, bei dem sie auch nachgewiesen wird.

Lieblingswörter sich gewählet, die sie als Spaziergänge gebraucht, um die Materie nach Belieben zu betrachten. „Man hat einige Grundfäden, die zu allen Schriften dienen müssen, und in die man nachher nur die veränderten Figuren hineinwirket.“ Hieraus entsteht eine gewisse Bequemlichkeit im Denken, man könnte freilich von allen Seiten herumgehen, um den Gegenstand aus allerlei Gesichtspunkten zu betrachten; allein man setzt sich auf dies oder jenes Wort, als eine alte Ruhestätte, und sieht — was alle Menschen vor uns sahen und nach uns sehen werden. Oder man schichtet seine Materie nach gewissen alten Einteilungen, die sich auf Schulen herunter erben, und ein Joch im Denken auflegen, weil der Zuhörer nicht vor sich über uns, sondern mit uns oder uns nach denken soll.

Daher entspringt der dritte Schade, der zu den bösen Krankheiten der Weltweisheit an ihren heimlichen Orten gehört: nämlich ein „Lawischer Aktienhandel in Worten, da man keine Idee, als nach dem Werte der Worte, hat“.*) Der Kunstricher hält dies fast für notwendig, und nennt es**) „ästhetisch Gewäsch, wo immer Gedanke vom Ausdruck abgesondert behandelt wird“. Er sieht aber doch dabei eine Schwierigkeit, die er nicht ausdrücken kann. Vielleicht gelingt es mir, sie kurz und gut darzustellen, und wenigstens die Sache auf beiden Seiten zu betrachten: wie fern es nötig und nützlich; und wie fern es unnötig und schädlich werde, daß der Gedanke am Ausdruck klebe — eine delikate Materie der philosophischen Sprachkunst! — Mein Spaziergang entfernt sich, aber endlich muß er doch in den Weg einschlagen, den ich verlasse.

5.

Alles kömmt auf den Unterschied an; lernen wir die Sprache, oder erfinden wir sie uns selbst. Schriebe ich von dem letztern, wie ohngefähr bei den ersten Erfindern habe der Ausdruck am Gedanken kleben müssen: so würde ich einen ganz andern Weg nehmen müssen, als jetzt, da wir die Sprache lernen. Dort würde ich erst die ganze Zeichensprache des Menschen erschöpfen müssen,

*) Litter. Br. T. 17. p. 115. [Abbts Worte lauten genau: „man könnte sagen, der Gedankenreichtum eines Menschen sei alsdann wie beim Lawschen System in lauter Aktien der Worte zu suchen“.]

**) p. 114.

16. John Law (1671—1729), Begründer des Aktiensystems.

die Beredsamkeit des Auges und des sprechenden Antlitzes: die ganze unzählige Menge unartikulierter Töne bei einem tierischen Menschen, seine mimische Sprache, — kurz, eine Menge von Sprachmitteln, die an sich die kräftigsten, die ersten, und auf eine Zeit die einzigen müssen gewesen sein — ehe der Mensch zur Sprache seine Zuflucht nahm.

Uns ist dieser ganze Wald ein böhmischer Wald: wir verstehen diese ganze Zeichensprache nicht mehr, denn man läßt uns nicht eine Sprache erfinden, sondern lehrt sie uns: man läßt nicht das Thier sich so lange entwickeln, bis es endlich dem Menschen sich von selbst nähert: sondern man erweckt eben Gedanken durch Worte: und diese erste Wörter, die wir lallen, sind die Grundsteine aller unsrer Erkenntnis. Bei allen sinnlichen Begriffen, bei den einfachen und Erfahrungsideen verhält sich „der Ausdruck zum Gedanken, wie die Haut zum Körper". Man versuche es, die Methoden der Sprachen in Gedanken umzukehren: alles, wobei, wenn wir die Sprache erfänden, der Ausdruck willkürlich wäre, alles dies wird meistens, wenn wir die Sprache lernen, unzertrennlich verknüpft. So waren in einer jüdischen Republik die Gesetze, die zur äußern Bestimmung ihres Staats gehören, und andern willkürlich vorkommen müssen, drohender und schwerer, als die Gesetze des allgemeinen Naturrechts.

Da nun auf diesem Wege die menschliche Erkenntnis fortschreitet, mittelst Sachen zugleich Worte zu lernen, so möchten zweitens alle die Gegenstände des Lebens, die ich sinnlich klar unterscheide, ohne mir des unterscheidenden Merkmals deutlich bewußt zu sein, noch den Gedanken mit dem Ausdruck paaren. Wer kann sich in der Sprache des gemeinen Lebens über alle Gegenstände, mit denen er durch die Erziehung familiär geworden ist, geläufiger und triftiger ausdrücken, als der gemeine Mann von gutem gesunden Verstande? Aber nun versucht bei ihm den Gedanken vom Ausdruck zu sondern: ihr verstehet das Wort nicht, er soll euch seinen Begriff durch andre Worte erklären (ich meine nicht sinnliche Zeichen), so ist für ihn keine größere Mühe in der Welt; und für euch wird's ein lächerlicher Auftritt sein, einen worterklärenden Bauer zu sehen; seine Seele und seine

12 f. Vgl. 265, 14. Dies „merkwürdige Gleichnis . . . ist sicherlich eine Frucht der eifrigen Lektüre des Montagne". Suphan, Ztschr. f. deutsche Phil. VI, 186_2 unter gleichzeitiger Verweisung auf 228, 23 ff. — 14 f. Abbt a. a. O. 114; vgl. zu 245 *).

Sprache sind zwo Schwestern, in Gesellschaft erzogen, zu einander gewöhnt, und unabtrennbarer, als Julie und Clare für den philosophierenden St. Preux, wenn er mit der einen allein buhlen wollte.

Drittens! die feinere Sprache des Umganges macht zwar die Zunge freier, und bindet sie mehr vom Gedanken los (ich meine hier nicht moralisch, sondern psychologisch), dadurch, daß sie sich zum Vernünfteln bildet. In dem großen Reichtume von Ausdrücken über „die Vorfallenheiten des Lebens, über Dinge, wobei abstrakte Untersuchungen wegfallen“, wechseln wir mit Worten, wie mit Geldstücken: jedes soll seinen bestimmten Wert haben: aber ob es ihn hat, und ob der andre weiß, wie viel es haben soll; das ist eine ganz andre Frage. Ein Frauenzimmer, das gut, nicht aber gelehrt, erzogen ist, wird über Dinge, die in ihrer Sphäre sind, mit einer Geläufigkeit, ungekünstelten Bestimmtheit und naiven Schönheit sprechen, daß sie gefällt; kömmt aber ein Schulgelehrter, der ihre Worte wägen will: so wird sie schüchtern werden; will er philosophische Erklärungen und Bestimmungen; so wird sie stammeln — nochmals stammeln, und endlich dasselbe Wort wiederholen; will er jetzt aber grammatische Zierlichkeiten lehren, wie sie es besser hätte sagen können: so wird sie sich loswinden, und ihn von weiten anhören:

Als ob der graduierte Mann
Mit einem Zauberfluche
Sie zu beschwören suche.

Warum? sie ist gewohnt, über ihre Welt klar, aber nicht logisch-deutlich zu denken, verständlich und schön, aber nicht gelehrt und abgezirkelt zu sprechen.

Man erlaube mir hier ein Wort dazwischen von dieser sinnlichen Sprache: Der Weltweise darf auf sie nicht schimpfen, und mit hoher Miene einen Zaun zwischen der gemeinen, ästhetischen und gelehrten*) Sprache machen: drei Wörter, die für mich immer unbegreiflich gewesen, wenn man sie neben einander stellet. Sie laufen in einander, ihre Zirkel durchschneiden sich, und sie haben ganz und gar nicht einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt: jede ihren

*) s. Meiers gelehrte Sprache Litt. Br. T. 17. p. 109. [Diese Einteilung nennt Abbt ebenda eine „unnütze“.]

2. Julie und Clara, die Heldin und ihre Base und Vertraute in Rousseaus Nouvelle Héloïse. — 3. St. Preux, Juliens Geliebter. — 9f. Abbt a. a. O. 111.

Zweck, jede ihre ausschließende Schönheiten und Fehler: die Sprache des gemeinen Lebens die ihrige: die philosophische Sprache die ihrige: die höchste Dichtersprache die ihrige. Sich also einen Ton auf Kosten eines ganz unschuldigen Fremdlinges geben, der unter eine andere Obrigkeit gehöret, ist widerrechtlich: und ein gelehrtes Gehege ziehen, worin bloß eine gelehrte Sprache gilt, die nach lateinischen Ausdrücken deutsch gemodelt ist, wird oft lächerlich. Der Erfinder der Ästhetik, Baumgarten, vermutete es vielleicht nicht, daß einige seiner Lieblingswörter und Einteilungen bei seinen Nachfolgern Wortschranken werden sollten, wie z. E. seine Horizonte der Erkenntnis, Reichtum, Wahrheit, Größe, Licht, Gewißheit, Leben der Begriffe u. s. w.

Eine Anwendung des Gesagten kömmt hier vielleicht zu rechter Zeit. Wenn der ganze Schatz menschlicher Begriffe durch Worte gesammlet wird: wenn in der ganzen Sprache des gemeinen Lebens Gedanke am Ausdruck klebt: wenn selbst in der Sprache des Umganges nicht eben häufig die Idee ohne Wort gedacht wird — wie muß der Vortrag sein, der sich in diese Sphäre passen soll? Unmöglich anders als in Worten, die dieser Mundart geläufig sind.

Alle Bücher, die in der Welt von Gegenständen, Verrichtungen und Vorfällen zu Hause gehören, in welcher der gemeine Mann lebt, können sich nicht in einer neuen Sprache brüsten, oder sie werden lächerlich, unverständlich und unnütz. — Wenn jene Fruchtbringende Gesellschaft der Katze und dem Schorsteine neue Namen geben wollte: so war sie am Kopfe krank, und mancher Klügling hat sich über ihre Krankheit beinahe selbst krank gelacht. Aber wenn Halle über Künste und Handwerke*) eine neue Sprache redet: mit ästhetischen Umschreibungen und galanten Umschweifen uns eine wächserne Nase dreht: wenn er die Geschichte der Tiere nicht wie ein Lehrer der einfältigen Natur uns erzählet, sondern mit artigen und feinen Männchen uns bald dies, bald das, als ein Schattenspiel an der Wand zeigt, damit wir ja die Brillanten an seinen Fingern sehen sollen: so ist das ein schöner Schriftsteller

*) Litt. Br. T. 14. p. 328. [Joh. Sam. Halle, Werkstätte der heutigen Künste, 6 Tle., Brandenburg 1761—79, über deren 1. T. Nicolai in fünf Briefen (237—241) weitläufig handelt. Proben der Schreibart des Verfassers giebt der letzte S. 367 ff.]

25. Schorstein, die echte Zusammensetzung, Schornstein die unechte genetivische; vgl. Weigand s. v. — 30. Naturgeschichte d. Tiere in systemat. Ordnung. Berl. 1757—60. 2 Tle.

von Geschmack. — Ferner: wenn im gemeinen Leben eine Großtante nach der alten Welt höflich zu sprechen glaubt, wenn sie sagt: meine Füße mit Respekt zu sagen! oder, die Straße ist salva venia unrein! so lachen wir über die gute Frau. Wir lachen über das gute Mädchen, die Sachen umschreibt, die sie für unhöflich hält, und sich Klystier oder Beinkleid zu sagen schämt. — Aber darüber lachen wir nicht, wenn ein Schulgelehrter für einem Barbarismus zittert; wenn er vor jedes zweideutige Wort ut ita dicam etc. setzt: wenn er in der Naturlehre der Erfahrungen undeutlich umschreibt, um nur zierlich thun zu können. — Man würde lachen, wenn eine politische Zeitung, in umschreibendes Deutsch gekleidet, auf hochfliegenden Schwingen sich ins Reich der Wolken hübe: aber darüber lacht man nicht, wenn in den lateinischen Titeln unterthäniger Zueignungsschriften ein Quartblatt von Ämtern in seine Bestandteile aufgelöset, in Fluß gebracht, und zu echten reinen Phrasibus umgeschmelzt wird, daß der gnädige Gönner oft selbst zu raten hat, wozu ihn sein Klient macht! Heißt es hier nicht: Man muß ihn in die Schule schicken! Möchten doch Schriftsteller dieser Art bedenken, worüber sie schrieben, daß hier das Wort den Gedanken, nicht der Gedanke das Wort erzeuge.

Zweitens: Überall wo ich zum gemeinen Mann rede: (ich meine hier jeden, der kein Büchergelehrter ist) muß ich in seiner Sprache reden, und ihn zu meiner Sprache nur allmählich gewöhnen: ich muß nicht wie aus den Wolken zu ihm reden: sondern auf seinen Grund und Boden treten, und ihn allgemach in meine Sphäre heben. Unter der großen Menge von Beispielen wähle ich die mir hier beifallen.

Der gemeine Mann liest wenig, und noch weniger ist für ihn geschrieben. Dies Wochenblatt*) soll für ihn geschrieben sein? — Unmöglich! denn es ist voll Bücherwitz, voll gelehrter Gründ-

*) Eine der schönsten neuern Wochenschriften, der Hypochondrist, hat uns wieder an den Einfall erinnert: wie eine Provinzialwochenschrift, die dies in hohem Verstande wäre, ein originales Werk sein könnte, das bloß mit den Sitten dieser Provinz unterginge, und das Lieblingsbuch etlicher Zeitalter wäre.

18f. Man — schicken, der Kehrreim von Hagedorns Ged. „Die Schule", Oden und Lieder 5. B. (Poet. W. Hamburg 1757. III, 102—4). — 22. Vgl. zum Folgenden das Kap. „Über die Prose des guten Verstandes" aus der beabsichtigten Fortsetzung des Torsos über Abbt SWS. II, 325ff. (Einl. XLVI) und über den Zusammenhang dieser Erörterungen mit Hs. eigener Thätigkeit und dem ihm vorschwebenden Ideal einer „menschlichen Philosophie" und einer „Prose des gesunden Verstandes" als deren Form Haym I, 94ff. — 32. Der Hypochondrist, Schleswig 1763, herausg. von Gerstenberg.

lichkeit, in einer Sprache, die die Büchermotten verstehen mögen, aber nicht er, der statt Büchern unter Menschen wandelt, sie mögen sein, von was Stande sie wollen. Der Mensch, der Mann, die Frau, der Gesellige, und wie der Leser weiter will, ist vor dem Pulte geschrieben, und hat nicht die Sprache in seiner Gewalt, die jeder Leser sich von der Zunge gerissen glaubt, in der er seine Worte und mit ihnen seine Ideen wiederfindet. Dies ist ein Wochenblatt zum Besten der Kinder? Sollen Kinder es lesen? Der Titel lügt, oder es ist ihnen mit allen seinen Abhandlungen und Fabeln und Gedichten eine Qual! Sollen Eltern es lesen? Haben sie dazu Zeit? Ist dies ihnen zu wissen nötig? Giebt es ihnen, worin sie Rat wollen und brauchen, kurz und gut, Rat? Spricht es die Sprache der Eltern, die ans Herz dringt? Nein! Für Hofmeister mag das ein Buch sein, die langweilig, wie die Verfasser, denken wollen! — Ich urteile zu dreist? wohl! so schenke man mir mehrere Beispiele, über die ich noch dreister schreiben würde: man lese an verschiednen Orten die Litteraturbriefe, und höre, was ein Schriftsteller schreibt, den ich nicht genug lesen kann:*)

„Es hat sich in der feinern Welt nach und nach eine Sprache aus der Metaphysik und andern Wissenschaften eingeführt; es haben sich Redensarten aus andern Sprachen in die unsrige eingeschlichen, die jeder sinnreiche Schriftsteller brauchen will, und brauchen muß, die aber der gemeine Mann nicht versteht, wenn er sie auch zu verstehen scheint. Er ist immer noch achtzig, hundert Jahre zurück; seine Bibel, sein Katechismus, seine alte Bücher, sein täglicher Gebrauch enthalten den ganzen Umfang der Begriffe und Ausdrücke, die ihm bekannt und geläufig sind. Was davon abgehet, ist für ihn eine fremde Sprache, die er weder Geschicke, noch Muße, noch Geduld hat, zu erlernen; — die ihm auch nicht nötig ist." — Nun gehe man nach diesem Gesichtspunkte die Wochenschriften, die Erbauungsbücher, die Predigten durch; alles soll für den gemeinen Mann sein, und wenig ist für ihn. Hier empfehle ich jedem, der für den gemeinen Mann schreiben will, den Artikel aus Abbts Buche vom Verdienst zu lesen, der vom Verdienst des Schriftstellers handelt: seine Vorschriften sind gülden; aber wie schwer? — das kann dieser große Mann zum

*) Abbt vom Verdienste, p. 349. [Verm. W. I, 258.]

Teil selbst zeigen, der wohl nicht, ohngeachtet seiner originalen Schreibart, den Ton aller derer getroffen, in deren Händen seine Schrift vielen Nutzen stiften könnte. — O eine Schrift, die das ist, was eine Erbauungs- eine Bildungsschrift für den größten, nutzbarsten und ehrwürdigsten Teil der Menschen, das Volk, sein soll: — gebet mir, wenn ich Alexander wäre, einen goldnen Kasten her; ich weiß nichts Bessers in demselben zu verwahren! — Doch nein! ich besinne mich! Ein Schriftsteller der Art wird mich mit dieser Ehre auslachen: er hat einen schönern Ort für sein Buch: den armen Kleiderschrank, und für die Lehren, die sein Buch enthält, das Herz des redlichen Bürgers, Frauenzimmers oder Landmannes, der ihn teuer hält. Macht mich mit einer Schrift bekannt, die für den Menschen, den Bürger, für seine Denkart und für sein Herz, für seinen Stand und Bedürfnis geschrieben: die das saget, was er immer gedacht, und doch nicht gedacht, was er thun wollte und muß, und doch nie gethan, worüber er Rat und Unterricht will, und wie er ihn will: die ihm in die Seele spricht, in der er sich finde, die ihm seine Worte von der Zunge, seine Einwendungen und Wünsche geraubt: die recht ein Buch für ihn ist! Wo ist ein Mann der Art:

Wo ist er? und der Kranz des Patrioten
Soll sein ehrwürdig Haupt umziehn! —*)

Noch eine Anwendung! Das Frauenzimmer gehört ohne Zweifel nicht in die Hörsäle und Studierzimmer der Gelehrten, wenn es sich bilden will zu seiner Bestimmung, damit es seine Seele verschönere, und das Vergnügen des männlichen Geschlechts sei: damit es die Würde der Bürgerinnen, und Hausmütter, und Ehegatten, und Erzieherinnen erreiche: damit es alle die Talente ausbilde, die ihm die Natur gab, und die Pflichten fordern, das schöne Geschlecht zu werden. Ohne allen Zweifel muß also ein Lehrbuch zu ihrer Bildung nicht nach männlichem, noch weniger nach gelehrtem Zuschnitt sein: es muß statt eines Skeletts von

*) Ich schätze einige schweizerische Stücke, die sich dieser Gattung nähern, hoch; sie gehören aber eigentlich nicht hieher, weil sie für den Bürger geschrieben sind.

6. Wie Plutarch, Alex. 8 nach Onesikritos erzählt, verehrte Alexander die Ilias in der von Aristoteles für ihn besorgten Ausgabe in einem Kästchen (νάρθηξ, daher die Ausg. genannt ἐκ τοῦ νάρθηκος) und hatte sie immer unter seinem Kopfkissen liegen. — 21 f. „Zeilen aus einem ungedruckten Jugendgedichte Herders 'Der Lehrer der Menschheit' (1763—65)." Suphan. — 23 ff. Vgl. Kants Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen 3. Abschn. SW. Rosenkranz und Schubert IV, 426 ff. bes. 428—30.

Schulweisheit sich ihrem Verstande bequemen: und weil in der Welt der Damen immer die Worte gleichsam die Hüllen sind, in denen sie denken: so ist es das sicherste Zeichen, daß man dies erreicht, wenn man in ihrem Bezirk mit ihnen sprechen gelernt. Ob unsre Schulmethoden, unsre zerstückte Unterweisungen, unsre Kathedersprache, unsre gelehrte Gründlichkeit auf ihre Bildung (ich sage nicht: Unterricht!) passe? — können nichts, als Versuche und Erfahrungen entscheiden. Lasset nun einen ehrlichen Schulrektor oder gelehrten akademischen Professor ein Lehrer in dem werden, was sie bilden soll und kann: gebet ihm die fähigsten Zöglinge: lasset eine Frauenzimmerakademie ihm zuhören, die aber aus Gliedern bestünde, die selbst verständige, nicht aber gelehrte, und ja keine Daciers, sein müssen; nun gebet acht: sein gelehrter Vortrag ermüdet, er giebt auf zu lernen, Worte, die nie in ihre Sphäre gehören, Sachen, die sie nie brauchen können, Wahrheiten und Lehrsätze, die nicht für sie sind. — Haben wir daher eine Encyklopädie der Frauenzimmerwissenschaften? — die sich zu den bekanntesten Begriffen herabläßt, in denen sie erzogen worden, sie über Sachen unterrichtet, die rings um sie sind, die Empfindungen entwickelt, die in ihren Herzen schlafen, ihnen ihre ganze Bestimmung und Zwecke stufenweise entwickelt: von der ganzen Gelehrsamkeit, Weltweisheit und schönen Litteratur, von der Geschichte und den schönen Wissenschaften ihnen nur so viel vorhält, als nötig ist, sie zur Schönheit des Geistes zu bilden, ihnen es in der Ordnung vorhält, die sie immer muntrer macht, und mit den Worten, die, ihren Lippen entwandt, den Weg wissen, in ihre Seele und an ihr Herz zu schleichen: Haben wir im Deutschen ein solches Buch zur Bildung? Ich zweifle gar, daß eine Mannsperson es schreiben kann, und die französischen Philosophien in dieser Art sind als Bildungen für einen glänzenden Witz in der Gesellschaft, zum Zeitvertreibe für galante Toiletten, vortrefflich: haben sie aber für den guten gesunden Verstand des Lebens (ich will den bloßen Haus- und Küchenverstand nicht einmal nennen) geschrieben sein sollen? Da nun die Franzosen in der Kultur des Frauenzimmers

13. Zu diesem Urteile über eine Dacier (zu 231, 30), die nicht minder um ihrer Liebenswürdigkeit als um ihrer Gelehrsamkeit willen geschätzt wurde, vgl. Kant a. a. O. S. 428: „Ein Frauenzimmer, das den Kopf voll Griechisch hat, wie die Frau Dacier, ... mag nur immerhin noch einen Bart dazu haben." — 28 f. Aber wenigstens passende „Vorschläge zu einer Frauenzimmerbibliothek" hatte er sich 1765 zugetraut und diese Aufgabe mitten in einer stattlichen Reihe anderer auch aufgezeichnet: Ztschr. f. deutsche Philol. VI, 70 Nr. 10.

nach ihrem Ideal des gesellschaftlichen Tons uns weit voraus sind: — ihr Deutsche, wo haben wir sie denn? Ich muß mich ja schämen, einen Köster neben Algarotti zu setzen.

6.

Jetzt bitte ich einige Dichter etwas beiseit, mit denen ich ein Wort zu sprechen habe. Wenn bei sinnlichen Begriffen, bei Erfahrungsideen, bei einfachen Wahrheiten und in der klaren Sprache des natürlichen Lebens der Gedanke am Ausdrucke so sehr klebt: so wird für den, der meistens aus dieser Quelle schöpfen muß, für den, der gleichsam der Oberherr dieser Sphäre gewesen (wenigstens in der alten sinnlichen Zeit der Welt), für ihn muß der Gedanke zum Ausdrucke sich verhalten, nicht wie der Körper zur Haut, die ihn umziehet; sondern wie die Seele zum Körper, den sie bewohnet: und so ist's für den Dichter. Er soll Empfindungen ausdrücken: — Empfindungen durch eine gemalte Sprache in Büchern ist schwer, ja an sich unmöglich. Im Auge, im Antlitz, durch den Ton, durch die Zeichensprache des Körpers — so spricht die Empfindung eigentlich, und überläßt den toten Gedanken das Gebiet der toten Sprache. Nun, armer Dichter! und du sollst deine Empfindungen aufs Blatt malen, sie durch einen Kanal schwarzen Safts hinströmen, du sollst schreiben, daß man es fühlt, und sollst dem wahren Ausdrucke der Empfindung entsagen; du sollst nicht dein Papier mit Thränen benetzen, daß die Tinte zerfließt, du sollst deine ganze lebendige Seele in tote Buchstaben hinmalen, und parlieren, statt auszudrücken. — Hier sieht man, daß bei dieser Sprache der Empfindungen, wo ich nicht sagen, sondern sprechen muß, daß man mir glaubt, wo ich nicht schreiben, sondern in die Seele reden muß, daß es der andre fühlt: daß hier der eigentliche Ausdruck unabtrennlich sei. Du mußt den natürlichen Ausdruck der Empfindung künstlich vorstellen, wie du einen Würfel auf der Oberfläche zeichnest; du mußt den ganzen Ton deiner Empfindung in dem Perioden, in der Lenkung und Bindung der Wörter ausdrücken: du mußt ein Gemälde hin-

3. H. Mart. Gf. Köster († 1802), Einleitung in alle Wissenschaften für das Frauenzimmer (Frankf. 1762). — Algarotti, Newtonianismo per le dame (1733); vgl. Kant a. a. O. S. 429: „die Anziehung ihrer Reize (nämlich der Schönen) verliert nichts von ihrer Gewalt, wenn sie gleich nichts von allem dem wissen, was Algarotti zu ihrem Besten von den Anziehungskräften der groben Materien nach dem Newton aufzuzeichnen bemüht gewesen."

zeichnen, daß dies selbst zur Einbildung des andern ohne deine Beihilfe spreche, sie erfülle, und durch sie sich zum Herzen grabe: du mußt Einfalt und Reichtum, Stärke und Kolorit der Sprache in deiner Gewalt haben, um das durch sie zu bewirken, was du durch die Sprache des Tons und der Geberden erreichen willst — wie sehr klebt hier alles am Ausdrucke: nicht in einzelnen Worten, sondern in jedem Teile, im Fortgange derselben und im Ganzen. Daher rührt die Macht der Dichtkunst in jenen rohen Zeiten, wo noch die Seele der Dichter, die zu sprechen, und nicht zu plappern gewohnt war, nicht schrieb, sondern sprach, und auch schreibend lebendige Sprache tönete: in jenen Zeiten, wo die Seele des andern nicht las, sondern hörte, und auch selbst im Lesen zu sehen und zu hören wußte, weil sie jeder Spur des wahren und natürlichen Ausdrucks offen stand: daher rühren jede Wunder, die die Dichtkunst geleistet, über die wir staunen und fast zweifeln; die aber unsre süße Herren verspotten, und närrisch finden: daher rührt alles Leben der Dichtkunst, was ausstarb, da der Ausdruck nichts als Kunst wurde, da man ihn von dem, was er ausdrücken sollte, abtrennete: der ganze Verfall der Dichterei, daß man sie der Mutter Natur entführte, in das Land der Kunst brachte, und als eine Tochter der Künstelei ansah: der Fluch, der auf dem Lesen der Alten ruhet, wenn wir bloß Worte lernen, oder den Inhalt historisch durchwandern, oder ästhetische Regeln suchen, oder Beispiele ausklauben, kurz! wenn wir Gedanken und Worte in ihnen abgetrennt betrachten: nicht das schöpferische Ohr haben, das die Empfindung in seinem Ausdrucke, in vollem Tone höret; nicht jenes dichterische Auge haben, das den Ausdruck als einen Körper erblickt, in welchem sein Geist denket und spricht und handelt. „Daher rührt das ästhetische Gewäsche, wo immer Gedanke, vom Ausdrucke abgesondert, behandelt wird":*) daher rührt jener Unsegen, daß es uns schwer wird, wie die Alten zu denken, weil man das Denken ohne Ausdruck erhaschen wollte, und wie die Alten zu sprechen, weil man wiederum den Ausdruck vom Gedanken abgesondert betrachtete. Je mehr ich der Sache nachdenke, daß man es für nützlich, ja für notwendig habe halten können, in Poesien Gedanke und Ausdruck unverbunden zu behandeln, in

*) Litt. Br. T. 17. p. 114. [Vgl. oben S. 235, 16 f.]

14. jede (DWB. IV, 2, 2290, 8), B u. Suphan stillschweigend: jene. — 26. seinem, verschrieben für ihrem?

Poetiken unverbunden zu lehren, und in Alten unverbunden zu zergliedern: desto fremder kömmt mir diese Zerreißung vor.

Gedanke und Ausdruck! verhält er sich hier wie ein Kleid zu seinem Körper?*) Das beste Kleid ist bei einem schönen Körper bloß Hindernis. — Verhält er sich, wie die Haut zum Körper?**) Auch noch nicht gnug: die Farbe und glatte Haut macht nie die Schönheit vollkommen aus. Wie eine Braut bei ihrem Geliebten, wenn derselbe, seinen Arm um sie geschlungen, an ihrem Munde hanget: Wie zwei zusammen Vermählte, die sich einander mitteilen; ein Paar Zwillinge, die zusammen gebildet und erzogen, sich lieben und begleiten wie Shakespeares Freundinnen? Diese Bilder sind bedeutend, aber wie mich dünkt, noch nicht vollständig. — Wohl! es fällt mir ein Platonisches Märchen ein, wie der schöne Körper ein Geschöpf, ein Bote, ein Spiegel, ein Werkzeug einer schönen Seele sei, wie in ihm die Gegenwart der Götter wohne, und die himmlische Schönheit einen Abdruck in ihn gesenkt, der uns an die obere Vollkommenheit erinnert: ich setze diese schöne Sokratische Bilder zusammen, und zeige meinen Lesern ein Bild, daß Gedanke und Wort, Empfindung und Ausdruck sich zu einander verhalten, wie Platons Seele zum Körper.

Wenn einer von meinen Lesern, der bei den Werken der Alten in das Jahrhundert der goldnen Zeit und einfachen Natur entzückt gewesen ist, sich bei meiner Erzählung dessen erinnert, was er hier in diesem Elysium für Gedanken gesehen, für Ausdrücke gehört, und wie beide in einander geflossen sind: wie würde ich mich freuen, wenn einer von diesen mir recht gäbe, und damit mich

*) Litt. Br. T. 17. p. 114. [Gegen dieses 'schöne, herrlich aufgeputzte' Gleichnis Meyers hatte eben Abbt sein eignes 'zum allerwenigsten wie die Haut zum Körper' aufgestellt; vgl. zu 236, 14.]

**) p. 114.

6f. Ein Winckelmannischer Gedanke: vgl. Gesch. der Kunst B. IV, Kap. 2, § 19 (WW. Eiselein IV, 56): „Die Farbe trägt zur Schönheit bei, aber sie ist nicht die Schönheit selbst .... Die Farbe sollte wenig Anteil an der Betrachtung der Schönheit haben, weil nicht sie, sondern die Bildung das Wesen derselben ausmacht." — 9f. sich einander mitteilen, im sinnlichen Verstande. — 11f. Hermia und Helena, Sommernachtstraum III, 2 in Herders eigener „ohngefähr gleichzeitiger oder doch wenig jüngerer" Übersetzung (SWS. I, 545. XXV, 112): „So wuchsen wir heran — ein Kirschenpaar Das wie geteilt und doch in Zween Eins ist! Ein süßes Beerenpaar auf Einem Stengel Anreifend — So zwei Körper; nur Ein Herz! Im ersten Anblick zwo! — zween Wapenschilde; Doch beide Eins — mit Einem Helm gekrönt!" — 13. Platon, Phaedr. 25 p. 246 B f.; vgl. die Abh. „Ist die Schönheit des Körpers ein Bote von der Schönheit der Seele?" SWS. I, 44 f. — 22 ff. Vgl. die Wirkung auf Goethe Einl. XX.

schadlos hielte, daß zehn schöne Geister, die sich in das schöne Kleid und den Putz des Kostüme, in die schönen Fingerspitzen der Chineserschönheiten, in das blendende Teint französischer Wendungen, oder in das oft überladene Kolorit britischer Bilder verliebt haben, mich für einen Träumer und Enthusiasten schelten werden.

Aus dem seligen Reich der Götter ward die Empfindung, wie die Seele des Plato, heruntergesandt in den Schoß der irdischen einfältigen Natur. In dem Schoß dieser gesunden und starken und fruchtbaren Mutter sollte die Bewohnerin des Himmels einen schönen und blühenden Körper sich zum Wohnhause bereiten: daher nahm sie das zarteste und feinste Geblüt ihrer Mutter zur sanften Hülle, und ward die Schöpferin des Gebäudes rings um sich. Kein Sturm widriger Wallungen und kein Blitzstrahl von ungesunden Zuckungen hinderte ihr Gewebe, in welches sie ohne Gefühl gewaltsamer Störungen ihr Bild voll ruhiger Stille eintrug: als das Bild einer Freundin der Götter und Gespielin der Göttinnen. Sie vollendete ihre Schöpfung: sie brachte die Frucht zur Reife: sie vollführte den Palast ihrer Wohnung: ihr gelang das Bild ihrer selbst, das von ihr zeugen sollte. (Kurz! der himmlische Gedanke formte sich einen Ausdruck, der ein Sohn der einfältigen Natur war, sie aber in den schönsten Jahren seiner Mutter: er ward in ihrem Schoße reif, ohne gewaltsame Gährungen, und mit einer stillen Größe vollendet. Er wand sich seiner Gebärerin sanft vom Herzen, und bei seiner Geburt beglückten ihn die Grazien, und Göttinnen lächelten ihn an.)

Nun steht dieser Körper vor dir: willst du ihn als ein totes Kunststück betrachten, bloß seine Farbe lieben, bloß seinen Putz anbeten, seine Nägel an den Füßen bewundern, und umarmen eine kalte Bildsäule: willst du im Ausdrucke ohne Gedanken Schönheit finden! — Dann bist du ein elender, kurzsichtiger, fühlloser Betrachter! — Nein! siehe diesen Körper an, als ein Sinnbild der Seele, die ihm bloß so viel körperliche Reize gab, als erfodert wurden, um ihn deinen irdischen Augen sichtbar und schön darzustellen. — (Begnüge dich also nicht mit grammatischer Schönheit, der Wörterwahl, der Stellung der Worte und des toten Rhythmus; denn wenn du da trockne Richtigkeit suchest, wo Schön-

4. Vgl. 192, 10 u. Anm. — 7. des Plato, d. h. nach Platonischer Anschauung; vgl. zum Folgenden SWS. I, 46. — 19—25. 34—247, 2. In der (), die Düntzer nach B gegen A an beiden Stellen, Suphan wenigstens an der ersten wegläßt, stellt H. dem Bilde die Sache zur Seite. — 21. seiner: einer?

heit dich erfüllen soll: so liesest du wie ein Meßkünstler und Handwerker, oder Tagelöhner.)

Aber siehest du den Ausdruck als ein Geschöpf, das sich die Empfindung geschaffen, als ein Sinnbild, in dem sich ihr Bildnis abdrucket; siehest du den ganzen Ausdruck als einen Boten des Gedankens, und als den Palast, den seine ganze Größe erfüllet: so wirst du mit den Augen sehen, mit denen Plato sah, wenn er sich der unkörperlichen Schönheit aus dem Reiche der Geister erinnerte, mit denen Winckelmann siehet, wenn er bei dem Apoll im Belvedere, oder dem Herkules im Torso, oder dem Laokoon, oder der Niobe ins Reich unkörperlicher Ideen gerät, du wirst mit dem Auge deine Hand leiten, mit welchem Mengs die Schönheit siehet.

Ich rede nicht von einzelnen Stücken, sondern von dem vollendeten Ausdrucke eines ganzen Werks der ältesten Zeiten, wo ich Gedanken und Rede eines Schriftstellers mir zu einem Ganzen bilde, und es meinen Lesern vor Augen stelle. Wenn hier die Stärke der Gedanken sich mit dem starken Ausdrucke paaret: so steht ein Bild vor mir, wo der einförmige Umriß des Körpers für mich bloß ein Zeuge jenes Gedankens ist, der sich denselben formte: die äußere Gestalt der wohlgebildeten Form erinnert mich des bildenden Gedankens, der sich hier in seinem Werke spiegelt: die freie Stellung redet von dem Werkmeister, der dies Werkzeug so leicht zu brauchen wußte: die Macht, die nichts Leeres übrig läßt, ist eine Hülle des großen Bewohners: alles wird ein Gegenschein von seinem Urbilde, und eine Morgenröte, die sich in Strahlen der Sonne gekleidet. Wenn ich auf die Art Ausdruck und Gedanke zusammen betrachte: soll ich jenen allein bemerken? — einen Körper ohne Seele; diesen allein? — eine Seele ohne Körper. — Und wohnt sie in einem wüsten, ungestalten Hause, wo sie wie

9f. Apoll im B., zu T. II, 439, 24. — 10. Herkules im Torso, Bibl. d. sch. W. V, 33f. Gesch. d. K. B. 10, K. 3, § 15ff. u. a. a. O. zu 33 (WW. Eiselein I, 226ff. VI, 94ff.). Den Ausdruck rügte Klotzens Deutsche Bibl. I, 3, 70: „Wie kann man von dem gepriesenen Rumpfe (Torso) des Herkules also reden? Scheint H. H. nicht das Wort Torso für einen Ort angesehen zu haben?“ Dieses boshafte Ansinnen weist Lessing zurück im 13. Br. antiqu. Inh. (D. Nat.-Litt. Bd. 66, 2, 23ff.). — Laokoon, Gesch. d. K. 10. B., K. 1, § 11ff. (WW. Eis. VI, 16ff.). — 11. Niobe, Gesch. d. K. B. 9., K. 2, § 26ff. (WW. Eis. V, 377ff.). — 12. Raphael Ant. Mengs (1728—79), der bekannte Zeitgenosse Winckelmanns (Justi, Winckelmann II, 1, 26ff.), der einzige von diesem anerkannte neuere Maler („Der größte Lehrer in seiner Kunst“, „der größte Künstler seiner und vielleicht auch der folgenden Zeit“ WW. Eis. IV, 237 § 13. 301 § 12; vgl. I, 211 § 13). Er ist auch Verfasser einiger Schriften über Malerei, besonders der „Betrachtungen über die Schönheit und den Geschmack in der Malerei“ (Zürich 1762 u. ö.). Hinterlassene Werke herausg. von Chr. Fr. Prange, Halle 1786, 3 Bde.

aus einem dunkeln, unregelmäßigen Kerker herausblickt, wo Sehnen wie Stricke, und Adern wie unreine Kanäle sich erheben und sichtbar fortlaufen: wo ein dürftiges, mißgebornes, schmachtendes Werk uns Zittern, oder Ekel, oder Abscheu erwecket: so muß uns der Traum des Plato beifallen: in dieses Gefängnis ward der Gedanke gesandt, zur Strafe für die in der Oberwelt begangne Verbrechen. — So wenig ist in der wahren Dichtkunst Gedanke und Ausdruck von einander zu trennen: und es ist beinahe immer ein Kennzeichen einer mittelmäßigen Poesie, wenn sie gar zu leicht zu übersetzen ist.

7.

Ich thue noch einen Schritt: wenn in der Poesie der Gedanke und Ausdruck so fest an einander kleben: so muß ich ohne Zweifel in der Sprache dichten, wo ich das meiste Ansehen und Gewalt über die Worte, die größeste Kenntnis derselben, oder wenigstens eine Gewißheit habe, daß meine Dreistigkeit noch nicht Gesetzlosigkeit werde: und ohne Zweifel ist dies die Muttersprache. Sie druckte sich uns zuerst, und in den zartesten Jahren ein, da wir mittelst Worte in unsre Seele die Welt von Begriffen und Bildern sammleten, die dem Dichter eine Schatzkammer wird. In ihr muß er also mit der größten Leichtigkeit nachsinnen, und Ausdrücke finden: in ihr den Reichtum von Bildern und Farben finden, der einem Dichter unumgänglich nötig ist: in ihr die Donnerkeulen und Blitzstrahle finden, die er als Bote der Götter wirft: in sie ist unsre Denkart gleichsam gepflanzet, und unsre Seele und Ohr und Organen der Sprache sind mit ihr gebildet — wo werde ich mich also besser ausdrücken, als in der Muttersprache? Sie übertrifft, so wie das Vaterland, an Reiz alle übrige Sprachen in den Augen dessen, der der Sohn ihres Herzens, der Säugling ihrer Brust, der Zögling ihrer Hände gewesen, jetzt die Freude ihrer besten Jahre ist, und die Hoffnung und Ehre ihres Alters sein soll. —

Die Sprache, in der ich erzogen bin, ist meine Sprache: denn so wie nach Montesquieu Anmerkung alle unsre Begriffe von Schönheit sich auf den ersten mächtigen Eindruck beziehen, auf den die Seele nachher jedes Bild, das sie gewahr wird, schnell

17—249, 32 wiederholt z. T. bis zu wörtlicher Übereinstimmung Gedanken aus der Abhandlung „Über den Fleiß in mehreren gelehrten Sprachen" (1764) SWS. I, 5—7.

zurückführt, und oft ein Grübchen im Kinn, ein schönes Lispeln, wie Alcibiades sprach, und dergleichen liebenswürdigen Eigensinn schön findet, weil es mit dem Urbilde übereinstimmet, zu dem sie sich formte — so ist auch die Muttersprache selbst mit ihren Idiotismen voll Eigensinn, und mit ihren kleinen Schwachheiten der Liebe für uns ein Bild der Schönheit. So wie ein Kind alle Bilder und neue Begriffe mit dem vergleicht, was es schon wußte: so passet unser Geist insgeheim alle Mundarten der Muttersprache an: sie behält er auf der Zunge, um nachher desto tiefer in den Unterschied der Sprachen einzudringen: sie behält er im Auge, daß, wenn er dort Lücken und Wüsten, hier Reichtum und Überfluß in fremden Sprachen entdecket; er den Reichtum der seinigen liebgewinne, und ihre Armut, wo es sein kann, mit fremden Schätzen bereichere: sie ist der Leitfaden, ohne den er sich im Labyrinth vieler fremder Sprachen verirrt: sie ist die Rinde, die ihn auf dem unermeßlichen Ocean fremder Mundarten vor dem Sinken bewahret: sie bringt in die sonst verwirrende Mannichfaltigkeit der Sprachen Einheit. Nicht um meine Sprache zu verlernen, lerne ich andre Sprachen, nicht um die Sitten meiner Erziehung umzutauschen, reise ich unter fremde Völker; nicht um das Bürgerrecht meines Vaterlandes zu verlieren, werde ich ein naturalisierter Fremder: denn sonst verliere ich mehr, als ich gewinne. Sondern ich gehe bloß durch fremde Gärten, um für meine Sprache, als eine Verlobte meiner Denkart, Blumen zu holen: ich sehe fremde Sitten, um die meinigen, wie Früchte, die eine fremde Sonne gereift hat, dem Genius meines Vaterlandes zu opfern. Wenn ich mich meiner Heimat entziehe, und mich in fremden Sprachen weide, ahme ich Kleists Bienen nach,

— — — die in zerstreueten Heeren
Die Luft durchsäuseln, und fallen auf Klee und blühende Stauden
Und denn heimkehren zur Zelle mit süßer Beute beladen
Und liefern uns Honig der Weisheit.

Ich setze zwei Schriftsteller zusammen, von denen der eine in seiner Sprache, der andere in einer fremden toten Sprache schreibt: wer von ihnen kann größer werden?

1 f. Vgl. 187, 18 f. u. Anm. — 11. daß — 13. liebgewinne, um — liebgewinnen A, ein offenbares Versehen, das ich mit Suphan nach V verbessere; Düntzer läßt um stehen und ändert darnach im folgenden die Konstruktion. — 29 ff. Frühling (1749) V. 387, (1756) 329 ff. (Sauer I, 201. 229) ungenau aus dem Gedächtnis citiert; schon Z. 27 „Wenn — entziehe" ist daher 392 (334).

Zuerst: der in einer fremden Sprache schreibt, muß doch eine Muttersprache haben, in der er erzogen ist. Verachtet er diese Mutter: so muß er von ihr übel erzogen sein, daß die ersten Eindrücke der Bildung gar nicht bei ihm zur Reife gekommen; denn sonst sind die Spuren dieses frühen Gepräges der Seele unauslöschlich. — Wie viel verliert ein Schriftsteller hiebei, dessen Geist nicht durch seine Sprache mächtig geformt ist! alle sein späteres Lernen bemalt die Oberfläche der Denkart: er irret in fremden Gegenden, ohne Vaterland und Hausgötter: er kann nie ein Originalschriftsteller werden, bei dem Gedanke und Ausdruck sich zusammen drängen, um ein vollständiges Bild seiner Seele zu sein.

Ein Originalschriftsteller im hohen Sinne der Alten ist, wenige Beispiele ausgenommen, beständig ein Nationalautor. Ein Mann, dessen Seele, von Gedanken schwanger, zu gebären ringet, denket nie darauf, wie ein ästhetischer Regelnschmied einst an ihm sitzen wird, um Beispiele des Ausdrucks zu seinen Schulgesetzen auszuklauben: und es wird ihm also unmöglich, den Ausdruck abgesondert vom Gedanken zu behandeln, zu ordnen, zu wählen. Er bildet sich das Ganze des Gedankens in seinem Geiste, stellet jeden Teilbegriff schnell an seinen Platz, in sein gehöriges Licht, zu seinem eigentümlichen Zweck, in allem erforderlichen Gleichmaße: das Bild schaffet sich in seinem Kopf und tritt, vollständig an Gliedmaßen, und gesund an der Farbe, mit glänzenden Waffen gerüstet, hervor, und wird Ausdruck. Dieser ist eine sichtbare Wohnung, in die sich der Gedanke mit Gewalt drängete, ihn ganz einnahm, alles an ihm belebte, und zusammenfügte. Da steht er nun sichtbar und hörbar, wie ihn der andre unsichtbar dachte: soll ich den Ausdruck ändern, so schwindet der Gedanke: habe ich den Gedanken gefasset, und will ihn sagen: da steht wieder das Wort! Der Schriftsteller dachte Worte, und spricht Gedanken. Er wollte sich nicht um den Ausdruck allein bekümmern, ihr seine beurteilende Schulmeister: er hat nicht geschrieben, um euch ein Exempel-Magazin zu liefern: er gönnt euch die Freude, ihm hier unsichtbare Fehler des Stils abzulauern; er gönnet euch, ihr Groß- und Kleinmeister der Schreibart, die Ehre, an ihm berühmt zu werden, und ihn nach allen Regeln der Grammatik hochmütig zu verdammen, und nach allen Privilegien der Poetik und Rhetorik großmütig los-

34. Zu 55, 2. Die Zusammen- und Gegenüberstellung mit „Großmeister" (im Ritterorden) giebt der Bedeutung des Wortes hier wieder eine besondere Schattierung.

zusprechen; er giebt allen kurz- und langweiligen Nachrichtern der Gelehrsamkeit die Macht, ihn hier der Dunkelheit, und wo das Licht durchblickt, der Größe, ihn dort der fremden Anspielungen, und wo ihr sie versteht, des Nachdrucks, ihn hier des Zwanges, und wo ihr seinen Zweck erreicht, des Nahrhaften, kurz aller gegen ein ander laufenden Fehler des Ausdrucks, und Tugenden der Gedanken zu tadeln und zu rühmen: er dachte, und der Gedanke formte den Ausdruck: mit diesem hadert! Jura negat sibi data. — —

Aber man siehet, daß, wenn dieser Schriftsteller nicht ganz mißraten will: so muß er in seiner Muttersprache schreiben; denn wenn der Gedanke den Ausdruck formen soll: muß der ganze Umfang der Sprache so unter mir sein, als das Feld von Gedanken: sonst drücke ich mich entweder nicht aus, oder sündige unaufhörlich wider die Sprache. Ich will diesen großen Gedanken in seiner ungeheuren Gestalt zeigen: schreibe ich in meiner Sprache, so stößt er sich selbst in einen Ausdruck dahin; aber in einer fremden Sprache wird er vielleicht ein Barbarismus, bei dem die Ohren gellen. Dieser neue Gedanke drängt sich in meiner eignen Sprache in alle sein Licht, daß er gesehen werden muß; unter einem fremden Volk hat er nicht die Freiheit, oder paaret sich vielleicht mit einem derben Solöcismus. Dieser fruchtbare Gedanke will mit allen seinen Nebenbegriffen auf einmal in die Seele: meine Muttersprache steht ihm mit ihrer ganzen Fülle zu Gebot; aber in einer toten Sprache muß er betteln, trifft vielleicht arme Hütten an, und wird bei reichen Palästen zurückgewiesen, oder herausgestoßen. Kurz! seiner Seele den Zügel, und den Gedanken den Lauf lassen, ohne auf eine bekannte und sichere Mutter Erde sich verlassen zu können, macht mißratene Schriftsteller, die in einer Gegend sich verirren, in die sie nicht zu Hause gehören; der Gedanke war groß, aber unförmlich sein Ausdruck.

Das ist doch gewiß, daß eine tote Sprache, die ich nach Regeln der Grammatik lerne, notwendig äußerst einschränket, weil nach diesen Gesetzen der Gedanke sich richten muß, dagegen in lebendigen Sprachen schon eher das Gesetz sich nach dem Gedanken richtet. Wenn in jener das Genie hervorbricht: so ist's rasend, reißt alles nieder, und schreckt Gelehrte und Ungelehrte:

8 f. Vgl. Horaz, Ars Poet. 122, wo es von Achill heißt: iura neget sibi nata; mit der gleichen Veränderung auch sonst citiert, z. B. SWS. IV, 234.

furit, ac velut ursus
Obiectos caveae valuit si frangere clathros
Indoctum doctumque fugat —

Auf der andern Seite wird man es mir noch eher zugeben, daß, wenn nicht die fremde Sprache Gewalt leidet, sie Gewalt anthue. Wie kann ich eine Sprache aus zehn oder zwölf Schriftstellern ganz, in ihrem ganzen Umfange, mit aller ihrer Stärke, Würde und Reiz lernen? Man nehme doch zehn Schriftsteller unter uns, und sage: ob man aus ihnen die ganze Sprache lernen werde; ja, man nehme die ganze ungeheure Menge der unsrigen, lasse unsre Sprache sterben, und wecke sie aus ihnen wieder auf? Vergebliche Arbeit, die zur Thorheit würde, und uns doch Weisheit dünkt, wenn wir naturalisierte Römer sehen, die in der lateinischen Sprache so gar — schreiben; Gedichte schreiben und Horazische Oden schreiben: vielleicht die höchste, schwerste und künstlichste Art des Vortrages. Nun setze ich wirklich ein Genie, von der Größe, als Horaz in seiner Sprache war: es hätte allen innern Reichtum, Fülle, Größe, und Feuer der Gedanken in seinem Lande nach seiner Kultur, nach der eigentümlichen Wendung seines Geistes: dieser Horaz, von einem würdigen Gegenstande aufgefodert, von der Muse gesalbet, von edlem Feuer durchdrungen, greift nach der Leyer des Venusischen Dichters; er würde Horaz sein, aber nun singt er in Horazens Sprache. Sogleich wird der Gedanke vom Ausdrucke gefesselt; das Bild soll in seiner Schönheit erscheinen, und hat Flecken, die den Glanz beschimpfen: es soll reich an Nebenbegriffen sein, und diese Nebenideen erniedrigen es: es soll groß erscheinen, und wird gezerret, es soll mit einem Mal überraschen, und schlägt uns ins Antlitz: es wird mit Putz überladen, und erscheint klein: Gedanke und Ausdruck sind wie jene zusammengewachsene Mißgeburt, die mit einem Haupt lachte, mit dem andern weinte, mit dem Rücken an einander stieß, sich fortzerrete, und auf einer Stelle blieb.

Wahrlich! der Dichter muß seinem Boden getreu bleiben, der über den Ausdruck herrschen will: Hieher kann er Machtwörter pflanzen, denn er kennet das Land: Hier kann er Blumen pflücken;

1 ff. Horaz, Ars Poet. 472—74. — 14 ff. Vgl. die Rec. über Klotzens Horaznachahmungen (Carmina omnia: editio emendata et nova SWS. IV, 240), denen eigentlich mit unserer Stelle schon ihr Urteil gesprochen ist, und die er dort „als künstliche Nachbildungen" „höchstens in die dritte Klasse poetischer Werke" setzen zu können bekennt. Noch schärfer 2. K. W. 55 f. 258 f. (SWS. III, 227 f. 361 f.).

denn die Erde ist sein; hier kann er in die Tiefe graben, und Gold suchen, und Berge aufführen, und Ströme leiten: denn er ist Hausherr. Die wahre Laune drucket sich bloß in der Muttersprache ab, und ich schäme mich nicht, die Schwäche meiner Seele zu gestehen, daß ich mir lebenslang nicht zutraue, mehr als eine einzige Sprache vollkommen fassen zu können: ich meine aber unter dem Wort vollkommen so viel, daß drei junge Herren, die vor mir stehen, und mir Französisch, Italienisch und Englisch, und drei Schulmeister, die mir Lateinisch und Griechisch und Koptisch mit großer Geläufigkeit vorsprächen, mich noch nicht widerlegten. Ich würde jedem Glück wünschen, daß er vielleicht in drei Sprachen nichts sagen könne, als was andre vor ihm, und vielleicht besser gesagt, und jeder andre nach ihm sagen kann: würde sie aber verlassen, und den Dämon des unwissenden Sokrates citieren, um ihn zu fragen, ob jemand in mehr als einer Sprache ein gleich vollkommner Homer, in einer toten Sprache ein Pindar oder Horaz, und in einer andern als seiner Muttersprache ein Shakespeare sein könne? — Alsdenn würde ich niederfallen, wie Brutus, und die Erde umarmen, die meine Mutter ist, und ihre Sprache soll meine Muse sein!

8.

Ich habe die Sache bloß von einer Seite betrachtet: daß in fremden toten Sprachen der Gedanke verliere; aber, wenn es Schriftsteller giebt, die von dieser Höhe herunter steigen, und bloß durch den Ausdruck gewinnen wollen — bloß durch den Ausdruck? wieder wird Ausdruck und Vortrag getrennet! doch ich will zuhören:

Gewinnt der Ausdruck, weil eine Sprache an sich schöner ist? so denken bloß die Schulmeister, die aus den Alten Phrases aufjagen, Lexikon und Grammatik plündern, und sich ein buntes Kleid zusammen sticken, mit vieler Mühe es verbrämen, um lächerliche Arlekins zu sein. Aber wenn junge Zöglinge aus den Alten Phrases aufjagen, Lexikon und Grammatik plündern, und sich von lateinischen Lappen mit vieler Mühe einen Arlekinsrock zusammen

2f. Vgl. zu 97, 26. Die dort citierte Äußerung Hamanns lautet: „Wer in einer fremden Sprache schreibt, der muß seine Denkungsart, wie ein Liebhaber, zu bequemen wissen. — — Wer in seiner Muttersprache schreibt, hat das Hausrecht eines Ehemanns, falls er dessen mächtig ist.“ — 14. Dämon, zu T. II, 175, 34f. — unwissenden, d. h. der bekannte nichts zu wissen.

flicken müssen: so dörfte man weinen. Ohne Zweck ist die lappländische Sprache so gut, wie die römische.

Gewinnt der Ausdruck, weil die Sprache älter ist? — so denken bloß die, so zweitausend Jahr zu spät geboren sind, und auf eine allgemeine Wiederauflebung warten, um dem Horaz und Properz ihre Centonen aufweisen zu können. Nun bin ich zwar kein blinder Wahrsager des jüngsten Gerichts, wie andre größere Leute; aber doch möchte ich nicht dabei sein, wenn Horaz unsern Rollers und andern Schulpoeten ihre Exerzitien korrigieren müßte zur Ehre der deutschen Nation — Eben weil die Sprache so alt und verlebt ist: so wüßte ich nicht, ob die römische Sprache nicht immer germanisiert, wenigstens in eine deutsche Denkart eingekleidet werde.

Gewinnt der Ausdruck, weil er Belesenheit zeigt? — Es kann sein, aber je mehr Schriftsteller ich gelesen: je mehr ich aus ihnen Nahrung gezogen: desto unbestimmter muß meine Schreibart werden, und ihren Charakter verlieren! Wenn ich hier einen Kernausdruck von Tacitus in einen Perioden des Cicero flechte, dort Blumen aus Horaz, Virgil und Juvenal breche und dazwischen knüpfe: so kann dies freilich ein Kranz werden, der mich als einen Kenner des Altertums bezeichnet; aber was wieder ein alter Römer spräche, wenn er einen so ungleichen holprichten Stil erblickte, kann ich nicht sagen. Mir ist's freilich, wenn ich einen alten Autor eine Zeitlang gelesen, und schnell einen neuern erwischt, manchmal vorgekommen, als wenn ich die historias selectas läse: aber ich kann mich vielleicht, geblendet vom Vorurteil des Altertums, trügen, und kann überhaupt über eine tote Sprache nicht so dreist urteilen, als andre. Wäre ich ein lateinischer Dichter; mir würde jenes Virgilianische Mißtrauen eindrücklich sein: „Auch mich nennen die Hirten einen Dichter; aber so leicht glaube ich ihnen nicht: noch scheinen mir meine Arbeiten nicht eines Varus oder Cinna würdig; vielleicht klingt mein Gesang, wie unter Schwänen das Schnattern der Gänse."

Gewinnt der Ausdruck, daß ich doch lateinisch einen Lateiner besser nachahmen kann, als deutsch? Es scheint! aber was heißt besser nachahmen? Mit seinen eignen Worten; das heißt, gram-

7. andre größere Leute: Grillo? Vgl. zu 289, 26ff. — 8. Joh. Nik. Roller (1706—86), a. o. Prof. d. Dichtkunst zu Bremen, Varii generis poemata (Bremae 1762). — 24. Zu 158, 13. — 28. Bucol. IX, 33 sqq. (L. Varius [so d. jetzt st. d. schwer zu bestimmenden Varus (Heyne-Wagner I, 252ff.) angenommene La.] Rufus u. C. Helvius Cinna, röm. Dichter, jener aus Horaz, dieser aus Catull bekannt.) — 33. daß = dadurch, daß (Belege SWS. XXII, 358 zu 271, Z. 8).

matisch! Ausdrücke zusammen fädeln, ist alsdenn bloß Handwerk; und da ich mich doch wieder nicht in das Wörterbuch eines Schriftstellers einkerkern kann, ohne äußersten Zwang, so muß ich wieder fürchten, selbst in der Schreibart ungleich zu werden. — Aber nachahmen, um den Ton eines Alten zu lernen? Diese Nachahmung ist schon höher, und eine Arbeit des Geistes. Wenn man einen Autor mit dem Feuer lieset, mit dem er geschrieben hat, so muß er uns so beseelen, daß wir eine Zeitlang gleichsam verzückt in seine Sphäre der Gedanken sind: sein Ton schallt noch in unsern Ohren; wir sehen mit seinen Augen; wir atmen in seiner Denkart wie in unsrem Elemente: die Saite der poetischen Empfindung tönt in uns, erweckt von der seinigen, mit ihr zusammen: die Worte formen sich nach der Wendung seines Geistes: wir lesen usque ad scribendi sollicitudinem — und schreiben. Nun lebt noch seine Sprache in uns: sein Rhythmus tönt noch in unserm Ohr: die Reihe seiner Bilder steht noch vor unserm Auge: wir ahmen in seiner Sprache, in seinem Silbenmaß, in seiner Komposition der Gemälde nach, und zeigen uns also als Virtuosen.

Nun setze ich noch dazu: sein Feuer facht unsern Geist an, wir schaffen in seine Bilder neue Züge, und prägen seine Ideen um, wir bilden uns nach seiner Form neue Figuren, ein Ausdruck gelingt uns vor ihm; eine Wendung glänzt hervor; ein Gleichnis malen wir besser aus — wir werden mehr als Nachahmer, wir werden Nacheiferer. Unsere Nachbildungen werden für uns angenehme Denkmale, die uns an die süße Stunde der Begeisterung zurück erinnern, da die Muse eines alten Schriftstellers vor uns stand, und auf den Flügeln seiner Ideen uns in die Gefilde ihrer Lieblinge führte. Für das Publikum sind diese Stücke Pfänder von dem Werte eines Mannes, der sich so vorzüglich nach den Alten gebildet, der so viel von ihrem Geiste kennet, der den Geschmack der antiken Schönheit in sich gesogen, den man bewundern muß, von dem man viel hoffen kann — sie sind also als Mittel zu gewissen Zwecken vortreffliche Dinge; aber als Zwecke? —

Als vollendete Werke des Zwecks reichen diese Stücke wohl an die Alten? Der Sprache nach? — Wollt ihr dies wissen, so

Schifft euch in des Charons Kahn,
Steiget zu der Sternenbahn,

14. Quintil. X, 1, 20 paene ad sc. s.

nach jenem Knüttelliede, und fragt die Alten! — Reichen sie an die Alten, als Kunststücke? — Nicht so recht! Denn es ist immer schwer, sich mit einem zu messen, mit dem man nicht auf gleichem Boden stehet! Da bei den Denkmälern der Alten uns viele Dinge unbekannt sind, worauf Horaz vielleicht hiemit gezielet, auf wen er dort angespielet, was in seiner Zeit den Lesern hiebei beifallen mußte, was dort für verdeckte Züge hervorschimmern, was hier für viele reiche Nebenideen sich zusammengesellen — kurz! die ganze Seite, die sich auf einzelne Fälle gründet, auf seine Gelegenheit und Umstände beziehet, sie einem Römer vorzüglich schätzbar macht, diese ganze Seite ist für uns oft dunkel: und die beste Horazische Satire läuft Gefahr, von ihrem Urbilde vieles auf eine unerlaubte Art zu borgen, unpassend zusammen zu setzen, und also als Kunststück betrachtet, weit hinter dem Originale zu stehen. — Jetzt vollends als Dichterei, als ein Werk des Genies? Hier entfernen sich die Parallelstriche immer mehr. Mit einer toten Sprache ist uns alles ausgestorben, was der Dichtkunst Leben und Nerven giebt. — Zuerst die Lage von Vorfällen, über die jener schrieb, aus denen sein Gedicht allen Saft zog, die es bis auf die kleinsten Umstände nutzte, durch welche es sich seinen Lesern so sehr empfahl, so unvergeßlich machte, so nahe in ihre Seele ging — ist ausgestorben. Was hilft es mir, daß meine Gelegenheit im ganzen mit des Horaz Vorfall stimmet? Stimmet sie auch in Teilen, daß ich dies und jenes Bild hier mit dem Nachdrucke brauche, als mein Vorgänger? Ihn lehrte ein Vorfall dichten; und er sang in seiner Sprache, um ganz diesen Vorfall zu nutzen; ich singe über einen ganz veränderten Umstand, und muß mit meiner Sprache die kleinen Züge verlieren, die mein Gedicht bestimmt machen; ich singe aus Horaz statt aus mir zu singen! Ich wollte gern einen Kommentar über Horaz lesen, und mit ganzer Seele durchstudieren, wo er nicht als ein klassischer Autor behandelt, sein Gedanke langweilig und ungefähr bestimmt, sein Ausdruck abgetrennt vom Gedanken zergliedert und verdolmetschet, wo er mit den Regeln neuerer Aristarche verglichen wird, die man doch aus ihm abgezogen, die oft eigensinnig genug sind, und nie seine Schön-

16 f. Vgl. über den Fleiß 2c. SWS. I, 6: „Und wozu kann unsre Muttersprache unentbehrlicher sein, als zur Dichtkunst und Beredsamkeit; da mit den toten Sprachen die größten Donner ihrer Stärke, die leuchtendsten Schönheiten ihrer Wendungen ausgestorben sind.“

heiten erschöpfen oder sichtbar machen. Einen Kommentar wollte ich wünschen, wo man ihn als einen lebenden Dichter betrachtete, der über diesen Vorfall zu diesem Zwecke so schrieb, und schreiben mußte, wo er als ein Höfling erschiene, der voll feiner und galanter Scherze, Gedanken und Anspielungen ist, die gleichsam ihre Welt haben müssen, in der sie leben, aus der sie ihre Reize nehmen, ohne die sie tot sind. Das hieße Horaz erwecken, seine Gedichte in seine Person verwandeln, und mündlich von ihm lernen: das hieße den Ausdruck aus dem Gedanken, den Gedanken aus der vorliegenden Sache erklären: und alle drei beleben! — So lange das aber ein Projekt, bei allen Werken des Altertums schwer, und bei einigen unmöglich bleibt: so lange man die Alten als tote Männer behandelt, die als Schulmeister schrieben, damit sie einst in den eisenharten Händen eines Schulmeisters klassische Autoren würden: so kann man sie freilich ungestört und zum Lobe klassisch nachahmen! Wie vieles stirbt außerdem mit einer Sprache? Zwischen diesen Wörtern ist ein Unterschied in der Würde; er ist verloren; ich brauche eins fürs andre, und ein Römer muß vielleicht über die ernsthafteste Stelle lachen! — Zwischen diesen ist ein Unterschied in der Bedeutung; ich sage das schielend, was der Römer ganz sagte! — Hier gehörte ein ganz ander Wort hin, das mir aber nicht beifiel, oder das nicht in diesem Autor steht, oder das ich gar nicht in einem Autor finde. — Und denn? wo haben wir das griechische oder römische Ohr zur Lenkung des Perioden? Wir ordnen ihn nach grammatischen Regeln, oder halten ihn, welches noch ärger ist, für ganz und gar frei und willkürlich. — Und wo haben wir den lebendigen Wohllaut in unsrer Gewalt, die wir nach prosodischen Regeln schreiben, bald es für Kunst halten, ohne Elisionen, bald es für erlaubt halten, mit den härtesten Elisionen zu schreiben, nicht den hohen Wohlklang hören, in dem die Alten sangen, und ihn also auch nie so genau treffen können, nicht das Geheimnis des prosaischen und poetischen Perioden verstehen können, weil wir bloß aus toten Buchstaben lernen, nicht die stolze Anordnung der Bilder verstehen, die Leben in die Sprache bringt? Würde sich nicht oft ein Römer quälen müssen, um unsern neuern Perioden zu lesen, unsern nachgeahmten Rhythmus schön zu finden, und unsre jüngere Bilderkompositionen in seiner Sprache zu bewundern? Sollte ich zu eigen sein: so weise man es mir; aber nicht durch entscheidende Aussprüche: sondern durch eine gründliche

Untersuchung der schweren Frage: was geht mit dem Leben einer Sprache verloren, und was bleibt? Was bleibt, um sie verstehen, beurteilen und nachahmen zu können?

9.

So dörfte also der Ausdruck leiden müssen, und ihm opfert man doch bei dieser Art von Gedichten den Gedanken auf? — ihn sahe man als die Hauptschönheit an? — „man glaubte, in dieser Sprache etwas so schön sagen zu können, als es in andern Sprachen nicht anginge:" diesem Glauben zu gut glaubte man das zweite: „daß die Alten alle Schönheiten dieser Art erschöpfet hätten;" diesem Glauben folgte noch ein schwererer: „daß alle diese erschöpfte Schönheiten auf uns gekommen, daß sie in einigen Büchern vor uns liegen, daß wir aus diesen wenigen Büchern den ganzen Umfang einer toten Sprache in unsere Gewalt bekommen hätten!" und diesem endlich der schwerste von allen: „daß es wohl anginge, wenn man ihren Ausdruck nur gefasset, auch ihren Geist, ihren ganzen Geist zu haben, und sollte uns von diesem auch etwas entgangen sein: so halte uns jener für diesen Verlust schadlos!" — Und nun entschloß man sich, des Ausdrucks wegen in der Sprache der Alten zu schreiben: natürlich war's, daß, da dieser der Hauptvorteil und der Hauptzweck war, daß man alles Unklassische vermied, um nicht von den Alten abzuweichen: also entsagte man seiner Eigenheit, man opferte alles auf, das uns den Namen klassisch streitig machen könnte; und ward ein klassischer Nachahmer! — O das verwünschte Wort: Klassisch! Es hat uns den Cicero zum klassischen Schulredner; Horaz und Virgil zu klassischen Schulpoeten; Cäsar zum Pedanten, und Livius zum Wortkrämer gemacht. Das Wort: Klassisch! ist's gewesen, das den Ausdruck vom Gedanken, und den Gedanken von der ihn erzeugenden Gelegenheit gesondert, das uns gewöhnet hat, nach Horaz Exercitien zu machen, und ihn in seiner Sprache übertreffen zu wollen. Dies Wort war's, das alle wahre Bildung nach den Alten, als nach lebenden Mustern, verdrängete, und den leidigen Ruhm aufbrachte, ein Kenner der Alten, ein Artist zu sein, ohne daß man damit höhere Zwecke erreichen dörfte: dies Wort hat manches Genie unter einen Schutt von Worten vergraben, seinen Kopf zu einem Chaos von fremden Ausdrücken gemacht, und auf ihn die

Last einer toten Sprache wie einen Mühlstein gewälzet: es hat dem Vaterlande blühende Fruchtbäume entzogen; da stehen sie nun auf fremdem Boden, und trauren mit halbverwelkter Blüte und sinkenden Blättern: statt daß sie uns Bäume hätten sein sollen, unter denen ihr Geschlecht wohnen könnte:

Πολλὰς δ' ἰφθίμους ψυχὰς Ἄϊδι προΐαψεν
Ἡρώων, αὐτοὺς δὲ ἑλώρια τεῦχε κύνεσσιν
Οἰωνοῖσί τε πᾶσι.

Will ich die Sprachengelehrsamkeit verleumden? der lateinischen Sprache etwas von ihrer Schönheit oder Verdiensten absprechen? Gar nicht! Sie soll unsre gelehrte Sprache bleiben, die ein Band der Nationen ist; — sie soll die Sprache der Forscher des Altertums bleiben, weil es ein wunderbarer Anblick sein würde, einen griechischen oder lateinischen Autor mit deutschen Noten und einer deutschen Vorrede in die Büchersäle der Gelehrten zu senden: sie soll die akademische Sprache der Gelehrsamkeit bleiben, weil sonst eine allgemeine Barbarei erfolgen würde, da wir uns auf andre verlassen, und es bloß einem Triumvirat von Schriftstellern in einem ganzen Lande aufgeben, die lateinische Sprache zu erhalten: sie soll in allen Sachen ihre Stimme haben, wo die Alten erklärt, ausgelegt, und in ihren Schönheiten vorgezeigt werden: kurz! sie soll das Werkzeug der Gelehrsamkeit bleiben, das seit so vielen Jahrhunderten diese Ehre gehabt, und mit dem so große Dinge ausgeführet worden sind.

Aber die eigentliche Sprache des Geschmacks, der Künste, der Schönheit muß sie nicht werden; nicht einer Nation die Originalschriftsteller in ihrer eignen Mundart rauben: nicht die Ehre sich anmaßen, auf dem Throne der Dichtkunst zu thronen, und die Sprache der Poeten, der wahrhaftig schönen Schriftsteller, oder derer zu werden, die mit ihren Schriften bilden wollen. Diese sollen vom Sokrates lernen, Patrioten zu sein, und Nebenabsichten dem Hauptzwecke aufzuopfern: denn dieser wußte es genau zu unterscheiden:

patriae quid debeat, et quid amicis,
Quod sit conscripti, quod iudicis officium, quae
Partes in bellum missi ducis — — —

Sie sollen aus verunglückten Beispielen sehen, daß, wenn man den Ausdruck unglücklicherweise vor dem Gedanken behandelt;

6 ff. Iliad. I, 3—5. — 33 ff. Horaz, Ars poet. 312. 314 sq.

alsdenn leicht jene tote Bildsäule des Stils daraus werde, die ohne Fehler und ohne wahrhaftig eigne Schönheiten, ohne Leben und ohne Charakter dasteht, für langweilige Leser eine Augenweide: die Bewunderung des regelmäßigen Dummen; allein der Kluge geht vorüber. Sie sollen aus Beispielen sehen, daß, wenn man sich begnügt, was zehn andre vor uns gesagt, auf eine so Gott will! schöne Art zu sagen, ein Alltagsgesicht daraus werde, — eine Alltagskomposition von hundert hübschen Stellen und Gedanken und Flickgen, die nicht helfen noch schaden, aber doch ins Auge fallen: — daß, wenn man sein vornehmstes Verdienst in den schönen Ausdruck einer fremden Sprache setzt: zuerst unsre Denkart, nachher selbst unsre Sprache, und wenn dieser Geschmack herrschend wird, endlich die Denkart und die Sprache der ganzen Nation zurückbleibe. Alsdenn wird vielleicht einst ein unparteiischer Nachkomme uns die Grabschrift setzen:

Tu quoque, tu in summis, o dimidiate Menander,
Poneris et merito: puri sermonis amator.
Lenibus atque utinam scriptis adiuncta foret vis,
— — — ut aequato virtus polleret honore
Cum Graecis: neque in hac despectus parte iaceres:
Unum hoc maceror et doleo tibi deesse — —

10.

In der Sprache der sinnlichen Welt, überall, wo ich bloß klar denken muß, ohne doch immer des Unterschiedes mir bewußt sein zu dörfen; vorzüglich in der Dichtkunst, wo der sinnlich lebhafte Ausdruck alles ist: klebt also der Gedanke sehr am Worte — aber jetzt treten wir auf ein ganz ander Feld, wo sich alles verändert zeigt. Die Weltweisheit: wiefern kann und muß in ihr Gedanke am Ausdruck haften? Fragmente liefern keine Abhandlungen, ich zeichne also Gesichtspunkte hin.

1. Man kann zu einem Begriffe kommen, sinnlich, wo man mit dem anschauenden Blicke zugleich den Namen verbindet: dieser Weg, zu Begriffen zu gelangen, ist offenbar nicht die Straße

16 ff. Verse des Julius Cäsar bei Suetonius De poetis (34, 8 sqq. Reifferscheid) auf Terenz, wo Z. 19 beginnt Comica, 12 schließt Terenti. Den Terenz führt H. in der mehrfach citierten Abhandlung Über den Fleiß u. s. w. SWS. I, 6 als eine der wenigen Ausnahmen an, die ihre „eigne Mundart verwarfen". Er war bekanntlich ein geborner Afrikaner (Afer).

der Philosophie: sie verirrt sich unter qualitates occultas, wenn sie mit dem Verstande empfinden will, und das Empfundene mit einem von ihm unabtrennbaren Namen umgiebt. Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich genug erkläre: damit man nicht glaube, ich wollte die Weltweisheit dem Boden der Beobachtung entwenden. Ich sage nur: jeder Begriff, den ich glaube anschauend zu erkennen, da er doch bloß eine Wirkung der Abstraktion ist, ist ein Scheinbegriff in der Philosophie: und wenn ich ihn mit einem Namen gatte: so ist dies ein leerer Name, den ich nicht entwickeln, und der andre also sich nicht erklären kann; auf gut Glück annimmt, und ein Wort spricht, dabei er nichts deutlich denkt. Ein großer Teil der scholastischen Wortkrämerei kam daher, weil sie abstrakte Begriffe, wie anschauende Gedanken, sich vorbildeten, etwas wahrzunehmen glaubten, was sie schlossen, und sich unter unerklärliche allgemeine Namen versteckten. Wenn eine neuere Philosophie fortfährt, die Wahrheit wie eine Farbe anzusehen, und es zum obern Grundsatz des Denkens nimmt: was ich nicht anders, als wahr oder falsch denken kann, das ist wahr oder falsch — wenn man den Grundbegriff der ganzen Ästhetik, die Schönheit, in ein Ich weiß nicht was? des Geschmacks verwandelt: und die Grundlage der Moral in ein Gefühl, oder Gewissensempfindung, oder gar in einen angebornen Gehorsamstrieb setzet, um es zu bestimmen, was gut ist: — ich sage, wenn dieser Weg die philosophische Methode wird: so sind wir wieder in dem Labyrinth unerklärlicher Worte, wo der Gedanke am Ausdruck haftet, aus welchem uns Baco, Locke und Leibniz haben erretten wollen.

2. Man kann zu einem Begriffe kommen, wörtlich, wenn der Name genetisch und aus dem Wesen der Sache hergenommen ist. So sind aber bloß Worterklärungen, wo ich willkürlich zusammengesetzte Gedanken gemeiniglich auch durch einen Ausdruck gleichsam darstelle. Dies ist noch nicht die eigentlich philosophische Methode, zu Begriffen zu gelangen: denn es sind wenige Namen

2. mit dem Verstande empfinden, eine Mendelssohnsche Wendung, vgl. 361 *). — 15 f. eine neuere Philosophie: die „Crusisch-Darjesisch-Hutchesonsche" (Christian Aug. Crusius [1715—75], Philos. und Theol.; Joach. G. Darjes [1714—91], Philos. und Jurist; Fr. Hutcheson [1694—1747], Haupt der schottischen Schule), gegen die der polemische Teil des vierten Kritischen Wäldchens gerichtet ist in der Formulierung, die Klotzens Parteigänger Fr. Just. Riedel (1742—85) in seiner „Theorie der schönen Künste und Wissenschaften" (Jena 1767) und den Briefen „Über das Publikum" (Jena 1768) ihren Sätzen gab. Vgl. SWS. IV, 5. 13 f. 33 ff. Einl. zu T. III, 2 (I, 6). — 27 ff. Vgl. Kants Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und der Moral (1763) 1. Betracht. § 1. SW. herausg. von Rosenkranz und Schubert I, 79 f.

in der Philosophie, die ihren Begriffen zu gut erfunden sind, weil bei dieser Art der Verbindung zwischen Gedanke und Wort beide unter der Gewalt ihres Erfinders stehen müssen, der sie beide schuf und paarte. So sind nicht die Worte des gemeinen Lebens; denn die Erfinder der Sprache waren selten Philosophen; sondern meistens die eigentlichen Kunstwörter, die daher offenbar als Zwecke nichts gelten; weil der Erfinder nichts anders im Sinne hatte, als mit ihnen, wie mit Werkzeugen, höhere Endzwecke zu erreichen. Ist also eine Weltweisheit mit solchen Kunstwörtern überladen, ohne daß man diese Kunstwörter anders gebrauchet, als zum Beschauen: so verwandelt sich mit einemmal das, was bei den Erfindern eine Rüstkammer zum Gebrauch gewesen war, in eine Galanteriebude, wo man eins nach dem andern besieht, auskramet, und höchstens hier und dar etwas putzet. So ist die gemeine Art, Philosophie zu lehren, die eine abgezählte Menge philosophischer Worte hat, sie ihren Schülern vorzeigt, erklärt, und dieselbe höchstens mit einigen Exempeln und Veränderungen bereichert. Der eigentliche Geist der Weltweisheit aber ist nicht, wie ich glaube, zu wissen, *was* andre vor uns gedacht und gesagt: sondern es sich eigen zu machen, *wie* sie es gedacht und gesagt. Wer Philosophie versteht, erläutert und vorträgt, ist vielleicht noch kein Philosoph, und einen jungen Kopf bloß auf diesem Wege fortführen, heißt noch nicht ihn denken, sondern andern nachdenken lehren. So viel halte ich von meiner Methode, die da glaubt: Gedanke klebt am Ausdruck; und sich zum einzigen Zweck nimmt, Worte zu erklären, damit man Gedanken bloß verstehe: das heißt, Weltweisheit *lerne*.

3. An grammatische Entzifferungen der Worte lohnt es hier kaum zu denken; denn sie sind gewiß nur am Rande der Philosophie. Nicht, wie ein Ausdruck sich etymologisch herleiten, und analytisch bestimmen läßt: sondern wie er gebraucht wird, ist die Frage. Ursprung und Gebrauch sind oft sehr verschieden, und die Untersuchung des ersten ist nichts, als ein Mittel, den letztern genauer zu erforschen.

Wie klebt nun in der Philosophie Gedanke am Wort? so wie ich im gemeinen Leben mit dem Worte den Gedanken sinnlich klar erkenne, und an dieser klaren Erkenntnis gnug habe? —

14. *dar*, die ältere in gewissen Verbindungen bis ins 18. Jahrh. begegnende Form (heute nur in Zusammensetzungen *darin* u. a.) DWB. II, 655f, 17. — 26f. Zu 87, 26.

Nein! denn ihr Geschäfte ist, sinnlich klar, aber verworren mit den Worten uns überlieferte Begriffe deutlich zu machen. Dies ist der erste Gesichtspunkt.

Klebt der Gedanke am Wort technisch, damit, wenn ich Worte in ihrer Bedeutung lerne, ich zugleich die Gedanken lerne? Die Gedanken wohl, aber denken zu lernen, wird diese technische Verbindung bloß zu einem Werkzeuge.

Klebt der Gedanke am Wort bildlich, wie in der Mathematik das Wort Quadrat im Anschauen seiner Figur? Noch weniger! denn grammatische Auflösungen eines Worts sind selten der Art, daß sie die *Begriffe* uns eben damit vorbilden: weder wie sie entstanden sind, noch wie sie zusammen ein Ganzes bilden. — Nun wende ich an:

11.

1. Wir haben durch die Sprache denken gelernt: sie ist also ein Schatz von Begriffen, die sinnlich klar an den Worten kleben, und vom gemeinen Verstande nie getrennet werden. Nun kömmt die Weltweisheit, um die Beschaffenheit der Dinge zu erforschen; das ist, sie macht die in der gemeinen Sprache gegebenen Worte deutlich, und mit ihnen werden die Gedanken entwickelt. Wenn also eine philosophische Methode unsrer Erziehung und Bildung analogisch sein soll: so nimmt sie die Gegenstände, die wir schon durch Hilfe der Worte sinnlich klar kennen, setzt die bekanntesten Ideen aus einander, die in ihnen liegen, jeder begreifen und niemand leugnen kann, steigt zu denen immer feinern, bis sie endlich zur Definition kömmt: jetzt erkennen wir in dem Begriffe jeden Teilbegriff, und da wir vorher bloß unterschieden, so fern wir mit dem Wort einen klaren Begriff verbanden: so erkennen wir jetzt den Unterschied, weil wir uns der Merkmale bewußt sind, die beide Sachen unterschieden.

Die wahre und einzige Methode der Philosophie ist also die analytische: diese muß notwendig die Begriffe des gesunden Verstandes zum Grunde legen, und von hier sich zu Höhen der abstrahierenden Vernunft erheben. Alle wahrhaftig philosophischen Begriffe sind dem Weltweisen gegeben; er kann sie also nicht in einem Verstande nehmen, wie er will, und willkürliche Wort-

1 f. Vgl. Kant an dem zu 261, 27 a. O. S. 80. — 8 f. a. a. O. S. 79. — 18 ff. a. a. O. S. 79 ff. „Nachricht" (zu 87, 26) a. a. O. 290 ff. — 30. unterscheiden B u. mit (?) Suphan. — 31 f. a. a. O. S. 293.

erklärungen von Raum, Zeit, Geist, Tugend u. s. w. voraussetzen, oder er öffnet die Quelle zu allen Wortgezänken. Sie sind ihm sinnlich klar gegeben, und jeder gute gesunde Verstand muß also durch die Philosophie gleichsam höher geleitet werden. Sie sind ihm aber verworren gegeben, er soll sie durch die Abstraktion deutlich darstellen, und zergliedert sie also, so weit er kann.

Man sieht bei dem ersten Anblick, daß alle Weltweisheit ertötet werde, wenn man sich begnügt, den Gedanken implicite mit eben dem Ausdruck zu denken. Eben von ihm muß ich ihn absondern, ihn in andre kleinere Bestimmungen auflösen, ihn immer in verständlichen, aber nach und nach in vernünftigern Worten zeigen, bis die Seele sich endlich gleichsam erinnert, was sie mit dem Worte gedacht hat, und vorher nicht sagen konnte, was sie in Platons Reich der Geister sahe, und jetzt nochmals siehet, was in ihr schlummerte, und jetzt erwachet. — Wenn wir nie ohne Worte deutlich denken können: so ists eben der Zweck der Weltweisheit, die bloß verständlichen Worte so lange umzusetzen, und zu wechseln, bis sie deutlich werden; der Unterschied dieser beiden Ausdrücke ist eben dadurch geschwächt, daß wir im gemeinen Leben verständlich und deutlich für einerlei halten, weil wir vom letztern in ihm wenig wissen.

Die Weltweisheit also, die von eigensinnigen Bestimmungen anfängt, sich hernach so gleich hinter barbarische Kunstwörter versteckt, um ihren vorangesetzten Eigensinn zu beweisen, ist nicht meine Muse, denn sie verachtet den gemeinen Verstand, dessen Worte sie verwirft: sie hat sich aus der Sphäre des Lebens in die Atmosphäre der Katheder versetzt. Bildend ist sie nicht, und wenn sie auch wahr wäre, unnützlich. — Aber die Weltweisheit ist die Abgöttin meines Herzens, die zuerst den sinnlichen Verstand leitet, sich zu seiner Sprache herabläßt, mit ihm gehet, ihn nach und nach mehr erhebet, und ihm endlich in der Sphäre der Vernunft mit allem Glanz der Deutlichkeit erscheinet, und verschwindet.

Daß diese Art zu philosophieren schwer sei, ist offenbar, denn sie kann nicht mit Worten spielen, wie die Arithmetik mit Zeichen, wobei man die bezeichnete Sache vergessen kann. Sie soll den Begriff eben von seiner Hülle absondern, in der man ihn zu sehen gewohnt ist, und von Jugend auf zu sehen gewohnt war. Er sträubt sich, und wenn wir ihn mit Gewalt entkleiden: so entwischt er, und läßt uns das Kleid in der Hand; oder wir ver=

unstalten ihn, haben ihm mit seinem Gewande zugleich seine Haut zerrissen: da steht er unkenntlich und verwundet in philosophisch-barbarischen Hüllen. In der That, die Mühe ist nicht so leicht, immer den Gedanken zum Augenmerk zu haben, ihn von den Worten zu entkleiden, in denen wir ihn kennen, aber nicht nackt erkennen: ihn in das Licht der Deutlichkeit zu zaubern, daß jeder spricht: das ist er! und genau sagen kann: warum er's ist?

Man sieht auch, daß dieser Weg zu philosophieren Schranken habe: denn es muß endlich unzergliederliche Begriffe geben, die von den einfachsten Worten nicht mehr zu trennen sind, und deren muß es vermutlich mehr als einen geben. Eine Schule der Weltweisen glaubt, daß sich alles auf Gedanke, und selbst der Begriff des Seins dahin zurückleiten lasse: dies sind ohnstreitig die Grundsteine unsrer Erkenntnis. Allein, unter dem Begriffe des Seins stehen vielleicht gleich unmittelbar drei unzergliederliche Begriffe: Raum und Zeit und Kraft: das ist, neben, nach und durch einander. Für mich wird es also schwer, es zu begreifen, daß, wo etwas ist, ein anders neben ihm sei? wenn etwas ist, ein anders nach ihm sei? wie etwas ist, das andre durch dasselbe sei? Ich sage begreifen: nicht aber mit Worten zu spielen, daß eins im andern enthalten sei, daß diese Begriffe verwandt sind u. s. w. — Eben so ist's für mich einer der größten Knoten, den Begriff des Schönen, und des Guten auf den Begriff des Gedankens zu reducieren, daß ich aus ihm begreifen könne, wie das Anschauen des Einen im Mannichfaltigen, das ist, der Begriff der Schönheit, Vergnügen, und die Erkenntnis der Vollkommenheit, Wollen wirke. — Ich führe einige der wichtigsten Grundbegriffe an, die sich nicht weiter entwickeln lassen: „hier muß der Gedanke am Ausdruck endlich kleben bleiben“. Aber dies hier und dies endlich kann man nicht nach Belieben hinsetzen, wohin man will: sonst verfällt man in eine Philosophie der Faulen.

2. Ich habe jetzt die Materie der Philosopie erwogen, von der Form kann ich kürzer sein. Will man jene Metaphysik nennen, so giebt es eine Grundwissenschaft der Physik, Mathematik, Logik und Moral, die die Begriffe dieser Wissenschaften von ihrer klaren Verständlichkeit bis zur einfachsten Deutlichkeit fortführt, und also

8 ff. Vgl. Kants zu 261, 27 angeführte Abh. § 3 a. a. O. S. 84 f. und „Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstr. des Daseins Gottes“ (1763) 1. Abt. 1. Betr. 2. a. a. O. S. 173. Kant nennt solche Begriffe „unauflösliche“. — 16. Vgl. die Anwendung dieser Grundbegriffe auf die Künste im 1. Kr. W. Abschn. 16 und Plastik I, 4 (T. III, 2, 124 ff. 287, 27).

ein Schatz deutlicher Begriffe ist. Die formelle Philosophie hat es zum Zweck, daß, indem wir nach und nach zu jenem Schatz gelangen, wir selbst denken, und da wir nie ohne Worte denken, uns ausdrücken lernen. Hier wird es schon einleuchtender, daß ich dies auf keine andre Art lerne, als wenn ich mit großen Meistern mit; daß ich aber auf keine Art so leicht diesen Zweck verfehle, als wenn ich ihnen bloß nach denke. Mit dem ersten rechtfertigen sich auf einmal die Kunstwörter der Philosophie gegen alle Spöttereien der Unwissenden: sie sind nötig und nützlich, denn an ihnen klebt der Gedanke großer Philosophen, in deren Geist ich mich durch diese Worte setze, mit ihnen denke, schließe, beweise, einteile, und also denken, schließen, beweisen, einteilen lerne. Aber Zwecke müssen sie nicht sein; daß ich bloß diese Worte verstehen, und ausdrücken könne: wer dies zu seinem Ziel erwählt, kann allerdings ein guter Interpres der Philosophie, ein brauchbarer Mann, angenehm in Schriften, und berühmt im Vortrage sein; aber im schärfsten Verstande so wenig ein Philosoph, als Warburton und Johnson Poeten sind, weil sie über Pope und Shakespear kommentieren. Reiflich erwogen ist der Name eines wahren Weltweisen, eines Erfinders in der Philosophie so eine Seltenheit, als der Name eines wahren Dichters: nur daß freilich unsre Zeit geschickter ist, jenen, als diesen, hervorzubringen. „Die nämlichen Ursachen erzeugen beiderlei Arten von Gewürme, elende Dichter und elende Philosophen. Es sind immer Worte ohne Geist, Methode ohne innere Erleuchtung, Redensarten ohne Gefühl, die sie von ihren Meistern auf guten und blinden Glauben annehmen, aus deren Vermischung nimmermehr ein begeistertes Ganze entstehen kann. Zu Wolfens Zeiten fuhr die Demonstriersucht in die seichten Köpfe, bis sie träumten, sie wären Metaphysiker; jetzt führet sie der Schwindelgeist der Empfindungen so lange im Zirkel herum, bis sie hinfallen, und sich begeistert glauben. Aber es gilt hier, was die Alten von ihren Begeisterten zu sagen pflegten: *εἰσὶ γὰρ δὴ ναρθηκοφόροι πολλοὶ, βάκχοι δέ γε παῦροι*, welches Plato schon zu seiner Zeit auch auf die Weltweisen angewendet haben wollte."*) Und noch eher auf unsre Zeit, da selbst unter

*) Litt. Br. T. 13. p. 18. [209. Br. von Mendelssohn; statt guten (Z. 26) steht in den Lbr. dummen, statt entstehen (Z. 27f.) entspringen.]

17f. William Warburton (1698—1779) gab 1751 Popes und 1747 Shakespeares Werke mit einem Kommentar heraus, S. Johnson (zu 28, 17) den Shakespeare (1765 u. ö.). — 33. Phaedon 13 p. 69 C.

den Deutschen ihre Mutter, die Philosophie, so fremde geworden, daß man höchstens einige akademische Thyrsusträger sieht, die sich Bacchus zu sein glauben. Sie lernen Worte und glauben: „mit ihnen haben sie Gedanken.“

Gnug! in der Weltweisheit Ausdruck statt Gedanken nehmen, ist verderblich; den Gedanken bloß im Vehiculum des Ausdrucks verschlingen, ist unnützlich; aber Begriffe aus den gegebenen Worten entwickeln, und deutlich machen: das ist Philosophie. — Nun sollte ich mein Fragment mit den wahren und gründlichen Bemerkungen unsers philosophischen D. krönen, ob wir ohne Worte denken können —*) von der Notwendigkeit der symbolischen Kenntnis —**) von Leibnizens allgemeiner philosophischen Schrift und Sprache***) und andre Materien, die ich in einer Abhandlung vorausschicken müßte, aber in Fragmenten von dieser Art bloß citieren darf: denn vielleicht sind mehrere, die mit mir von diesem Weltweisen denken, was dort Antimachus zum Plato sagte, da dieser seinen ganzen Lehrsaal füllte: Plato ist mir statt vieler! Die werden hier meine Fragmente aus der Hand legen und die citierten Stellen lesen.

12.

Ich habe in einem Labyrinth von verschiednen Aussichten umhergeschwärmt; jetzt kömmt mir mein Leitfaden wieder in die Hand, und ich knüpfe ihn an meine vorige Materie an: daß die lateinische Sprache einigen Eindruck in das Innere des wissenschaftlichen, insonderheit philosophischen Vortrages gemacht habe, und daß hier der Ausdruck oft den Gedanken beherrsche.

Ob sich gleich jede Wahrheit, die ich doch, um sie deutlich zu denken, nicht ohne Worte denken kann, in jeder ausgebildeten Sprache muß sagen lassen; so daß es nachher bloß die Pflicht der

*) Litt. Br. T. 9. p. 43. [Br. 144.]
**) T. 13. p. 23. [Br. 210. M. schreibt Erkenntnis.]
***) T. 4. p. 234. [Br. 62.]

10. philosophischen D., Mendelssohns; übrigens ist der erste der drei citierten Br. mit Z. unterzeichnet. — 16 f. Der Dichter Antimachos aus Kolophon erklärte, als bei der Vorlesung seiner Thebais sich alle Zuhörer bis auf Platon entfernten, nichts desto weniger lesen zu wollen: „Plato enim mihi unus instar est centum milium“. Diese aus Cic. Brut. 51, 191 bekannte Anekdote benützt H. auch noch später zu ähnlicher Einkleidung, so mit Vertauschung der Personen 3. Kr. W. 21 (SWS. III, 377) und in der „nach Einführung einer Schulverbesserung“ 1786 gehaltenen Schulrede SWS. XXX, 121.

Sprachweisen ist, die Sprache dazu zu schaffen, daß sie jede Wahrheit leicht und ganz und nachdrücklich sage: so rede ich hievon doch jetzt gar nicht. Ich verwerfe bei Lehrbüchern nicht nur nicht die lateinische Sprache: sondern wünsche ihr aus guten Ursachen, die Ehre wieder zu erobern, die Sprache wahrer Systeme, und das allgemeine Band der Gelehrsamkeit zu sein. Seit dem man von ihr abgewichen: so sind jene neumodische Lehrbücher erschienen, die ästhetische Kapriolen schneiden, wo sie mit festem philosophischen Tritt einhergehen sollten. Ich gebe es also zu, daß, wenn ein bloß dogmatisches Buch durch eine lateinische Übersetzung viel von seinem Innern verliert: so sei das Abgegangene gewiß Schlacken, sie mögen so glänzen und locken, als sie wollen. Ich gebe es zu, daß jeder Lehrer seinen Lehrbegriff in aller Kürze und Strenge überschauen müsse, und wenn die lateinische Sprache zu dieser Kürze und Strenge hilft und bildet: so müsse er sie ganz in sich gesogen haben. Ich gebe es zu, daß wir uns unsre Gelehrsamkeit weitläuftiger und schwerer machen, wenn jede Nation allgemeine dogmatische Wahrheiten in ihrer Muttersprache schreibt, und daß, wenn die Litteratur auf diesem Wege fortgeht, wir bald nicht bloß Französisch, Englisch und Italienisch, sondern auch Schwedisch, Dänisch, Holländisch, Spanisch, Russisch u. s. w. werden lernen müssen, wenn wir die Erfindungen werden wissen wollen, die dem ganzen Markt der Gelehrsamkeit zugehören. Ich sage also mit Geßner: An uti Germanica lingua convenit in praelectionibus Academicis? Serum est interrogare. Quaeramus potius, an non in aliquam partem honoris sui restitui possit Latina?

Hievon rede ich nicht; sondern frage: ob diese Sprache auch über Begriffe, über Reihen von Wahrheiten, über Beweise, über Einteilungen und Unterschiede, ja gar über Methode und Denkart eine Zauberkraft habe? Wäre dies, so kann man in reinem Deutsch doch lateinisch denken, seinen Vortrag doch nach dieser Sprache modeln, und also noch immer Gefahr laufen, Worte statt Sachen, Lehren statt Wahrheiten, Kathederwissenschaft statt Weisheit, und Ausdruck statt Gedanken auf gute Treu' und Glauben zu verkaufen.

Unsere Wissenschaften wachsen sämtlich und besonders nicht auf unserm Grund und Boden: Jahrhunderte durch sind ihre Wurzeln in die Abgründe und Adern der lateinischen Sprache ver-

23 ff. Jo. M. Gesneri Primae Lineae Isagoges in erud. univ. iterum editae. 91. 92 (p. 12).

wachsen: wir müssen die Denkmäler der Weltweisheit in ihr studieren, unsere Gelehrsamkeit weit und breit zusammenholen: und nun begeben wir uns zu schreiben — Es sei eine Sprache, welche es wolle, wir werden etwas von diesem Zwange in sie bringen. Wer kann es also einem gelehrten und sehr verdienten Gottesgelehrten, wenn man nicht selbst ein Schwätzer ist, denn so bitter verargen, wenn sein Vortrag sich unter eine Last lateinischer Litteratur gekrümmt, sich mühsam fortziehet. Freilich wäre seine Geschichte der Glaubenslehren ein andres Werk, wenn man sie in das natürliche Deutsch einer Winkelmannschen Geschichte der Kunst übersetzte: aber beklaget sie vielmehr, die Baumgartens, die Semler, die Heilmanns, daß sie nach der Lage der Gelehrsamkeit zu ihrer Größe kaum gelangen konnten, ohne einigen Zwang von ihren weitläuftigen Wanderungen anzunehmen. Man spottet so häufig über den akademischen Stil in paragraph-langen Perioden: man hat recht, ihn zu tadeln: aber die eisernen Ketten, unter denen er einherschleicht, sind freilich oft geschraubte Mühsamkeit, oft aber offenbar aus dem Lateinischen übertragen.

Ferner: es sind in dem Anblick der Wissenschaften und der Weltweisheit vielleicht fremde Vorstellungsarten und Gesichtspunkte aus fernen Völkern, Zeiten und Situationen: die uns nicht mehr wundern, weil man uns gleich von Anfange der Unterweisung in sie gleichsam eintaucht, die aber einem Kopfe, der die Litteratur als Fremdling studieret, so fremde und buntscheckig vorkommen, als in dem altgalanten Stil die lateinischen Wörter. Diese entfernte und veraltete Vorstellungsarten geben dem Ganzen des Vortrages die Miene des Gelernten: sie öffnen dem gelehrten Psittacismus die Thüre, der sich ihnen bequemt, und Worte nachplaudert. Sie sind's eben, die den Bücherphilosophen von der Weisheit des Lebens getrennt, da er sich doch auf sie mächtig stützen, und jederzeit von ihr ausgehen sollte, um nachher seine eigne Sphäre zeitig genug zu finden. Sie sind's, die den philosophischen Magisterton aufgebracht, der Ballast statt Gold führet, und von Weisheit strotzet, die nicht eine einladende Miene hat. Welch ein Unterschied zwischen einem Moses und Kölbele.

5. Wohl Semler (11), den H. als Verf. einer Geschichte der Dogmatik auch SWS. I, 36 neben Mosheim und Michaelis nennt. — 7. Das erste „sich ist wahrscheinlich zu streichen". Suphan. — 35. Joh. Balth. Kölbele († 1778) schrieb einen „Beweis der Allgemeinheit des zureichenden Grundes" (1750), dem (1751) „Zusätze" folgten, und eine „Flüchtige Vergleichung zwischen der Weltweisheit und Meßkunde" (1756).

Ohne Zweifel ist auch selbst zu Lehrbüchern die Sprache des gesunden Verstandes die beste, die sich gelegentlich der wissenschaftlichen Vernunft mitzuteilen weiß. Es führet hierin aber ein berühmter Mann*) das Wort statt meiner schwachen Stimme, dessen gründliche Betrachtungen auf den wissenschaftlichen Vortrag im ganzen angewandt werden können: so wie man überhaupt dem Lobe beistimmen**) muß: „wenn es dem Reiche der Wissenschaften zuträglich gewesen, einem mit willkürlichen Begriffen, Hypothesen und Schlüssen offenbar zu weit getriebenen und zuletzt nur in bloße Schalen einer kernlosen Methode verwickelten philosophischen Geschmacke sich entgegen zu setzen: so hat Göttingen Anteil an der Ehre eines gebesserten oder geretteten Geschmacks."

*) Michaelis' Vorrede zu seinem Compendio theologiae dogmaticae.
**) Pütters Geschichte der Akademie zu Göttingen.

II.

Vom neuern Gebrauch der Mythologie.

1.

Von hieraus gehe ich, wie ich glaube, den sichersten Weg einer Materie entgegen, die in einer der neuesten und feinsten kritischen Schriften*) unter uns von neuem rege gemacht ist: wie weit wir die Mythologie nachahmen können, und müssen? Klotz nämlich in seinen Epistolis Homericis untersucht diese Frage im Vorbeigehen, und so wie dieser Verfasser überhaupt in seinen Parenthesen unterhaltender sein möchte, als in den Sachen, die er zweckmäßig abhandelt: so gebe ich auch der exempelreichen Abhandlung, daß die Mythologie nicht in geistliche Gedichte der Christen zu mischen sei, meinen ungeteilten Beifall.

Aber wie fern uns die Mythologie im ganzen erlaubt, nützlich, ja notwendig zu brauchen sein möchte: hier scheint seine Kalliope, die er vor dieser Betrachtung anruft,**) ihn etwas zu weit verführt zu haben; oder er ist undankbar gegen seine Führerin, die ebenfalls zur Mythologie gehört, und ihren Schüler also verlassen mußte, da er der Mythologie zu nahe trat. Wir wollen ihm nachschleichen, und ihn etwas zurück zu locken suchen.

*) Klotz. Epistol. Homer. Epist. II.
**) Epist. Hom. p. 123.

5 ff. Ganz entgegengesetzt urteilt H. über Klotzens Epistolae Homericae (Bremen 1764) im ganzen in Abschn. 23 des 1. und im 1. Abschn. des 2. Krit. Wäldchens, in dessen 5.—9. Kap. (SWS. III, 226—38) er die Erörterungen über die Mythologie wieder aufnimmt, die hier vorgetragenen Anschauungen zum großen Teil wiederholend, zum Teil aber auch einschränkend. Den Übergang bildet das Urteil in der Rec. der Opuscula (1766 SWS. IV, 251): „In seinen Homerischen Briefen würde wenig bleiben, wenn man die beiden Hypothesen, von der Mythologie und vom Thersites wegnähme, die doch bei einer Prüfung leiden würden.“ — 13. meinen ungeteilten Beifall, der a. a. O. vom historischen Standpunkte zurückgenommen oder doch wesentlich eingeschränkt wird, mit Rücksicht auf Sprache, Zeiten und Länder, insbesonders zu Gunsten der zum Teil lateinisch dichtenden Italiener der Renaissancezeit, für welche eine Vermischung antik-heidnischer und christlicher Anschauungen etwas Natürliches war.

„Warum, frägt er, ist Neptun ein Gott des Meers, Pluto der Hölle u. s. w. Man kann nichts bei allen diesen Fabeln zur Ursache angeben, als weil es den Griechen und Römern so gefiel!“*) Freilich, der Name ist willkürlich! und meinetwegen mag statt Jupiter, Neptun und Pluto auch Perkunos, Pikollos und Potrimpos, oder Odin, Thor und Locke stehen, nur müssen diese Namen so durchgängig bekannt, mit so hohen poetischen Begriffen gleichsam verknüpft, und unsrer Sprache so angemessen sein, als die griechischen und römischen Namen der Götter. Alsdenn ist uns nichts daran gelegen, ob sie von den Griechen, oder Skandinaviern, den Römern, oder alten Deutschen erfunden sind. Nur, ich wiederhole es nochmals, sie müssen so durchgängig bekannt, mit so vielen dichterischen Erzählungen ausgeschmückt, und an Tönen nicht rauh sein. Der Dichter und Artist braucht, um seine vollkommen sinnliche Schönheit zu erreichen, oft solche personifizierte Stücke der Natur: hier einen Wasser-, dort unterirdischen Gott, wo der Begriff von Meer nicht paßlich, und die Idee vom Teufel nicht edel gnug war. Hier hat der Verfasser die Ursache, warum ein Neptun und Pluto nötig waren, bloß als poetische Geschöpfe, nicht Namen.

Er fährt fort:**) „die Mythologie beruht auf nichts, als dem Irrtum und dem Aberglauben der Alten!“ gut! Religions-Begriffe, Bilder der Wahrheit muß sie also uns nicht geben; aber wir nutzen sie auf einer andern Seite, der sinnlichen Schönheit wegen. Wenn ich mythologische Ideen und Bilder gebrauche, so fern gewisse moralische, oder allgemeine Wahrheiten durch sie sinnlich erkannt werden: so sind mir ja mythologische Personen erlaubt, die durchgängig unter einem bestimmten und dazu sehr poetischen Charakter bekannt sind, oder in der Fabel Äsops müßten die Tiere nicht mehr sprechen, und in keiner Fiktion müßte ich erdichtete Personen gebrauchen können — warum? weil sie der Wahrheit entgegen sind. — Der Wahrheit wegen brauche ich sie auch nicht; aber ihrer poetischen Bestandheit: und, wenn es personifizierte Dinge

*) Ibid. p. 124.
**) pag. 125.

5f. Perkunos, der Donnergott der alten Ostpreußen und Litthauer, dem der Wassergott Potrimpos und der furchtbare zerstörende Pikollos zur Seite stehen; sie bildeten zusammen eine Dreizahl, die durch Opfer und ewiges Altarfeuer geehrt wurde. — 33. Vgl. 274, 3. H. überträgt hier Lessings „allgemein bekannte Bestandheit der Charaktere“ als Grund des Gebrauches der Tiere in der Fabel (Abhandl. über die Fabel II D. Nat.-Litt. Bd. 65 = Less. VIII, 40, 7ff.) auf die Mythologie.

sind, der sinnlichen Anschauung wegen. Freilich, die die mythologischen Namen bloß „als leere Schälle*) gebrauchen", die können ihrer entraten; sind das aber Dichter? Weiter: „es ist ein sehr mittelmäßiger Kopf, der nichts selbst in Vorrat hat, sondern hundertmal wiederholte Bilder wiederholen muß!"**) Nicht bloß ein mittelmäßiger, sondern ein schlechter Kopf ist, der nichts im Vorrat hat, der bloß wiederholt; aber wer hundertmal auf einerlei Art gebrauchte Bilder auf eine neue Art braucht, wer hundertmal gebrauchte Personen zu Machinen einer im ganzen neuen Fiktion braucht, wer in hundertmal gesehene Körper einen neuen Geist hauchet, daß sie ihm zu großen Zwecken dienen, und in einer neuen Sphäre, ihrem Charakter gemäß, poetischschön handeln: der ist mehr als ein mittelmäßiger Kopf. Nicht darin besteht sein Verdienst, daß er sie brauchet (weil er damit seine Kenntnis zeiget), nicht darin, daß er die Schwierigkeiten ihres abgenutzten Alters zu überwinden wußte, denn warum ließ er's, wenn dies sein einziges Verdienst war, nicht gar bleiben? sondern weil er sie zu schönen poetischen Zwecken schön zu brauchen wußte.

Ich will ein Zeugnis anführen, dem der Verfasser vielleicht glauben wird: es erlaubt zwar allein den Künstlern die Mythologie: wenn sie der Dichter aber zu eben den Zwecken brauchen kann, und nötig hat; warum sollen wir hart, oder eigensinnig sein, und sie ihm denn versagen? Ich setze meines Zeugen eigne Worte her, damit der Leser nichts vom schönen Ausdruck verliere, oder ich untreu würde: artificum ratio huius disputationis severitatem refugere videtur. Nam ut in sermone verba, sic in pictura signa quaedam sunt, ab antiquis temporibus, atque ex mythologia profana repetita, quae quasi verborum sermonisque vim nacta sint. — Porro harum allegoricarum figurarum ope illud commodi nanciscuntur artifices, ut in una tabula complures res exponere queant, quarum singulae singulas tabulas postularent, si ab hac ratione recederent. — Praeterea res, quae in sensus non cadunt, hoc modo ante oculos ponuntur, et obmutescenti quasi historiae succurrit allegoria: attentio igitur conservatur, et dum omnia videmus, laetamur. — Wozu braucht sie also der Künstler? Zuerst wegen ihres bestimmten Charakters, da sie bedeutungsvolle Worte sind: ferner durch den

*) pag. 126.
**) pag. 127.

Reichtum von Ideen, der sie begleitet; drittens, sie malt abstrakte Begriffe sinnlich. Nun! und wenn sie zu dem allen der Dichter brauchen kann, und muß: um ihrer allgemeinen Bestandheit, um ihrer hohen poetischen Nebenbegriffe, um ihres Lichts der sinnlichen Anschauung willen: damit er allen verständlich, damit er poetisch edel, reich und schön, damit er für die anschauende Phantasie rede: wer soll sie ihm verwehren? Unser Verfasser nicht, denn er erlaubt sie ja deswegen dem Künstler; ich auch nicht, da ich für sie rede, der Verfasser der Homerischen Briefe auch nicht: denn das angeführte Zeugnis ist sein eignes,*) aus demselben Briefe, und in derselben Sache. Ich habe ihn durch sich selbst zurückgeführt: vorher hat er bloß die Mythologie zu einseitig angesehen. Nicht wie Griechen und Römer sie brauchen**) (als Religions- und Historienwahrheiten), nicht, wie sie die Reformatoren nach der Barbarei oft beibehielten***) (als eine heilige Antike, aus einem Vorurteile des Ansehens), nicht, wie sie gehirnlose Köpfe brauchen†) (als einen leeren Schall), nicht, wie sie elende Schwätzer brauchen††) (um neun und neunzig mal gebrauchte Gleichnisse, statt eines neuen, das Kopfbrechens macht, hinzustellen), sondern mit einer neuen schöpferischen, fruchtbaren, und kunstvollen Hand — und zwar bloß wenn er sie nötig hat, und zu den angezeigten großen Zwecken gebrauchen kann.

2.

Ganz notwendig für einen jeden Dichter schlechthin ist die Mythologie gar nicht. Ich sehe die Ursache, womit ein Kunstrichter†††) Klotzens Meinung begegnet, für gar keine Ursache an: „der Dichter überzeugt uns durch seine Mythologie, daß er mehr als bloße Verse machen kann; er giebt uns einen überzeugenden Beweis, daß er ein Gelehrter ist, der sich in den Werken des Altertums umgesehen hat, oder noch umsehen kann, welches unsre Poeten als was ziemlich Überflüssiges anzusehen anfangen." Der Recensent, dessen dies Urteil ist, will uns damit vielleicht überzeugen, „daß er mehr, als bloße (d. i. nackte) Recensionen schreiben kann; er

*) s. Epist. Homer. 2. p. 129.
**) pag. 132.
***) pag. 125.
†) pag. 126.
††) pag. 127.
†††) s. [Nicolais Allg.] Deutsche Bibl. 1. B. 1. St. p. 203. [Z. 30 doch st. noch; vgl. aber 275, 3.]

will uns damit einen überzeugenden Beweis geben, daß er ein Gelehrter ist, der sich in den Werken des Altertums umgesehen hat, oder NB. noch umsehen kann, welches unsre Recensenten als was ziemlich Überflüssiges anzusehen anfangen." Dessen hat er mich auch überzeugt, aber nichts mehr. Durch den Gebrauch der Mythologie lernt man nicht gleich mehr, als bloße Verse machen: wer ein Kompendium der Mythologie durchgelesen, ist noch kein Gelehrter, der sich in den Werken des Altertums umgesehen haben muß: ein Gelehrter ist noch kein Dichter, und ein Altertumskenner kann sich eben, wenn er sich im Staube der Alten umsieht, das poetische Auge verderben: und denn um sich in den Alten umsehen zu können, lieber Gott! dazu braucht man ja nicht mythologische Gedichte gemacht zu haben; so wenig als der Recensent mythologische Gedichte darf verteidigt haben, um sich in den Werken der Alten umsehen zu können.

Aber noch eine Ursache von ihm*): „wenn die Mythologie aus der Pindarischen oder Horazischen Ode verwiesen werden sollte: so sehe ich gar nicht, wie sie den Namen einer Pindarischen oder Horazischen Ode verdienen könnte. Der Begriff von beider Art Oden involviert die Mythologie, ohne selbige ist es nicht möglich, einen vollständigen Begriff davon zu geben, oder wenn Sie das nicht zugestehen wollen, Herr Klotz: so müssen Sie ꝛc." O ja, lieber Herr Präceptor, auch ich will Ihnen alles zugestehen, wenn Sie mir etwas, was für mich sehr schwer fällt, den Begriff, den vollständigen Begriff einer Pindarischen oder Horazischen Ode geben, und sich herablassen, mir in ihm die Mythologie zu evolvieren, die Sie involviert haben. An meinem schwachen Verstande liegt's vermutlich, daß ich diesen Begriff noch nicht vollständig aus einander setzen kann, so genau ich ihn zu bemerken und mindstens zu empfinden gesucht; daß ich nicht so entscheidend behaupten kann, dies gehört zur Pindarischen und Horazischen Ode wesentlich, und dies zufällig; dies muß, und jenes darf nicht nachgeahmt werden, in einer fremden Sprache, bei einer ganz verschiednen Religion, auf einer ganz verschiednen Stufe der Litteratur, unter ganz andern Umständen und zu ganz andern Zwecken. Ich habe nach dieser schwachen Blödigkeit endlich geglaubt, daß der Charakter

*) s. Deutsche Bibl., 1. B. 1. St. p. 204.

19. „sollte verdienen können." Bibl.

Pindars und Horazens am sichersten nicht in dem, was, sondern wie sie es singen, ertappet werde, daß es nicht darauf ankomme, ob sie eben diese Materialien zu ihren Farben nähmen, sondern, daß hier die Manier zu malen in Betracht komme. Ich habe geglaubt, daß man, um ihren Geist zu erforschen, genau drauf Achtung geben müsse: wie sie die Umstände ihres Helden oder Vorfalls nützen, wie sie in der Anlage des Plans, in der Fortführung der Ideen, der Art, Gleichnisse zu malen, und sie zu stellen u. s. w. sich charakterisierten. Ich glaube, daß eine Nachbildung schon den Namen einer Pindarischen oder Horazischen Ode verdiene (etwas, was ein Römer oder Grieche allein entscheiden müßte, der uns kennete), die, damit ich das Gleichnis von einem Gebäude gebrauche, die Materialien, die sie gebrauchen könnte, nach der Bauart, Form, den Teilen, und der äußern und innern Zierlichkeit einer griechischen oder römischen aufrichtete: ich glaubte dies nicht allein, sondern ein andrer,*) der schon seinen Mann besser kennet, sagt so gar: „seit dem Homer hat man geglaubt, daß die Zusammensetzung der Hauptzüge eines bestimmten Subjekts nach den Regeln der Übereinstimmung, und nach der Beschaffenheit des Zwecks, den man hat, den Plan eines schönen Werks ausmachten, so wie die Grundrisse der Zeichnung und die Stellung der Figuren gegen einander den Plan eines Gemäldes darlegen." Alles dies glaubte ich, und wünschte also unsern Homers, Pindaren und Horazen mehr die Art, wie jene die Mythologie nutzten, anwandten und zum Teil erfanden, um dieses Namens würdig zu sein, als die Mythologie selbst; aber —

Nun höre ich so viel Aussprüche neuerer Kunstrichter, die mein ganzes Ohr fühlet, und meine Zunge kaum nachstammelt: z. E.**) „Machen Sie mir doch einmal ein Heldengedicht, ein deutsches, aber nach keinem griechischen oder lateinischen Maßstabe. Oder eine Ode; aber das versteht sich, weder nach griechischen noch lateinischen Mustern. Ich möchte dergleichen wohl sehen!" Hier lief mir ein Schauder über den Leib, und meine Hände sanken. Mir strichen zwar Fingal, und Regner Lodbrog, und die skaldrischen,

*) Litt. Br. T. 19. p. 97. [Resewitz.]
**) Litt. Br. T. 21. p. 45. [Grillo in der Rec. über Willamov; vgl. oben S. 166, 21ff.]

12f. das Gleichnis von einem Gebäude, H. besonders geläufig; vgl. Ztschr. f. deutsche Phil. VI, 186. — 34. Fingal, die bekannte Ossiansche Dichtung in 6 Büchern (1761). — Regner Lodbrog, den Sterbegesang des Ragnar Lodbrók (Krákumál, aus der 2. Hälfte des 13. Jahrh.) lernte H. zunächst aus Schützes Übersetzung von Mallets

und Bardengesänge, und die Psalmen Davids, und arabische Gedichte durch die Seele, aber in der Angst schnell und verworren. Ich wagte nichts hervorzubringen, denn das gravitätische Kopfnicken des Präceptors bei den Worten: „ich möchte das wohl sehen!" schreckte mich. Ei! dachte ich, „diese Leute haben vielleicht die Punkte, welche die Alten festgeheftet, vielleicht unwissentlich aus einander gerissen, und dies ist alsdenn ein neuer Geschmack, der notwendig verkehrt sein muß, — weil er von den Regeln des weisen Altertums abgeht."*) Nun entfiel mir aller Mut zu hoffen, daß, da wir Helden haben, größer als die Helden Pindars, und Könige, größer als die Mecäne des Horaz, wir weit leichter und paßlicher Stoff zu Oden für Pindars und Horaze hätten, als für Homere und Virgile: mir entfiel der Mut, es zu versuchen, ob nicht eine Pindarische neuere Ode sich so unter die Heldenthaten und Vorfahren eines Königes verirren könnte, wie der alte Thebaner in seine Mythologie, die national und verwandt mit seinen Helden war; ich gab alles auf, und entschloß mich zum sichersten, meinem Lehrer die Oden Pindars und Horazens selbst zu zeigen, ohne an Nachbildungen zu denken, und da war es freilich wahr: „wenn die Mythologie aus ihnen verwiesen werden sollte, so sind sie freilich (per principium contradictionis) nicht mehr ohne Mythologie, was sie mit Mythologie waren, Pindarische und Horazische Oden." Q. E. D.

Ich finde mich zum Verfasser der Homerischen Briefe zurück. Ich glaube, erwiesen zu haben, daß der Gebrauch der Mythologie an sich nicht ganz verwerflich sei: nun bleibt die große Frage übrig: ist er denn so nützlich?

*) Ebendas. p. [43.] 44.

Geschichte von Dänemark (1765) kennen, in deren Recension (SWS. I, 75) er bekennt, daß er dieser „Ode eines sterbenden Helden kein Stück der Alten (II, 159 stellt er sie dem Tyrtaios gegenüber) und Neuen an die Seite zu setzen wisse: R. L. erzähle seine Thaten auf die einfältigste erhabene Art". Und Mallet ist sein Gewährsmann auch noch im 3. Abschn. des 1. Kr. W. (T. III, 2, 21, 20). Die mittlerweile in der Ossianrecension der N. Bibl. d. sch. W. u. fr. K. II, 2 (1766), 250—52 gebrachte metrische Übersetzung der letzten 8 Strophen (von Weiße, wiederholt in Denis' Ossian III, X ff. und Schmids Anthol. der Deutschen II, 355 ff.) mißfiel ihm um der Verse willen (SWS. II, 186) gänzlich. Hier, in dem Auszug aus Blairs Ossianabhandlung und in dem später erst ihm zugänglich gewordenen Original desselben fand er sich auf Olaus Wormius (Ole Worm 1588—1654) De Literatura Runica („Runir seu Danica literatura antiquissima, vulgo Gothica dicta" Hafniae 1636. Ed. II. 1651) verwiesen, wo dem Urtext eine wörtliche lateinische Übersetzung von Magnus Olaffen beigefügt ist (wiederholt bei Blair Ossian, Tauchnitz, p. 119—25): auf diese bezieht er sich dann in dem Briefwechsel über Ossian (4. Br. T. III, 2, 184, 32 f.). — skaldrisch, zu 69, 30.

2. in der Angst, zu 158, 17. — 11. Mecäne, vgl. zu 74, 33.

3.

Es ist eine leere Furcht, ohne alte Mythologie werde man schlechtere und frostigere Verse machen: Tantam rerum, quae hodie est, facies sententiarum novarum et imaginum copiam praebet, ut homini ingenioso numquam deesse possint, quibus exornet carmina.*) Hier muß ich erst wissen, was fodert die Dichtkunst; und wie weit kann ich ohne Mythologie dies erreichen? Man denke nicht, daß ich aus der Erklärung der Poesie das Ideal im allgemeinen bestimmen werde; ich sehe bloß die Foderungen der Poesie an, so fern sie mit der Mythologie grenzen, oder nicht. So bald es in der Dichtkunst auf mehr ankömmt, als auf Verse machen, und fließend reimen: so kann sie entweder für den Verstand reden, oder für die Einbildungskraft: für diese, um sie bloß kalt zu vergnügen, oder zu rühren und gleichsam zu täuschen. Dies, glaube ich, ist die psychologische Einteilung derselben.

Wenn die Dichtkunst für Vernunft redet: so ist das Ganze ihres Inhalts Wahrheit: was sie dazu thut, sind bloß kleine Auszierungen und Schnitzwerk: das Allgemeine ist ihrem Gebiet gleichsam entnommen. Da ich unsre geistliche Gedichte gleich ausgeschlossen: so bleiben mir hier philosophische Lehrgedichte übrig; in diesen kann nie die Mythologie mehr als Schmuck und Erläuterung sein, ohne zur Bildung des Ganzen was beitragen zu wollen. Allein, in dem angezeigten engen Gesichtspunkte, wer wollte sie ausschließen? Wird sie bloß zu verdunkelnden Anspielungen angewandt: so ist sie verwerflich — aber zu Beispielen, zu Vergleichungen, zu einzelnen Bildern, da betrachte ich sie auf dem Rande der Geschichte, als eine Quelle von poetischen Exempeln: (würde ich historische Wahrheit immer verlangen; so könnte ich ja auch wenig aus der alten Geschichte, die immer halb Fabel ist, anführen) prächtigen Farben, und redenden Bildern: und hier lasse ich sie mir nicht nehmen.

Wenn die Dichtkunst für den Verstand redet, durch die Fabel, von der Äsop der Urheber ist: so kann ja die Mythologie handelnde Subjekte liefern, die uns in einem einzelnen Fall, der als wirklich vorgestellet wird, einen gewissen allgemeinen Satz anschauend erkennen lassen: und warum sollte sie nicht die Quelle mancher

*) Epist. Homer. p. 126.

34—36. in einem einzelnen Fall — lassen, vgl. den Schluß der ersten von Lessings Abhandlungen über die Fabel. D. Nat.-Litt. Bd. 65 (Less. VIII), 35, 21 ff.

Fabeln sein können? Wenn man einige Geschichten aus Bacons Weisheit der Alten von der gar zu vielen Kunst entkleidete, die er tiefsinnig in sie legte — wenn man sie aus der Dämmerung der Allegorie, in der sie bei ihm stehen, mit dem Licht einer Geschichte völlig bekleidete: so würden doch wohl einige so schöne Fabeln daraus, als Lessings 5te im 1ten Buche, seine 10te, 18te, 23ste, 28ste im zweiten: und diese so schöne Fabeln will mir der Kunstrichter rauben, die unter den Lessingschen gewiß zu den besten gehören? wie viele werden wir aus Gellert, Gleim, Hagedorn, Lichtwehr verlieren? Hier sind ja die mythologischen Personen nicht leere Schälle, sondern handelnde Wesen, nicht bloße Namen, sondern Wesen von einem beständigen Charakter, nicht gedankenlose Wiederholungen, sondern ein künstlicher Gebrauch edler Personen, die mir einen allgemeinen Satz handelnd zeigen: kurz! alles was nur der strengste Kunstrichter der Fabel von ihr fodern kann.

Hier steht die artige Fiktion des Sannazars an ihrer Stelle, die Klotz angreift,*) sie läßt einen allgemeinen Satz: Venedig übertrifft Rom, anschauend erkennen, und wäre Handlung in ihr: so gäbe ich ihr (nicht wie der Venetianische Rat Geldsäcke: denn dies war mehr für die Materie, als die Form,) sondern einen ungehinderten Platz unter Fabeln. Jetzt ist sie bloß Epigramm, da ihr das Fortschreitende der Handlung fehlt: aber kann ich wie Trapp ausrufen: ubi hic acumen? quid salsum, quid facetum? Ne umbra quidem ingenii! Das acumen und salsum und facetum liegt hier darin, daß der allgemeine Satz, der Venedig so schmeichelte, gleichsam in die Morgenröte einer Fiktion eingekleidet, und anschauend dargestellet wird. — Kann ich wie Klotz ausrufen: in his versibus nil est, praeter inanem verborum sonum, quibus nulla subiecta sententia! Auch nicht! denn eben dazu ist ja das Epigramm erfunden, um hinter bekannte, und poetischansehnliche Personen eine Sentenz unterzuschieben. Freilich wäre zu Horaz' und Virgils Zeiten dies Epigramm

*) Epist. Homer. p. 130—132.

1 f. Unter den kleinen Schriften des bekannten englischen Staatsmanns und Philosophen Fr. Bacon v. Verulam (1561—1626) ist auch eine De sapientia veterum, 31 mythologische Fabeln mit allegorischer Deutung, nicht selten auf politische Verhältnisse (vgl 292, 23 f.). — 16. Jac. Sannazaro (aus Neapel, 1458—1530, dichtete in ital. u. latein. Sprache), Epigr. I, 36 (35) De mirabili urbe Venetiis (3 Distichen: Neptun ruft beim Anblick Vs. Jupiter zu: Si pelago Tybrim praefers, urbem aspice utramque: Illam [Romam] homines dices, hanc [Venetias] posuisse deos). Er erhielt dafür nach Volpis Biographie tria milia HS pro singulis versibus.

passender gewesen, aber warum? aus einer Nebenursache, weil Jupiter und Neptun damals Götter waren, denen man glaubte, und die man durchgängig kannte: das Epigramm hätte damals also Religions- und historische Wahrheit erhalten, und wäre feierlicher gewesen, weil jeder Leser viele hohe poetische Nebenbegriffe sich dachte. Jetzt wird freilich Neptun und Jupiter verlacht, so bald sie als Zeugen auftreten: man glaubt ihnen ihren Ausspruch eben so wenig, als dem Sannazar selbst. Was thut aber dies hier? legt Sannazar dies den Göttern in den Mund, um seinem Satze durch ihren Ausspruch Gewicht der Glaubwürdigkeit zu geben: so ist er ein Narr! bezahlte ihn Venedig so teuer, weil es glaubte, ihre Größe würde in dem Munde der Götter unwidersprechlich: so zahlte es freilich so albern, als eine Mutter das Lob ihres Kindes in einer gelognen elenden Leichenpredigt: aber betrachtet man das Epigramm an sich, so ist's ja artig, und (insonderheit damals, da die Mythologie als poetisches Baugerüste bekannter, und mehr in Ruf war, als jetzt) poetisch. Ist's aber so viel Geld wert? Das weiß ich nicht! wer kann Liebhaberei und Lobgedichte taxieren, als der Liebhaber und der Gelobte selbst?

Ich trete eine kleine Stufe höher! Zu den Oden! Eine Ode, die wirklich Empfindungen singt, und in mir erregen will, muß sich in das Labyrinth der Mythologie gar nicht, oder nur selten verlieren. In einem empfindungsvollen Klopstockischen Gedicht, oder in Hallers Ode auf die Mariane würde es ohne Zweifel fremde und gesucht sein, Bilder, die bei uns nicht so nahe an den Kammern des Herzens liegen, zu brauchen, um an das Herz des andern zu klopfen. Aber eine Ode, wenn ich sie als eine poetische Ausbildung eines lebhaften Gedanken ansehe, die die Einbildungskraft des andern bis zur sinnlichen Anschauung erregen, und bis zur Illusion beschäftigen soll: so erlaubt sie die Mythologie als eine Quelle sehr lebhafter Bilder anzusehen, aus der ich welche herausheben kann, um meinen Gedanken gleichsam in sie zu kleiden, daß er sinnlich anschauend erscheine, die Aufmerksamkeit bis zur Täuscherei beschäftige, und durch die Illusion reize. Man siehet, daß ich die Mythologie als Werkzeug, und nicht als Zweck empfehle, um Pindarisch und Horazisch zu sein. Hat die Horazische und

24. „Trauerode, beim Absterben seiner geliebten Mariane" (1736) D. Nat.-Litt. Bd. 41, 2, 115. Eine zweite „Über ebendieselbe" (1737) a. a. O. 119 (Hallers Gattin Mariane geb. Wyß † 30. Okt. 1736).

Pindarische Ode nicht höhere Zwecke, höhere Verdienste und Vollkommenheiten, als Mythologie: so kann ja ein Feind der letztern sagen: wohlan! könnt ihr nicht Horazisch und Pindarisch singen ohne Mythologie; so laßt auch jenes meinetwegen nach, lernt von diesen guten Alten in andern Stücken, oder gar nicht: und laßt den Vogel singen, nach dem deutschen Sprichwort, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. —

Es ist bei der Ode auch ferner nur immer ein Nebenzweck, oder vielmehr bloß ein Mittel zu Zwecken, woraus einige neuere Kunstrichter so viel machen, eine Anordnung und Stellung der Ode nach gewissen Mustern und Satzungen. Könnte ich's doch laut gnug rufen, daß, so wie ein regelmäßiges Aubignacsches Theaterstück ein elendes Werk sein kann, dagegen ein Shakespearscher Lear oder Hamlet ohne alle Anlage den Zweck des Trauerspiels erreicht, dramatisch zu rühren; so sei es ganz und gar nicht die Hauptvollkommenheit einer Ode, so und so, nach diesen und jenen Mustern, mit der und jener Kunst angelegt zu sein, daß sie die schöne Einheit, und die schöne Unordnung, die schöne Kürze und die schöne Methode habe, und was dergleichen schöne Regeln mehr sind, die nichts gelten, wenn man, um sie zu beobachten, schöne, künstliche und frostige Oden macht. Könnte ich's doch laut genug rufen, daß, wer Horaz nachahmt, um ihn nachzuahmen, und ein schönes, regelmäßiges, künstliches, und gelehrtes Gerippe seiner Oden darzustellen, noch kein Horaz sei, wenn er nicht den Zweck der Ode erreicht, uns den lebhaften Gedanken sinnlich darzustellen, daß jeder Zug der Horazischen Mythologie, die es für ihn thun konnte, aber für uns nichts zu diesem Zweck beiträgt, der Ode zuwider, unnatürlich und Hindernis sei; kurz, daß eine Ode, die bloß durch Gelehrsamkeit, Kunst und Regelmäßigkeit schätzbar ist, keine Ode sei, weil sie ihren Zweck nicht erreicht, wohl aber eine Sammlung künstlicher und schöner Verse heißen könne. Ich sehe es also nicht als einen Hauptgrund zur Verteidigung an, wenn der vorige Recensent sagt: „wenn der Poet den mythologischen Bildern einen Standort giebt, von dem sie, so zu reden, die glückliche Ähnlichkeit, die darin liegt, von selbst zeigen: so zeigt er sich von der Seite des Artisten.“*)

*) Deutsche Bibl. 1. B. 1. St. p. 203 [: „und wenn er die mythologischen Bilder in Gedanken verwandelt und ihnen einen solchen Standort giebt“ u. s. w.].

12. gnug (erg. nach Suphans Vermutung) fehlt A: aber vgl. 21. — 12f. ein — Theaterstück, d. h. ein nach der aus Lessings Dramaturgie bekannten Pratique du Théâtre (1657) des Fr. Hedelin Abbé d'Aubignac (1604—76) abgefaßtes Stück.

Am Artisten ist uns gottlob! im Gedicht nichts gelegen, wenn er nicht durch seine Künstelei sich als wahrer Dichter zeigt.

Nun sollte ich mich auf das weite Feld des Drama und der Epopee wagen — unermeßlich und bloß durch sich begrenzt, liegt es vor mir: ich wage es also nicht, ein Gesetzgeber zu sein, und zu sagen: „ein Heldengedicht, ein Drama ohne griechischen und römischen Schnitt ist unmöglich." Da würde Shakespear und alle unsre ungeborne Shakespears, die wir für unsre Bühne hoffen, da würde Ossian und Klopstock, und alle Ossians und Klopstocks, die wir noch hoffen, wider mich schreien. Ich wage es aber auch nicht, ihnen Mythologie zu verbieten, sie auch der Oper zu verbieten, und sie bloß dem Epigramm*) zu erlauben; hier mag jedes Genie selbst sehen, was es zu machen, und der Kunstrichter weiß in diesen Fächern auch schon mehr, was er zu urteilen habe.

Herr Klotz scheint überall bloß einen Gebrauch der Mythologie zu meinen, der in leeren Anspielungen, bloßen Wortblumen, aufgedunsenen Vergleichungen, in Einkleidungen nach schiefem Geschmack, und in gelehrter Bilderkrämerei bestehet. Alsdenn geben wir ihm völlig recht: so bald aber die Anspielung vielsagend, die Wortblume ein Schmuck der Materie, die Vergleichung natürlich und belebend, die Einkleidung poetisch, täuschend und schöpferisch, die Fülle der Bilder redend, lebhaft und beschäftigend ist: so ist die Mythologie nicht Zweck, sondern Mittel zu großen Absichten — wer sie uns untersagt, gebe uns andere.

Der Verfasser giebt uns einige; aber Schade, daß sie nicht völlig sein können, was jene sind: er empfiehlt uns Allegorie**): man soll Tugenden und Laster, die Affekten der Seele u. s. w. z. E. Scham, Fruchtbarkeit, Glück, Treu, Wahrheit, Neid, Wollust, Zorn, Uneinigkeit, Gerechtigkeit, Überfluß, Zeit u. s. w. in Leiber hüllen, und wie der Künstler, sie auch poetisch gebrauchen. — Wie Dichter und Künstler in dem Gebrauch derselben unterschieden sind, hat Lessing in seinem Laokoon***) im Vorbeigehen berühret; ob sie dem Dichter aber zu den großen Zwecken, zu denen er die Mythologie anwenden kann, dienen — dies möchte hier am unrechten Ort eine zu lange Parenthese einschalten. Es gehöret, so wie der

*) Epist. Homer. p. 132.
**) Epist. Hom. p. 128.
***) Lessings Laokoon p. 113 ꝛc. [Abschn. X; D. Nat.-Litt. Bd. 66 (Lessings W. IX), 1, 70 ff.]

34 f. Im 2. Kr. W. hat sich H. auf die Würdigung dieses Vorschlages eingelassen, um ihn — abzuweisen (a. a. O. 265 ff.).

andre Vorschlag, die neuern Entdeckungen, und die Merkwürdigkeiten der Natur in neuerfundnen Ländern, an die Stelle, da ich von dem neuen Wege rede, den wir einzuschlagen glauben, oder einschlagen können, um Originale zu sein.

Ich will jetzt mit einigen freien Gedanken von den Grenzen in dem Gebrauche der Mythologie beschließen, die ich nicht als künstliches Gebäude zum Anschauen hinstelle, sondern als Materialien hinwerfe: vorübergehender Leser! brauchst du etwas für dich, so stecke es bei dich, ohne daß ich dich namentlich rufe: Jetzt treffe ich mehr mit dem Verfasser der Homerischen Briefe zusammen, und vielleicht erkläre ich seine Gedanken.

4.

Man muß die Mythologie bloß als Werkzeug brauchen, nicht als Zweck, um sich von der Seite des Gelehrten, oder Artisten zu zeigen: Die erstern erinnern mich an die Worte in Vida Poetik:

— — — Sunt, qui, ut se plurima nosse
Ostentent, pateatque suarum opulentia rerum,
Quidquid opum congesserunt, sine more, sine arte
Irrisi effundunt, et versibus omnia acervant.

Die zweiten, die durch die Stellung der Mythologie sich als Artisten zeigen wollen, bringen mir den Maler des Horaz in den Sinn, der allen Fleiß auf Nägel und Zehen wandte:

Ponere totum nescius.

Sobald nun die Mythologie bloß poetisches Werkzeug wird: so muß man nicht durchgängig in einer mythologischen Sprache reden, gleich als wenn unsre Denkart mit ihr umkreiset wäre: sonst verirret man sich in Anspielungen, und Orakelsprüche aus den Alten.

Man muß die Mythologie von der Seite ansehen, auf die jedes gesunde Auge natürlich und zuerst fällt. Viele lesen die Alten, aber weiß Gott! wozu? denn was sie daraus behalten und anwenden, das bemerkt sich kein ander ehrlicher Mann. Von diesem Alten führen sie so einen unbedeutenden Nebenzug aus

9. Über die von der älteren Sprache her übliche Konstruktion bei m. Acc. s. DWB. I, 1346ff. — 15. Marc. Hier. Vida (geb. zu Cremona 1490, † 1566 als Bischof v. Alba), Poeticorum (1520 u. ö. Eine Ausgabe besorgte auch Klotz Altenb. 1766. Vgl. Borinski, Poet. d. Renaiss. S. 4ff.) II, 192ff. — 21ff. Ars poet. 32—35 (die Stelle schließt: Infelix operis summa, quia ponere totum Nesciet). — 31. bemerkt sich, merkt sich an: vgl. DWB. I, 1460, 1. — ander schreibt H. öfter statt anderer, ebenso unser statt unserer: vgl. SWS. II, 383 zu 338.

seinem Gemälde an, daß, da sie ihn für den Leser unbestimmt lassen, sie auch die Ehre haben, ihre Anwendung allein zu verstehen. Diese Anmerkung erstreckt sich auch auf die alte Geschichte, wo manche keine Kleinigkeit wollen umsonst gelesen haben. So sagt ein neuerer Schriftsteller: „ich erkannte Sie, ob ich gleich kein Marcell bin!“ Warum denn Marcell? Als ein rascher, dreister feuriger Held ist mir Marcell zwar bekannt, als der Erbauer des Tempels der Tugend und Ehre auch: aber was thut das hier? Endlich fand ich, Marcell habe einmal nicht aus Rom ausreisen wollen, weil er auf Zeichen gehalten: nun verstand ich's, aber das hatte ich aus meinem Plutarch längst vergessen.

Man muß die Mythologie nicht außer ihrem Zweck brauchen: dahin gehört, wenn man ihr einigen Religionswert beizulegen scheint. Man legt etwas in den Mund eines Gottes, damit es Gewicht der Glaubwürdigkeit und Wahrheit bekomme: oder man thut Wünsche an diesen oder jenen Gott, von ganzem einfältigen Herzen. Dies ist lächerlich, es sei denn, daß diese Wesen personificierte Dinge der Welt, oder allegorische Personen sind; als solche müssen sie aber offenbar auftreten: sonst rückt man sie aus der dichterischen Sphäre in das Gebiet der strengen Wahrheit, und da sind sie nicht zu Hause.

Man vermeide bei der Mythologie alles, was gleichsam leblose Schönheit ist: wohin die topographischen Beschreibungen gehören, die unsern Dichtern oft an unrechtem Ort so heilig sind, wenn sie von mäandrischen Krümmungen, vom Skamander und der Tiber, vom Helikon und Pindus, dem Kastalischen Brunnen und der Hypokrene, dem Dädalischen Labyrinthe u. s. w. bloß gelehrt und, wie sie meinen, poetisch reden, ohne einen geistigen Sinn diesen anderthalb Schuh langen Worten zu geben.

5 ff. K. v. Moser in seinem „Treuherzigen Schreiben eines Layen-Bruders im Reich, an den Magum im Norden oder doch in Europa“ (Lbr. 16, 69): „Ich erkannte Sie an Gang und Miene, ohngeachtet ich weder ein Marcell, noch ein Freimäurer bin.“ Die verfehlte Deutung der schon 165, 4 benützten Stelle auf den römischen Feldherrn (vgl. an Hamann Lebensb. I, 2, 214. 217 = Hoffm 35, 26 ff.) ließ sich Klotzens D. Bibl. nicht entgehen, um H. noch nachträglich einen Stich zu versetzen (I, 4, 177 f.). Dort fand er auch die Belehrung: „Es ist — Monsieur Marcel, Tanzmeister zu Paris“ und Verweisung auf die Anekdote bei Helvetius, De l'Esprit Disc. 2 ch. 1 n. (a), wonach dieser Tanzmeister, der sich vermaß, an Gang und Haltung den Charakter eines Menschen zu erkennen, in der That einen Fremden, der sich ihm als Engländer vorstellte, an Gang und Blick als einen „deutschen Fürstendiener“ (esclave titré d'un électeur) erkannte (vgl. das unterdrückte Gedicht „Der deutsche Nationalruhm“ Humanitätsbr. 114 (a), SWS. XVIII, 209, wo die Anekdote erzählt und die Quelle in der Note beigefügt ist. Benutzt ist sie auch schon in dem Gedicht „An den Genius von Deutschland“ 1770 Str. 13, SWS. XXIX, 331). Die Plutarchstelle, auf die sich H. Z. 8 bezieht, steht im Leben des Marcellus 12. — 28. zu reden (A) ist Druck- oder Schreibfehler. — 29. anderthalb — Worten, nach Horaz, Ars poet. 97 sesquipedalia verba.

Man vermeide allen Übelstand, und hüte sich vor Maschinen, denen die Veränderung der Zeit und Denkart gleichsam Flecken und verkleinernde Nebenbegriffe angehänget. Wenn man Helden unsrer Zeit, die mehr durch den Geist, als Körper, Helden sind, immer und immer mit jenen Giganten und Herkuls vergleicht, alsdenn Beschreibungen aus den Alten häuft, und für ekle Ohren nicht gnug die Nebenbegriffe des alten Pöbelhaften entfernt: so kann man sich freilich mit der Ode des Horaz an seinen Drusus schützen; aber wenn man sich bloß schützt, erobert man nicht.

Wenn man mythologische Geschichte erzählt, bloß weil sie die Alten erzählt: so fehlt wieder der Zweck des Neuen; ich nehme diesen aber nicht bloß im Gesichtspunkt der Moral, sondern der Poesie; sonst würde ich alles einschränken. Soll etwas nicht Übersetzung sein: so muß es für uns einen Zweck haben, und wo möglich im Ganzen. Man möchte dies letzte an Wielands Komischen Erzählungen vermissen, allein die Art der Erzählung giebt ihm in allen Teilen Zweck und Neuheit gnug. Wenn im Ganzen nicht gnug Hauptzweck und Hauptton herrschen dörfte: so sind die komischen Nebenzüge unterhaltend.

Man hüte sich vor der Mythologie, die durch einzelne Bilder spricht; denn entweder kann man dieser entraten, als eines überflüssigen Putzes; oder, wenn man sie zu poetischen Zwecken braucht, so wird leicht spielende und gezwungne Allegorie draus. Hingegen bediene man sich ihrer in Handlung, dann wird sie nie erscheinen, als wenn sie unentbehrlich ist, und wo sie erscheint, wird sie als poetische Fiktion, gleichsam in dem Gewande der Fabel sich zeigen. In diesem Gewande muß sie reizen und illudieren, und alsdenn ist sie eine Vertraute Apolls und der Musen. Dieser letzte Rat verdient vorzüglich die Aufmerksamkeit meiner Leser.

5.

Jetzt will ich mich einigen praktischen Betrachtungen überlassen, wie wir die Mythologie zur Bildung unsrer Erfindungskraft nutzen können, um uns den Alten mehr an Geist, als durch Nachahmen, zu nähern.

Was war die Mythologie bei den Alten? Teils Geschichte, teils Allegorie, teils Religion, teils bloß poetisches Gerüste! Wie

8. Carm. IV, 4. — 15f. Komische Erzählungen o. O. 1765.

sind sie zu ihr gekommen? wie haben sie sie verschönert? genutzt? verändert? Und können wir in alle diesem was von ihnen lernen?

Was für eine griechische Einbildungskraft gehörte dazu, um starke Bauerknechte zu Herkuls, zu Helden, zu Halbgöttern zu erheben, sie in allen den Reichtum der poetischen Würde zu kleiden; die Fahrt der Argonauten, die Belagerung von Troja, die Himmelsstürmerei, und alle jene Fabeln, die in der Geschichte ihren Ursprung haben, so schöpferisch in poetische Leiber zu hüllen, und ihnen dichterischen Geist einzuhauchen. Was ist Skamander, und Olymp, und alle die heilige Örter und Geschichte, die der Stoff zu ihrer Mythologie ursprünglich gewesen? Ich besehe sie in den Reisebeschreibungen, ich ziehe in der alten Geschichte ihren poetischen Schmuck aus, was sind sie? — Himmel! das habe ich alles in meinem Lande, in meiner Geschichte, rings um mich liegt der Stoff zu diesem poetischen Gebäude; aber eins fehlt: poetischer Geist. Bewundern müssen wir euch, ihr Alten, und die Augen niederschlagen: ihr erhobt Kleinigkeiten aus dem Staube zu einer glänzenden Höhe; wir lassen die ganze Schöpfung um uns öde und wüst trauren, um euch nur zu plündern, und das Geplünderte elend anzuwenden.

Wenn Horaz sich einen Augustus unsrer Zeit wählte: würde er wohl unter den Trümmern alter mythologischen Geschichte sich verirren, oder ist's wahrscheinlicher, er würde auf das Lob und glänzende Beispiel seiner Vorfahren, auf Individualfälle seiner Regierung, auf einzelne Umstände seiner Reiche und Länder sich ausbreiten: er würde insonderheit die Umstände und Seiten der Materie nutzen, über die er singt, daß sein Gesang individual für seine Person, national für sein Land, patriotisch für seinen Helden, kasual für den Vorfall, sekular für sein Zeitalter, und idiotisch für seine Sprache wäre.

Wenn der griechische Pindar seinen Helden auch nur von seiner Vaterstadt lobet: wie weiß er jede merkwürdige Begebenheit dieser Stadt, von ihrer Stiftung an, zu nutzen: er zeichnet das Charakteristische derselben, ihre Vorzüge vor andern, die Vorfahren aus der Familie seines Helden: wo es das ehrwürdige Alter und die Würde der Person erlaubt, kleidet er diesen und jenen Vorfahren und Stammvater in die Strahlen Olymps, schlingt die genealogische Kette bis an den Thron eines Gottes, oder macht einen Ort gleichsam dadurch heilig, daß hier vormals Götter ge-

wandelt: so wird seine Ode voll Mythologie, aber warum? um sich als Gelehrter, als Artist zu zeigen, um eine mythologische Ode gemacht zu haben? — Ganz und gar nicht! seine Mythologie ist Geschichte des Vaterlandes, Geschichte der Vaterstadt, Familien- und Ahnenstolz seines Helden, Ursprung des Vorfalls, den er besingt. Und was wird also sein Gesang? Ein heiliges National- Sekular- und patronymisches Lied, das wert war, in dem Tempel des Gottes, und in den Archiven der Stadt, die er sang, mit goldnen Buchstaben geschrieben, aufbewahret zu werden; ein Familienstück für ein Geschlecht, und mehr als eine Bildsäule für den Helden, wie der edle Stolz des Pindars selbst wußte.

Haben wir zu unsrer Zeit solche Dichter, die das für den Vorfall, die Person, das Zeitalter, für welches sie singen, sind und sein werden? Ein andrer antworte für mich; aber — was ist die Pindarische Ode auf den Tod des Kaisers Franz gegen eine Pindarische auf einen Jüngling, der bloß gut laufen konnte? Nichts!

Zweitens: ein großer Teil der Mythologie ist Allegorie! personificierte Natur, oder eingekleidete Weisheit! Hier belausche man die Griechen, wie ihre dichterische Einbildung zu schaffen, wie ihre sinnliche Denkart abstrakte Wahrheit in Bilder zu hüllen wußte, wie ihr starrendes Auge Bäume als Menschen erblickte, Begebenheiten zu Wundern hob, und Philosophie auf die Erde führte, um sie in Handlung zu zeigen. Und, da wir eine neue Welt von Entdeckungen um uns haben: ihr Dichter unter uns, so kostet von jenem mächtigen Honig der Alten, damit ihr eure Augen wacker macht, um auch so viel Spuren der wandelnden Muse zu erblicken — Lernet von ihnen die Kunst, euch in eurer ganz verschiednen Sphäre eben so einen Schatz von Bildern verdienen zu können. Statt daß ihr nach jenem ekelhaften Gemälde das, was Homer gespieen hat, euch belieben lasset: so stärkt euer Haupt, um aus dem Ocean von Erfindungen und Besonderheiten,

14 f. Christ. Fr. Daniel Schubart, „Der Tod Franciscus des ersten: Römischen Kaisers: eine Pindarische Ode." 3 Bogen. Ulm 1766. Vgl. Hs. Urteil aus einer höchst wahrscheinlich für die Allgem. D. Bibl. bestimmten Recension von etlichen Gedichten und Gedichtsammlungen Schubarts (geschrieben Ende 1768): „Kurzum! sie ist keine Pindarische Ode. — Indessen bleiben wir dabei, daß dies poetische Stück nicht zu verachten, und mit allem Folgenden nicht zu vergleichen sei". SWS. IV, VII_2. — 22. Bäume als Menschen, Umkehrung der 77, 16 gebrauchten biblischen Redensart. — 26 f. 1 Samuel (Kön.) 14, 27. — 30. jenem ekelhaften Gemälde, von Galaton in dem von Ptolemaios Philopator errichteten Homereion in Alexandria. Aelian. Var. hist. XIII, 21 (Overbeck 1988). Es stellte den Homer speiend dar, die übrigen Dichter aber, wie sie das Gespieene aufschöpften. Wiedererwähnt im 2. Krit. W. SWS. III, 258_{101}.

der euch umfließt, zu trinken, ohne davon zu erblassen. Ich meine, statt daß ihr aus den Alten Allegorien klaubet, oft wo sie gewiß daran nicht gedacht; so lernt von ihnen die Kunst zu allegorisieren, vom philosophischen Homer, und vom dichterischen Plato.

Kurz! als poetische Hevristik wollen wir die Mythologie der Alten studieren, um selbst Erfinder zu werden. Eine Götter- und Heldengeschichte in diesem Gesichtspunkt durcharbeitet, — einige der vornehmsten alten Schriftsteller auf diese Weise zergliedert, — das muß poetische Genies bilden, oder nichts in der Welt. Aber wie groß muß der Mann sein, der uns diesen Gradum ad Parnassum, dieses Cornu copiae, diese Hylen inventionum poeticarum, diese Aurifodinam mythologicam, (oder wie die hochtrabenden Titel einiger spanischen Bettler mehr heißen) lieferte.

Da diese Erfindungskunst aber zwei Kräfte voraussetzt, die selten beisammen sind, und oft gegen einander wirken: den Reduktions- und den Fiktionsgeist: die Zergliederung des Philosophen und die Zusammensetzung des Dichters: so sind hier viele Schwierigkeiten, uns gleichsam eine ganz neue Mythologie zu schaffen. — Aber aus der Bilderwelt der Alten gleichsam eine neue uns zu finden wissen, das ist leichter; das erhebt über Nachahmer, und zeichnet den Dichter. Man wendet die alten Bilder und Geschichte auf nähere Vorfälle an: legt in sie einen neuen poetischen Sinn, verändert sie hier und da, um einen neuen Zweck zu erreichen; verbindet und trennet, führt fort und lenket seitwärts, geht zurück, oder steht stille, um alles bloß als Hausgerät zu seiner Notdurft, Bequemlichkeit und Auszierung nach seiner Absicht und der Mode seiner Zeit, als Hausherr und Besitzer zu brauchen.

6

Was? höre ich hier einen Kunstrichter entgegen rufen: „daraus werden mythologische Unwahrheiten: z. E. nun darf Sisyphus schlafen, Tantalus trinken u. s. w. Diese Fabeln haben in der Mythologie einmal ihren gewissen Standpunkt, und ihn umdrehen wollen, heißt das System der Mythologie niederreißen. Sie werden an keinem einzigen Ort im Pindar eine solche Inversion finden; er läßt, wie alle Poeten, diese Dinge so stehen, wie sie das Fabel-

5 ff. Zu dem Reste dieses und zum 7. Abschn. vgl. T. II, 149 ff. — 27. Vgl. 97, 26 u. Anm.

system diktiert hat."*) Hier wollte ich zwar einfallen: „Das möchten auch mythologische Unwahrheiten sein. Sobald Sie die Alten in Ihrem Scholiasteneifer nicht ganz vergessen wollen: so werden Sie wissen, daß die Alten nie ein Fabelsystem gekannt, das sie wie Luthers Katechismus hergebetet. Sie werden wissen, daß so viele mythologische Widersprüche, Ungereimtheiten und Possen bloß daher entstanden, weil die Götterlehre nie ganz gewesen. Sie werden wissen, daß es eine neue und alte Mythologie gegeben, daß jeder Poet es für erlaubt gehalten, Zusätze und Veränderungen zu machen, und die folgenden Zeitalter endlich alles verunstaltet. Oder wenn Sie mehr als dies wissen und behaupten: daß Pindar, so wie alle Poeten, alles hat stehen lassen, wie es ihm diktiert ist; haben Sie es etwa ihm und allen Poeten diktiert? Wie viele, viele Inversionen hat Pindar gegen die Alten, und seine erste Ode spricht gewiß vom Tantalus mit Delikatesse, Sorgfalt und Wahl, die er auch in einem Fabelsystem, wie es zu seiner Zeit ausgesehen, nötig hatte." Dies wollte ich sagen, und dachte dem traurigen Gedanken nach: „wie mißlich es sei, sich auf sein Gedächtnis zu verlassen —" wie mißlich, einem Kunstrichter zu trauen, der bei jeder Gelegenheit tadeln will, und in vielen Perioden Non-sens sagt (es dörfte dies viele nicht eben eine ungeheure Hyperbel sein).

Aber ich dachte, hätte dieser Mann recht; wer bist du, daß du es wagst, „die Punkte zu verrücken, die die Alten festgeheftet, und einen neuen Geschmack einzuführen, der notwendig verkehrt sein muß, weil er von den Regeln des Altertums abgeht?"**) „Wie? wenn du alsdenn einst im Reich der Toten vor dem *δικαστήριον****) der Alten erscheinen sollst, und du sollst mit dem armen

*) Litt. Br. T. 21. p. 73. 74. [Grillo in der mehrfach citierten Rec. über Willamov.]
**) Litt. Br. T. 21. p. 44. [Ders. (Vgl. 277, 5ff.) Z. 26: des weisen Altertums.]
***) Litt. Br. T. 22. p. 4. 5. [Ders. über Treschos Kleine Versuche im Denken und Empfinden, Königsb. 1761.]

14. Ol. I, 55ff. (Herders Übersetzung SWS. XXVI, 189f.). — 26—291, 7. Grillo leitet seine Kritik über Trescho mit folgenden Sätzen ein: „Longin giebt im vierzehnten Abschnitt seiner Abhandlung vom Erhabenen den Poeten und überhaupt den Skribenten den heilsamen Vorschlag, daß sie jederzeit die großen Muster des Altertums vor sich haben mögen .... In der That, wenn insonderheit unsre Poeten diesen heilsamen Rat des Griechen recht zu Herzen nähmen, wenn sie lieber diesen vierzehnten Abschnitt aus dem Longin herausschnitten, und auf das Pult, wo sie ordinair ihre Muse sitzen haben, annagelten, so bin ich gewiß, wir würden nicht so viel unzeitige und unnütze Verse und Prose zu lesen bekommen. Es ist erstaunend, wenn man zwei Jahr nur in unsre Zeiten zurückgeht, was für eine Menge leiernder Menschen aufgestanden sind, von denen etwa zwei oder drei ohne Schamröte vor dem *δικαστήριον* unsrer Enkel werden erscheinen

Trescho auf den Richtplatz: du magst Prediger oder Amtsschreiber, oder Holzinspektor oder Küster, oder Schulmeister gewesen sein: denn wird man die erschreckliche Angst auf deinem Gesichte abgemalt finden, die dich innerlich peinigt, und dir alle die Unordnung vorhält, die du unbedachtsam in das Fabelsystem eingeführet. Jetzt bist du noch ein vermeßner und sorgenloser Knabe, dem der morgende Tag keinen Kummer erweckt: aber einst vor der σκυτάλη des Gerichts! zittre! da wirst du nicht wieder durchkommen. Lucian (der, wenn er das Glück gehabt, eine lange Zeit später geboren zu werden, gewiß die Ehre hätte haben sollen, ein Mitarbeiter der Litteratur Briefe*) zu werden, weil er schon an seinen Vorschriften ein würdiges Probstück geliefert, das fast verdient, ein Berlinischer Litteratur Brief zu sein, und es auch wurde), dieser Lucian, und Longin, und der Kunstrichter werden den Minos, Äacus und Rhadamanth vorstellen. Nun ruft der dritte**) von ihnen: Nur heran, Misse=

*) Litt. Br. T. 20. p. 6. [Abbt über Ph. Ernst Bertrams Fortsetzung von Ferreras Allgem. Historie von Spanien.]

**) Ich muß mich hier zur niedrigen Satire wider Willen herablassen, um mit ihren eignen Worten etwas von der übelanstehenden Lebhaftigkeit zu zeigen, mit der einige von den letzten Recensionen der Litt. Br. sich wegwerfen. Vielleicht wäre es zur Ehre des Werks gewesen, wenn nach dem 17. Teile der 24. gefolgt oder einige Briefe (z. E. 288. 91. 92. 95. 316 u. a.) weggeblieben, oder diese Teile durchgängig nahrhafter gemacht wären.

können. Die übrigen werden erstlich nicht so weit gelangen, und wenn es ja durch ein Wunderwerk betrieben würde, so würde man die erschreckliche Angst auf ihren Gesichtern abgemahlt finden, die sie innerlich peinigt, und ihnen alle die elenden Verse vorhält, die sie ehemals unbedachtsam gemacht hatten, und derenwegen sie jetzo auf den Richtplatz geführet werden sollen. Aber solche Menschen sind vermeßne und sorgenlose Knaben, denen der morgende Tag keinen Kummer erweckt. Sie schreiben und lassen drucken, werden gezüchtiget und weinen, und machen diese Tur wieder von neuen, bis sie endlich Prediger, Amtsschreiber oder Holzinspektors werden, da sie es denn wegen der vielen Arbeit wohl bleiben lassen müssen. Ich habe hier so einen vor mir, den Sie gleich näher sollen kennen lernen. Nur heran Herr Trescho! Guten Tag! Wenn er zu den Zeiten des Plato gelebt hätte, und just in dem Zeitpunkte, da dieser Philosoph seine Republik errichten wollte, so würde ohnstreitig der, dem die Verweisung der Poeten aufgetragen worden, ihn zuerst von seiner σκυτάλη abgelesen und gerufen haben: Τρέσχω πρότερος ἔξιθι! da ihn aber das Glück eine lange Zeit später geboren werden, und ihn also vielthätig genung dieser Verdrießlichkeit entrinnen ließ, so soll er jetzt nicht wieder durch kommen." Noch im 4. Kr. W. (SWS. IV, 190) erinnert sich H. dieses πρότερος ἔξιθι.

8 ff. Anknüpfend an die Vorrede Bertrams, der u. a. auch Lucian citiert, spricht Abbt von seiner alten Absicht, „diese Abhandlung Lucians wie die Geschichte abzufassen sei zu übersetzen und besonders abdrucken zu lassen. Ich gewähre mir diesmal die Stillung dieser Lust nur zur Hälfte, und schließe für Sie den zweiten und letzten Teil dieser Lucianischen Vorschriften meinem Briefe an [Beil. zum 296. Br. S. 25 ff.]. Der erste Teil derselben ist ohnehin nur ein Berlinischer Litteraturbrief über die elenden Geschichtschreiber seiner Zeit. O wenn Lucian noch lebte! wie wollten wir seine Freundschaft suchen". — 21 f. Der 24. Teil enthält nur das Register, und schon im 17. Teil beginnt Resewitz, im 20. Grillo mitzuarbeiten. Br. 288. (19, 61 ff. über die „Altdorfische Bibl. der ges. schönen Wissensch.", Altd. 1762) ist von Nicolai (unterz. S.), der 291. 92. (19, 117 ff. über die „Zerstreuungen auf Kosten der Natur in einigen Sommerstunden") und 295. (19, 175 ff. über den Roman „Freywell od. die beglückte Tugend", 1763) von Resewitz (unterz. Tz. und Q.) und Br. 316 der im Text verhöhnte Grillos über Trescho.

thäter! — — — Guten Tag! Warum hast du nicht den 14. Abschnitt aus meinem Herrn Kollegen Longin herausgeschnitten, und auf das Pult, wo du ordinair deine Muse sitzen hattest, angenagelt, um jederzeit die großen Muster des Altertums vor dir zu haben? Warum die alte Mythologie verrückt? Wohlan! höre deinen Namen griechisch von der σκυτάλη lesen: .. ρδ .. πρότερος ἔξιθι! denn du hast einen verkehrten Geschmack einführen wollen."

Dies jüngste Gericht ging mir lange durch die Seele; ich entschloß mich in der Angst, nicht bloß den 14ten Abschnitt aus dem Longin, sondern die ganze Mythologie, damit kein Punkt in ihr verrückt werde, fest anzuschlagen an das Pult, wo ordinair meine Muse sitzt, oder noch sicherer, diese, und wenn es sich thun läßt, alle neun Musen des Altertums anzuschlagen. — Allein, wie es mit allen Angstentschlüssen geht! sie sind schwer und verfliegen! Ich besann mich, daß alsdenn alle alte und neue Dichter und Kunstrichter müßten in die Acht erklärt werden; daß sich denn auch Lucian, der große Verehrer der Mythologie, meiner wohl annehmen würde — ja endlich fällt mir ein: daß der böse Lessing eine ähnliche Kühnheit begangen, und einen heuristischen Gebrauch der Fabel vorgeschlagen! —*) Und nun schreibe ich getrost fort von meinem heuristischen Gebrauch der Mythologie.

7.

Kann man einen neuen Vorfall durch eine Fiktion aus der alten Mythologie erklären? — der schönste Gebrauch, „wenn man seine Grillen zu Orakelsprüchen einer göttlichen Erscheinung zu machen weiß". Jene allerliebste Lessingsche Fabel: Zeus und das Pferd,**) die vor unsern Augen das Kamel schaffet: jene,***) die den Eseln zum Trost die harte Haut anzieht, jene,†) die es uns aus dem Rat der Götter erklärt, warum das Schaf unbewaffnet ist, woher den Ziegen der Bart entstanden††), u. s. w. sind kleine Anekdoten eines Dichters, der gleichsam ein Zeuge und

*) Leſſ. Fabeln 5te Abhandl. [D. Nat.-Litt. Bd. 65 (Leſſ. VIII), 67 ff.]
**) 1. B. 5. Fabel.
***) 2. B. Fab. 10.
†) 2. B. Fab. 18.
††) 2. B. Fab. 24.

8 f. ich — Angst, 14. Angstentschlüssen, zu 158, 17. — 24 ff. Nach dem Schluß der Lessingschen Fabel „Die Erscheinung" (1. B. 1): „Ich bin nicht der erste und werde nicht der letzte sein, der seine Grillen — Erscheinung macht."

Bote der Götter, und Erklärer der Natur ist. So erzählt uns Gerstenberg den Ursprung des Kusses, der Syrene, und des Bärtchens, welches letztere aber die Litteratur Briefe glücklich von dem Munde der Schönen weggeküsset haben. So sind Ovids Verwandlungen in diesem Betracht voll poetisches Erfindungsgeistes. Kurz! aus der alten Mythologie eine Wahrnehmung, eine Erfindung, eine Begebenheit poetisch wahrscheinlich und poetisch schön zu erklären — dieses ist, wie ich glaube, der am meisten dichterische Gebrauch der Fabellehre, und der Quell zu den schönsten und reizendsten Fiktionen.

Diesem kömmt ein zweiter Gebrauch nahe: aus der neuern Zeit und ihren Sitten der alten Mythologie einen neuen Zug so glücklich andichten zu können, daß das Neue ehrwürdig und das Alte verjüngt wird. So weiß Rammler seinen alten Hymen durch das Brautband zu verjüngen und in unsre Zeiten zu pflanzen.

Hiemit ist eine dritte Freiheit verwandt, in die alten Fabeln einen gewissen geistigern Sinn zu legen, ohne den sie uns minder gefallen. Da unsre höhere Stufe der Kultur so viel am Denken gewinnt, als sie an dem sinnlichen Erkennen verlieren möchte: so suche man einen neuern Geist in die Fabeln zu hauchen, daß Götter und Helden nicht als starke, wilde Männer ihrer Zeit gemäß handeln; sondern einen Zweck durchschimmern lassen, der sich für uns passet. Baco betrachtet die Mythologie als eine politische Bildergalerie, weil sein Auge politisch zu sehen gewohnt war: andre haben sie als ein chymisch und alchymistisch Laboratorium durchträumet; andre sie mit historischem Auge angesehen, andre die Naturlehre der Alten in ihr studiert — der philosophische Dichter hauche in sie einen neuen poetischen Sinn, daß sie reizen. Hier wäre am besten, zu zeigen, wie ungestalt alles wird, wenn man die Fabeln der Alten vorzeigt in ihren Fellen, die die rauhe Seite nach oben tragen, statt sie einzukehren; aber da käme es wieder auf das verwünschte Anführen schlechter Exempel an, und das ist beschwerlich.

Endlich einen neuern Vorfall auf einen alten zurück zu führen, in denselben ihn zu kleiden, daß er von ihm Würde, Reichtum, Anstand und Reiz borge: dies ist das glückliche Kunststück unsers Rammlers, in allen seinen Gedichten. — Sein meister Gebrauch

2 ff. Vgl. S. II, 150. — 4 ff. Vgl. S. II, 154. — 14 f. Vgl. 297, 3 f. — 23 f. Zu 279, 1.

der Mythologie ist hier Beispiel, obwohl mir noch der kleine Zweifel übrig bleibt, ob seine Oden, ohne diese Mythologie, nicht noch schöner sein würden. Ein dichterischer Kopf, wie er, der in Tempeln und Palästen ausgehöhlte Rücken der Vorgebirge, und in den Statuen der Künstler die Steine Deukalions sieht, wie sie sich beleben — ein solcher Dichter könnte, nach meinem vorigen Traume, der erste sein, der sich eine politische Mythologie schüfe, wie einige neuere Dichter sich eine theologische zu schaffen angefangen. So lange aber, als niemand dieses wagt, so ist's das Leichtere und Sichere, die Mythologie der Alten zu brauchen, die schon ein gesundnes Baugerüste der Dichtkunst ist, und bei einer ungezwungnen und fessellosen Nachbildung noch freilich viel Dichtergeist und poetisches Verdienst zuläßt.

*
* *

Ich betrachte jetzt einige lateinische Nachbildungen und Nachahmungen: tritt näher heran, Leser, der du dir nicht die Augen geblendet, um eine römische Brille zu gebrauchen: tritt an die Brustbilder unsrer Römer, um sie zu bewundern, zu studieren, und als Vorbilder zu betrachten. Und wenn du in diesem Vorgemach voll Bilder der Vorfahren wandelst: so belebe dich, wenn du einige abgeschlagne Köpfe der Deinen siehest, der Geist des jungen Cato, da er wider Sulla für sein Vaterland ergrimmte. Ihr Schulmeister aber, die ihr, wie der Pädagog des Cato, vor solchem heillosen Anschlage, vom römischen Joche frei zu sein, zittert: entfernet euch:

— — — sacer est locus: extra
Meiite. — — — Pers.

4ff. Vgl. 299, 1ff. — 10. Sichere (A) in Sichrere zu ändern ist nicht nötig; vgl. ander u. dgl. (zu 283, 31). — 25f. I, 113sq.

III.

Von einigen Nachbildungen der Römer.

1.

Von der Horazischen Ode.

Welche Altäre sind dem Horaz gebauet: und wie viel Verehrung hat er auf ihnen genossen: sollten wir wohl auf diese Altäre die Brustbilder einiger deutschen Dichter setzen dörfen? — Auf der andern Seite, wie viel deutsche Horaze giebt es nicht, die diesen Namen bei einem Publikum, das oft nicht Rom ist, gepachtet haben, und ihn vor sich her ausschreien lassen! — Ein Ding in vierzeilichten Strophen, voll Strohfeuers oder totes Feuers, voll verworrener Konstruktionen, die über das Ende der Strophe laufen, untermischt mit hinkenden Reimen, heißt eine — Horazische Ode. Pindar kennt man zum Glück nicht: sonst würde man noch ärgere Mißgeburten hervorbringen: die mit dem dreifachen Haupt des Cerberus, der Strophe, Antistrophe und Epode, aus neun Rachen Unsinn bellen, und sich nennen — Pindarische Oden. —

Rammler, Klopstock, Uz und Lange, vier Genies von so verschiedenen Talenten, sollten die nicht einem Horaz gleichwiegen? Rammler in seiner Kunst, das Ganze einer Horazischen Ode zu bauen: Klopstock im fortgehenden Strom seiner Empfindung, Uz im Ton der philosophischen Ode; Lange in der Zusammensetzung Horazischer Gemälde — Habe ich die Rollen recht verteilt? recht für die Dichter? für den Horaz? für die Leser? — Ich werde die Stimmen sammlen.

Von Rammler haben wir eine längst erwartete Ausgabe seiner Gedichte, die klein an der Zahl, aber stark an innerem Ge-

26 f. Eine unechte Ausgabe seiner „Gedichte" erschien Berlin 1766; an sie wird hier wie bei den neu herausgekommenen Oden zu denken sein, deren H. am 5. Oktober 1766 gegen Scheffner Erwähnung thut (Lebensb. I, 2, 195). Nicolai bedauerte (Lebensb. I, 2, 258 f. = Hoffm. S. 11) „beim Hineinblicken" in den 3. Teil der Fragmente, daß Herder „Ramlern nicht nach der neuen Ausgabe beurteilt" habe, „die vermehrt und verändert ist". Hiermit sind

wichte sind. Wir wollen seine Muse beschleichen, um ihr ihre Kunstgriffe abzulernen, und vielleicht sind dies die vornehmsten. Erstlich: Sie zaubert Sujets unsrer Zeit in entferntere Zeitalter zurück, um sie, eingekleidet in die Morgenröte einer antiken Allegorie, uns entgegenzuführen. Besonders weiß sie einen Horazischen Odenplan so geschickt auf einen neuern Vorfall zurückzuführen, daß sich seine Wendungen, Bilder und Ausdrücke genau auf denselben anpassen. Und denn ist auch der feine Wohlklang und die genaue Versifikation der äußere Schmuck, der Rammler zu einem deutschen Horaz macht.

Fiktionen machen das schönste Ganze der Ode, und der reichste Quell zu diesen Fiktionen ist ohnstreitig das Altertum. Das Altertum ist voll von poetischen Erdichtungen, Bildern und Farben; wer diese mit einer Meisterhand zu brauchen weiß, macht seinen Gegenstand dadurch neu, ehrwürdig, und sinnlich, und wie hoch steht eine Ode, die dies thun kann. Daher haben die größten Genies aus diesem Quell der Musen, der Allegorie, wenn ich dies Wort im weitesten Verstande nehme, getrunken: die kleinen Geister schaudern vor diesem Trank, weil Kenntnis und Geschmack des Altertums, ja fast ein dramatisches Genie dazu gehört. „Die höchste poetische Kunst," sagt vielleicht eben dieser Dichter,*) „ist, die Allegorie in seiner Gewalt zu haben."

*) Crit. Nachr. aus dem Reich der Gelehrs., St. 1.

jedenfalls die von H. später in der Allg. D. Bibl. (SWS. IV, 261—71; vgl. S. XII.) recensierten „Oden" (Berlin 1767) gemeint. Sie enthalten auf 114 Seiten 23 Oden, die musikalische Idylle „Der Mai" und die Kantate „Ino".

1 ff. Vgl. das von Suphan (II, 365 f) aus den im Nachlaß erhaltenen Briefen gegen Klotz (Einl. XLIV f.) ausgehobene Urteil über Ramler, das „der Kritik, die jetzt in Deutschland überhand nimmt", gegenüber R. „schon als Nachahmer des Horaz" Verdienste wahrt, „die ihm niemand rauben kann. Er hat mit einer gewissen eignen Festigkeit die Horazische Manier und zwar sehr nach der Natur unserer Sprache dahin übergetragen: Redarten, Bilder, Wortfügungen, Schwung, den Bau des Ganzen, und insonderheit das Geheimnis des Horazischen Perioden, und die feinste lyrische Harmonie, die ich in unsrer Sprache kenne, ist durch ihn dahinein gekommen." Vgl. dazu die zu 294, 26 citierte Rec. Unsere Stelle (294, 26—295, 9), verbunden mit 306, 3—14 zieht Klotz in seiner Kritik der Ramlerschen Oden (Deutsche Bibl. I, 1, 27—50) als „das Urteil des Herrn Härters" (!), das er „fast ohne Einschränkung unterschreibe", S. 29 f. aus, um dann doch, und zwar zum Teil gerade mit Herderschen Gedanken, allerlei „Einschränkungen" anzubringen. — 19 ff. 22. Ramler war in der That wenigstens der Hauptmitarbeiter der von Sulzer 1750 herausgegebenen „Krit. Nachrichten" (vgl. Wagner, Lessing-Forschungen S. 72. D. Nat.-Litt. Bd. 61 [= Lessing IV], 1, IV), in deren 6. Stück auch die Ode auf einen Granatapfel (vgl. S. 298 ff.) erschien. Kenntnis davon verdankt H. der Mitteilung Hamanns (29. Aug. 1765 Lebensb. I, 2, 298 ff.). Zur Sache vgl. die 282, 34 angeführte Erörterung, in deren Verlauf es (S. 267_{116}) zunächst mit Bezug auf die von Ramler in seinen „Liedern der Deutschen" versuchten Verbesserungen Hagedorns heißt: „Nur gar zu sehr ist Ramler ein Freund solcher Allegorien, und zerstört dadurch oft die Harmonie des Liedes", nachdem schon S. 266_{114} allgemein gesagt war: „Selten können lange durchaus allegorische Lieder und Oden gefallen." Wie Hs. Urteil über Ramler sich allmählich sehr zu dessen Ungunsten wandelte, darüber vgl. außer dem schon citierten noch den Brief an Boie (11. Juni 1772) bei Weinhold S. 160 und die Nachschr. zum Briefw. über Ossian (T. III, 2, 254 f.; vgl. T. II, 327 ff.).

Seine Nymphe Persanteis*) und Sprea**) verdient den Zuruf:

Tu centum et plures inter dominabere nymphas.

Sein Ptolomäus und Berenice, ein edles hymenäisches Gespräch, das unter den Epithalamien vielleicht gleich nach dem Doppelgesang des Catulls: Vesper adest, iuvenes! folgt, hat die Naivetät durchaus, die im Horazischen Gespräch: — Donec gratus eram tibi — herrscht: ja vielleicht läßt sie sich hin und wieder zu einer kleinen Nachlässigkeit herunter, wie vielleicht wenn Berenice von ihrer Locke sagt:

— Die funfzehn oder sechzehn Jahr
Die Zierde meiner Scheitel war.

Die Ode an die Göttin Concordia***) ist des Altars im Janustempel würdig: nur dörfte die Göttin Ate vielleicht zu altgriechisch, oder altrömisch sein, da sie freilich gegen die wilden Anfälle auch selbst in Friedenszeiten sich mit Draht und Beil waffnen mußte; wir bitten eine Concordia vom Himmel, die die Ate von der Erde ablöse, nicht vor sich gehen habe. — Die Ode an die Feinde des Königes verliert sich glücklich, aber vielleicht zu weit in jene Herkulische Zeiten, da die Götter dieser Welt zugleich Ungeheuer heißen konnten, wenn die Allegorie es schön fand: in die poetische Zeiten, da weder Tapferkeit noch Verfolgung in dem Gesichtspunkt des Moralischen vom Dichter durften angesehen werden. — Die Ode an Hymen†) ist wert, daß Hymen,

Wenn ihn noch ein festlich Lied
Herab vom Himmel ziehet —

auch dem Sänger selbst erscheine,

*) Litt. Br. T. 9. p. 154—157. [„Lied der Nymphe P., Kolberg den 24sten September 1760", mitget. v. Nicolai. Oden (Berl. 1767) S. 29. Poet. W. 1800. 1801 I, 43.]

**) Litt. Br. T. 23. p. 92. [Nicolai über „einige Oden" Rs. bezeichnet die der Nymphe Sprea in den Mund gelegte Ode „An die Stadt Berlin 1759" (Oden 19. P. W. I, 35, vgl. 135) nebst der „Auf die Wiederkunft des Königs" (1763. Berl. 1765. 4. Oden 52. P. W. 64, vgl. 140 f.) als „seine Meisterstücke".]

***) Eben daselbst [23. p. 92].

†) Litt.-Br. T. 23. p. 90.

3. Ovid, Amor. III, 6, 63. — 4. „Pt. Evergetes u. B.", Berlin 1765. 4. Oden 85. P. W. I, 90 (147). — 6. Carm. 62. — 7 f. Carm. III, 9. — 11 f. V. 31 f. — 13. „An die Göttin der Eintracht." 1762. Berl. 1765. 4. Oden 49. P. W. I. 62 (140). — 14 ff. V. 5 ff.: „Doch Draht und Beil trägt dir mit schnellem Schritte Die Blicke drohend, taub das Ohr, Der Brüder Blut, der Ehen Schmach, den Raub der Hütte Zu rächen, Ate vor." — 19. 1760. Oden 24. P. W. I, 38 (136). Vgl. zu 305, 30. — 24. „An Hymen." Berlin 1765. 4°. (Zu Weißes Hochzeit.) Oden 57. P. W. I, 69 (142). — 25 f. V. 21 f. „O wenn dich noch ein Opferschmaus Herab" u. s. w.

— zwei Ring' an einer Hand
Und um die Schläfe Myrten
Und um den Arm ein goldnes Band,
Ihm eine Braut zu gürten.

Sein Lied an **Fabius** ist ein feiner Gedanke, der aber nicht zu einer Allegorie hat durchgeführt werden **können**:*) denn eben durch sein Zaudern ward Fabius Roms Retter, und vielleicht durch dies Zaudern allein, das bloß der Pöbel in Rom, der junge hitzige Marcell und der Eisenfresser Varro zur späten Reue tadeln konnte. Statt eines beißenden Tadels wäre also die Ode ein feines Lob geworden, wenn sie den Einfall fortgesetzt hätte: denn so kann Sonnenfels auf den Tod dieses Generals singen:

Der Held — Rom wagt von seinem Fabius
Zu kühn ein Urteil, Wien von ihm.
Den Zauderer rechtfertigt Annibal
Und Daunen Friederich.

Man denke aber nicht, daß Rammler bloß in der Wahl seines Hauptgedankens so glücklich sei: sein allegorischer Genius verläßt ihn nie, und oft sind in Teilen der Ode die Erdichtungen so schön, daß sie wieder zu einem Ganzen Gelegenheit geben können. Die Ode an einen **Granatapfel**, in **Berlin** gewachsen, hat hierinne viele vorzügliche Beispiele, und weil ich in einer seltengewordenen Wochenschrift**) Erläuterungen finde, die nicht bloß die Ode erklären; sondern uns auf die feinsten Schönheiten aufmerksam,

*) Ich glaube, dies ist's, was diesem artigen, schönen, sinnreichen Gedichtchen zur Ode fehlt; nicht aber die Odenwendung (s. Litt. Br. T. 8. p. 388). Denn nicht jede Ode darf ja eben den **kühnen** Flug der Muse haben, die

sich wirrt, doch nie verirret —

Ich finde auch, nach dem, was ich vom Fabius weiß, nichts zu Beißendes in dieser Ode.

**) Critische Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrs. Berl. bei Haude und Spener 1750, St. 6.

1—4. V. 25—28: „O komm, zwei ... Das Knie der Braut zu gürten." — 5ff. 25ff. Ode an den Fabius. Torgau, den 3. Nov. 1760. Berl. 1760. 4°. Oden 39. P. W. I, 49 (138). Nach Nicolais Urteil „nicht eine Ode, sondern ein recht artiges, schönes und sinnreiches Gedichtchen" ... „zu beissend wider einen großen Feldherrn" ... „Es ist gar zu merklich, daß darin die Odenwendung, der kühne Flug der Muse fehlt die ‚sich wirrt, doch nie verirret'." Dieses selbe Citat (Z. 28) kehrt variiert wieder im Briefw. über Ossian Br. 11 (T. III, 2, 219, 32). Geist d. Ebräisch. Poesie II, 323 (SWS. XII, 214). — 13ff. „Auf den Tod des Feldmarschalls Grafen von Daun. Im Jahre 1766." Str. 1. Sonnenfels' gesammelte Schriften IX, 31. — 21ff. Vgl. zu 295, 19. Mit beträchtlichen Änderungen und erst um die dritt-, dann auch die vorletzte Str. gekürzt Oden 13 („Auf einen Granatapfel, der in Berlin zur Reife gekommen war. 1749") und (wesentlich gleichlautend) „Lyrische Gedichte" (Berl. 1772), endlich (u. d. T. „Uraniens Lob Berlins; bei Gelegenheit eines Granatapfels, der daselbst zur Reife gekommen war. 1749") P. W. I, 25, vgl. 130. Als „einen feinen Kommentar" dazu rühmt H. die Anm. der „Cr. N." auch Scheffner Lebensb. I, 2, 195.

und mit den Ideen der poetischen Kunst vertraut machen, nach welchen der Dichter arbeitete: so mache ich meinen Lesern und mir ein Vergnügen, wenn ich sie hersetze:

O die du dich zur Königin der Früchte
Mit deinem eignen Laube krönen mußt,
Aurorens Kind [1]), an welchem Sonnenlichte
Zerspaltest du die purpurrote Brust,
Die Proserpinen [2]) ihre Körner
Im Tartarus zu kosten trieb
Und machte, daß sie ferner
In Plutons Armen blieb.

Der Erdball ändert sich: [3]) das Meer entfliehet
Und deckt uns Wunder auf, der Fels sinkt ein;
Und, o Berlin, dein dürrer Boden blühet;
Pomona füllt ihr Horn in dir allein:
Und Flora muß auf dein Begehren
Aus allen Blumen Kränze drehn,
Und mit gesunknen Ähren
Die blonde Ceres [4]) gehn.

Und zarte Bäume trägt, ihr Haupt umschoren,
Der Gott Sylvan [5]) und zieht ein Labyrinth [6])
Selbstirrend auf vor deinen offnen Thoren,
Die nicht umsonst den Künsten offen sind.
Die Künste nehmen Dädals Federn [7])
Und kommen über Meer und Land
Mit Hebezeug und Rädern
In ihrer harten Hand.

[1]) Sie wächst im heißen Orient und verirrt sich nach Norden.

[2]) Proserpine ward vom Pluto entführt. Ceres bekam die Erlaubnis, ihre Tochter wieder zu holen, wofern sie noch nichts in der Hölle genossen hätte. Sie ward verraten, daß sie einige Granatenkörner gekostet habe, und ihre Mutter kehrte einsam wieder zurück.

[3]) Die großen Veränderungen der Erde durch Zurücktretung des Meeres, wie zu den Zeiten des Tiberius, oder durch Erdbeben und Verschüttung der Berge, werden mit den fruchtbaren Veränderungen der sonst so sandigen Mark verglichen. Auf die botanischen Gärten wird durch das Wort: alle Blumen gezielet: mit gesunknen Ähren bringt uns die neuesten Bemühungen um den Ackerbau in den Sinn.

[4]) Pomona ist die Göttin der Gartenfrüchte, Flora der Blumen, Ceres des Getreides.

[5]) Sylvan ist ein Waldgott. Teneram ab radice ferens, Sylvane, cupressum. *Virg.* [Georg. I, 20.] Das Haupt umschoren. Hier bemerken wir eine griechische Wortfügung, welche die lateinischen Poeten gleichfalls angenommen haben: Et teneras arbores portat, circumtonsas caput, Deus Sylvanus.

[6]) Zwischen Berlin und Charlottenburg ist ein Irrgarten von jungen gerade geschornen Fichtenbäumen angelegt, und mit Statuen geschmückt.

[7]) Dädalus war ein großer mechanischer Künstler, welchen Minos, der König von Creta, nicht von sich lassen wollte, er machte sich aber Flügel und entkam: die schönsten Gewerke und Manufakturen kommen zu uns herüber.

Wer hat allhier der Vorgebirge Rücken
Zu Tempeln und Palästen ausgehöhlt,[8])
Die rund umher der Pyrrha[9]) Wunder schmücken,
Noch halb den Steinen gleich und halb beseelt?
Ihr Götter! prächtig aus Ruinen
Erhebt sich euer Pantheon;[10])
Die Weisen alle dienen,
Die Völker lernen schon.

Sagt Sterbliche! den Sphären ihre Zahlen
Und lehrt dem tollen Winde seinen Lauf,
Und wägt den Mond und spaltet Sonnenstrahlen,[11])
Deckt die Geburt des alten Goldes auf
Und steiget an der Wesen Kette[12])
Bis dahin, wo der höchste Ring
An Jovis Ruhebette
Seit Chaos' Aufruhr hing.[13])

[8]) Man bauet nach einer großen und edlen Bauart. Einfalt und Pracht sind beisammen. Das Opernhaus, das Invalidenhaus, die Akademie, der neue Dom sind Zeugen davon, und können deswegen mit einem glatten Felsen verglichen werden, den man inwendig mit großer Arbeit ausgehöhlt hat.

[9]) Pyrrha und Deukalion blieben nach der Sündflut allein übrig, und warfen, nach dem göttlichen Orakel, mit verhülltem Angesicht Steine hinter sich, woraus Menschen in die Höhe wuchsen. Ein schmeichelhaftes Gleichnis für einen Bildhauer, wenn seine Statue mit einem Menschen verglichen wird, in dem Zeitpunkte, wo er aufhört, Stein zu sein, und anfängt, lebendig zu werden!

[10]) Pantheon, ein Haus, worin alle Götter wohnen, aus welchen jeder Priester sich einen Schutzgott wählen kann, der etwa über ein Teil der Natur, über Luft, Feuer, unterirdische Schätze, Wälder, Meere, Mond, Sonne 2c. herrscht, oder der eine Kunst und Wissenschaft erfunden hat. Dieses Pantheon bedeutet ohnfehlbar das neue Akademiehaus, welches auf die Brandstätte des alten Stalles und der alten Maler und Bildhauer Akademie gebauet, und mit Götterbildern gezieret ist.

[11]) Hier werden Sachen, die die Gelehrten noch nicht gnug bestimmet haben, und vielleicht nie bestimmen werden, mit solchen zusammengesetzt, die schon mehr bekannt sind, dergleichen die Zerstreuung der Sonnenstrahlen durch ein Prisma ist. Ein artiger Betrug! Alle diese Aufgaben haben eine Art von Wunderbarem an sich: doch so unmöglich sie dem ersten Anblick nach scheinen, so wissen wir doch, daß die gelehrte Welt sich schon an alle gewagt hat.

[12]) Das mineralische Reich hängt endlich mit dem Pflanzenreiche zusammen: der staudichte Stein hat an beiden sein Anteil. Auch die Pflanzen und Tiere grenzen an einander. Hier zieht sich das fühlende amerikanische Kraut zusammen, so bald es angerührt wird, dort sproßt der Polypus wie ein abgeschnittner Zweig. Ja alle drei Reiche gehen durch einander und knüpfen sich an tausend Enden zusammen. Laß uns einmal unter den Menschen fortgehen bis zum Affen: dieser und der behaarte wilde Mensch, wie sind sie unterschieden? Der vortrefflichste Mensch, und — — — hier fehlt uns die Kette, die bis zum Stuhle Jupiters geht. Aber der größeste Weise sieht von dieser Kette nur zerrissene Glieder.

[13]) Seit der Erschaffung, da sich das Getümmel der Elemente legte.

13—15 u. Anm. „Von dieser Kette der Wesen sagt Bacon, ihr höchster Ring sei am Fuße des Thrones Jupiters befestigt: Summus naturalis catenae annulus pedi solii Jovis adfixus est. Hier wird Zeus' Thron sein Ruhebette genannt, wodurch ein Gott bezeichnet wird, der ein ewig ruhiges Leben führt: qui placidum degit aevum, wie Lucretius sagt, und wie die Göttin, die hier redet, wissen muß." Poet. W. I, 176.

Die Zwietracht, die mit Gift ihr Leben nährte,
Verliert den Hydrakopf[14]) durch einen Streich.
Von der Gerechtigkeit beflammtem Schwerte;[15])
Der Aberglaube kämpft und flieht zugleich:
Wie vor den kühnen Sonnenpferden
Die blinde Nacht voll Selbstvertraun;
Denn tausend Städte werden
Ihm einen Altar baun.

Wohl dir, o du, durch meinen Freund regieret,
An Künsten reich, und groß wie Sparta war:[16])
Es zog, vom Schall der Flöte schön verführet,
In seinen Tod mit wohlgeschmücktem Haar,
Und alle, die den Kampf verloren,
Bestätigten durch einen Eid:
Die Stadt[17]) sei nur geboren
Zu Waffen und zum Streit.

So sang Calliope,[18]) die voll Entzücken
Umhängt mit ihrer goldnen Tuba kam,
Und, nicht gesehn von ungeweihten Blicken,
Den Weg zum Tempel des Apollo nahm,[19])
Wo mit dem Pinsel und mit Saiten
In Larven und im Lorbeerkranz
Die Musen sich bereiten
Zum schönsten Reihentanz.

---

[14]) Die Hydra Lernäa war ein vielköpfichtes Ungeheuer, welches Herkules umbringen wollte. Allein, wenn er einen Schlangenkopf herunter hieb, wuchsen zwei an dessen Stelle. Endlich nahm er ein glühendes Eisen, brannte nach, und tötete die Hydra.

[15]) Die schnelle Endigung der Prozesse ist bekannt, und schon ein Muster der Nachahmung.

[16]) Sparta oder Lacedämon war zum Kriege geboren und verbannete die Künste: eine gewisse Stadt liebt die Künste, und ist dennoch wie Sparta. Man weiß, daß die Spartaner unter dem Schall einer wohlgesetzten Musik, ihre Haare mit großer Sorgfalt aufgebunden, gegen den zahlreichsten Feind gingen und siegten. Man untersuche die genaue Ähnlichkeit selber.

[17]) Wird von Sparta gesagt, und däucht unserm Dichter schöner, als wenn es gerade zu von Berlin gesagt würde: weil man die Eigenschaften von Sparta sonst nicht erführe, weil der Geist die angenehme Beschäftigung bekömmt, es auf Berlin zu deuten, weil ein solches Lob zugleich feiner ist, und weil kein lyrischer Schwung darin wäre, wenn der Poet in eben der Konstruktion fortführe: Du zogst vom Schall rc.

[18]) Calliope, die Muse, besingt, wenn man ihr ein besondres Amt geben will, die Helden am liebsten. Dieses deutet auch ihr Ehrenzeichen, die Drommete, an.

[19]) Apollo ist der Gott der Musen, oder der Erfinder der freien Künste. Unser Opernhaus führt die römische Aufschrift: Friedericus Rex Apollini et Musis. Der Schluß des Liedes bezeichnet es deutlicher: denn aus Poesie, Musik, Dekorationen, und Balletten erwächst die Oper.

Eine Ode von dieser Art ist mehr für ein Odengenie, als ein schlechtes poetisches Kollegium: fast jede Nummer zeigt „die höchste poetische Kunst des Dichters, die Allegorie in seiner Gewalt zu haben“: auf die Art bestrebe ich mich, den Pindar und Horaz mir selbst zu erklären: und so erkläre man sich jede Ode Rammlers, um ihre sinnlichen Bilder in aller ihrer bedeutungsvollen Schönheit zu erblicken. — Ich sollte meinen Lesern diese Ode jetzt von einer andern Seite zeigen, um sie nach ihrer ganzen Anordnung und Bauart zu betrachten, die Ordnung, Verbindung und Ausschmückung ihrer Teile zu bemerken: da dies aber zu weitläuftig ist, und bei andern Oden von ihm füglicher geschehen kann: so kann ich nicht umhin, meine Leser wenigstens auf den feinen Wohlklang dieser Ode aufmerksam zu machen. Ich rede nicht selbst, sondern schreibe aus dem angeführten Wochenblatt folgende Bemerkungen hin:

1) Die ganze Zusammensetzung der Strophe ist zum Wohllaut eingerichtet, ihre Zeilen laufen schmal zusammen, und spitzen sich mit einer männlichen Schlußsilbe fast wie ein Pfeil. Diese Figur däucht dem Auge so schön, als ein solcher Gang des Verses dem Ohre klingt.

2) In den vier langen Versen kann der Abschnitt bald vorn bald hinten gesetzt, und dadurch der Gleichlaut vermieden werden.

3) Der Abschnitt bleibt gar weg, wenn eine andre Schönheit erhalten werden kann:

Umhängt mit ihrer goldnen Tuba kam,
Und nicht gesehn von ungeweihten Blicken
Den Weg zum Tempel des Apollo nahm.

Beide Verse laufen fort, und drücken einen Gang aus.

Mit deinem eignen Laube krönen mußt

scheint den Kranz herum zu flechten.

Und lehrt dem tollen Winde seinen Lauf

läuft wie der Sturmwind.

4) In jedem Vers findet man einen oder mehrere von den starkklingenden Vokalen A und O oder einen Diphthongus, welcher gleiche Wirkung thut.

1 ff. Kühler ist das Urteil Hs. in der späteren Recension a. a. O. 267. — 2 ff. Vgl. 295, 20 f. — 25 ff. 300, 18 ff. — 29. 298, 5. — 31. 299, 10.

5) Nicht leicht über 3 Konsonanten stehn hintereinander, auch so gar zwei Wörter bringen nicht mehr zusammen.

6) In den Versen:

> Die Proserpinen ihre Körner —
> Pomona füllt ihr Horn in dir allein —
> In ihrer harten Hand —
> Die Weisen alle dienen —
> So sang Calliope, die voll Entzücken —

sehen wir, daß, wenn ein Wort auf einen Consonans ausgegangen ist, das folgende mit einem Vokal anfängt, und daß es mit einem Consonans anfängt, wenn das vorige mit einem Vokal schloß. Dieses ist zwar selten möglich zu machen, wir finden es indes in einem jeden Vers einmal bis viermal.

7) Kein Hiatus beleidiget das Ohr, weder in der Mitte des Verses, noch zwischen zweien Versen.

8) Vom Reim müssen wir auch gestehen, daß keiner zweimal vorkömmt. Horaz schließt gleichfalls keinen Vers zweimal mit einerlei Worten. Überhaupt nimmt er nicht gern einerlei Worte zweimal in seine Ode; welches zu verstehen ist von den vornehmern Worten, nicht von non, qui, sunt etc. Dieser Odendichter wird bei seiner Arbeit vielleicht nicht alle diese Regeln deutlich gedacht haben, aber wie kömmt es, daß man sie am Ende doch alle beobachtet findet, und daß das Stück nichts dabei verloren hat?

So stolz höret ein feines lyrisches Ohr, und sollten auch einige dieser Schönheiten wirklich verfliegen, wenn man sie zu Regeln macht: sollten sie auch, so bald als sie Gesetze werden, Hindernisse sein: so muß man um so mehr den Dichter bewundern, der diesen Zwang hat überwinden und zur Schönheit machen können. Ein so feines Ohr muß auch von einer Zunge begleitet sein, die eben so stolz deklamiert; denn so wie die lyrische Poesie, nach Klopstocks gerechter Bemerkung, des meisten Wohlklanges fähig ist: so nähert sich auch die lyrische Deklamation der Musik am meisten. Und

4—8. 298, 8. 15. 27. 299, 7. 300, 17. — 24. „Warum," fragt Klotz (a. a. O. 41) ironisch, nachdem er in der Ode auf den Granatapfel zwei angebliche Mißtöne aufgestöbert (zurückgewiesen in der Rec. der Allg. D. B. a. a. O. 267), „hat sie doch das feine lyrische Ohr in den kritischen Nachrichten nicht gehört?" — 30 ff. Klopstocks Abhandlung „V. d. Nachahm. d. gr. Silbenmaßes" (zu 43, 9) schließt mit dem Satze, „daß man von der lyrischen Dichtkunst überhaupt sagen kann, daß sie am nächsten an die Musik gränze". Eben am Schlusse dieser Abh. redet Kl. auch „von der Kunst Gedichte zu lesen". H. schreibt an Scheffner

würde also auch nicht der allgemeine Ruf von Rammlers Deklamation voll sein: so würde schon sein feiner Wohlklang in mir den Wunsch erregen, ihn deklamieren hören zu können.

Nicht bloß Allegorie und Wohlklang: die Anordnung zum Ganzen der Ode ist der Vorzug, weswegen der Name Horazisch seinen Oden zukömmt. Oft arbeitet er über Horazische Plane bei ähnlichen Gegenständen: sein Päan an die Concordia folgt dem Gange der Ode des Flaccus an das Glück, so gar bis auf das Bild der Notwendigkeit:

Te semper anteit saeva necessitas
Clavos trabales et cuneos manu
  Gestans ahena, nec severus
    Uncus abest liquidumque plumbum — —

Ich bin mit Rammler darinnen wohl zufrieden, daß er dies überladne Bild, das schon Sanadon und doch neuerlich Lessing für frostig erklärt, abgekürzt; nur scheint der Periode, nach seiner sinnlichen Inversion betrachtet, etwas mißraten zu sein. Die Ode an seinen Arzt bringt uns die Horazischen Zurufe an seinen Weinknaben in den Sinn, und ist mit Geist und Körper nach dem Flaccus gebildet. Seine Ode an die Kanonenkugel bringt uns die an den unglücklichen Baum: die Ode an Herrn Krause eine ähnliche über sich, und am allermeisten die Lobgesänge auf den König das Lob in den Sinn, das Flaccus dem Augustus und Mecänas opferte.

(4. Okt. 66. Lebensb. I, 2, 192): „Vom Deklamieren bin ich ein großer Liebhaber, und widme ihm manche nächtliche Stunde. Glauben Sie, daß ich mir eine pythagoräische Wallfahrt sehr wünsche (und sie zum Teil hoffe), um Rammlers, Ebert und Klopst. Declam. (so!) zu hören; von dem Letztern vermute ich viel aus seiner Abhandl. vorm 2ten Teil des „Messias". Der „feinen Deklamation, wegen welcher Hr. R. in Berlin so berühmt ist", gedenkt auch Klotz (a. a. O. 37), um boshaft anzumerken, „daß ihr ein großer Anteil an dem Beifalle gehöret, welchen diese Gedichte in den dortigen Gegenden gefunden haben, selbst bei Kunstrichtern, die sonst unerbittlich sind und überall nur Fehler sehen". Klopstock „lesen, ihn deklamieren zu hören! und also auch nur von seinen Silbenmaßen rechten Begriff zu erhalten!" ist ein Gedanke, den H. noch auf seiner Reise 1769 im Auge hatte, ehe er sich entschloß, nach Frankreich zu gehn. SWS. IV, 434.

8 ff. Horaz Carm. I, 35, 17—20; vgl. zu 296, 14. — 15. Laokoon X, Anm. e (D. Nat.-Litt. 66 = Lessing IX, 1, 73). — 18. „An seinen Arzt. Berlin, 24. Jan. 1762." Berl. 1765. 4. Oden 42. P. W. I, 54 (138). — 18 f. An seinen Weinknaben: Düntzer denkt nach dem Titel an Carm. I, 38: Ad puerum ministrum. Zwischen dieser Horazischen Ode und der Ramlerschen ist aber nicht die geringste Ähnlichkeit zu entdecken. Eher erinnert diese an die Horazische an die Zechgenossen (I, 37) und an den Weinkrug (III, 21). — 20. Die H. durch Hamann (16. Aug. 65 Lebensb. I, 2, 94) mitgeteilte „Ode auf ein Geschütz, wodurch am Tage der Belagerung Berlins eine Kugel bis mitten in die Stadt getrieben wurde. Berlin den 3ten Oktober 1760." Berlin 1760. 4°. Oden 34. P. W. I, 46 (137). — 21. Horaz Carm. II, 13. — „An Herrn Christian Gottfried Krause. 1762." Oden 47. P. W. I, 57 (139). — 22. eine ähnliche über sich: nicht sowohl die Horazische Ad se ipsum (I, 34), als vielmehr etwa I, 6 und insbesondere II, 12. — 24. Vgl. zu 74, 33.

In einzelnen Bildern, Konstruktionen, und Wendungen findet Horaz noch häufiger das Seinige wieder, und überhaupt kenne ich keine deutsche Oden, die leichter und schwerer ins Lateinische zu übersetzen wären, als diese — Leichter: weil man Idiotismen, Periode und Wohlklang, nach dem Lateinischen abgezirkelt, gleichsam vor sich findet: schwerer, um der Fülle, Kürze und Wohlklange keinen Eintrag zu thun. Was Lessing mit dem Anfange des Messias versuchte, probiere man mit Rammlers Ode an den Arzt, an die Kugel u. s. w.

Was ist nun von dieser Horazischen Nachbildung zu urteilen? Es ist nicht zu vermuten, daß Rammler bloß Horazische Vorfälle wähle, um Horazisch singen zu können; wenn wir ihn bloß in diesem Gesichtspunkt betrachten: so dörften die besten Horazischen Oden nicht alle von ihm nachgebildet sein, und erreicht? — vielleicht keine. Alsdenn ist er geschmack- und kunstvoller Nachahmer. Aber er ist mehr, — und hat es bewiesen, daß er ohne Horazische Plane und Bilder Horazisch singen könne, und dies erhebt ihn in meinen Augen zum Dichter, jenes zeigt ihn als einen feinen Kenner des Altertums, und einen Artisten von Geschmack.

Vielleicht hat Rammler den Grundsatz mit einem andern großen Genie gemein: daß Horaz alle Muster aller Oden geliefert und, so zu sagen, jede Schönheit derselben erschöpft: vielleicht sind die ersten Eindrücke von den Poesien des Römers bei ihm so mächtig, und in ihren Spuren so ewig gewesen, daß sich leicht alles, selbst Originalgedanken nach diesen Eindrücken modeln; denn in der That! unser Genie und Geschmack nimmt die Bildung von dem an, was vorzüglich und zuerst auf dieselben wirkte: vielleicht sehe ich nicht alle die Reize ein, die gewisse mythologische Bilder noch in unsrer Zeit haben können — aber ich sage nichts, als meine Meinung. Fesselt nicht Horaz dies große Genie oft zu sehr? — Mir kömmt, damit ich ein paar Beispiele anführe, in der Ode an die Kugel, die Beschreibung der Hölle etwas fremde*) an diesen Ort:

*) Si quaedam nimis antique, si pleraque dure
— — credit dicta — —
Et sapit et mecum facit et Jove iudicat aequo.
Hor. L. 2. Ep. I [66—68].

7 f. Lessing — versuchte, ihn „in lateinische Verse zu übersetzen" Krit. Br. 19 (vgl. den Schluß des 18. Br.). D. Nat.-Litt. Bd. 63 (Less. XI), 198 ff. — 20 ff. Vgl. 310, 26 ff. — 30 f. Fesselt — sehr? Diese Frage des „Herrn Härter" hebt Klotz (a. a. O. 32) aus, um entschieden bejahend zu antworten.

— Ganz nahe war ich schon dem Styx, ganz nahe
Dem giftgeschwollnen Cerberus.
Ich hörte schon das Rad Ixions rasseln, sahe
Die Brut des Danaus,
Verbannt zum Spott bei bodenlosen Fässern —
Und Minos' Antlitz und das Feld
Elysiens.

Horaz selbst ist kürzer und anschließender, obgleich dieses Bilder seiner Religion waren: hier sind sie aber zu bekannt, zu allgemein, und zu wenig aus dem Individualfall genommen; die folgenden sind es schon mehr:

— Den großen Ahnherrn eines größern
Urenkels und sein Zelt
Voll tapfrer Brennen sah ich! Ihre Lieder
Ihr Fest bei jedem Nektarmahl
Ist Er. — —
Schon säng' ich seine jüngste That —
Alcäus würde jetzt mein Lied beneiden,
Schon säh' ich Cäsarn lauschend nahn,
Mit ihm den weisen Antonin, und den von beiden
Gefei'rten Julian.

Bei dem letzten Ausdruck haben die Litteraturbriefe*) dem Herrn Professor Rammler einen höflichen Verweis gegeben, daß er es aus der Kaiserhistorie vergessen hätte, wenn Julian gelebt: und trauen ihm beinahe eine türkische Chronologie zu, daß Cäsar und Antonin den Julian haben feiren können. Allein, sie vergessen, daß dies im Reich der Toten vorgeht, und daß ja alle drei Friedrich feiren sollen. In Rammlers Oden ist vielleicht weniger ein Ausdruck zu vermuten, quem incuria fudit; als in den Litteraturbriefen.

Vielleicht möchte in der Ode an die Feinde des Königs die Herkulische Beschreibung eben die Note verdienen, die ich bei

*) T. 8. p. 388. [Nicolai: „Dieser letzte Ausdruck gehöret wohl zu den Dingen quas incuria fudit."]

1 ff. V. 9 ff. der ältern Fassung; dort steht aber statt Verbannt (Z. 5) Verdammt. Mir liegt ein älterer Text als der der „Oden" (1767) nicht vor, ich zweifle aber nicht, daß Verbannt nur ein Versehn Hs. ist: um so weniger als nach Hs. Citat und den Litter. Br. der Text von 1767 sonst keine Änderung aufzuweisen scheint. — 12—16 schließen sich unmittelbar an die vorhin citierten Verse. 17 = V. 21. 18—21 = V. 25—28, wo Ramler später (noch nicht 1772: vgl. Poet. W. I, 138) schrieb: „und den mit beiden Vertrauten Julian". — 22 ff. Auch Klotz bemerkt zu diesem Tadel der Berliner Kritiker (a. a. O. 28): „und gerade, da sie einmal frech sein wollten, verunglückte ihre Kritik". — 29. Horaz Ars poet. 352. — 30. Zu 296, 19. Str. 4 ff. schildern die Arbeiten, durch die Herkules den Zorn der Götter versöhnte, mit Bezug auf Friedrich, den sie noch verfolgen.

der Hölle gemacht, daß ihre Bilder zu bekannt, zu antik, und etwas zu unedel sein möchten.

Abstrahiert von diesem Horazischen: ist Rammler ein vollkommenes Muster der Ode: jedes Wort abgewogen, abgemessen, abgezählt: jede Konstruktion gewählt, geordnet, gewaffnet: jede Freiheit nicht bloß Licenz, sondern Muster: seine undeutsche Redarten bereichern die Sprache: seine fremden Worte verdienen das Bürgerrecht: der Zwang in seiner Periode ist von der Gewalt und dem hinreißenden Strom der Ode verursacht: ein Werk des Vorsatzes und Fleißes, nicht der Not und des Unvermögens: sein Mangel an der Cäsur bisweilen, und sein schwerer Reim durch ein Beiwort sind Boten des lebendigen Lauts, um Nachdruck anzukündigen. Alle Vorwürfe, die man seinen Oden von dieser Seite macht, sind kurzsichtig, und eigensinnig.

Zum Schluß will ich die Theorie von der Ode*) hersetzen, die sich am besten aus Rammlers Oden erklären läßt:

„Die wahre Kritik erkennet in der Ode eine höhere Ordnung, die zwar versteckt sein, aber niemals vernachlässigt werden darf. Es giebt mancherlei Ordnungen, in welchen die Gedanken unsrer Seele auf einander folgen können. Die Ordnung der Zeit, des Raums, der Vernunft, des Witzes, der Scharfsinnigkeit u. s. w. Die Ode verwirft alle diese Ordnungen. Sie schreibt nicht historisch, wie der epische, nicht topisch, wie der malerische Dichter: sie folgt auch nicht der Ordnung der Vernunft, wie etwa der Lehrdichter. Die Ordnung, die ihr wesentlich ist, kann die Ordnung der begeisterten Einbildungskraft genannt werden. Eine einzige ganze Reihe höchstlebhafter Begriffe, wie sie nach dem Gesetz einer begeisterten Einbildungskraft auf einander folgen, ist eine Ode. Die Mittelbegriffe, welche die Glieder mit einander verbinden, aber selbst nicht den höchsten Grad der Lebhaftigkeit besitzen, werden von dem Odendichter übersprungen, und daraus entsteht die anscheinende Unordnung, die man der Ode zuschreibt. Durch diese Betrachtung läßt sich auch entscheiden, in welcher Gattung

*) Litt. Br. T. 17. p. 149 ꝛc. [275. Br. von Mendelssohn über die Karschin, hier mit einigen Kürzungen und kleinen Freiheiten citiert.]

13 f. Gerade an diese Worte knüpft Klotz (vgl. den Schluß der Anm. zu 295, 1) seine Einschränkungen mit den Fragen: „Alle kurzsichtig? Alle eigensinnig? Einige möchte ich doch wohl ausnehmen.“ Und offenbar spielt auch die Verwahrung in der Stelle über die Ode auf den Granatapfel (a. a. O. 41) „kurzsichtig mögen sie (d. h. meine Augen) immer sein, aber neidisch sind sie nicht“ darauf an.

von Oden ausgemalte Bilder und Gleichnisse, öfters auch Digressionen und Nebenbetrachtungen erlaubt sind, und in welcher die Bilder und Gleichnisse nur mit großen Pinselstrichen zu berühren, und die Ausschweifungen von dem Hauptgegenstande sorgfältig zu vermeiden sind. Aus diesen Begriffen kann man die Regeln herleiten, wo die Ode anfangen und schließen muß."

„Da die Anlegung des Plans zu einem Gedichte, und also auch zur Ode kein Werk der Begeisterung, sondern des Nachdenkens und der überlegenden Vernunft ist: so muß der Plan der Ode dem Dichter ungemeine Schwierigkeiten machen: denn hier muß die Vernunft überdenken, was die feurige Begeisterung für einen Weg nehmen würde. Man muß durch Nachdenken und Vernunftschlüsse ergründen, welche Ideen die lebhaftesten sein, und in welcher Ordnung sie nach dem Gesetz der Einbildungskraft auf einander folgen werden. Der Dichter muß sich also in beide Verfassungen zugleich setzen: er muß nachdenken und empfinden, und man siehet leicht, was ihm dies für Schwierigkeit machen muß. Überläßt er sich ganz ohne Plan dem Strome der Begeisterung und dichtet: so wird er zwar eine Folge von sehr lebhaften Begriffen hervorbringen können; aber diese Folge wird selten ein Ganzes ausmachen, selten ein bestimmtes Subjekt, und nur durch ein Ungefähr die gehörige Einheit und angemeßne Kürze haben, vermöge welcher sie den kürzesten Weg zu ihrem Ziel eilet. Dieses geschieht, wenn die Gemütsbewegung, als die Ursache der Begeisterung, sehr heftig ist. Alsdenn eilet der Strom der Gedanken seinen Weg, unaufhaltsam und sicher, und die bloße Natur erfüllet alle Bedürfnisse der Kunst. Wenn aber ein gemäßigter Affekt herrschen soll: als nämlich Hoffnung, Dankbarkeit, stille Freude ꝛc., so ist die Natur ohne Leitfaden der Kunst eine mißliche Führerin. Sie führt den Dichter auf Abwege, sie erlaubt ihm zu schwärmen, wo er den kürzesten Weg nehmen sollte: sie verbindet Gedanken, die eine allzugeringe Beziehung auf einander haben, und bringt also poetische Phantasien hervor, aber keine Oden."

Dies Fragment einer kritischen Betrachtung über die Ode bringt mir den Wunsch in die Feder, daß endlich ein philosophischer Kopf eine vollständige Theorie von der Ode liefere, die unter den

35 f. Ein Wunsch, den Herder selbst zu erfüllen gedachte: s. die schon mehrfach citierte, bereits in Königsberg begonnene, aber unvollendet gebliebene „Abhandlung über die Ode" Lebensb. I, 3, 1, 61—98; vgl. Haym I, 115—17.

schon gelieferten Beiträgen zur angewandten Ästhetik uns noch am meisten fehlt. Denn da Aristoteles' Poetik in diesem Teil verloren gegangen: so haben sich wenige an eine Arbeit wagen wollen, in der ihnen niemand unter den Alten vorgearbeitet hat, und die wenigen, die sich daran gewagt, wiegen zusammen nicht so viel, als der einzige Aristoteles wiegen würde. Die Poetikenschreiber, — die schönen Geister unter den Franzosen, La Motte, St. Mard, Batteux, Racine, Fontenelle, und noch neuerlich Marmontel und Garnier — unter den Deutschen die Abhandlung in den Breslauischen Beiträgen zur Philosophie mit ihrer Recension in der Allgemeinen Bibliothek, das angeführte Fragment, einige Klopstockische, Rammlerische im Batteux, und das mittelmäßige Gemisch von Anmerkungen in den epischen, lyrischen und dramatischen Gedichten sind Fußtapfen gnug, für einen, der aus ihnen eine Landstraße zu machen weiß.

Ich habe eine Geschichte des lyrischen Gesanges angekündigt gelesen; vielleicht wird der Verfasser den Charakter desselben unter Ebräern, Arabern, Griechen und Römern bestimmen, und aus der Denkart, Zeit, und den äußerlichen Hilfsmitteln, der Sprache und Musik erklären: vielleicht wird er das Genie jedes großen Originals unter den lyrischen Dichtern entwickeln, ihre Hauptwerke ästhetisch nach Plan und Komposition, nach den Schönheiten des Details,*)

*) „Vielleicht wird er von dem Unterschiede der griechischen, römischen und orientalischen Ode handeln. Er wird zeigen, warum die Horazische Ode mehr ausgeführte Gleichnisse verträgt, als die Pindarische, und diese mehr, als die Davidische, und aus eben demselben Grunde erklären, warum der heilige Dichter an Kühnheit der Metaphern jene weit hinter sich läßt. Er wird ferner zeigen, wie der Odendichter von einem Gleichnis in das andre übergeht, und wenn er sich denn von seinem Gegenstande zu sehr entfernt hat, plötzlich abbricht. Er wird ferner auseinandersetzen, in welchem Fall es dem Dichter erlaubt sei, von dem Gleichnisse zurück zu kehren, und den Faden seiner Empfindungen wieder zu ergreifen, oder wo sein Feuer mitten im Gleichnis wie ein Blitz verschwinden muß." Litt. Br. T. 9. p. 185. [Aus dem 157. Br. Mendelssohns, der dies als eine von Curtius in s. „Abhandlung von Gleichnissen und Metaphern" unerfüllt gelassene Erwartung ausspricht.]

7. Ant. Houdar de La Motte (1672—1731), Odes, avec un discours sur la poésie en général et sur l'ode en particulier, Paris 1709. — Toussaint Rémond de Saint Mard (1682—1757), Réflexions sur la poésie en général etc., La Haye 1733 (wahrscheinlich identisch mit dem SWS. IV, 491 zu 149 angeführten Examen philosophique de la poésie en général). — 8. Racine, der jüngere (Louis, 1692—1763), der außer Réflexions sur la poésie (Paris 1747) auch Abhandlungen über die dramat. und epische Dichtung schrieb. — Fontenelle (zu 192, 26), Réflexions sur la Poétique und Sur la poésie en général. — Jean François Marmontel (1723—99), Poétique Française (Paris 1763). — 9. Jean Jacques Garnier (1729—1805), L'Homme de Lettres (Paris 1764) (?). — 9ff. Im 1. St. des 2. Bds. (1763) der „Beiträge" (zu 116*)) steht ein „Versuch von der Ode", auf den die Rec. in d. Allg. D. Bibl. II, 1 (1766), 219—224 näher eingeht. — 12. Ramlerische im Batteux: zu 65, 28. — 13f. zu 113, 6. — 16ff. Im Ostermeßkatalog 1766 unter den „Schriften, welche künftig herauskommen sollen": „Beyträge zur Geschichte des lyrischen Gesanges. 8. Riga, bey J. F. Hartknoch." Auch eine

dem Licht und Schatten, den Wendungen und Bildern und Versifikation und Sprache zergliedern: vielleicht wird er die Nachbildungen aus den Alten gegen ihr Original und ihre Nebengemälde halten, und den großen Zweck ausführen: ein Odengenie in die magische Werkstatt des Apolls, und in den Geist seiner Muster einzuführen; ja vielleicht wird er endlich aus diesen verschiednen Gattungen Hauptbegriffe des Schönen in dieser Dichtungsart herausziehen, sie zu Regeln erhöhen, diese Regeln in unsere Seele zurückführen, und also einen philosophischen Begriff der Ode festsetzen, aus welchem man auf ein weites Feld der Ästhetik sichere und kühne Blicke wird thun können.

Plaudamus, amici!

Sollte dieser Plan mit dem seinigen übereinstimmen: so würde er durch die Ausführung Creditiv gnug gezeigt haben, daß er auch folgende Zugabe zu seinem Werke thun könnte: daß er die zerstreuten Oden der Deutschen sammlete, sich über alle fließende Reime im lyrischen Silbenmaß erhübe, und bloß den Geist der antiken Ode zum Ratgeber seiner Wahl machte: ein mäßiges Bändchen, das aber alsdenn die fliegenden Stücke dieser Dichtart der Zeit rauben könnte. Wenn Rammler es für gut geachtet, die Lieder der Deutschen zu sammlen: so wären „ernsthafte und erhabne Gesänge unsrer lyrischen Poeten, die sich besser deklamieren, als singen lassen: die wenigen Oden der Deutschen, die sich durch Anlage und Schwung und Wohlklang empfehlen",*) dieser Sammlung eben so würdig; ja vielleicht noch würdiger, weil meistens ein Individualfall der Zeit sie gebiert, sie auf seinem Flügel umherwirft, und sehr leicht verfliegen macht. Man müßte Stücke wählen, die keine Ausbesserung nötig hätten, oder uns wenigstens die Ausbesserung als eine Note und Marginalglosse geben: denn alle fremde Korrektur ist mißlich und bei einer Ode fast unmöglich. — Wie sehr muß ich aber befürchten, daß mein Vorschlag nicht flugs von einem Sammler aufgefangen werde,

*) s. Vorrede zu den Liedern der Deutschen bei Winter, Berl. 1766.

der geplanten aber nicht zur Vollendung gediehenen Arbeiten Herders selbst; ein Fragment dazu Lebensb. I, 3, 1, 98—186. Über den Zusammenhang mit der zu 307, 35 erwähnten Abh. über die Ode s. Haym a. a. O.

29. Ausbesserung, wie sie sich R. in d. „Liedern d. D." erlaubt hatte und damit namentlich den Widerspruch der „Br. üb. d. Merkw. der Litt." (3. Samml. 1767 Br. 20 S. 351—71) herausforderte (M. Koch H. P. Sturz S. 81 ff., wo aber S. 32 die Stelle aus H.s Br. an Hamann, Lebensb. I, 2, 149, Hoffm. 26, 31 unrichtig bezogen ist). Vgl. auch H. an Gleim Lebensb. I, 2, 235.

der uns vielleicht schon folgende Messe: auserlesene Stücke aus den besten deutschen Odendichtern*) ungekaut und unverdauet auftrage.

Ich kann Horaz und Rammler nicht verlassen, ohne den Wunsch zu wiederholen, daß der letztere uns den erstern endlich in einem deutschen Kleide liefern möge: alsdenn werden wir den Franzosen ihre Sanadons, Daciers und Batteux nicht beneiden dörfen.

*
* *

Klopstock hat in seinen Oden weniger Horazische Züge: seine Ode an Friedrich vor dem Messias scheint im Anfange das: Quem tu, Melpomene, semel nachzubilden; allein, bald erhebt sie sich zur Welt der Gedanken und Empfindungen,**) zu der ihm eignen Kunst, die Seele des Menschen und Christen zu schildern, worin er eben mit Horaz nicht zu vergleichen ist. Alle seine Oden sind meistens Selbstgespräche des Herzens: sein Psalm läßt Empfindungen, eine nach der andren fortrauschen; wir hören Welle über Welle schlagen: eine wird die höchste, und es erfolgt eine Stille: wir stehen in Gedanken, bis plötzlich eine neue Folge von Ideen uns mit einer süßen gedankenvollen Betäubung berauscht. — Seine meisten lyrischen Arbeiten nähern sich dem Hymnus: in einigen Stücken, die der Sammlung vermischter Schriften eingerückt sind, sind freilich vortreffliche Horazische Züge, insonderheit in der Ode auf den Zürchersee; allein nie das Ganze, nie der Hauptton, nie der Wohlklang des Horaz. Ich möchte also Klopstock aus seiner Sphäre reißen, wenn ich ihn hier gegen Horaz setzte; und doch — ist es nicht Klopstock, der in einem Stück des Nordischen Aufsehers diese wunderbare Gedanken sagt:

*) Braunschweig bei — — —

**) Litt. Br. T. 8. p. 229. [Mendelssohn Br. 129: „Man muß so glücklich, als Klopstock, die geheimen Empfindungen zu schildern wissen."]

1 f. Wie Düntzer erinnert, eine Anspielung auf Zachariäs (u. Eschenburgs) „Auserlesene Stücke der besten deutschen Dichter von Opitz bis auf gegenwärtige Zeiten." Braunschweig. Schulbuchh. 1766—78. 3 Bde. — 5 f. Dieser Wunsch wurde teilweise wenigstens erfüllt durch Rs. 15 „Oden aus dem Horaz", Berlin 1769. Poet. W. II, 187 ff. — 7. Noel Etienne Sanadon (1676—1733) und André Dacier (1651—1722; vgl. zu 231, 30), franz. Herausgeber, Übersetzer und Erklärer des Horaz; auch Batteux ist hier wegen seiner 1750 erschienenen Horazübersetzung genannt. — 10. vor dem Messias, Bd. I Halle 1751 und 1760. Kopenh. 1755. D. Nat.-Litt. Bd. 47 (Klopstock III), 68 (vgl. S. XXV, 23). — 10 f. Horaz Carm. IV, 3. — 15 f. Zu 132, 5. — 21. „Sammlung vermischter Schriften, von den Verfassern der Bremischen neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes", Bd. 1—3, Leipzig 1748—57, wo die Ode „Der Zürchersee" (D. Nat.-Litt. 47, 65; vgl. S. XXV, 22) nach Hamel II, 5 (1751), 369 steht. — 26 f. Allerdings sind die 311, 1 ff. u. *) citierten „Gedanken" von Klopstock.

„Fast allen neuern Oden fehlt etwas von dem Haupttone, den die Ode haben soll. Horaz hat den Hauptton der Ode, ich sage nicht, des Hymnus, durch die seinigen bis auf jede seiner feinsten Wendungen bestimmt. Er erschöpft alle Schönheiten, deren die Ode fähig ist. Man wird also den Wert einer Ode am besten ausmachen können, wenn man sich fragt: würde Horaz diese Materie so ausgeführet haben? Aber man müßte ein wenig strenge bei Beantwortung dieser Frage sein. Denn sonst bekommen wir zu viel Horaze unsrer Zeiten. — Ich erkläre mich hiedurch gar nicht gegen die Ansprüche, die besonders der lyrische Dichter auf einen Originalcharakter hat. Ich rede nur von der Biegsamkeit, mit der sich selbst ein Originalgenie dem Wesentlichen, was die lyrische Poesie fodert, unterwerfen muß. Und dieses Wesentliche, behaupte ich, hat Horaz durch seine Muster festgesetzt.“*) Überhaupt ist dies ganze Stück im zweiten Bande so ausnehmend, als das 26te des ersten.

*
* *

Ich werde von Uz und Lange kürzer sein können. Des erstern sein philosophischer Odengeist ist bekannt, und von den Litteratur Briefen**) würdig gepriesen worden: er ist der einzige, der so viel Weisheit mit so vielem Schwunge sagen kann. — Von Lange dörfte es heißen: die ersten werden die letzten sein; und nach meiner Meinung hat er mehr Horazisch gesungen, als übersetzt. Die besten Oden des Horaz leiden bei ihm, seines Fleißes, Genies, und einiger glücklichen Stellen ohngeachtet: überall verfehlte Stellen, verlorner Nachdruck, unschickliche Einkleidung, an Kolorit und Wohlklang nicht zu denken: quid faciant hostes capta crudelius urbe. — In seinen eignen Oden hat er insonderheit in der Anordnung der Bilder, in der Wahl der Beiwörter, und gleichsam dem Zuschnitt zum Wohlklange, den Horazischen Ton getroffen.***) —

*) Nord. Auff. 2. B. St. 105. [Gedanken über die Natur der Poesie.]

**) T. 8. S. 214. [Mendelssohn im 128. Br.]

***) Darf ich hier Gelegenheit nehmen, Klotzens *Vindicias Horatii* auch denen Liebhabern des Horaz anzupreisen, die sich nicht mit dem Pat. Harduin streiten wollen. Sie sind voll von feinen Anmerkungen, Vergleichungen, Erklärungen, die man aber mitten unter Rettungen findet, zu denen sich der Verf. nicht hätte herablassen sollen, weil die

15. Vgl. 26*). — 17. Lyrische Gedichte. Berl. 1749. Lyrische und andere Gedichte. Neue Aufl. Anspach 1755 u. ö. — 21. Horazische Oden. Halle 1747. Langes durch die sich daran knüpfende Polemik mit Lessing bekannte Horazübersetzung „Des Q. Horatius Flaccus Oden, fünf Bücher, und von der Dichtkunst ein Buch poetisch übersetzt.“ Halle 1752. — 25. Catull 62, 24 (faciunt). — 31 ff. Sehr verschieden (mit einziger Ausnahme des schon hier 33 f. gesagten) lautet auch über diese Schrift (Vind. Q. Horatii Flacci. Accedit

Ob wir deutsche Catulls haben? mögen die Lieder der Deutschen beantworten: unter allen hat vielleicht Lessing zu seinem Hauptzuge die meiste Catullische Schalkheit. Ob wir Ovidianische Verwandlungen haben? Dies werden bloß die behaupten, die in einem Journal den Titel gelesen: Zachariä Verwandlungen, oder Verwandlungen in den Bremischen Beiträgen, und bloß nach diesem Titel urteilen. Ob Wieland unser Lucrez sei? Diese Frage ist älter, als die Periode, über die ich schreibe. Ich nehme aber Gelegenheit, etwas von dem Lucrezischen Lehrgedicht zu sagen.

2.

Vom Lucrezischen Gedicht.

„Ich weiß nicht, was heutiges Tages ein Skribent für Beifall erhalten würde, der es wagte, nach dem Beispiele des Lucrez, die Lehren einer Schule mit trocknen Worten vorzutragen, und etwa hie und da durch eine poetische Stelle aufzustutzen? Gewiß ist es, daß er in Reimen und in der gewöhnlichen Versart ganz unerträglich sein würde. Diese Art des Vortrags hat, wenigstens im Deutschen, eine gewisse Feierlichkeit, die so wohl mit dem Aufgeweckten des Theaters, als mit dem Trocknen der Schule einen seltsamen Kontrast macht."*) — Ich weiß nicht, wie mir diese Stelle in die Feder kömmt, eben da ich Wieland unsern

meisten Harduinschen Anschuldigungen keine Antwort verdienen. Von Anmerkungen gefällt mir die kritische Mutmaßung (p. 16.), in welcher Ordnung Horaz seine Gedichte geschrieben: wie weit er gegen die Griechen sich Original schätze (p. 25—30.), von seinem Wohlklange und seiner Kühnheit (p. 51—58.), von seinem Urteil über Plautus (p. 272. 273.) und viele andre. Vergleichungen verschiedner Dichter voll Belesenheit und Geschmack sind häufig, z. E. über das Talent des Horaz zur Dichtkunst (p. 18—25.), über den Flug der Muse (p. 95—103.), über Musa potens lyrae (p. 104—106.), über den, der seine große Seele verschwendend hingab, den Patrioten, Ämilius Paullus (p. 119—122.), über die curas laqueata circum tecta volantes (p. 175—177.), über die Blandusische Quelle (p. 207—210.) und dann über die Küsse der Venus, Cupido und die Grazien (p. 125. 249—253.). — Erklärungen und Erläuterungen des Horaz sind häufig und einige neu, insonderheit aus den Werken der Kunst und Denkmälern des Altertums.

*) T. 8. p. 216. [Mendelssohn Br. 128.]

Comment. in Carm. Poetae. Bremae 1764.) das Urteil im 3. Abschn. des 2. Kr. W. (SWS. III, 320 ff.) Einl. zu T. III, 2 Abt. I, 5. — Der Jesuitenpater Jean Hardouin (1646—1729) „hatte in seiner Prolusio chronologica de nummis Herodiadum 1693 behauptet, alle Schriften der Alten außer Cicero, Plinius' Naturalis historia, Virgils Georgica und Horaz' Sermonen und Episteln seien Fabrikate des 13. Jahrhunderts. Für Horaz suchte er das noch weiter in seinem Pseudo-Horatius nachzuweisen." Redlich.

1. 309, 20 f. 33. — 5 f. Fr. Wilh. Zachariä, Die Verwandlungen, ein komisches Heldengedicht, erschien zuerst in den Bremer Beiträgen, dann wieder in den „Scherzhaften epischen Poesien" (Braunschw. u. Hildesh. 1754 u. 1761) u. Poet. Schr. (Braunsch. 1763—65). Bd. 1. — 8 f. Diese Frage, mit Bezug auf Lessings 154**) citierten 7. Lbr. (a. a. O. 165, 11 f.). Wielands Lehrgedicht „Die Natur der Dinge" war 1752 (Halle u. Magdeb.) erschienen. — 17. in — Versart, dem Alexandriner.

Lucrez genannt: auch er hat die Lehren einer Schule, in Reimen, in der gewöhnlichen Versart vorgetragen, ziemlich trocken, und freilich schön aufgestutzt mit poetischen Stellen — und doch hat er Beifall gefunden? — Je nun! es ist offenbar mehr des letztern, als des erstern wegen gewesen. Ich schlage also zurück:*)

„Unsere Schriftsteller haben sich in der allgemeinen betrachtenden Weltweisheit ungemein hervorgethan; aber in der besondern ausübenden Sittenlehre möchte der Deutsche eher über Mangel zu klagen haben — Unsre Lehrdichter sind vortrefflich, wenn sie die Systeme der Weltweisen vortragen, wenn sie sich in die Höhen des Unermeßlichen emporschwingen, wenn sie den Schöpfer und seine Werke besingen; hingegen sinken sie unter das Mittelmäßige, so bald sie sich zu den Sitten der Menschen herablassen. Popens Essay on Man möchte man einem Deutschen weit eher zutrauen, als einem Franzosen; aber seine Moral Essays verraten eine so feine Kenntnis des menschlichen Herzens, als noch nie ein deutscher Schriftsteller gezeigt." — Diese beide ganz wahre Bemerkungen machen, daß ich den deutschen Dichtern die philosophische Dichtungsart des Lucrez als ein glückliches und reizendes Feld anpreise: doch mit einiger Einschränkung. — Lucrez ist in meinen Augen nach dem Feuer seiner Bilder einer der ersten Genies unter den Römern. Wenn man die trockne Philosophie sieht, mit der er kämpfen mußte, die Schwierigkeiten, mit denen er stritte — — propter egestatem linguae ac rerum novitatem — — und die er doch überwand, die Strenge, mit der er seiner Schule gnug thut, und die herrlichen Gemälde und Ausschweifungen, die er einstreuet: so muß man erwarten, daß unsere Lucreze in einer zur Weltweisheit ausgebildeten Sprache, in einer weit bequemern und biegsamern Materie, mit einerlei Genie, um so viel höher vor dem Römer stehen müssen, je höhere Vorzüge sie nach der Kultur ihrer Werkzeuge haben. — Betrachten wir dies, so bleiben von allen unsern deutschen Lucrezen**) vielleicht nur drei

*) T. 7. p. 163 ꝛc. [Mendelssohn Br. 126; freies Citat.]
**) Ich sondre hier gleich die moralischen Lehrdichter ab, Hagedorn, Dusch, Wieland u. s. w.

13. Lbr.: „zu den Sitten der Länder und der einzelnen Menschen" (vgl. 316, 3). — 13f. Dies berühmte Lehrgedicht Popes (zu 193, 1) erschien 1732/3; unter dem Titel Moral essays werden mehrere in verschiedenen Jahren erschienene moralische Episteln zusammengefaßt. — 21. einer, Genie hier wie auch bei Bodmer, Wieland u. a. (DWB. IV, 1, 3407. 5, a) unter Einfluß d. lat. genius männlich gebraucht (vgl. 35, 13 u. Anm. 319, 11 ff.). — 24. Lucr. I, 139. — 28. „Zur Weltweisheit scheinet die deutsche Sprache mehr als irgend eine von den lebendigen Sprachen ausgebildet zu sein." Mendelssohn im Eingang des cit. Br.

noch, die diesen Namen verdienen; die übrigen können gute Lehrdichter sein, allein Lucreze sind sie nicht, wenn Lucrez zu unsrer Zeit gelebt hätte. Haller — Witthof und Creuz, drei Dichter auf drei verschiednen Stufen! — Nimm Hallers Gedicht auf die Ewigkeit, und auf den Ursprung des Übels, und zeige mir im Lucrez, du, der du sein Anbeter, und vielleicht ein zweiter Creech bist, zeige mir im Lucrez so hohe, wahre und dringende philosophische Wahrheiten in so reelle und kurze Bilder eingehüllt. Hallers Geist ist in zween Dichter geteilt, in Witthof und Creuz. Jener hat die nachdrucksvolle Kürze in Sentiments und Beobachtungen oft bis zum Neide in seiner Gewalt; dieser hat zu viel Talent zur schwermütigen Malerei eines Weisen, als daß man ihn unter den G...anern vergessen sollte.*) Jener weiß abstrakte Ideen in poetische Körper zu kleiden; dieser, abstrakten Ideen poetische Farben zu geben: jener ist glücklich im Ausdruck der menschlichen Denkart, so fern man sie aus einer genauen Weltweisheit kennen kann: dieser in der dichterischen Abbildung einiger metaphysischen Hypothesen. Beide würde ich wegwerfen, wenn ich jenen bloß als Dichter nach dem Äußern, und diesen als Metaphysikus nach dem Innern allein beurteilen müßte.

*) Die Litt. Br. haben nie an ihn gedacht, obgleich seine Gräber auf ihre Zeit treffen, wie mich dünkt.

3. Joh. Phil. Lor. Withof (Hs. Schreibung wollte ich nicht ändern), 1725—89, Arzt und Verf. mehrerer Lehrgedichte (Goedeke II[1], 568). Seine „moralischen Ketzer" bespricht Mendelssohn in dem cit. Br. und reiht ihn neben Bodmer, Hagedorn, Wieland, Dusch, die „überaus schöne moralische Gedichte geliefert", mit besonderer Auszeichnung Haller an, dem „niemand so nahe gekommen als er". — Fr. Karl Kas. Freih. v. Creuz (1724—70), Oden- und Lehrdichter (Goedeke a. a. O.). Seine „Gräber", eine der Dichtungen, die auf H. besonderen Eindruck machten (325, 25 ff.; vgl. T. II, 376, Haym I, 273), erschienen, so viel ich sehe, zuerst (Ges. 1—3) in der Sammlung „Oden und andere Gedichte. Neue u. verm. Aufl.", Frankf. u. Mainz 1753 (S. 102 ff.), selbständig (6 Ges.) 1760. — 4 f. D. Nat.-Litt. Bd. 41, 2, 109. 86. — 7. Thomas Creech, Herausgeber des Lucrez (Lucretii de rerum natura Libri VI interpretatione et notis illustrati a Thoma Creech. Oxon. 1695. Amst. 1701), den er „ganz in sich getrunken"; vgl. SWS. XXIV, 223 f. — 13. G(ottschedi)anern: „Aus einem biographischen Werke, das er wahrscheinlich in Treschos Bibliothek vorfand, hat Herder in sein ältestes Kollektaneenheft folgendes eingetragen: 'Baron von Creuz .... Die erste Ode ist auf Gott; hatte das Glück, dem Hrn. Prof. Gottsched zu ge- und daher das Unglück, andern Dichtern zu mißfallen. Und es ist auch das magerste unter allen seinen Gedichten'." Suphan. — 18 ff. Von diesem Standpunkt ist das Urteil über Withof in dem Br. an Merk 12. Sept. 70 (Darmst. 1838 S. 9 ff. Lebensb. III, 111 ff.: „Der Mann hat gleich damals [d. h. in meiner Jugend] nichts fürs Herz; und höchstens oft was für die Einbildungskraft und die Vernunft gehabt" ... „Dieser rauhe, holprichte, unausstehlich barbarische Dichter"; im einzelnen allerdings auch Anerkennung, die später wieder durchaus überwiegt; vgl. z. B. SWS. XI, 124 u. XII, 427 zu X, 178) gefällt und nennt er später (1774) in d. „Ält. Urk." (SWS. VI, 210 Anm. b) Creuz „einen großen metaphysischen Dichter dieses schwarzen Nichts der Schöpfung, woraus alles geschaffen ist", und „die meisten seiner Gedichte und seine letzte kleine metaphysischen Schriftchen mit einem Wort 'Verirrungen ins Nichts! damit es Etwas werde!' und in diesem Betracht" allerdings „in ihrer Art einzig".

In der That, um ein guter Lehrdichter zu sein, wird weder ein Stern von der ersten philosophischen noch dichterischen Größe erfodert. Der wahre Geist der Weltweisheit an sich leidet kein beinahe Wahres, kein Halbgründliches; und unsere philosophische Witzlinge, die uns Schaum der Weltweisheit, mit dem Goldschaum der Ästhetik überdeckt, verkaufen, sehen zwar, daß ihre Philosophie im Anfange siedet, und von Kindern und Narren (die aber diesmal nicht die Wahrheit reden) gelobt wird — aber Schaum und Philosophie zergeht, und ist nicht mehr! — Laß diese das philosophische Lehrgedicht wählen, den Rain zwischen Philosophie und Einbildungskraft: sie werden vielleicht gut werden! — Auf der andern Seite giebt es schöne Geister, die zu viel Philosophie an unrechtem, und zu wenig poetisches Genie an rechtem Ort haben: die uns in Fabeln und Erzählungen, in traurigen Lust- und erbärmlichen Trauerspielen mit seichter Weltweisheit quälen — auch diesen gebe man das Lehrgedicht vor: denn die Epopee, das Drama, die Ode, und jede Erdichtung fodert Schöpfungsgeist im Ganzen, und kann kein beinahe Schönes leiden; aber das Lehrgedicht leidet noch zuerst die Lieblingswendung so vieler deutschen Vorreden:

ubi plura nitent in carmine, non ego paucis
Offendar maculis. —

Dies fodert die wenigste Einbildungskraft, ist am wenigsten an Regeln gebunden, und vielleicht ist das freieste und leichteste Silbenmaß auch das angemessenste und einzige für das Lehrgedicht — ich meine nicht das Alexandrinische, sondern das sogenannte Recitativmetrum, das sich am meisten der Prosa nähert, die meisten Formen annehmen kann, sich jeder Materie am besten anschließet, und die Aufmerksamkeit am füglichsten erhält.

*
* *

Bisher habe ich einige Dichterlein mit dem Lehrgedicht abzufertigen, und im Vorhofe der Poesie aufzuhalten gesucht, damit sie als Ungeweihte sich nicht ins Heilige wagten: jetzt lege ich einen Gegenstand vor, der ins Allerheiligste der Dichtkunst gehört, und, wie ich glaube, würdig ist, die ganze Seele eines Genies allgnugsam auszufüllen: es ist zwar bloß ein Lehrgedicht, aber ein Lehrgedicht, dem selbst die epische, dramatische und lyrische

8f. 316, 1. 3. Laß, vgl. zu 157, 12. — 20f. Zu 112, 14.

Muse zujauchzen würde. Laß es sein, daß „die deutschen Lehrdichter unter das Mittelmäßige herabsinken, so bald sie sich zu den Sitten der Länder und der einzelnen Menschen herablassen". Laß es sein, daß sie „nicht Kenntnis des menschlichen Herzens gnug hätten, um Moral Essays zu schreiben": ich zeige ihnen ein Essay on Man an, wo sie sich in die Höhen des Unermeßlichen emporschwingen, und im zwiefachen Verstande Geistschöpfer durch sich selbst werden können.

Man weiß es, daß die deutsche Weltweisen, wenn in einem Stücke der Philosophie, so in der Psychologie vorzüglich, gleichsam auf eignen Grund und Boden sind, weil sie die kühnen Blicke, die Plato, Baco und Locke in die menschliche Seele gethan, weiter verfolgt, oder wenigstens die Erfahrungen dieser drei Männer wissenschaftlicher gemacht. Sie haben wenigstens Kunst und Mühe angewandt, um die Materialien fremder Nationen zu einem Gebäude zu erheben, dessen Bauart das merkwürdigste Phönomenon der neuern Zeiten bleibt. — Und was kann ich hieraus folgern? — Dies, daß ein poetisches Gebäude von dieser Art ebenfalls auch das Denkmal unsres Volks und unsrer Zeit sein könnte. In dem eigentlichen Spekulativen der Weltweisheit ist der Dichter immer ein Fremdling; man sage, was man will, er bleibt ein Gileaditer, der sich in diese Platonische Republik einstiehlet, um Holzhauer und Wasserträger zu sein. Das Dichterische, was der Lehrdichter, der Systeme reimt, behalten kann, um den Weltweisen nicht gleich für den Kopf zu stoßen, sind alte Schuh, und verschimmelt Brot: und allen den Nutzen, den er dem Philosophen giebt, ist, daß er so viel von dem philosophischen Geist ihm raubt, als er ihm dichterischen giebt: eigentliche Bürger können sie nie zusammen werden.

Aber die philosophischen Erfahrungen, Mutmaßungen und Hypothesen über die menschliche Seele; die sind aller Stärke der Dichtkunst fähig, und aller ihrer Reize wert. An der Fähigkeit

1ff. Vgl. 313, 13ff. — 7. Zu 231, 23. — 11. eignen (A, — m d. Ausg.), vgl. 325, 26. 350, 33. SWS. XXIX, 255 (Z. 13 v. u.). — 12. Baco, zu 279, 1. — John Locke (1632—1704), durch seinen Essay concerning humain understanding (1689) Begründer der Erfahrungsphilosophie. — 16. Phönomenon, zu 88, 23. — 22. Vielmehr Gibeoniter: Josua 9, 3—27 (vgl. die Anwendung derselben Bibelstelle SWS. X, 313_{56}). — 25f. alte — Brot, wie es eben die Gibeoniter zu Josua brachten a. a. O. — 26. allen den N., B, Düntzer und Suphan bessern aller, all oder alle der N.: ist die in A überlieferte Lesart richtig, so müßte sich H. die altvolkstümliche, von Jak. Grimm, Kl. Schr. III, 323—32 besprochene Attraktion gestattet haben, die sich nhd. wenigstens im Volkslied (a. a. O. 330f.) lange erhielt. — 30ff. Suphan macht bereits aufmerksam auf Hs. Worte „Plan zu einem Gedichte über die Seele (zu dem ich lange Versuche gemacht)", womit er Hamann (Anf. 1767, Lebensb. I, 2, 217

wird niemand zweifeln, und wenn zehn feige Kunstrichter zitterten, und Einwürfe machten, und Bollwerke bauten, und Schlingen legten: so fühle ich's doch, daß alle ihre Warnungen zu klein sind, um ein Genie zitternd zu machen: großmütig würde es sie verachten, und sehr gern eine Ausnahme machen, wenn seine Ausnahme nur Meisterstück ist. Wenn da, wo der Weltweise nur von fern furchtsam lauschen muß, der Dichter, als Bote der Götter, als Vertrauter der Geheimnisse des Geistes, mit kühnen Schritten fortginge, um in das Heilige zu dringen: was würde er sehen? Von keinem Auge gesehene Dinge! Was würde er hören? Heilige und geweihte Worte, die niemand gehöret! Und was sprechen? Geflügelte Sprüche, die keine Zunge vor ihm wagte. — Ich will mich erklären. Wenn die Erfahrungen, die man über und in der menschlichen Seele angestellet, zu poetischen Körpern umgeschaffen würden: wenn die Mutmaßungen des Weltweisen vom Dichter, nach der ihm verliehenen Freiheit, sinnliche Gewißheit bekämen: wenn die Hypothesen zu dichterischen Fiktionen sich umbildeten: wenn jede große psychologische Wahrheit sinnliches Leben erhielte: kurz, wenn die ganze Welt der menschlichen Seele ins Licht des poetischen Glanzes träte, dessen sie fähig ist: — welch ein Gedicht! — Wenn der Dichter die ganze Ausdehnung der menschlichen Seele, ihre Höhen und Tiefen, mit seiner mächtigen Hand umspannte: wenn er zu der Größe, deren eine menschliche Seele fähig ist, sich erheben, die Stärke des Geistes umfassen, und die Güte des Herzens, wie einen Pierischen Quell, kosten könnte, da seine Ideen so hoch, seine Wahrheiten so stark, und seine Empfindungen so bezaubernd wären, als der größte Geist, die stärkste Seele, das beste Herz: — und er hiezu alle Macht der Dichtkunst auf-

Hoffmann 35, 13 f.; vgl. an Merck Apr. 1771. Darmst. 1835. S. 23. Lbb. III, 368) den Inhalt dieses Fragments skizziert, und hebt aus „den ältesten Arbeitsheften" folgende zwei „Pläne" aus: a) „Versuch eines praktischen Gedichts über die Menschheit, wo man alle Arten der Affekte, der Silbenmaße, der Dichtarten durchginge, um zu versuchen, wie weit Ode Drama werden könnte." b) „Die Welt der Menschlichen Seele; im unmetr. Silbenmaß; ihre Tiefen der Gottheit." Zum ersten gehören 2 größere 1762—63 entstandene Bruchstücke, „das ältere" in Alexandrinern — daraus sind Verse in die unvollendete Abhandlung von der Grazie in der Schule eingeflochten SWS. XXX, 30 —, „das jüngere" in Kleistschen Hexametern überschr. „Mich selbst!" („Dich selbst! besinge die Welt der Menschheit! singe die Tiefen Die Höhn, die Weiten der Menschennatur [vgl. 317, 21 f.] .... So sprach mein Genius.") SWS. XXIX, 254 ff. Auf die Anregung Kants und den Einfluß Rousseaus ist schon von S. u. Haym I, 33. 342 Anm. hingewiesen. Bruchstücke zu b) SWS. XXIX, 353 u. 312 ff. (früher Lebensb. I, 1, 197 und Von und an Herder III, 308 ff.). „Der Plan, den die Fragmente darlegen, schließt die beiden älteren Pläne in sich. Wie H. an demselben festgehalten, zeigt sich noch im 102. der Briefe zu Beförderung der Humanität." (Suphan.)

11 f. Geflügelte Sprüche (ἔπεα πτερόεντα Homer), ein Hamannisches Wort Einl. XII.

böte — wie lebhaft hat nicht schon Abbt gedacht, der doch bloß beobachten, nicht schildern; der insonderheit lehren, nicht rühren wollte, der vorzüglich die Geschichte zu seiner Gehilfin machte, da dem Dichter alles zu Befehl steht.

Der Dichter würde da anfangen, wo der Philosoph aufhöret: er würde von seiner göttlichen Höhe den ganzen dunkeln Grund der Seele überschauen, aus diesem Chaos alle die Ideen aufrufen, die in ihm schlummern, aus diesem Ocean alle die Gedankenschätze heben, die der Zoll der ganzen Schöpfung sind, und in ihm versenkt liegen: auf diesem ungeheuren Felde alle Leichname mit Lebensgeist beseelen, so wie dort Riesen aus der Saat des Jasons entstanden. Wenn er alle Fähigkeiten des menschlichen Geistes: die Schöpfungskraft seiner Einbildung, die Zauberquelle zu Erdichtungen, die insonderheit in den jugendlichen Zeiten der Welt so reich gewesen, die Hypothesen von der Göttlichkeit der Seele im Schlaf und Träumen, den Enthusiasmus der Leidenschaften und der Raserei, die Stärke, die sie anwenden muß, um Abstraktionen gegen die ganze sinnliche Welt, die auf sie stürmet, zu verteidigen; ihre Feinheit in Zergliederung, und ihre Schnelligkeit in Zusammensetzung der Begriffe: ihr Nervengebäude, in Absicht des vergnügenden und moralischen Gefühls; die Macht ihrer Triebe, und alle Wirkungen ihrer Leidenschaften: die Freiheit ihrer Bestimmung, die sich über Schmerz und Plage und Tod erhebt — wenn er alle diese Seiten uns gegenwärtig machte, und alles, was er in der Seele siehet, selbst fühlte, und selbst in uns zu wirken wüßte; so wäre dies ein Gedicht, was alle Saiten des menschlichen Herzens treffen müßte, da Epopee und Drama nur immer eine oder wenige anrühren kann. Unsere ganze Seele würde ihm entgegen arbeiten, wenn wir teils *seine* ganze Seele in Aufruhr sähen, teils sein Objekt, eben auch die menschliche Seele, in aller ihrer Wirksamkeit erblickten. Wenn er sie uns, eingehüllt in die Strahlen Apolls, in dem Schmuck der Dichtkunst, von Musen umgeben und von Grazien begleitet, als eine Braut des Himmels, eine zweite Eva, unsere Hälfte, entgegen führte: wie Adam würden wir auf sie zueilen, und ihrer Umarmung entgegen jauchzen: das ist Fleisch von meinem Fleisch! Das ganze sympathetische Saitengewebe unsrer Empfindungen würde in diesen

30. *sehen* A: doch wohl nur Druckfehler. — 36. 1. Mos. 2, 23.

Zuruf nachschallen; denn nie rührt uns das, wo wir nicht unser Bild erblicken: dies wäre der höchste und kühnste Weg über die unbetretnen Höhen der Vernunft in das Gebiet der Leidenschaften: es wäre vielleicht die größte Höhe des poetischen Genies in unsrer Stufe der Kultur: und die originalste Ausgabe der menschlichen Seele. — Wie würde ich mich freuen, wenn etwa ein Genie, indem es dieses läse, erwachte, sich fühlte, seine Schwingen wiegte, um von ihnen den Staub der Systeme abzuschütteln, und alsdenn seinen Flug zur Sonne nähme. Eine neue Sonnenbahn würde sich alsdenn eröffnen; Zaunkönige sich auf seine Flügel setzen, um ihn ruckweise zu überholen; keuchend der Neid ihm nachstreben, und zurückfallen: wir aber würden, mit einem Fernglase in der Hand, ihm nachschauen, und ihn bewundern. — Sollte jemand so unglücklich sein, zu denken, daß das Probstück, die Psychologie in Reime zu bringen, ihn so hoch bringe: der würde alsdenn die Fledermaus vorstellen, die von Nachtphilosophen, und von den schönen Geistern des Tagelichts, den Sperlingen, gleich verfolgt wird.

Wie weit hat es Akenside gebracht, da er bloß eine Seite der menschlichen Seele, die Vergnügen der Einbildungskraft, besang: mit welcher Stärke besingt Young bloß einige Widersprüche des menschlichen Herzens: wie rührt Shakespear in seinen Monologen, wenn bloß eine Leidenschaft kämpft: wie gefällt ein einziges Klopstockisches Gleichnis, aus der menschlichen Empfindung gehoben! — Wenn nun alle Seiten, und alle Widersprüche, und alle Leidenschaften, und alle Empfindungen aufwachten, die zusammen sein, und auf einander folgen können — welch ein schöner Aufruhr! —

3.

Von Nachahmung der lateinischen Elegien.*)

Es ist eine eigne Sache mit den Elegien. Man kann nicht immer ohne Unverschämtheit fodern, daß das Publikum sich soll

*) Diese ganze Abhandlung, ein schätzbares Fragment zu einer Poetik, die noch zu den unbekannten Ländern gehört, ist aus den Litter. Br. T. 13. p. 69—83 [Abbt]. Bloß die kleinen Anmerkungen gehören mir.

11. 13. ihn, zu 313, 21. — 16f. Die von mir hergestellte Interpunktion von A scheint mir einen tadellosen Sinn zu geben. Düntzer tilgt im Relativsatz überhaupt alle (,), Suphan setzt mit B das letzte hinter gleich, das in beiden Fällen in eine andere schwerlich sinnvollere Beziehung tritt. — 18. Mark Akenside (1721—70), Verfasser des 1744 erschienenen Gedichts „The pleasures of Imagination“. — 20. Young, zu 325, 25.

Klagen vorwinseln lassen. — Und wenn es vollends Klagen eines Verliebten sind! — Mir hat es immer geschienen, daß die Aufmerksamkeit, die sich die alten Dichter durch ihre verliebten Elegien erworben haben, mehr durch unsre Neugier, als durch derselben innere Kraft hervorgebracht worden. Man ist gleichsam nach den Anekdoten eines solchen Mannes begierig, und will von seinen besondern Angelegenheiten Nachricht haben. Man betrachtet seine Elegien als einen kleinen Roman, darin die Geliebte erst spröde, dann erweicht, dann eifersüchtig oder ungetreu wird; und der Unterschied zwischen diesem Roman und den andern Romanen ist der, daß in dem letztern die Ursachen dieser Erfolge weitläufig, in der verliebten Elegie aber nur die Wirkungen, die sie auf das Gemüt des verliebten Dichters hervorgebracht haben, erzählet werden. Die Kunst des Dichters besteht nun darin, daß er diese Wirkungen rührend und angenehm beschreibe. Und hieraus läßt sich zugleich erklären, warum dem geliebten Gegenstande eine Elegie am besten gefalle. Es ist nämlich schmeichelhaft für ihn, Wirkungen beschrieben zu sehen, davon er ganz allein die Ursache ist. Andre Leser, deren Eigenliebe nicht so gut ins Spiel gebracht wird, werden vielleicht gar darüber aufgebracht, wenigstens des Lesens überdrüssig, weil der Verstand bei der Erforschung der Ursach und ihrer Verbindung mit den Wirkungen gar nichts zu schaffen hat.*)

Die meisten Dichter scheinen den Begriff der Elegien allzusehr eingeschränkt zu haben.**) Man könnte sie überhaupt erklären als die sinnlich vollkommene Beschreibung unsrer vermischten Empfindungen. Was sie mit andern Gedichten gemein hat, ist das sinnlich vollkommene: der Gegenstand nur, den sie bearbeitet, unterscheidet sie von den übrigen Arten. Ich habe dazu die vermischten Empfindungen***) angegeben; und glaube,

*) Alles dies dachte ich auch bei der Mad. Klopstock hinterlassenen Schriften; und demohngeachtet träumte ich sie so angenehm durch, weil überall das Gewand des Außerordentlichen und Empfindungsvollen mich aufmerksam machte: ich las sie, nicht wie ein Jüngling an der Brautkammer der Verliebten lauscht, sondern wie ein Fremder, der als Freund in das Haus eines Ehepaares geführt wird, das er aus Hochachtung zu sehen wünschte. Wie verschieden ist das Denkmal, das ein K. und ein Gottsched seiner Gattin aufrichtet!

**) So wie man auch den Begriff der Ode, wie ich glaube, immer zu sehr einschränkt.

***) Von denen man in der Rhapsodie des Verf. der Phil. Schr. T. 2 scharfsinnige Gedanken findet.

30. Hinterlaßne Schriften von Margareta Klopstock, herausg. von F. G. Klopstock, Hamb. 1759. — 35. ein Gottsched seiner Gattin: deren „Sämtliche kleinere Gedichte nebst dem Leben, herausg. von ihrem hinterbliebenen Ehegatten", Leipzig 1763 (sie war 1762 gestorben). — 38f. Vgl. 60*). 86f.

so viel ich jetzt sehe, recht zu haben. Die reinen, oder richtiger, die merklich reinen Empfindungen der Lust gehören, so wie ihr Gegenteil, wenn sie die Seele nicht ganz übermannet, und ihr zum Ausdruck gleichsam den Atem benommen haben, für die Ode. Alle Arten der Empfindungen und Handlungen, die in einem gesellschaftlichen Leben, das weder Zwang noch Verbrechen kennet, entstehen, gehören für das Schäfergedicht; wenn die elegischen Dichter sich hieran erinnert hätten: so würden sie einem der gewöhnlichsten Vorwürfe, daß sie nämlich unnatürlich werden, entgangen sein. Allerdings ist es widersinnisch, bei einem großen Schmerzen sich geschwätzig zu zeigen. Wenn dieser die Seele auf einmal an allen Orten angreift, wenn ihre Kräfte durch den plötzlichen Anstoß niedergerissen werden, und der Schmerz sie also gleich den Fluten des Meeres überschwemmet: so sind alle ihre schöne Auswüchse von angenehmen Bildern, alle Früchte nützlicher Überlegungen auf einmal verdecket.*) Man erblickt nichts, als eine traurige Fläche, und hört nichts, als das wilde Rauschen der Wehmut. Es giebt Seelen, welche besser verwahrt, und gleichsam mit stoischen Dämmen umgeben sind: an diese prallen die Wellen an und zerschellen. Diese Seelen brechen bei einem großen Schmerz nicht in Klagen: sondern in Rechtfertigungen, in Vorwürfe, in Drohungen, in unerwartete Entschlüsse aus. Ein solcher Schmerz zeigt sich im Trauerspiele; er kann aber auch in der Ode vorgestellt werden. Von der Empfindung der Lust lassen sich eben die Anmerkungen machen. Dem elegischen Dichter bleiben also nur Empfindungen übrig, die durch die gegenseitigen schon gemildert sind: Empfindungen, die in der Seele nach und nach entstehen, nicht im Sturm der heftigen Leidenschaft; sondern wenn sie dieselben erhält: so ist's bei ihr öfters nur

— ein Frühlingstag,
der durch ein Wölkchen lacht.

*) Hieraus, glaube ich, geht man der Frage entgegen, die unter einigen neuen Kunstrichtern bald verneint, bald bejahet ist: ob die Ode wahre Empfindung, oder Nachahmung sei? Spielt man nicht mit der ganzen Frage: so muß man teilen, und fragen: ist die Ode ein wirklicher Ausbruch von Leidenschaft und Empfindung? unmöglich; wenn ich eine Ode nach der gewöhnlichen Bedeutung verstehe, so ist sie schon immer künstliche Sprache. Kann die Ode ein poetischer Ausdruck einer wahren Empfindung sein? Ja, und billig sollte sie es durchaus sein. Kann der poetische Ausdruck einer wahren Empfindung Nachahmung heißen? Meinetwegen! nur den poetischen Ausdruck betrifft das Nachahmende allein; die Empfindung bleibt die wahre, nur sie ist schon so gelindert, daß die Einbildungskraft gleichsam ihren natürlichen Ausdruck in einen Ausdruck der Kunst überträgt.

Es versteht sich, daß es dabei auch auf die Verschiedenheit der Seelen selbst ankomme.

Die vermischten Empfindungen können entweder*) aus der Betrachtung des menschlichen Zustandes überhaupt, oder dieser und jener Gesellschaft, eines besondern Standes, einer einzelnen Person entstehen, und bei der letztern werden die verschiedenen Zustände in Erwägung gezogen, die dergleichen Empfindungen notwendig hervorbringen müssen. Der Satirenschreiber betrachtet auch den Zustand der Menschen überhaupt, bricht zuweilen in eine bittre Klage aus: aber diese Klage entwischt ihm nur aus Ungeduld, wenn er die Ungereimtheiten so gehäuft sieht, daß fast alle Hilfsmittel dagegen mangeln. Der elegische Dichter hingegen überläßt sich mehr einer mitleidigen und jammernden Empfindung. Das Elend, das er vor sich sieht, rührt ihn bis zur Klage, ohne daß er erst untersucht, wo die Ursachen dazu liegen, und da die Gegenstände nicht nahe gnug sind, um sein Mitleiden in eine ganz unangenehme Empfindung zu erhöhen: so genießt er des Vergnügens, das ihm die Mäßigung desselben darreicht.**)

*) Von hier fängt, wie ich glaube, die wahre Abhandlung an, da das Vorige, wie fern sich Elegie von den andern Gedichtarten psychologisch und aus der Natur der Seele unterscheidet, sich nicht eben über alle Einwendungen erheben möchte.

**) Daß Elegien über den Zustand der Menschen überhaupt möglich sind — wer wird das leugnen, der es zugiebt, daß es leider! zu viel Übel giebt, welche die Menschheit drücken und Klagen erpressen können — Aber daß diese Klagen nicht so oft in Elegien zerfließen, daß eine so allgemeine und philosophische Elegie so ungebraucht ist — woher mag dies kommen? Wenn ich recht rate, so bestimme ich zugleich diese Art der Elegien besser, oder vielmehr, ich schränke sie ein! Zuerst: Betrachtungen über das Elend des ganzen menschlichen Zustandes grenzen zu sehr in das Gebiet des philosophischen Gedichts, um bloß Elegie zu werden. Das Elend des ganzen menschlichen Geschlechts liegt bloß im Einzeln vor uns: klagen wir über d ese einzelnen Fußstapfen: so ist's nicht mehr die Elegie über das allgemeine Elend, die der Verf. vorzeichnet. Soll diese letztere wirklich werden: so ist's beinahe unmöglich, „zu klagen, ohne daß man untersucht, wo die Ursachen dazu liegen". Der allgemeine Gegenstand kann nicht anders in unsrer Seele lebendig werden, als durch ein abgezognes Bild. Dieses kann sich uns nicht ganz darstellen, ohne daß die Ursachen gleichsam die einzeln Züge vereinigen — und so wird ein philosophisches Gedicht daraus, das zwar in einzelnen Tönen elegisch wird (wie in vielen Stücken unsrer philosophischen Dichter), aber nicht den Hauptton der Elegie annehmen kann, weil dieser dem Gegenstande nach fremde ist. Und er ist's auch zweitens nach der Wirkung, die der Gegenstand auf uns macht. Ich setze zum voraus, daß er unsern Empfindungen nahe gnug liege, denn sonst kann die Poesie bildervoll und tiefsinnig, aber ganz und gar nicht elegisch werden. Ich nehme an, daß er in dem Gesichtspunkt betrachtet werde, daß er uns interessiert, daß er auf unser Herz wirkt: — was wird geschehen? Voll Gefühl über die Unvollkommenheiten der Menschheit wird der Dichter in Klagen ausbrechen, die eher ein tragisches Selbstgespräch als Elegie werden: so sind die rührenden Selbstgespräche Hamlets, die nicht eigentlich voll Leidenschaft, sondern als Ausbrüche einer düstern Laune zu betrachten sind. Ich müßte die ganze dritte Scene: Oh that this too too solid flesh would melt u. s. w., das Selbstgespräch, da ihm der Geist erschienen, und welches mit

46. Die 2. des 1. Akts. Die folgenden hier angedeuteten Scenen sind I, 5. III, 1. IV, 4. V, 1. (Der Monolog „Sein oder nicht sein?" ist von H. übersetzt SWS. XXV, 34.) — 47. die das Selbstgespräch A: ich habe in diesem Fall kein Bedenken getragen, die mit B zu streichen.

Wenn die Schicksale einer besondern Gesellschaft dergleichen Empfindungen erregen sollen; so müssen wir eine besondre Neigung für dieselbe haben: sie betreffen alsdenn entweder unser Vaterland, oder unsre Geburtsstadt, oder das Land unsrer Vorfahren, oder sonst ein Volk, für welches wir besonders eingenommen sind. Wenn also ein Krieg das Vaterland verwüstet, die Wut der Feinde eine Vaterstadt in die Asche legt; Länder, wo die Musen sonst gewohnt haben, durch Barbarei entheiligt sind: so können dergleichen Empfindungen entstehen; nur muß die Zeit den Bildern ihre allzugroße Lebhaftigkeit geraubt haben: die schwarzen Formen müssen nicht mehr so gedrängt stehen, daß die Erinnerung nicht zugleich einige angenehme dazwischen stellen könnte. Eine Mutter, die ihr einziges Kind verloren hat, sieht in den ersten Tagen

dem Denkwort: remember thee so launisch spielt: den rührenden Kampf mit sich, ob er sein, oder nicht sein soll, und das darauf folgende Gespräch mit der Ophelia, seine Unzufriedenheit mit sich, bei Gelegenheit des Fortinbras, seine vertrauten Unterredungen mit Horatio, seine Betrachtungen über die Hirnschädeln am Grabe, kurz, seine misanthropische Gesinnungen, die er lebend und sterbend äußert, hersetzen: sie sind über den Zustand der Menschheit; sie sind nicht Satire, wenn ich das Gespräch mit der Ophelia ausnehme: sie sind nicht schlagende Donner der Ode: sondern von fern her dumpf murmelnde Gewitterwolken — aber doch nicht Elegien. Denn solche Klagen über das Allgemeine müssen doch durch einzelne Vorfälle veranlaßt werden, und da erheben sie sich immer eher zu einem Tone, der, unzufrieden mit sich, oder der Welt, jetzt mit seinem Selbst, und jetzt mit dem Schicksal hadert. Oder wenn das Verderben, und die Sünde als Mutter des Elends erscheint (denn wer kann die eine sehen, ohne wider Willen an die andre zu denken): so wirft sich der klagende Dichter, der jetzt die Geißel des Satyrs verachtet, auf diese Furie mit dem Grimme der schäumenden Pythisse. Er sieht die Erde rings um sich, als ein weites Grabmal, entweiht, von Verbrechen rauchend, von Brüderblut und Frevel bedeckt, von einer giftigen schwarzen Atmosphäre umflossen, ein großer Garten voll Unkraut, und giftiger vielklauichten Plagetiere, die unter demselben kriechen, eine Einöde, wo die Sonne, wie Apoll unter den Griechen, mit jedem feurigen Strahl einen Pfeil des Verderbens sendet, wo das Geschrei der Laster die hinüberziehenden Donnerwolken herunterzieht, daß sie treffen — Bei diesem Elende wirft der Dichter seine thränende sanftwimmernde Leyer weg, sein Helikon wird ein Ebal des Fluchs: seine Klagen werden so schwere Lieder, wie die Lasten der prophetischen Weissagungen im Alten Testament, wie die Klagen Youngs an verschiednen Orten, wie die Strafoden, z. E. das Ende der dritten Horazischen: audax omnia perpeti u. s. w. — Kurz! die Aussicht über das allgemeine Elend ist entweder zu kalt, um Elegien zu weinen; oder sie wird von einzelnem Elende erzeugt, und unterhalten, und der Schmerz muß wahrhaftig mehr als elegisch sein, der von mir Klagen über das allgemeine Elend erpreßt, der: es mich als Unglück fühlen läßt, daß ich ein Mensch und der Mitbürger in einem Thale voll Thränen bin. Daher ist diese Elegie selten; aber nicht unmöglich, wenn ich einen mittlern Standpunkt annehme, wo mich nicht mein Unglück über den allgemeinen Jammer klagen lehrt; noch auch meine Betrachtung stoische Aussicht ist, und dieser Standpunkt ist — das Unglück anderer. So kann bei der Wiege eines Neugebornen, und an dem Sarge eines Junggestorbnen eine Elegie angestimmt werden, wie ohngefähr das Geburtslied und Grablied unsres Kleists ist: so kann vor dem Anblick eines Hospitals voll Armen und Abgelebten, eines Schlachtfeldes voller Leichen und Sterbenden, eines Lazarethes voller Kranken 2c. eine Elegie Thränen weinen, die die Ehre der Menschlichkeit sind.

14. der rührende A, ein offenbarer Schreib- oder Druckfehler. — 24. Oder wem A, woran Düntzer festhält. — 25. Eines der beiden die wird für das verschrieben sein: ich glaube das zweite, Suphan das erste. — 27. Zu 76, 21. — 31. Homer Il. I, 48 ff. — 34. Ebal des Fluchs, zu 128, 7. — 35. die Klagen Youngs, zu 325, 25. — 36. Carm. I, 3, 25 sqq. — 46. Kleists W. (Sauer) I, 120. 113.

nichts vor sich, als den erblaßten Leichnam, nichts als eine Zukunft ohne Trost, ein Alter ohne Stütze, Hoffnungen, die vergangen sind, Feinde, die sich freuen, und ist betäubt, ohne Sprache, ohne Thränen: — so bald sie sich erst wieder erinnert, wie viel Witz ihr Kind schon gezeigt habe, was für lebhafte Antworten es gegeben, wie artig es sich schon in Gesellschaften bezeiget: so löset sich der Schmerz in Thränen auf: die Empfindung wird vermischt und zur Elegie weich genug.*) Zu dieser Gattung gehört der 137te Psalm in dem Kirchenliede: „An Wasserflüssen Babylons", den auch der Aufseher nach Sidneys Übersetzung gegeben hat. Die Klagelieder Jeremiä werden ohne mein Erinnern hieher gerechnet werden.

Die besondern Stände unter den Menschen können auch zu solchen Empfindungen Anlaß geben; besonders diejenigen, welchen eine Art von Ungerechtigkeit von den Gegenseitigen widerfährt. Die Elegie auf dem Gottesacker in einem Dorfe, welche Dodsley in London bekannt gemacht hat,**) ist hierin ein Meisterstück.

*) Von der Elegie über die Schicksale einer besondern Gesellschaft gelten beinahe die vorigen Einschränkungen, damit sie weder prachtvolle aber empfindungslose Malereien, noch Ausrüfe eines patriotischen Enthusiasmus werden. Von dem ersten sieht man bei jedem öffentlichen Unglück einer Stadt und eines Landes leider! nur zu oft Spuren: so daß, wenn alle Götter ihren Zorn wider Stadt und Land ausgeleeret, man es für die letzte Zornschale anzusehen hat, wenn nachher Apoll elende Dichter weckt, die unser Schrecken und Wehmut in Ekel zu verwandeln wissen, oder uns durch ihre Schilderungen, statt eine elegische Thräne abzulocken, einen sanften Schlummer zutröpfeln, und den dunkelgrauen Mantel des Schlafs (wie Sancho Pansa sich ausdruckt) über unser Antlitz leise und tröstlich verbreiten, daß wir die Scenen des Jammers nicht mehr sehen. — Auf der andern Seite stehen die begeisterten Oden über öffentliche Trauerfälle von Patrioten gesungen: sie mögen strafen, oder lehren. So hat vielleicht Alcäus gesungen: so singt Horaz zum römischen Volk über das Verderben Roms in der 6ten Ode des 3ten Buchs, die uns Hagedorn übersetzt, und insonderheit in der prächtigen siebenten und 16ten Epode: so sind Uz' Oden an Deutschland, die dritte, neunte und 14te in der neuen Ausgabe der Klotzischen Gedichte, und, wie mich dünkt, ganze Bücher von den Gedichten mittlerer lat. Dichter. Die Elegie steht mitten inne, und die Klaglieder Jeremiä und andre Stücke der Propheten sind in dieser Gattung die besten Beispiele, die ich kenne.

**) Ich glaube, sie in einem Teile der Erweiterungen übersetzt gelesen zu haben; allein wie weit stärkern Eindruck empfand ich, da ich sie in den Dodsleyischen Sammlungen an der Seite eines Freundes las, der mit mir die stille Stärke im Ausdruck des Originals empfand! Vielleicht werden viele mit mir wünschen, daß ein Ebert oder Meinhard aus

9. „An ... Babylons", v. Wolfg. Dachstein, zuerst im 3. T. des Straßburger Kirchenamts (1525), darnach bei Wackernagel, Kirchenl. III, Nr. 135. — 10. Phil. Sidney (1554—86), engl. Dichter. — 15. 36f. A Collection of Poems in six Volumes. By several Hands. London: printed by J. Hughs, for R. and J. Dodsley, 1763, IV, 1: „An Elegy written in a Country Church Yard. By Mr. [Thomas] Gray" [1716—71]. Ein eigenes Exemplar besaß H. erst seit Januar 1767 (Lebensb. I, 2, 140. 225; vgl. SWS. XXV, 675 zu 328, 27). Der Freund ist wohl Hamann (Hoffm. 6, 30f. 50, 3f.). — 30. Hagedorn im 1. B. d. Oden u. Lieder. S. poet. W. Hamb. 1757 III, 25. — 31. Uz', D. bedrängte Deutschland, D. alten u. heutigen deutschen Sitten, An die Deutschen. Poet. W. herg. v. Weiße (Wien 1804. 4) II, 35. 51. 137. — 32. Vgl. zu 252, 14. — 35. „Erweiterungen der Erkenntnis und des Vergnügens", 72 Stücke oder 12 Bde., Leipzig 1753—60. (Ob sich die Übersetzung darin findet, kann ich nicht feststellen.) — 38. Ebert, zu 41, 11. — Joh. Nik. Meinhard (eig. Gemeinhard, 1727—67), Übersetzer des Home (zu 147, 27) u. Verf. der „Versuche über den Charakter und die Werke der besten Italiänischen Dichter" Braunschw. 1763. 64. 2 T. (mit Übersetzungsproben in Prosa). Vgl. Kr. W. I, 15 (T. III, 2, 114, 13 u. Anm.)

Dieses Dichters Empfindungen entstehen aus der Betrachtung, daß mancher brauchbare Mann, manches Genie, das auf einem höhern Posten einen lichten Glanz, erquickende Wärme rings um sich würde verbreitet haben, auf diesem Gottesacker unbekannt und unerwähnt liege. Weil ich jetzt dies Muster in Gedanken habe; so will ich so gleich ein paar Anmerkungen, die ich dabei machen kann, hier mitnehmen.

Zeit, Ort und Umstände sind dem elegischen Dichter nicht ganz einerlei. Die Stunden, darin der einsame Vogel der Nacht aus seinem philosophischen Schlummer sich erhebt, und durch das mitternächtliche Echo seinen Flug ankündigen läßt, sind für ihn am bequemsten. Nicht allemal muß es eben ein Gottesacker auf dem Lande*) sein, ob ich gleich gestehe, daß zu der von dem Engelländer ausgeführten Materie nicht leicht ein glücklicherer Ort hätte erwählet werden können. Aber Einsamkeit muß immer herrschen; die Lage selbst muß solche vermischte Empfindungen erwecken können. Daher sind einsame Zellen und Kreuzgänge, wo Eloise ihre Briefe geschrieben: Ufer, wo ein Strom traurig dahinrauscht (wo der israelitische Dichter seine Elegie verfertiget),

diesen Sammlungen einige der vortrefflichsten Gedichte uns mitteilte, unter denen mir jetzt vorzüglich einige schöne Stücke von Dyer im Andenken schweben, mit denen uns die Briefe zur Bildung des Geschmacks nicht bekannt gemacht haben.

*) Mir fällt hiebei einer der besten Gellertschen Briefe ein, der seine Gedanken auf einem Landkirchhofe erzählet. — Ich glaube, daß eben so Zeit, Ort und Umstände dem Leser der Elegien nicht ganz einerlei sind. Nie habe ich Youngs Klagen und Creuzens Gräber mit so gleichgestimmten Ton der Seele gelesen, als in einigen Sommernächten, unter einem bestirnten Himmel, in der schweigenden Laube eines Gärtchen, das an einen Kirchhof stieß, wo alte heilige Linden, vom Hauche der Nacht beseelt, Schauder in die Seele rauschten, und aus den etwas entferntern Trümmern eines sinkenden ritterlichen Schlosses, und aus ihren Wohnungen im alten gotischen Kirchturme die philosophische Eule ihre hohle Accente manchmal darunter stieß — Alsdenn findet man sich in einer Lage, da die Stürme von Gedanken herabbrausen und ruhn, und die Seele wird stille, wie eine stille See in der Sommernacht, und hört gleichsam die Stimmen aus den Gräbern der Toten, und präget sie in ihr Innerstes.

21 f. John Dyer (1700—58), mit dem sich H. auch im 2. Krit. W. (SWS. III, 260 f.) vertraut zeigt, wie schon in der Rec. der „Briefe z. Bild. d. Geschm. an einen jungen Herrn von Stand" (Leipzig u. Breslau 1764—73, 6 Tle.) von J. J. Dusch in d. Königsb. Gel. Z. (1766) SWS. I, 117 f., wo von dem Verf. „eine Übersetzung, aber eine Ebertsche Übersetzung von seines gelobten und liebenswürdigen Dyers Lehrgedichten, darunter wir die Wolle [The Fleece], seinen Grongarshügel, und Ruinen von Rom besonders nennen", gewünscht wird. — 23. „Briefe nebst einer Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmack in Briefen", Leipzig 1751 (Sämtl. Schr. Bd. IV). Br. 9. — 25. Youngs Klagen oder Nachtgedanken (The Complaint or Night-Thoughts 1742—6). Vgl. 323, 35 u. zu 41, 11. — 25 f. Creuzens Gräber, zu 314, 3. — Im folgenden haben wir Jugendeindrücke aus Hs. Vaterstadt Mohrungen: das väterliche Gärtchen (T. II, 393 zu Ged. 1, 4. 15) und (Z. 29 f.) die Trümmer des alten 1280 erbauten Schlosses des deutschen Ordens. Eben diese „sinkenden ritterlichen Trümmer" und der „gotisch gehörnte Turm", von dem „Eulen ein halbes Ach seufzen", und der nächtlich-einsame Kirchhof — „Gräber der Brüder, Geisterstimmen aus der Urne Schooß" — bilden die Scenerie von Hs. eigner Elegie auf seinen verstorbenen Vater (1763. SWS. XXIX, 230 f.).

Wälder*), Felsen, wo die Aussicht und Stille in der Seele die Vorstellung der Gefahr und das Bewußtsein der Sicherheit wechselsweise hervorbringen, meistens dazu erwählt worden. Ein einsames Zimmer**) kann aber auch dazu dienen; besonders wenn noch äußere Umstände dazu kommen, von denen die Seele etwas leidet. Ein trüber Himmel, ein aufsteigendes Gewitter, rauschende Winde***), zitternde Fenster, eine Leiche, die vorübergetragen wird, das Geläute der Sterbeglocken, eine Trauermusik.†) — Ja, wenn von dergleichen Umständen mehrere auf einmal zusammenkommen: so kann die Seele auch in der größesten Versammlung in diesen Zustand der vermischten Empfindungen gesetzt werden. Man muß sich aber hüten, alle diese äußre Sachen so schwarz zu machen, daß dadurch eher Schrecken, als süße Melancholei, in der Seele entstehen würde. So würde es widersinnisch sein, wenn jemand an einem Ort, wo er sich wirklich vor Gespenstern fürchtet, eine

*) Wem fällt hier nicht jener Hallersche Eingang zu seinem Gedicht über die Ewigkeit ein, wo er uns in dunkle Wälder, an rauschende Flüsse, in ein einsames Gehölz, in hohle Felsen führt, plötzlich den Schatten seines Freundes vor unsern verwirrten Blick stellet, seine letzten Worte und das unbekannte Gebiet der Ewigkeit in unsre Seele leitet — und jetzt in dieser ehrwürdigen Fassung unsern Geist erwischt. Dies ist das Kunststück, das der Genfische Bürger vorzüglich gebraucht, um seine Lehren einzudrucken, und der gute savoyische Vikar würde seinen Schüler oft jähnen gemacht haben, wenn nicht ihre Situation so lebhaft vorbereitete.

**) Nur nicht die einsame Stube eines Poeten, drei Treppen hoch, unter dem offnen Dach, bei zerschlagnen Fensterscheiben, wo Schnee und Kälte durchzeucht, weil hier so viel satirische Nebenzüge sich aus den Dichtern und witzigen Köpfen mit in unsre Seele stehlen. — Indessen hat der Verfasser des Drama: das Gemälde der Dürftigkeit sich einiger dieser Züge glücklich zu bedienen gewußt.

***) Das Klopstockische Stück im Nordischen Aufseher (T. 2. St. 94.), das seine Empfindungen aus einigen rührenden Naturscenen nimmt, drängt sich immer an ein gefühlvolles Herz, das auf diese Nuancen acht hat, und etwas anders sucht, als Malereien oder Non-sens von geistlichen Empfindungen.

†) Die britische Trauerspiele haben sich solcher äußern Mittel der Rührung sehr bedienet, wie einem jeden das Grab und der Leichenzug im Hamlet, die Totenglocke und Ausführung zum Gericht im Kaufmann von London, und dergl. beifallen. In den Trauerspielen des Rowe soll dieses Äußere den Mangel des innern Rührenden ersetzen. — In vielen Gegenden wird der Sterbenstag des Erlösers durch solche Zeichen ehrwürdig gemacht, und vielleicht ist's solchen frühen Eindrücken zuzuschreiben, daß ich in einer Stadt unter dem gemeinen Manne die herrschende Meinung gefunden, daß von den Zeiten ihrer

12. Sachen, Dinge Lbr. — 16. Zu 314, 4. — 20f. der Genfische B. (citoyen de Genève), wie sich J. J. Rousseau gern bezeichnete. — 21f. d. g. sav. Vikar, eine im 4. Buch des Émile eingeführte Rousseausche Gestalt: ihm ist das berühmte Glaubensbekenntnis des sav. Vikars (gerichtet an seinen Schüler) in den Mund gelegt; eine kurze, stimmungsvolle Schilderung der Landschaft, angesichts deren es erfolgt, leitet es ein. — 27. Das Gemälde der D. (L'Humanité ou le Tableau de l'indigence), ein auch v. Lessing, Hamb. Dram. St. 14 (D. Nat.-Litt Bd. 67 = Less. X, 67, 36 ff.) namenlos angeführtes Rührstück (Not, Verzweiflung, Verbrechen, Begnadigung), nach Rosenkranz (Gosches Jahrb. f. Litteraturg. I, 99 ff. Diderots Leben und Werke I, 268. II, 95 ff.) wahrsch. v. Diderot (aber nur in d. Londoner Sammlung s. WW. 1773 V, 333 ff.). Eine Übersetzung v. J. H. Steffens „Die Menschlichkeit od. Schilderung d. Dürftigkeit" ersch. 1764. — 29. Die „Frühlingsfeier" (D. Nat.-Litt. Bd. 47 = Klopst. III, 104; vgl. XXVI, 48). — 34. Hamlet V, 1. — 35. D. Kaufm. v. L. von George Lillo (1693—1739) endet mit der Ausführung des Helden und seiner Verführerin zum Galgen. — 36. Nicol. Rowe (1673—1718); vgl. Hettner I, 255 ff.

Elegie machen wollte. Die Schildwache im Hamlet war gewiß nicht dazu aufgelegt. Die Seele wird alsdenn von einer ganz unangenehmen Empfindung, dem Schrecken, bemeistert.

Alle diese Regeln leiden einige Abänderungen,*) wenn die vermischten Empfindungen aus der Betrachtung unsres eignen Zustandes**) entstehen. Natürliches oder von der Einbildung geschaffenes Unglück kann alsdenn in der Elegie angetroffen werden. Mitleiden mit uns selbst oder mit einem andern kann darin herrschen. Es würde überflüssig sein, alle verschiedne Fälle aus einander zu setzen. Die verliebten Klagen***) gehören zu dieser Gattung,

Väter und Urväter her dieser Tag traure, der Himmel meistens voll dunkler Wolken sei, und in den Sterbestunden gegen Abend eine Stille zu herrschen pflege, die diesem Tage den Namen: stiller Freitag gegeben. —

*) Warum leiden sie Abänderungen? weil der Verf. in der Parenthese von Zeit, Ort und Umständen sich von dem Elegischklagenden auf das Schreckhaftrührende zu weit eingelassen. So sehr die Empfindungen von Mitleiden, Schrecken, Zorn, Furcht u. s. w. in einander zusammen fließen: so muß doch in der Elegie das sanfte Gefühl, nicht aber Schauder der herrschende Ton sein. Indessen als Vorbereitung und Nebensache betrachtet, hilft eins dem andern, und ich bin dem Verfasser auf seinem Spaziergange unbekümmert nachgeschlichen.

**) Dies ist die Residenz der Elegie, und alles Vorige wird bloß dadurch das Gebiet der Elegie: so fern es sich unserm Selbst nähert, so fern wir Anteil daran nehmen. Fehlt diese Beziehung auf uns selbst: so kann die Elegie ein schönes Exercitium stili werden; aber nie ein Meisterstück. Und hat man nicht Elegien gnug, die offenbar in fremden Namen sind? — Du darfst nicht raten, mein Leser! siehe die Heldenbriefe an, die Ovid in Gang gebracht: ein Dichter, der in mehr als einer Absicht mit der Poesie gespielt hat. Betrachte diese Heroïden als rührende Situationen: so sind sie eine dramatische Übung, die für junge Dichter nützlich sein können: aber höher stelle sie nicht, als unter Übungen, denn sie borgen fremde Situationen und leiern im ganzen ungefühlte Empfindungen, und zeichnen ungesehene Charaktere. Sie rauben also der Dichtkunst alle ihre Würde, eine Dolmetscherin unsrer selbst zu sein, wie sie es bei den Alten war, und verpachten unsre Talente in fremde Zeiten, Umstände und Personen. Dadurch gewöhnet man sich an jene erkünstelte Sprache der Leidenschaften, die mit Worten spielt, mit erdichteten Sentiments um sich wirft, und sich übt, von beiden Seiten Linsen durch ein Nadelöhr zu werfen. Wird aber so gar dieser Geschmack an Heroïden der herrschende Geschmack einer Nation und einer Zeit: so verfällt man auf unwichtige Situationen, auf spielenden Witz, und zeichnet aus fernen Zeiten nach dem Geschmack seiner Nation Charaktere, die von Herzen schief, und nach aller Kunst albern sind. Sollte man dies nicht von der jetzt in Frankreich herrschenden Mode sagen, wo man schon den Adam an die Eva, und Kain an Mehala, und Philomele an Prokris, und Prokris an Philomele u. s. w. hat, und nächstens die Sonne an den Mond, und den lieben Mond an die liebe Sonne wird schreiben lassen. Daß viele unter ihnen nicht schöne Stellen haben, wer wollte das leugnen, der z. E. Dorats Poesie kennet; aber daß alle seine Nachahmer schön, daß dieses Feld einer Hauptbeschäftigung würdig sei, daß Gedichte dieser Art vorzüglich nutzbar sein, wer wollte das behaupten!

***) Woher sind diese so allgemein für den einzigen Gegenstand der Elegie gehalten? Rate ich recht, so möchten drei Ursachen sein. Zuerst die lieben Alten, z. E. Ovid, Tibull und Properz haben sich meistens in diese Gattung eingeschränket, und ihr Beispiel hat meistens Regel abgeben müssen. — Ferner die verliebte Empfindung ist der Elegie am

38 ff. Hs. Abneigung dagegen verhehlt sich auch nicht in der Rec. des 3. Teils der Br. zur Bildung des Geschmacks SWS. IV, 297 und gegen die ganze Gattung noch Kalligone XXII, 96_{196}. Eine „Lettre de Cain à son épouse Mehala“ (unter dem Einflusse von Geßners Tod Abels entstanden) ist kurz angezeigt N. Bibl. d. sch. W. I (1765), 192. — 42. Claude Joseph Dorat (1734—80), dessen Oeuvres complètes in Paris 1764—80 in 20 Bänden erschienen. In der mir vorliegenden Ausgabe seiner Poésies (Genève 1777, 4 Vol.) ist unter den Epitres et Héroides (I, 75 ff.) auch eine Lettre de Philomèle à Progné (p. 107; vgl. Z. 39).

und fast scheint es, daß außer diesen und den Todesfällen die meisten keinen andern Gegenstand der Elegie kennen.*) Ich will nur noch dieses anmerken. Auch ohne das Zuthun äußerer Zufälle kann jeder zuweilen in die Gemütsverfassung etwa bei einem einsamen Spaziergange gesetzt werden, daß er sein ganzes Leben zusammenrechnet, das Gute und Böse darin überdenkt, und sich denen daraus entstehenden Empfindungen überläßt. Mit einem Worte, die Seele muß sich in der Gelassenheit befinden, wo ihr weder die bittre Thräne des Leides ausgepresset, noch der tiefe Seufzer der Angst entrissen, noch das röchelnde Schluchzen der Wehmut abgezwungen wird. Wenn ja die Thränen fließen: so mögen sie milde fließen, und wenn Seufzer gehört werden: so mögen sie uns zum sanften Mitleid stimmen, und nicht zur Bangigkeit quälen.

paßlichsten: das stille Feuer in ihr, das selten stürmende Leidenschaft wird, aber desto mehr durch die Glieder schleicht, wie die Sappho in ihrem zweiten *ᾄσματι* aus Erfahrung singet, und Kleist seine Phyllis an Damon singen läßt; diese stille Glut erhält sich am besten in dem Maße, das die Elegie fodert. Drittens ist auch kein Mißvergnügen uns so angenehm, als die verliebte Traurigkeit. Wenn ein andrer Schmerz bis zum Verdruß, ein andrer Verlust bis zur Verzweiflung, ein andrer Zorn bis zur Feindschaft, ein ondres Schrecken bis zum Entsetzlichen, ein andrer Unwille bis zum Ekel übergeht: so unterhält uns der verliebte Schmerz noch mit Annehmlichkeit: der verliebte Verlust macht uns nicht untröstlich: der verliebte Zorn ist ein kleines Wölkchen in der Morgenröte, der verliebte Schrecken läßt uns die Zunge zu sprechen, und die Hand zu schreiben frei: der verliebte Unwille wird erneuerte Liebe. Daher fließt diese bittersüße Empfindung in jene hinkende Verse aus, die halb sich, halb den andern rechtfertigt, hasset, liebet und ergötzet.

*) Hier kommen die Elegien über Tiere, oder leblose Sachen, die uns lieb gewesen, zu stehen: Catulls Liedchen auf den Tod seines Sperlings, und Gleims Sterbende Nachtigall, der Mad. Karschinn Klagen über einen Kanarienvogel u. s. w. Obgleich die Zeit ziemlich vergangen, da die Helden Homers mit ihren Pferden sprechen, und diese über den Tod ihrer Herren „erstarret stehen, wie ein Leichenstein über dem Grabe eines verstorbnen Menschen, die, da sie die Häupter sinken lassen, und heiße Thränen fließen ihnen unter Seufzern über die Wangen zur Erde nieder: und die schöne Mähne sinkt aus den Locken herab, und wälzt sich im Staube": Ich sage, ob diese Zeit, da sich Tiere und Menschen noch mehr kannten und verstanden und liebten, ziemlich vorbei ist: so dörfte doch eine Elegie auf ein treues und geliebtes Tier oft verdienter und herzlicher sein, als manches stattliche Trauergedicht auf einen Jost: ich nehme an, daß jenes und dieses nicht Satire ist.

16 f. Zu 203, 16. 28. — 17. Kleists W. (Sauer) I, 51. — 20 f. andres Schrecken, so A, aber vgl. 23. Suph. schreibt daher auch hier andrer. — 28 f. Zu 189, 33, u. 188, 19. — 28. „Klagelied über den Tod eines Canarien-Vogels", Auserlesene Ged. S. 239. — 31—34. Hom. Il. 17, 434—40. — 32. die, da u. s. w.: so A; B u. Düntzer streichen die, womit mir nicht viel gewonnen scheint; ich ließ daher die Stelle mit Suph. unangetastet. — 33 f. aus den Locken, richtig „aus dem Joche" (ζεύγλης 440): „eher ein Druck- als Übersetzungsfehler" Suph. Dann müßte ihn H. bei der Revision dieses Kap. (SWS. II, 304) auch übersehen haben. — 37 f. Anspielung auf Hagedorns auch in der Rigaer Einführungsrede über die Grazie in der Schule (SWS. XXX, 18) erwähntes „Leichen-Carmen" im 5. B. der Oden und Lieder (S. poet. W. Hamb. 1757 III, 12), das allerdings Satire ist und als solche auch von H. nicht etwa verkannt wird; ihm ist hier „ein Jost" der Repräsentant jener Reichen, auf welche die herkömmlichen Trauergedichte handwerksmäßig verfaßt wurden.

Die Gedanken nun selbst müssen der Würde der Empfindungen angemessen*) sein. Es wird dabei ein Geist vorausgesetzt, der sich weder durch den Verlust eines schlechten Gutes dahin reißen läßt, noch auch jedem Verlust stoisch widersteht. Folglich werden die erhabnen Gedanken**) aus der Elegie wegbleiben. Da die Seele ferner in einer Art von Erschlaffung ist: so ist ein geschärfter Witz, das Epigrammatische, das Allzuweithergesuchte in der Elegie unnatürlich. Hingegen finden Vergleichungen, kleine Geschichte, Fabeln darin ihren Platz. Denn die Einbildungskraft ist bei einem solchen Zustande der Seele fast allein beschäftiget.***) Sie sucht also alle vergesellschaftete Bilder auf, die mit ihrer herrschenden Empfindung übereinstimmen, um entweder sich dadurch zu trösten, oder noch mehr zu betrüben.†) Sie bleibt öfters bei einem einzigen Gedanken stehen und wiederholt ihn; ja macht unmittelbar

*) Oder vielmehr der Weichheit der Empfindungen. Hiezu gehört, daß er sich ganz mit seinem Gegenstande beschäftige, doch so, daß ich ihn nicht mit einem feurigen unverwandten Blicke ansehe, wie in der Ode, sondern mit einem nassen thränenden Auge, das auf seine verschiedne Seiten irret, und die genossnen Zeiten, die Gegenwart und die Zukunft mit matten suchenden Blicken durchwandert, — Hiezu gehört zweitens, daß er den Gegenstand nie anders, als in Beziehung auf sich, betrachtet: dies ist insonderheit das Zeichen der wahren Empfindung; dies rührt, und ist statt aller beobachteten Regeln.

**) Wohl kann sich unter die weichen Empfindungen hin und wieder ein Gedanke mischen, in dem eine starke Empfindung eingehüllet liegt. Nichts aber ist der Elegie so entgegen, als der geschraubte Witz. Eine von Thränen erschlaffete Saite tönt nicht hell, und macht keine Bockstriller. Da man das Nervengebäude der Empfindung sehr treffend mit einem Saitenspiel vergleichen kann: so merke ich hier an, daß, wie eine Saite bloß mit einer gleichgestimmten harmonisch tönet: so fodert das Wimmern der Elegie gleichsam einen Leser von gleichem Ton der Seele. Weil nun ganz gleiche Bildungen der Seele ebenso unmöglich und selten sind, als völlig gleiche Gestalten des Gesichts: — welche eigne Dreistigkeit gehört dazu, das ganze Publikum für einen Abdruck seiner Seele anzusehen, und jedem Fremden den sympathetischen Zug zuzutrauen, ohne den unsre Klagen ihm langweilig, ekelhaft, oder lächerlich werden können. Wenn man es bedenkt, daß wir zwar im Denken uns einander so ziemlich ähnlich, aber im Empfinden gewaltig verschieden sind: so muß ich dem Troste jenes Autors fast recht geben, der zu sich sagte: „ich bin mein eigner, einziger und bester Leser!"

***) Ich kann hierin die Elegie nicht besser als mit einem Traume vergleichen: diese Vergleichung sagt vielleicht viel. Die ganze Bilderreihe, die vor ihrem Auge vorbeistreichet, ist in einen heiligen Schleier halb verhüllt, der das dunkle Gewand der Traumgesichte zu sein pflegt: sie ist an sich verbunden, so wie die Folgen der nächtlichen Gedanken, nur das Band ist nicht so regelmäßig und sichtbar, als im Wachen: dazu kömmt, daß in der Elegie, so wie im Traume, Einbildungskraft und Gegenwart zusammengemischt wird, und hieher gehört jetzt die vorige Einschaltung, mit wie viel Macht, Zeit, Ort und Umstände in die Elegie sich eindrängen, nicht bloß Gedanken nähren, sondern auch erzeugen, die sich alsdenn unter die andren hinstellen, anschließen, und gleichsam elegisch werden.

†) So wie jede Leidenschaft sich der ganzen Welt mitteilen will: so sucht auch die Betrübnis überall Zeugen und Begleiterinnen ihres Schmerzes: sie will sich nicht widersprechen lassen, und tröstet sich, wenn man ihr recht giebt.

8. Geschichte, zu 123, 10. — 15. er: der Geist (Z. 2). — 25. Bockstriller, der mir noch aus dem eigenen Gesangsunterricht bekannte technische Ausdruck für einen unreinen (meckernden) Triller. Sehr wahrscheinlich, daß ihn H., wie Suphan vermutet, dem Rigaer Komponisten Müthel (T. II, 326) verdankte. Hier vertritt er verunglückte Schnörkel und Künsteleien.

die Anwendung auf sich. Daher kömmt die Wiederholung einerlei Worte am Ende des vorhergehenden, und im Anfange des folgenden Verses, welche die Elegiendichter öfters so glücklich anbringen.*)

Alle Gedanken, die ins Groteske fallen,**) allzu häufige O und Ach und Weh! Verwünschungen, die Abscheu erregen, zu heftige Beteurungen seines Schmerzes töten die Elegie. Die erstern erwecken Gelächter; die andern sind entweder Zeichen einer allzuheftigen Traurigkeit, oder eines gänzlichen Mangels der Empfindung, die dritten bedeuten mehr Wut und Kummer, und die letztern sind entweder verdächtig oder überflüssig. Die Traurigkeit muß sich durch die Reihe von Gedanken, auf die der Dichter verfällt, an den Tag legen. Vor allen Dingen muß der elegische Dichter die kleinsten Umstände,***) die mit seinem Gegenstande verwandt gewesen, sammlen und anführen. Dieses zeigt, daß seine Einbildungskraft ganz damit angefüllt sei, und nicht das Geringste habe verloren gehen lassen.

Der Ausdruck wird so wenig als möglich prächtig sein dörfen. Reinlich und auch zierlich — sine squalore aber auch auro absque ac gemmis. Je natürlicher die Empfindung ist, je weniger sind die Worte gesucht. Ich will eine kleine englische Elegie hersetzen, die ich irgendwo in Musik gesetzt gesehen habe: es ist die Anrede eines Mädchens an ihren Geliebten:

Gentle Youth, o, tell me why
Tears are starting from my eye;
When each night from you I part,
Why the sigh, that rends my heart?

*) So bald diese Wiederholungen regelmäßig, und bei diesem Regelmäßigen noch dazu schleppend, eintönig und leer werden: so ermüden sie, wie z. E. die Elegie *Daphnis und Daphne* in der *Sammlung verm. Schr.* — So verwirft auch die Elegie oft den Perioden, heftet sich auf ein Wort, das sie wiederholt, und sich recht vors Auge stellet: hierin ist sonst Klopstock sehr glücklich, nur in dem *Trauergesange* Davids um Jonathan, den zwei Sänger seinem *Salomo* singen, und, wie ich glaube, in seiner neuern Elegie: *Rothschilds Gräber* sind einige Versetzungen zu gezwungen, einige Wiederholungen zu tot, und manches O und Ach! ein Asteriscus, der da sagt: hier ist zu gähnen!

**) Wenn jener Elegiensänger dem, der nicht mit ihm weint, den Cypressenstrauch ins Gesicht werfen will: so muß man sich vor ihm hüten, weil, wenn unsre Augen sich thränend schließen, und unsre Thränen ihm nur nicht kugelrund gnug sind, wir nicht vor einem Wurf sicher sein möchten.

***) Man erinnere sich hier an das Lied unter Langens Gedichten, da alles ein Zeuge vom Verluste wird, und jeder Umstand das Bild des Freundes zurückbringt.

9. *und* K.: so allerdings auch Lbr.; aber sollte *und* nicht Druckfehler für *als* sein? — 19. *die* Lbr., *diese* A. — 21. habe, ihren Verf. aber nicht kenne. Es ist u. s. w. Lbr. — 28 f. *Daphnis* u. s. w., später „Selmar u. Selma", von Klopstock: S. v. Schr. (zu 310, 21) I, 5 (1749), 433. D. Nat. Litt. 47 (Klopst. III), 39 u. XXV (7). — 32. Salomo III, 8. — 33. Ersch. 1766. D. Nat.-Litt. 47, 120 u. XXVII (74). — 39. „Damons Thränen über des Thirsis [Pyras] Tod", bes. V. 105 ff. „Thirsis und Damons freundschaftliche Lieder", Sauers Neudr.; Heilbr. 1885. S. 53.

Gentle Youth, o, tell me true,
Is it then the same with you?

Die Naivetät, welche hier herrscht, hat einen ganz ungeputzten Ausdruck erwählet; und glücklich! — Wenn nur das Äußerste auf beiden Seiten vermieden wäre, so wird die Verschiedenheit der Materie den Ausdruck an die Hand geben.

Die verliebten Elegien*) sind für die wenigsten Leser. Wenn es ein dritter schon überdrüssig wird, dem Gespräche zweier Verliebten zuzuhören: was für eine Dreistigkeit gehört nicht dazu, ein ganzes Publikum in die Gesellschaft zu bringen? Überhaupt sind die Elegien eben nicht die Gedichte, die man zu allen Zeiten lesen kann. Es wäre zu wünschen, daß die Dichter auch daran dächten."**)

4.
Von der Horazischen Satire.

Noch immer ist an mir die Reihe, die Hand auf den Mund zu legen, und zu schweigen. Unserm Rabner habe ich es immer anzusehen geglaubt, daß er aus Swifts Schule der erste seiner Zöglinge sei: hier ist ein Schriftsteller, der uns in seinen Satiren mit der Urbanität eines Horaz unterhält: der Verfasser, der Mores Eruditorum, Genius seculi, Ridicula etc. geliefert. Ich urteile nicht, sondern schreibe ab:***)

„Es ist eben nichts Neues, daß man den Juvenal vom Horaz unterscheidet, daß man des letztern ridendo verum dicere, seine

*) Eins der schönsten Klagegedichte in dieser Art ist das Gleimische: Mich, o Doris, willst du hassen 2c. Übrigens gefällt es mir, daß der Kunstrichter die Elegie in kein eigensinniges Silbenmaß einkerkert: es kann elegische Oden in vielerlei Silbenmaß, elegische Eklogen u. s. w. geben, nur wenn einige das förmliche elegische Silbenmaß erwählt: so ist der Pentameter, der freilich zu elegischen Wiederholungen gebildet zu sein scheint, mir immer im Deutschen noch sehr hart und gezwungen vorgekommen. —

**) Wenn einigen meine Anmerkungen langweilig gewesen, so denke man daran, daß ich über die Elegie kommentiert. — Elegische Noten, die sich nicht zu aller Zeit lesen lassen.

***) Litt. Br. T. 9. p. 82. [Abbt. Nicht ganz wörtliches Citat.]

5. vermieden Lbr, vermischt A — 6f. In den Lbr. folgt noch: Die vielen Gebete und Reden in den letzten Gesängen der Messiade sind Elegien der Seligen. Noch ein Wort von den verliebten Elegien, sie sind u. s. w. — 15f. Vgl. Klopstocks Ode „Die Glückseligkeit aller" V. 1f.: „Ich legte meine Hand auf den Mund, und schwieg Vor Gott!" — 16ff. Vgl. 32, 5ff. — 19f. M. E., G. s., Ridicula litteraria, alles von Klotz („Stücke, die man als schöne Blüten, nicht aber als nutzbare Früchte betrachten könnte", SWS. IV, 243); vgl. zu 225, 8. Mir liegen die beiden ersten nur in der deutschen Übersetzung vor „Johann [so auf d. 1. Titelbl. u. durch d. ganze Buch, auf d. 2. Tit. Christian] Adolph Klotzens Satiren. Nebst einem Anhang." Lpzg. 1775. — 23. ridendo verum dicere, noch öfter ridendo d. v., die gewöhnliche Umänderung, womit Horaz Serm. I, 1, 24 (Quamquam) ridentem dicere verum (Quid vetat?) citiert wird. Büchmann 11. A. S. 271. — 24f. Petrarchische Gedichte, Berlin 1764, S. 24. S. W., Körte, I, 191.

schalkhafte Verziehung des Mundes, seine vielbedeutende Miene, von den geißelnden Streichen des erstern, von seinem entflammten Gesicht, und von seinem zornigen Auge unterscheidet. Aber was macht denn diesen Unterschied? — Die alte Komödie brachte die Bürger mit ihren Sitten ganz, bis auf ihren Namen unverändert, auf die Bühne; dies ist Juvenal, wenn man noch dazu setzt, daß er seine Mitbürger nicht bloß von der lächerlichen, sondern auch von der lasterhaften Seite, und von dieser öfter, als von jener zeigt. Sein lebhafter Blitz dringt in das Innerste des Heuchlers; er reißt ihm die Maske ab, wenn auch sein Gesicht darüber blutrünstig werden sollte, und giebt ihm nur einen andern Namen; aber niemand läßt sich betrügen. Der ist es, ruft man, nach dem Leben! — Zu dieser Satire gehört so viel Anlage nicht! Man darf nur aufmerksam sein, auf das, was um uns vorgehet. Wenn sie gut werden soll: so muß ich merken, daß der Mann vom Herzen weg redet, und daß er bei allem Eifer, den er hatte, doch Beurteilungskraft gnug besessen hat, mir unter den verschiedenen Originalen nur die wichtigsten, und an diesen nur das Merkwürdigste zu schildern.

„Mittelmäßige Köpfe fallen immer zuerst auf das, wovon sie bei sich empfinden, daß sie es vielleicht erreichen könnten. Allein, weil es doch eine gefährliche Sache ist, Narren und Bösewichter kenntlich zu schildern: so vermeiden sie diese Gefahr, und machen, daß das ganze Stück nichts taugt. Sie malen uns platte Charaktere, die ekelhaft sind, und an denen man weder genaue Zeichnung, noch das lebhafte Kolorit eines Juvenals findet. Beispiele davon können uns in unsern unzählbaren Wochenschriften nicht mangeln. — Unter den Franzosen ist vielleicht der einzige La Bruyere, der den Ausweg eines Genies gefunden hat. Er hat seine Zeichnungen übertrieben, um sie nicht kenntlich zu machen. Aber für seine Zeitgenossen waren doch die Züge nicht verstellt, und für uns haben seine Farben noch nichts von ihrer Lebhaftigkeit verloren.

„Die Horazische Methode hingegen, eine Satire zu schreiben! ich wollte wohl behaupten, daß man mit dem Talent dazu müsse geboren sein. Vielleicht ist dieses ein Grund, warum der satirische Dichter auf dem Parnaß auch seine Stelle hat. Denn jene von

29. Jean de La Bruyère († 1696), Les Caractères de Théophraste traduits du grec, avec les caractères ou les mœurs de ce siècle (1688 u. ö.). — 35. müßte A.

der ersten Art sind, däucht mir, in nichts von dem prosaischen Schriftsteller unterschieden. — Dies Talent ist nichts anders, als die Naivetät, mit welcher der Dichter an sich auf eine lebhafte Art zeigt, was er an andern lächerlich gefunden hat, und es an seinem eigenen sonst einfachen Charakter besonders auszeichnet. Oder auch: er weiset auf etwas, was lächerlich ist; aber ohne daß er es als ein solches zu kennen scheint — und eben weil es diesen sonst so simpeln Mann befremdet: so werden die übrigen jetzt aufmerksam, und entdecken das Lächerliche. Nicht daß der Dichter gar niemals seine satirische Geißel mit sich führte: auch Horaz, wenn er aufgebracht ist, giebt seinem inneptus Fannius etwa einmal einen Hieb, und läßt ihn

Discipulorum inter plorare cathedras.

Aber es geschieht selten. Der satirische Dichter ist seinem Temperament nach cupidus pacis, und dies macht ihn eben zu dieser Naivetät geschickt. Keine starke Leidenschaft, welche tobend ist, wohnt in der Seele, die einen naiven Gedanken ausdrücken, oder eine naive Handlung vornehmen soll. La Fontaine und Gellert haben nur dies satirische Talent, und ich vermute sogar, daß sie durch dasselbe zu der Erzählungsart in ihren Fabeln sind gebracht worden, die ihnen beliebt hat. Fast allein ihre Ausschweifungen, durch welche sie von der Äsopischen Kürze abweichen, und die unsre einfältige Nachahmerherde für bloße Ausschmückungen der Erzählung gehalten hat, sind satirische Züge, die dem Dichter entwischen, und eben deswegen so sehr gefallen, weil er sich so blöde und unerfahren anstellt. Ein Mann, der so unschuldig ist; wie könnte der mir Schaden thun, wenn er mir auch die Wahrheit saget? Er sagt sie in seiner Unschuld. Dies ist der Grund der mannichfaltigen Erdichtungen, in welche ein gutes Genie seine Satiren einkleidet. Es muß sich Situationen erfinden, in welchen er diese Naivetät am besten zeigen kann. — —

Die Mores Eruditorum und Genius seculi*) zeigen auch diese Mannichfaltigkeit in Erfindungen, den feinen Spott, der aus der Unschuld des Herzens zu kommen scheint; aber auch eine Art von Einschränkung auf eine gewisse Gattung von Gelehrten. —

*) Litt. Br. T. 10. p. 197. [Auch Abbt.]

10. seine, jene Lbr. — 11 ff. Serm. I, 10, 79 sq. 91 (ihn: richtiger den Demetrius und Tigellius; auch sagt Hor. Discipularum). — 15. cupidus pacis, l. c. II, 1, 44. — 30. er, zu 35, 13.

Indessen giebt ihnen das lateinische Kleid eine Neuigkeit, in der sie sich uns zum Vergnügen darstellen. Was mag wohl die Ursache davon sein? Liegt es an dem Gedrängten der lateinischen Wendungen, an den Ausdrücken, die uns durch das Natürliche, und durch einige ihnen anklebende Nebenbegriffe anreizen; oder entspringt dieses Angenehme aus dem Vergnügen, das wir über die glückliche Mitteilung der Gedanken unsers Verfassers in der Sprache der Römer fühlen? Ein Schriftsteller, der dieses ungezwungen erreicht, läßt uns gleichsam einen Zeitgenossen des Tullius hören, der sich über unsre Sitten in seiner Sprache ausdrückt."

* * *

Ich unterschreibe im ganzen das Bild, das man von Juvenal, Horaz, und unserm Klotz malt: ohne aber auch die Naivetät des Horaz durch Fragen affektieren zu wollen, muß ich doch Folgendes fragweise dazusetzen, weil ich mir selbst nicht antworten will:

Sollte das Lächerliche der alten Komödie, mit dem Lächerlichen des Juvenals einerlei sein? Ich meine nicht das Belachenswerte, was beide schildern, denn da versteht es sich von selbst, daß dies mit den Sitten und Zeiten sich ganz verändert haben muß: sondern nur das Lächerliche, wie beide es schildern. Ich will nicht an den Unterschied denken, den schon die lehrende Satire, und ein pöbelhaftes Drama fodert: sondern ich rede von dem charakterischen Ton beider, unabhängig von der äußern Einkleidung, bloß an sich gegen einander gesetzt.

Sollte Juvenal Sitten dergestalt in seine Satire bringen, daß bloß die Namen verändert sind: so daß nur Aufmerksamkeit auf das menschliche Leben, ein Eifer, der vom Herzen weg spricht, und Beurteilungskraft, das Wichtigste und Merkwürdigste zu schildern, die Talente zur Juvenalschen Satire wären?

Wäre Juvenals Charakter, daß er Narren und Bösewichter kenntlich schildert; und er würde nicht bei diesem Kenntlichen ein Pasquillant? Sollte er von den schlechten Charakterschmierern unsrer Wochenblätter bloß durch Genauigkeit und Kolorit unterschieden sein? Eine Satire, die das Kenntliche, das Genaue zu ihrem Hauptzuge hat, verdient die den Rang, den doch Juvenal mit Recht fodert?

„Die Horazische Methode in der Satire — mit dem Talente muß man geboren sein!" Muß denn das Juvenalsche Talent

nicht angeboren sein? — Sobald man das kindische Vorurteil ablegt, die Einkleidung sei das Vornehmste in der Satire, so kömmt Juvenal an Genie zur Satire immer über Horaz.

„Juvenal ist ein prosaischer Schriftsteller, und Horaz hat seine Stelle auf dem Parnaß, weil er mit dem Talent zur Satire geboren worden." Dörfte ich nicht hingegen sagen: Horaz ist in seinen Satiren ein prosaischer Schriftsteller, weil er vorzüglich als Dichter zur Ode geboren ist. Juvenal ist nach seiner Kühnheit, seinem Feuer, seinem Kolorit, und selbst seinem Silbenmaß nach, ungleich mehr Dichter.*)

Wäre La Bruyere unter allen Franzosen der einzige, der den Ausweg eines Genies gefunden, in der Zeichnung der Charaktere? Unter allen Franzosen, die in der Zeichnung des Lächerlichen auf so viel Schriftsteller stolz sein können, von denen jeder eine eigne Art der Zeichnung hat — die vielleicht hierin, und hierin allein, Originale vor den Alten und Neuern sind? — Und hier wäre La Bruyere das einzige Genie? Und das einen Ausweg eben von der Juvenalschen Zeichnungsart gefunden hätte, mit dem er doch gewiß am wenigsten gemein hat? — Der Kopf thut mir bei diesen Fragen weh! Was muß ein Franzose denken, wenn er dies lieset?

Dörfte nicht die Anmerkung über La Fontaine und Gellert nichtig sein? Wer zweifelt dran, daß ihre Ausschweifungen satirisch sind? Und folgt hieraus, daß sie in einer Äsopischen Fabel etwas mehr als Ausschmückungen sind, „dafür sie die einfältige Nachahmerherde gehalten hat?" Hat denn La Fontaine seine lustige Schwatzhaftigkeit für etwas anders ausgegeben, als für Ausschmückung? Ja bloß für eine kleine Schadloshaltung gegen die Kürze des Phädrus?

Und dann? Dörfte Klotz, wenigstens in einigen spätern Schriften und Streitigkeiten, völlig frei vom Zorn des Juvenals, der Horazischen Laune immer getreu bleiben, die ihm freilich eigner läßt? Ich sage dies nicht, um ihn zu tadeln: denn freilich, zu

*) Denn „keine starke Leidenschaft wohnt in der Seele, die einen naiven Gedanken ausdrücken soll", heißt es auf der folgenden Seite [9, 85], und T. 18. p. 119 [Resewitz] heißt es gar: „Horaz muß den Mißstand, kleine Thorheiten mit dem Schwunge des Hexameters zu belachen, selbst empfunden haben, weil er, der es so wohl verstand, einen recht wohlklingenden Hexameter zu machen, ihn gerade in seinen Satiren so nachlässig bearbeitet, daß man glauben sollte, er habe es mit Vorsatz gethan, um ihn dadurch seinem Inhalte mehr zu nähern, und ihn mit dem Ton seiner Materie übereinstimmiger zu machen." — Dieser Ton ist naive Prose, und eben wegen dieser naiven Prose soll Horaz ein größerer Dichter sein, als andre, die feuriger schildern? —

unsrer Zeit muß man oft sagen, nicht bloß aus Juvenal, sondern auch mit seinem eifernden Tone: difficile est, satiram non scribere! — — und in den meisten Stücken geben wir der Klotzischen Freimütigkeit unser geheimes und herzliches Plaudite. Ein Mann, wie er, der das Mark der lateinischen Denkart und Sprache, insonderheit der Horazischen Laune, in sich gesogen, der durch seine Abhandlungen und Gedichte, durch Ausgaben und Beurteilungen die in Deutschland so seltnen lateinischen Musen bekannter und nutzender zu machen sucht: sein Name beschließe diese Fragmente von lateinischen Dichtern.

5.

Haben wir deutsche Ciceronen?*)

„Erst müssen wir Beredsamkeit und Wohlredenheit unterscheiden, und mit dem Cicero bei der erstern diejenige, welche in der Feldschlacht gegen die bloßen Schwerter anrückt, quae in acie versatur et ferro, von der absondern, die nur auf der Übungsbahn sich zeiget. Die erste mangelt uns, und wir können keinen Redner haben, den wir mit Cicero oder Demosthenes messen könnten.

„Wir haben keine politische Beredsamkeit; nicht einen Schatten davon, und können sie auch nicht haben, weil unsre Staatsverfassungen gar nicht dazu eingerichtet sind. Wo ist das Volk? Wo sind die versammleten Provinzen? Wo sind die angeklagten Feldherren und Fürsten? wo ist öffentliche Beratschlagung über Krieg und Frieden? In unsern Verfassungen bezahlt das Volk seine Abgaben, und wird über den Gebrauch derselben nicht gefragt; die Vornehmen werden nicht angeklagt und verteidigt, sondern fallen in Ungnade: und im Kabinette geschieht der Ausspruch: es soll Krieg sein, weil wir es wollen, und Friede, weil wir nicht mehr können — und der Unterthan hört es. Nun kommt zu Haufen, ihr Demosthenen und Ciceronen. Nicht wahr, alles ist euch fremde; — verlaßt den kleinen Markt, und lernt — trockne Processe.

*) Dies ganze Fragment ist aus den Litt. Br. T. 13. p. [103.] 106[—116. Abbt, mit Bezug auf Heinze (vgl zu 21**). Nicht ganz wörtl. Citat].

2. Juven. I, 30. — 15f. Cicero De opt. genere orat. 6, 17. — 16f. Übungsbahn, palaestra (341, 9) Cicero De orat. I, 18, 81.

„Ich thue noch einen Schritt: die große Beredsamkeit kann nirgends, als in der gerichtlichen Art zu reden angebracht werden. Das Forum ist das einzige Treibhaus für sie, und jeder andre Boden zu kalt. Wir wollen sehen, was die gerichtliche Art für Vorteile habe; ob diese Vorteile die große Beredsamkeit zuwege bringen; und ob die andern Arten eben diese Vorteile verschaffen.

„Die Materien bei der gerichtlichen Art sind immer neu; immer höchstwichtig, selbst nach der Meinung der Zuhörer. Die Zeit zwischen der Überlegung und dem Erfolg ist kurz. Dadurch drängen sich die Gegenstände näher hinzu, und werden folglich größer, sinnlicher und lebhafter. Die Gründe, deren sie sich bedient, sind ganz aus dem Reiche der Wahrscheinlichkeit. Ein unendlicher Vorteil! Denn aller Scharfsinn des Redners kann sich dabei üben: alle seine Erfindung. Ferner; weil das Wahrscheinliche seine Hilfe von allen kleinen Umständen zusammen sucht: so bereiten eben diese Umstände, folglich schon die Beweisgründe, die Leidenschaften zu. Denn diese Umstände liegen in den Seelen der Zuhörer, so zu sagen, neben andern verwandten, die dem Zunder zu vergleichen sind. Der Redner darf sie gleichsam nur rühren, damit Luft hineinkomme, und alles fängt an zu glühen. Bläset er vollends an: so ist alles eine Flamme.

„Wenn Cicero einen Clodius verdächtig macht: so geht er sein ganzes voriges Leben durch. Wie viele Handlungen müssen darin nicht gewesen sein, wodurch diesem oder jenem von den Zuhörern unrecht geschehen! Diese Erinnerung giebt in der Seele dieses Mannes dem Beweise des Redners schon ein größeres Gewicht. Einen Aristides selbst würde es leicht gewesen sein anzuklagen, weil die Beweise seiner vorgeblichen Schuld in den Herzen der meisten schon vom Neide vergiftet lagen. Daher kam es auch, daß die meisten großen Männer sich vor den Anklagen so sehr fürchten mußten. Gründe hingegen, welche auf die Gewißheit gehen, haben diese Vorteile nicht.

„Endlich die Leidenschaften. Alle kann der gerichtliche Redner im höchsten Grade erregen. Er erweicht nicht bloß zum Mitleid, er rührt bis zum Schluchzen. Er bringt den Zorn nicht nur zum Kochen, er läßt ihn auch zur Wut ausbrechen. Der Zuhörer wird vom Schrecken nicht nur blaß: er läuft in der Angst wie ein Un=

36. auch fehlt Lbr.

sinniger herum; kurz, er macht nicht, daß der Zuhörer anfängt zu überlegen, sondern daß er sich auf der Stelle entschließt. In diesem Zeitpunkte steht er vor der beweglichen Menge fast wie ein Gott da, der die Herzen derselben gleich den Wasserbächen in Händen hat.

„Nun wollen wir die übrigen Redearten dagegen halten. Wie die Menschen heut zu Tage von Homers Helden an Stärke verschieden sind: so stehen auch die bei uns üblichen Redearten von der alten gerichtlichen Art ab. Bei den panegyrischen und akademischen Reden erhellet es von selbst. Was sind die letztern? Abhandlungen abstrakter Sätze. Sie können schön vorgetragen werden: aber was ist dieser Schmuck gegen die Rüstung auf das Schlachtfeld? Der Panegyrikus? O laß die Zeiten noch so heldenreich sein: er ist selten anzuraten. Hundert Biographen; aber höchstens einen Panegyristen. Bossuet unter den Neuern ist wohl das größte Muster hierin (denn Fleschier ist meistens nur wohlredend), aber einmal hat er nicht viel Lobreden geschrieben: und denn wird sie auch niemand mit den größten Reden der Alten vergleichen. Wenn diese lobten: so war das Lob niemals ihre Hauptabsicht, sondern nur ein Mittel zu derselben: den Plinius ausgenommen. Einiges Mitleid und Bewunderung sind die einzigen Rührungen, die wir dabei fühlen können; und ehe uns der Redner dazu bringt, muß er bei einer einzigen Rede fast alle seine Schätze verschwenden.

„Nun bleiben noch unsre Kanzelreden übrig. Ohne mich durch die Frage zu schützen: ob es nicht viel besser wäre, auf der Kanzel Homilien als Reden zu machen? — sei es einmal angenommen, daß wir alle Beredsamkeit dabei anwenden sollen, die in unserm Vermögen ist. Ich leugne es, daß wir dieselbe zu dem Grade der gerichtlichen erheben können.*) — Materie, Beweise und Affekten

*) Und ich leugne, daß sie sich mit der gerichtlichen vergleichen lasse, daß sie dabei gar nichts verlöre, wenn sie ihr auch in allem Folgenden nachstände; eine wichtige Materie.

15. Jacques Bénigne Bossuet (1627—1704), besonders berühmt als Kanzelredner; unter seinen Sermons auch eine Anzahl Panegyriken (z. B. auf die HH. Franz von Sales, Peter und Paul, Theresia u. a.). — 16. Esprit Fléchier (1632—1710), ebenfalls ein berühmter Kanzelredner. — 20. Plinius, der Jüngere, der einen Panegyrikus auf Trajan schrieb. — 31 f. In den folgenden Anmerkungen sind den „Fragmenten" wenigstens andeutungsweise einige Hauptgedanken aus der am Schlusse des folgenden Stückes (350*) erwähnten bei der Schlußredaktion zurückgezogenen Abhandlung gerettet. Sie ist jetzt erst aus dem Nachlaß gedruckt SWS. II, 233—45. Die Grundgedanken sind dieselben wie in dem schönen, nach Haym I, 88 wahrscheinlich 1765 entstandenen Aufsatz „Der Redner Gottes" (Z. R. u. Th. XV, 306), der ohne äußerliche Bezugnahme auf Abbts Bemerkungen

verweigern dem Redner ihre Hilfe, bis dahin zu steigen. Die Materien des Kanzelredners rühren wohl selten durch ihre Neuigkeit,*) wenigstens diejenigen gewiß nicht, die eine christliche Erziehung genossen. Zu den Zeiten der Apostel und bei Völkern, die erst bekehrt werden sollen, ist dies freilich ganz anders; daher läßt sich auch menschlicher Weise die Menge der Bekehrten in einem Tage begreifen. Allein, wie kann unter uns der Kanzelredner seine Materien neu machen?**) Es bleibt ihm also nur das Interesse derselben übrig; und dies werde ich doch nicht leugnen? Nein. Ohne daß man mir es zu deklamiert, begreife ich wohl, daß die Entscheidung über unser Wohl oder Elend auf eine Ewigkeit wichtiger sei, als die Entscheidung über Krieg und Frieden auf etliche Jahre. Ist sie es aber auch nach der Meinung aller Zuhörer, und zwar in dem Grade der Lebhaftigkeit,***) welcher allein den Willen bewegen kann? Der Redner kann es vielleicht dahin bringen; aber er muß es erst thun, wenn es für den gerichtlichen Sprecher schon gethan ist.†) — Desto schlimmer für solche Weltkinder! — Zugestanden, und diese Weltkinder sind der größte Teil der Zuhörer. Die meisten Seelen entschließen††) sich nicht eher, bis aller Zwischenraum der Zeit von dem Entschlusse bis zur Wirkung gleichsam vernichtet ist. Diese Trägheit hat sogar dem beredten Apostel einen Triumph entrissen. Felix und Drusilla entdeckten, daß sie noch wahrscheinlicher Weise Zeit hätten, neue Vorsätze zu fassen, und schickten den Redner von sich. Dies liegt in der Natur der Sache selbst, und keine bloß menschliche Kraft kann es bei dem undenkenden Haufen überwiegen.

*) Nie durch eine zum voraus anlockende Neuigkeit; aber ihre Art ist auch eben die entgegengesetzte: so viel hineinzulegen, daß die Materie neu werden *muß*.

**) Ich könnte es dem Verf. mit einem Worte sagen, wenn der Homilet nicht über Worte, sondern über das menschliche Leben spricht; allein dies eine Wort fordert zur Erklärung viel andre.

***) Der geistliche Redner hat es selten zum Zweck, augenblickliche Thaten, Zeitentschlüsse zu erwecken; wo er es zu seiner wirklichen Absicht hat, kann er's auch erregen.

†) Eben hier trennt sich der politische vom geistlichen Redner; dieser fängt an, wo jener aufhört: keiner erreichet seinen Zweck, wenn sie beide einen Weg nehmen.

††) Immer *entschließen!* In einen Taumel von Entschlüssen ist der Zuhörer endlich noch zu stürzen; wenn das des Homileten Amt wäre; aber vom *Entschluß zur That!* die Kluft überspringt der Kunstrichter, und sie ist die schädlichste.

in den Lbr. diese doch auch durchaus berücksichtigt. Gestreift hatte er das Thema schon in der Abhandlung „Haben wir noch jetzt das Publikum und Vaterland der Alten?" (Riga 1765. SWS. I, 19 f.) und kurz kommt H. auch auf diese ihm so wichtige Sache zurück in dem Kap. „über die Prose des guten Verstandes" in der Fortsetzung des Torso über Abbt (SWS. II, 326); interessante Parallelen bieten seine eigenen Predigten: über die Bibel und besonders die Abschiedspredigt (SWS. XXXI, 96 ff.). Einl. III. XXIX f. XLVI.
22 ff. Apostelgesch. 24, 24 f.

„Gleiche Unbequemlichkeit entsteht für die Kanzel aus den Beweisen. Die Aussprüche der heiligen Schrift, so bald es klar ist, worauf sie gehen, schneiden alle Erfindungskunst ab. Gott hat es befohlen: hier ist der ganze Beweis.*) Nur selten zeigt sich eine Schwierigkeit in der Anwendung auf einen besondern Fall Das freieste Feld für den Kanzelredner verschafft der Kontrast der Handlungen mit der Überzeugung von den Gesetzen; und zu diesem Felde öffnet ihm das Geschehene die Schranken. Daher sind unsre besten geistlichen Reden über dergleichen Materien geschrieben. Bourdaloue, Massillon, Mosheim — man wähle die besten ihrer Reden, und man wird mir Recht geben.

„Wie steht es nun mit den heiligen Affekten? Sie werden freilich eben so erregt, wie die übrigen, aber nicht eben so leicht, nicht eben so stark.**) Freude, Traurigkeit, Liebe, Haß, Bewundrung kann der Kanzelredner erregen, aber nur in einem gewissen Grade. Ja, die ersten werden vielmehr vermischte Empfindungen, und die letztere verliert sich in stille Anbetung. Steigt er über jenen Grad: so entgehen ihm die Seelen ganz aus den Händen, überlassen sich ihren ruhigen Empfindungen, und der übrige Teil seiner Rede ist verloren. Ja, je öfter einerlei Bild vorgebracht wird: desto schwerer fällt es, die ihm zusagende Leidenschaft zu erwecken. Wie weit kann es also der geistliche Redner bringen? O wahrhaftig! Cicero könnte wohl vielleicht der beste Kanzelredner unter uns sein; aber ein Cicero würde er nicht sein. Ja, wenn Cicero unter uns wäre erzogen worden: hundert gegen eins, nach seiner herrschenden Neigung der Eitelkeit würde er Gedichte herausgegeben haben, und ganz gewiß schlechte Gedichte. Aber die Teile in den Reden der Alten sind einerlei mit den unsrigen gewesen, und auf einerlei Art gemacht worden? Was kann das helfen? Es kömmt auf den Gebrauch dieser Teile an. Ein Haufen macht

*) Diese Worte sind der schönen Abhandlung ganz und gar unwürdig: ist das predigen, wenn man seine Materie mit einer Kette biblischer Spruchstellen umflicht, und sie so aufführt? Hier verkennt der Verf. die wahre Natur der geistlichen Beredsamkeit, und der menschlichen Seele.

**) Wenn der politische Redner kein Akteur an Rührung sein kann, so muß es der geistliche noch weniger sein, wenn er nicht alle Zwecke verfehlen will: — Doch alles dies würde theologisch!

3. Erfindungskraft Lbr. — 10. L. Bourdaloue (1632—1704), J. B. Massillon (1663—1742), berühmte franz. Kanzelredner. Joh. Lor. v. Mosheim (1694—1755) erwarb sich durch seine „Heiligen Reden über wichtige Wahrheiten der Lehre Christi" (Hamb. 1725—39. 6 Bde.; alle zusammen Hamb. 1747) ein hervorragendes Verdienst um die geistliche Beredsamkeit in Deutschland. — 31 ff. Vgl. 120, 9 f. SWS. II, 242. XXXI, 132.

seine Kriegsübungen so wie ein ganzes Heer. Er rückt fort, er lenkt sich, er hält zusammen, jeder Soldat handelt. Wird deswegen ein Stadthauptmann in einer Reichsstadt, der seine Bürgerkompagnien mustern kann, Feldherr sein? Vielleicht bis auf die zwo Kleinigkeiten, daß der Feldherr ein ganzes Heer in Bewegung setzt, und gegen einen Feind in Bewegung setzt — Unsern Rednern fehlt die Materie, ein solches Ganzes zu machen, und der Feind, den sie überwinden müssen. Dies ist der Unterschied zwischen der acies und der palaestra des Cicero."

6.

Sollen wir Ciceronen auf den Kanzeln haben?

Ich suche die bisher vorgezeichnete Aussicht der Litteratur Briefe etwas weiter zu verfolgen. — Wenn wir auf unsern Rathäusern keine Ciceronen mehr haben, da jetzt das Urteil einer wichtigen Sache nicht mehr vom Volk, und von dem Zuklatschen seiner Hände, nicht mehr von den Rednerfiguren eines Advokaten, nicht mehr von einer glücklichen Viertelstunde oder einem muntern Einfall abhängt: sondern von Richtern, bei denen Gesetze, Prozeßformen, Rechtsgänge, oder höchstens Schmeicheleien, die die Hand, und nicht das Ohr kitzeln, ihr Urteil bestimmen: so ist die Beredsamkeit, wie es scheint, in die Tempel geflohen, und auf den Kanzeln stehen noch viele Ciceronen.

Ciceronen können sie nicht sein, und darf ich dazu setzen; sie sollen es auch nicht sein: denn sie sind's am unrechten Orte. Zuerst: da das Volk, dem sie reden, nie das römische Volk ist: nie jene Quiriten von stolzem Ohr und feiner Empfindung, nie jene versammlete Kurien und Centurien, der Ausschuß von den Geschlechtern Roms, sondern, nach der Menge zu rechnen, eine Versammlung von gesundem guten Verstande ist, so wie ihn die Natur giebt, eine mittlere Erziehung bildet, und denn das gemeine Leben beschäftigt: so muß auch der innere Geist des Vortrags sich nie über diese Sphäre erheben. Es ist eine sehr alte Schwierigkeit, daß die Zuhörer bei keiner Versammlung geteilter und verschiedner an Geschmack und Kultur wären, als die Versammlung

9. Vgl. 336, 14 ff. u. Anm. — 12 ff. Dieselben Gedanken, auch über die geistliche Beredsamkeit, Punkt 1 und 2, schon SWS. I, 18—20 in der Abh. „Haben wir noch jetzt das Publikum und Vaterland der Alten?"

des Kanzelredners, und bei vielen, insonderheit jungen Rednern, hat sie den Schaden gethan, daß sie ihrem Vortrage die größeste Ungleichheit gegeben: hier verliert er sich in Wolken, dort schleicht er im Staube, um, wie man sich entschuldigt, beiderlei Denkarten zu umfassen. Allein, eine mittlere Höhe, die man zu treffen sucht, ist nicht bloß bequemer, sondern auch wirklich die einzige und beste, und das ist der populaire, freundschaftliche und vertrauliche Ton, der sich zur feinern Sprache des gemeinen Lebens herabläßt, alle scharfe abstrakte Ideen lieber in fließende sorgsamere Bestimmungen auflöset, alle das spitzige, aufgestutzte, und konzentrierte Allgemeine, das sich so oft hinter einzelne, willkürliche und wissenschaftliche Worte verbirgt, zu dem glatten, ungeschmückten, und entwickelnden Tone herabstimmet, der es voraussetzt, aber nicht zeigt, daß man wissenschaftlich dachte, daß man für die Kanzel dachte, daß man selbst einer Büchersprache gewohnt sei. Dieser Ton stiehlt sich so wohl dem Gelehrten, als gemeinen Mann ins Herz, denn es ist die Sprache des gesunden Verstandes, und fühlenden Herzens; weder die Sprache der niedrigern Sinne, noch die Sprache der höhern Vernunft.

Zweitens: da der geistliche Redner nie mit den Ciceronen und Demosthenen einerlei Absicht hat, so können auch ihre Mittel nie einerlei sein. Jene wollten das Volk eine Viertelstunde übertäuben; es war ihnen gnug, dasselbe auf eine kleine Zeit zu bezaubern, und ihren Vortrag und Foderung gleichsam zu dem Element ihrer Gedanken und ihrer Entschlüsse zu machen, so lange sie sprachen: sie schlugen also an jede Saite ihrer Empfindungen, die mit ihrem Zwecke eintönig war: sie weckten den Haß, die Liebe auf, die in ihren Herzen schlummerte, weil sie ihnen vorteilhaft, nicht weil sie moralisch gut war. Sie flößten ihnen Affekten ein, nicht weil ihre Seele in diesem Feuer schöner und besser würde: sondern weil diese oft blinde, oft schädliche, und immer kurze Hitze ihren Zweck beförderte. Der Redner hätte in den wenigsten Fällen die Entschlüsse, die er wirkte, gleichsam zur beständigen Gesinnung, zur herrschenden Denkart machen können, teils weil die Entschlüsse Zeitentschlüsse waren, und die Affekten, die er aufregte, oft unmoralisch sein mußten. — Welch eine ganz andre Bewandtnis mit den geistlichen Ciceronen unsrer Zeit: Reden sie, um eine Viertelstunde zu bezaubern, so predigen sie sicherlich nicht die Religion, sondern sich selbst. Regen sie die ganze Phantasie

der Zuhörer auf: so bleibt ihr Verstand um so viel kälter: erfüllen sie die ganze Atmosphäre des Tempels mit Spezereien: so wird der Zuhörer um so freier atmen, wenn er in die frische Luft kömmt. „Der Begriff der Beredsamkeit aus den Schriftstellern des Altertums, nach welchem man sich auch eine geistliche Beredsamkeit ausgedacht, und derselben ihren Sitz auf unsern ordentlichen Kanzeln angewiesen hat: scheint in seiner Anwendung so offenbar unrichtig, daß ich mich über ihren Beifall und Eingang wundern muß. Der römische und griechische Redner suchte gar nicht seine Bürger auf ihre Lebenszeit zu moralisch guten Menschen zu machen, sondern er wollte sie nur für jetzo zu einem Entschlusse bringen, der durch erregte Gemütsbewegungen am besten gewirkt werden konnte. Wenn also auf jenen Versammlungsplätzen nur so in die Seelen gedonnert ward, daß dieselben für dasmal nichts anders sehen und denken konnten, als z. B. die Gefahr von einem macedonischen Philipp, oder einem Catilina: so hatte man alles, was man gesucht, und man ließ ihre übrigen praktischen Grundsätze so, wie sie immer sein mochten. Der christliche Prediger hingegen hat einen ganz andern Zweck, und muß ihn haben. Es kömmt ihm darauf an, daß eine gewisse Denkungsart und Gesinnung bei dem Menschen auf immer das regierende Principium seiner Handlungen und seines Lebens werde: und das ist nicht das Werk einer bloßen Rührung. Es gehören klare und gewisse Erkenntnisse dazu, die in den stillen Stunden des Nachdenkens eine jede Prüfung aushalten. Dieses Licht aber entsteht nicht aus der Hitze der Gemütsbewegungen, sondern erfodert eine kältere Überzeugung.“ Dies sind Worte eines Gottesgelehrten, der selbst ein Kanzelredner ist.*)

Noch ein andres Zeugnis,**) über eine Sache, von der ich gern andre reden lasse: „Die Kunst, die Affekten zu erregen, ist bei den Gottesgelehrten so wohl, als bei den fanatischen und enthusiastischen Predigern, in großer Hochachtung, und man wendet vielen Fleiß darauf.

„Die zwei großen Redner in Griechenland und Rom, Demosthenes und Cicero, beide Demagogi in einer demokratisch eingerichteten Republik, sind dennoch in Ausübung dieser Kunst sehr

*) s. Spaldings Wert der Gefühle [im Christentum] p. 195. 196. [nicht ganz wörtl. cit.]

**) Litt. Br. T. 1. p. 68—71 aus den Moral. Beobacht. und Urteilen [v. Heinr. Waser]. Zürich 1757. [Von Lessing im 13. Br. ausgezogen, a. a. O. 179 f.]

von einander unterschieden. Der erste, welcher mit einem politern, gelehrtern und witzigern Volk zu thun hatte, setzte den größten Nachdruck seiner Beredsamkeit in die Stärke seiner Beweisgründe, und suchte also hauptsächlich den Verstand zu überzeugen. Tullius hingegen sahe mehr auf die Neigungen einer aufrichtigen, nicht so gelehrten und lebhaften Nation, und blieb deswegen bei der pathetischen Beredsamkeit, welche die Affekten erreget.

„Allein, das Vornehmste, das man hiebei beobachten muß, ist, daß diese Redner in allen ihren Reden ein besonderes Vorhaben hatten: und alles wurde gleich auf der Stelle ausgemacht, nach dem der Vortrag des Redners Beifall fand. Hier war es unumgänglich nötig, die Affekten der Zuhörer entweder zu erregen, oder zu besänftigen, insonderheit zu Rom, wo Tullius war. Mit dieses letzten Reden machen sich junge Geistliche (ich meine die, welche Autores lesen) insgemein mehr bekannt, als mit des Demosthenes seinen, welcher doch jenen in vielen Stücken übertraf, was insonderheit die Redekunst anlanget. Allein, ich kann nicht sehen, wie die Kunst, die Affekten zu erregen, von großem Nutzen sein könne, wenn man die Christen unterrichtet, wie sie ihren Wandel gebührend anzustellen haben, wenigstens in unsern nördlichen Climatibus, wo ich gewiß versichert bin, daß auch die größeste Beredsamkeit von dieser Art wenig Eindruck in unsre Gemüter haben wird, ja nicht einmal so viel, daß die Wirkung davon sich nur bis auf den andern Morgen erstreckte. Ich glaube gewiß, daß die Prediger, welche in lauter Epiphonematibus predigen, wenn sie sich umsehen, einen großen Teil ihrer Zuhörer in der Unachtsamkeit, und einen großen Teil schlafend finden werden. Und es ist auch kein Wunder, daß ein solches Mittel nicht allemal anschlägt, maßen es so viel Kunst und Geschicklichkeit erfodert, wenn man es darin zu einiger Vollkommenheit bringen will, als mancher nicht im Cicero findet, geschweige aus ihm lernet.“

Drittens: kaum dörften unsre Kanzelredner mit Cicero die Redteile gleich haben sollen: wenigstens ist die Sprache bei beiden sehr verschieden. Ich fange vom Kleinsten an: Man hört auf der Kanzel leider zu oft zusammengeschlungne, verkettete, und mit Bindewörtern verpalissadierte Perioden, die einige junge Redner und unwissende Lobredner Ciceronianische Perioden nennen; sie haben aber mit Cicero nichts gemein, als den äußern Leisten,

und das dazu am ganz unrechten Ort. Wenn der Römer in den asiatischen Stil sich ausbreitet: so ist dies gemeiniglich eine Überschwemmung, die seine Sprache gestattet, das Ohr des Volks erlaubet, und seine Leidenschaft fodert. „Die Römer mußten wegen der Kürze ihrer Worte die periodische Teile ketten, wenn sie nicht in den abgeschnittenen Stil fallen wollten. Ohne Artikel, ohne Hilfswörter, reich an Participien, fügte sich ihre Sprache so an einander, daß immer ein Satz in wenigen Worten da stand. Im Deutschen aber, welcher Unterschied! Wenn wir die Perioden nicht schleppen wollen, müssen wir sie mannichmal trennen.“*) Wo schleppt sich aber die Sprache mehr, als auf den Kanzeln? — Hier, wo man das Verständliche des Vortrages so oft darin setzt, mit einem Schwall von Worten nichts zu sagen, den Perioden in seine fürchterliche Glieder zu ordnen, um einen panischen Schauder einzujagen. Wie oft hört man einen Gedanken nach diesem Zuschnitt: „Wenn wir um uns umherschauen — wenn wir — wenn wir — weil es — — so werden wir gewahr, daß die Menschen Sünder sind“: dies ist die gewöhnliche homiletische Schlachtordnung, die Bindewörter, und Beiwörter, und Hilfswörter und Synonymen, und periodische Teile in Überfluß hat: um den Mangel an Gedanken zu verbergen; die das Ohr übertäubet, um nicht die Leere des Verstandes zu zeigen; dies ist der fließende Vortrag, der vor dem Essen heilsamen Appetit, und nach dem Essen einen sanften Schlaf machet. — Aber nicht bloß bei diesen seichten Homileten, sondern selbst bei glücklichen geistlichen Rednern muß man es oft beklagen, daß ihr Stil gleich von seiner zarten Jugend an sich nach dem Latein gebildet, daß der periodische Cerimonienzwang, der in Schulen von lateinischen zu deutschen Chrien steiget, noch manchmal bei den besten Gedanken durchblickt. „Im Deutschen ist ein Stil immer schon periodisch, wenn auch die Bindewörter der Lateiner nicht so genau dazwischen gestellet, und die Absätze so gekettet an einander gehänget sind.“**) So will es die deutsche Sprache, die von Hilfswörtern und wesentlichen Bestimmungswörtern so wimmelt, daß man die periodischen nicht nötig hat.

Und was will das Ohr der Zuhörer, wenn es schon die Sprache an sich so fodert? „Weil bei den Römern immer ein

*) Litt. Br. T. 13. p. 120. [Abbt.]
**) Ebendaselbst.

36 ff. Freies Citat aus eben demselben Abbtischen Br. (a. a. O.).

Satz mit wenig Worten dastand, und die Seele also wenige Zeichen zu fassen hatte: so konnten auch die folgenden Begriffe eher angehänget werden, wenn nicht die Wichtigkeit der Betrachtung den Autor zwang, lieber dem Geiste viele Ruheplätze zu verschaffen, als das Ohr zu füllen.“ Aber bei unsern deutschen Kanzelperioden, wie oft leidet da der Verstand! Leute von einem Geschäft-, nicht aber Bücherverstande, wie können die das ganze Gebäude eines solchen Perioden übersehen, wenn es auch noch so stolz errichtet wäre. Ihre Aufmerksamkeit ermüdet durch den Zwang; da sie nicht mit dem Gelehrten einerlei Schärfe des Auges, und wenigstens nicht einerlei Sehepunkt haben: so sind alle die Schönheiten meistens für sie verloren, ja das Ganze wird für sie dunkel. Diese Wendung sollte den Zuhörer überraschen, und verwirrt ihn, jener Umschweif soll ihm Gelegenheit geben, selbst einen Vorsprung zu thun, und macht ihn irre: dieser kleine Schatten soll sein Auge reizen, und macht es stumpf: diese Gradation soll ihn stufenweise höher führen, und macht ihn matt; jene Inversion soll dem Gedanken einen Schwung geben, und macht den Zuhörer schwindlich: wie viel rhetorischen Wendungen des Cicero muß nicht also der geistliche Redner entsagen, um nicht ein tönend Erz zu sein. — Und nun setze man dazu, daß unsre ganze Wortfügung nicht das periodische Bild erlaubt, das mit jedem Wort den Gedanken weiter führt, besser ausmalt, und bei dem Schlußwort ein Siegel der Vollendung darauf drückt. Alle die feinen Künste der Lateiner gehen verloren, die eine Saite nach der andern mit jedem neuen Wort treffen, und mit dem letzten das ganze Ohr und die ganze Seele füllen. Da nun die deutsche Sprache hierin nie die lateinische erreichen kann: warum entsagt sie denn ihrer eignen Freiheit, um in römischen Fesseln sich periodisch im Triumph aufführen zu lassen?

Hat der Cicero auf der Kanzel mit dem Römer nichts Ähnliches, als: „viel Worte machen; einen kleinen Gedanken durch weitschweifende Redensarten aufschwellen, labyrinthische Perioden flechten, bei welchen man dreimal Atem holen muß, ehe man einen ganzen Sinn fassen kann“:*) so verkennet er Cicero ganz. „Sein Stil ist alsdenn der schlechte Kanzelstil eines seichten Homileten,

*) Litt. Br. T. 3. p. 91. [Das Citat (aus Lessings Rec. des Nord. Aufsehers Br. 50, a. a. O. 298, 35 ff.) reicht bis S. 347, Z. 4.]

20 f. 1. Korinth. 13, 1.

der nur deswegen solche Pneumata herpredigt, damit die Zuhörer, ehe sie ans Ende derselben kommen, den Anfang schon mögen vergessen haben, und ihn deutlich hören können, ohne ihn im geringsten zu verstehen.“ — „Wenn solche Perioden, die man, geschrieben oder gedruckt, durch alle ihre verschränkte und verschraubte Glieder und Einschiebsel kaum mit dem Auge verfolgen kann, ohne schwindlicht zu werden — wenn solche Perioden uns von der bedächtlichen langsamen Aussprache eines Kanzelredners Wort vor Wort zugezählet werden; nimmermehr kann die feurigste Aufmerksamkeit, das beste Gedächtnis sie in ihrem ganzen Zusammenhange fassen, und am Ende auf einmal übersehen.*) Und im Grunde sind dies nichts weniger, als Ciceronianische Perioden. Man suche die allerlängsten aus den Reden des Römers: man findet keinen einzigen, in welchem die Symmetrie in Gedanken und Worten vernachlässigt ist. Nur diese Symmetrie macht die langen zusammengesetzten Perioden erträglich, besonders wenn sie selten eingestreuet werden.“**)

Ich schreibe diese Anmerkungen mit Vergnügen ab, weil sie wahr, nach dem Zustande unserer Ciceronianischen Schulübungen nötig, und wenn sie auch nur einen einzigen schlechten Homileten, oder Schulrhetor überzeugten, schon nützlich gnug wären. Ich habe sie aber sehr auslesen müssen, weil die Litteratur Briefe an diesen Stellen manchmal selbst in den weitschweifigen homiletischen Stil,***) unter homiletischstrenge Gründe, und in homiletisch langweilige Rechtfertigung†) sich zu verirren scheinen. Das erste und letzte citiere ich unten; zu dem mittlern rechne ich die Worte: „Welcher Prophet, welcher Apostel, welcher Kirchenlehrer hat je das Wort des Herrn in Ciceronischen Perioden verkündigt?“††) Antwort: und wenn kein Apostel, Prophet und Kirchenlehrer es so verkündigt hätte: und der Ciceronianische Periode wäre nicht meiner Sprache, dem Licht, der Ordnung, dem Nachdruck einer Predigt entgegen; ja wenn er alles dies beförderte — so ist er immer erlaubt, und nötig, denn kein Apostel, Kirchenlehrer und Prophet hat das Wort des Herrn deutsch, auf Kanzeln siebzehnhundert Jahr nach Christi Geburt, in Mantel und Kragen, für unsre Zuhörer gepredigt.

*) T. 6. p. 313. [Freies Citat aus Lessings Br. 105 a. a. O. 397, 15 ff.]

**) p. 317. [Desgl. a. a. O. 399, 13 ff.: „M. s. mit Fleiß ...., und ich will verloren haben, wenn man einen einzigen findet, in w. alle S. sowohl unter den W., als unter den Ged., so gewaltig vernachlässiget ist. Und nur“ u. s. w.]

***) p. 313.

†) p. 321—347. [Br. 106 und 107 von Lessing.]

††) p. 317. [a. a. O. 399, 7 ff.]

Und Paulus macht in seiner Sprache, nach seiner Denkart, zu seinem Zweck doch auch bisweilen Perioden, welche mit allen ihren Parenthesen nie von uns nachgeahmt werden können. Eben so mag ein andrer untersuchen: „ob Cicero solche labyrinthische Perioden alsdenn geflochten, wenn er die Ohren einer unwissenden Menge kitzeln, wenn er gerichtliche Ränke brauchen wollte u. s. w.“*) Ich weiß nicht, ob Cicero solch ein Sophist gewesen, ich breche gar vom Kanzelstil ab, damit nicht, wenn dies wäre, ein witziger Kopf, der gemeiniglich an der Homiletik zuerst zum Ritter werden will, mir gar zu diesem Stück der Parallele salutiere mit jenen Worten aus Ovids Verwandlungen:

Nunc quoque in alitibus facundia prisca remansit
Raucaque garrulitas, studiumque immane loquendi.

Ich frage vielmehr: Haben denn die Alten — haben selbst die Römer — haben sie selbst in der politischen Beredsamkeit ihren Cicero als solch ein erhabnes Muster angesehen, in quo ingenii humani summa vis et quasi mensura eluxit et constitit, und der das größeste Vorbild sein müßte, sich ihm nicht bloß nachzubilden, sondern ihm nachzuahmen, ihn zum Mittelpunkt der Nachahmung in allen Arten der Gelehrsamkeit zu machen — haben sie so gedacht? Es kann sein: aber folgende Worte stehen auch in einem Römer, die seine Meinung von der alten Beredsamkeit enthalten, und die ich gleich auf unsre Homilien deuten kann. „Cassius Severus lenkte sich zuerst von jenem gebahnten Wege der alten Rednerei ab: aber ich behaupte, nicht aus Schwäche des Genies, nicht aus Mangel der Gelehrsamkeit, sondern mit reifer Überlegung und mit Verstand. Er sahe nämlich, daß mit dem Geiste der Zeitalter, und mit der Veränderung des Numerus für das Ohr (diversitate aurium) auch die Form und Gattung der Beredsamkeit sich ändern müsse. Damals konnte ein Volk, das unerfahren und ungebildet war, noch eine weitläuftige Rede ausstehen: ja selbst das wurde dem Redner zum Lobe angerechnet, wenn er einen ganzen Tag mit seinem Vortrage hinbrachte. Daher konnten lange Eingänge und Vorbereitungen, eine Reihe historischer

*) Litter. Br. T. 6. p. 317 [a. a. O. 399, 9 ff.].

12 f. V, 677 sq. — 16 f. ‘In universa autem veterum ingeniorum censura una omnium et consentiens vox principatum ad Ciceronem defert, in quo ingenii humani summa vis et quasi mensura eluxisse putatur et constitisse’. Ernesti im Eingange der Dedicatio seiner Ciceroausgabe (Lips. 1737 ff. u. ö. Vol. I) an Stiglitz. Die Anwendung derselben „gewöhnlichen lateinischen Phrasis“ auf Homer bei Klotz Epist. Hom. p. 19. rügt d. 2. Kr. W. 17 ff. (SWS. III, 201 ff.).

weithergeholter Umstände, der prächtige Aufzug mit vielen Einteilungen, die Steigerung von tausend Beweisen, und was es sonst vor Regeln in den trocknen staubichten Büchern des Hermagoras und Apollodors giebt — alles konnte damals zur Ehre gereichen: und hatte der Redner noch dazu etwas von Weltweisheit genaschet, und brachte aus ihr ein Stück in seine Rede — o so wurde er zum Himmel erhoben! Und wer wird sich hierüber wundern? Dies alles war neu und unbekannt; selbst die wenigsten Redner sahen die Vorschriften der Redekünstler und die Sätze der Weltweisen ein. Aber, mein Gott! jetzt, da alles dies bekannt ist, da kaum jemand an der Kirchenthür stehet (der Römer sagt in cortina), der nicht die Anfangsgründe der Religion (im Lateinischen studiorum), wenn nicht verdauet, so doch gekostet hätte: ist da nicht eine neue Rednerbahn nötig, um dem Ohr nicht verdrießlich zu werden: insonderheit vor einer Versammlung (der Römer sagt: vor Richtern, die nicht nach Gesetz und Recht, sondern nach Gewalt und Ansehen ein Urteil fällen), die sich nicht immer nach Gründen und Pflicht, sondern nach Bequemlichkeit und Neigung bestimmet, die sich nicht vom Redner Zeit vorschreiben läßt, sondern sie sich selbst nimmt." So urteilten die Römer*), über einerlei Redegattung, vor einerlei Volk, über einerlei Materie, in einerlei Sprache, zu einerlei Zwecken; bloß die Zeit hatte sich geändert — Und wir, in einer ganz verschiednen Art von Beredsamkeit, vor andern Zuhörern, über andre Sachen, in einer andern Sprache, zu andern Zwecken, wollen ihnen blind nachahmen? —

Jetzt höre man des vorigen Römers Urteil von Cicero, über den er doch besser urteilen konnte, als wir: „Cicero hat ebenfalls der alten Beredsamkeit den Ausdruck seiner Zeit vorgezogen, und hat die Redner eines frühern Zeitalters in nichts so sehr übertroffen, als in Urteil. Er ists, der die Rede zuerst ausgebildet, zuerst eine Auswahl in Worten, zuerst Kunst in Zusammensetzung der Teile gezeigt: blühendere Stellen versucht, einige nachdrückliche Sprüche erfunden — insonderheit in seinen spätern Reden, die er in seinem Alter aufgesetzt, als er durch Übung und Erfahrung es schon gelernt hatte, welches die beste Art des rednerischen Vortrages sei. — Aber seine ersten Reden haben nicht ganz die

*) [Tacitus,] De causs. corrupt. eloquent. dial. [dial. de oratoribus 19].

24. Sache A u. Düntzer, verb. nach B u. Suphan. — 27ff. a. a. O. 22.

Fehler der alten Beredsamkeit vermieden: er ist in den Eingängen schläfrig, im Erzählen weitschweifig, schweift müssig aus, kömmt spät in Hitze, und selten wird diese Hitze Feuer u. s. w." Ich führe diese Stelle an, nicht als wenn wir die Fehler zu vermeiden hätten, die ihm Aper schuld giebt, die mußte man damals vermeiden, da der Verfasser dies schrieb, und in Absicht auf uns hat sich diese jüngere Beredsamkeit ohnstreitig wieder sehr geändert. Ich will nur das ungeheure Vorurteil bestürmen: Cicero ist ein Muster der Beredsamkeit, schlechthin und ohne Einschränkung: ihn nachahmen, heißt Original sein! und zehn solche hochtrabende Ausdrücke, nach denen man in unsern Schulen, wie man sich rühmt, junge Ciceronen bildet, und sie mit einem reinen gewässerten Stil zu einem lateinischen Perioden in ihrer lieben Muttersprache gewöhnet. Ernesti in seiner nützlichen Vorrede zu Cicero, und Klotz in seinem Genius seculi *de Ciceronianis* haben einige im Schwange gehende Fehler der wörtlichen Nachahmung gerüget: wie weit der veränderte Geist der Zeiten und Situationen selbst dem Geist der Beredsamkeit eine andre Gestalt gegeben — will ich nicht untersuchen, sondern kehre zu meinen geistlichen Ciceronen zurück. Mein folgendes Fragment betrachtet die Homiletik nicht zunftmäßig und theologisch: sondern als ein Stück der Litteratur; in diesem Gesichtspunkt lese man es.*) Es geht den vorigen Vergleichungen der Briefe nach, und zeigt: daß die Homiletik eine ganz andre Beredsamkeit fodre: daß sie allemal bei Ausbildung nach der politischen der Alten leiden müsse: und an sich ihrem wahren Begriffe nach ihr ganz und gar nicht nachstehe.

7.

Ein Anhang von einigen Streitigkeiten der Briefe mit Wieland, Cramer, Klopstock.

Ich werde vielleicht nie mehr so nahe an die Grenzen der Theologie streifen; und nehme daher noch einen kleinen Ausweg.

Ob ich gleich in meinen Fragmenten nichts minder, als den Insekten ähnlich sein will, die insonderheit nach faulen Schaden

*) Da es hier unter lateinischen Schriftstellern exulieren würde: so bleibt's unter meinen Papieren.

5. Aper, der Vertreter der jüngern Beredsamkeit im Dialogus, dem jene Äußerungen in den Mund gelegt sind. — 14 f. Ernesti in d. zu 348, 16 cit. Dedicatio. — Gen. sec. (vgl. zu 225, 8), Sat. 6. — 19—26. 34 f. Vgl. zu 338, 31.

hingezogen werden, sich von der Fäulnis nähren, und in sie ihre Brut legen: so muß ich doch, der Verwandtschaft meiner Materie wegen, nachdem ich mich an so viel blühenden Stellen genährt und ergötzet, und sie vielleicht fruchtbar gemacht, auf Nuancen der Litteratur Briefe kommen, die ich vorbeigehen wollte. So siehet ein Geliebter in den Geheimnissen seiner Schöne Verunstaltungen, er will sie nicht sehen, und schlägt die Augen nieder; aber er sieht auch in diesen Geheimnissen etwas Ansteckendes, das kann er eben aus Liebe zu ihr nicht verschweigen.

Ein Kunstrichter sieht seinem Schriftsteller ins Gesicht, ohne nach seinem Herzen zu schielen. Er irret; — warum mußte der Irrtum aus dem Herzen kommen? leite ihn in den Verstand zurück und beßre ihn. Ist der Irrtum schädlich; ohne den Irrenden über die Achsel verachtend anzusehen, und zu eifern: zeige bloß das Nicht-Nützliche in seinem Irrtum; so wird ihn kein Mensch annehmen. Es giebt gewisse Seitenblicke, die mehr sagen, als ein ganzes Gespräch, die der, so sie gethan, leicht wegschwatzen kann; aber der, so sie gesehen, läßt sie sich nicht wegschwatzen. Ein Wort vergißt man; ein Blick bleibt in der Seele.

Ich habe Wielands letzte der *Sympathien* in seinen prosaischen Schriften gelesen, und sie ist der Pendant zu der Recension,*) die ihn nicht bloß klein; sondern schwarz macht: zwei sehr verschiedne Sachen. Wenn Wieland zum Reformator *ungeschickt* ist, wie ichs gerne zugebe, warum muß er zu verstehen geben, „daß er aus dem Inhalt der Dogmatik sich nichts mache", warum müssen die Theologen aufgeboten werden, „dies in Betrachtung zu ziehen",**) warum wird Schaftesburi hier als der gefährlichste Feind der Religion ihm zur Seite gestellt? es ist ja überall von Methode die Rede, und diese ist schlecht; der Kunstrichter kann sie widerlegen: er kann das Unnütze und Schädliche seiner Vorschläge zeigen: er ruft aber aus: Mordbrenner! ehe man recht weiß, wo es brennt.

Cramers Methode, einem Kinde Jesum kennen zu lernen, mag untauglich sein, „weil sie eine Entkräftung, nicht Erleichterung

*) Litt. Br. T. 1. p. 35. 36. 40. 62. 63. 64. [Lessing im 7., 8. u. 12. Br. a. a. O. 165 f. 167, 29 ff. 177 f.]

**) Litt. Br. T. 1. p. 63. 64. [a. a. O. 177, 33 ff.]

20. Vgl. S. 112, 29 ff. u. Anm. Die „Sympathien", zuerst anonym o. O. 1756, stehen gleich an der Spitze der in Zürich 1758 in 3 Teilen erschienenen „Sammlung einiger prosaischer Schriften". — 33 ff. Vgl. 111, 19 ff. u. Anm. zu 111, 22.

mit sich führt,*)" aber warum muß man sich**) wundern, wie der *Aufseher* eine so heterodoxe Lehrart zur Nachahmung habe anpreisen können? Setzt dies nicht zum Voraus: der *Aufseher* sollte orthodox sein, sieht seine Lehrart heterodox an und preiset sie, vielleicht aus Liebe zur neuern Heterodoxie, an: denn so heißen die folgende homiletische Ereiferungen: „aber wissen Sie denn nicht, daß jetzt ein guter Christ ganz etwas anders zu sein anfängt, als er noch vor dreißig, funfzig Jahren war? Die Orthodoxie ist ein Gespötte worden; man begnügt sich mit einer lieblichen Quintessenz, die man aus dem Christentum gezogen hat, und weicht allem Verdacht der Freidenkerei aus, wenn man von der Religion fein enthusiastisch zu schwatzen weiß." Wie wäre es, wenn diese Worte in einer *allgemeinen deutschen Bibliothek* geprüft worden wären?

Aber es kann alles dies sein: das bleibt doch immer, daß es eben dieser Recensent *nicht wissen*, hier bei dem *Aufseher* sagen, und bei dieser Gelegenheit am mindesten sagen durfte. Der *Aufseher* irrt in der Erziehungsmethode seiner Kinder; ist er darum ein Heterodox, nicht so ein guter Christ, als die Leute vor dreißig Jahren? gehört er zu der Zeit, der die Orthodoxie ein Gespötte ist? u. s. w. Der Kunstrichter darf freilich nicht alles eben *auf ihn* gemeinet haben; aber wenn er mehr, als ein guter Christ, wie die Leute vor funfzig Jahren, sein will, so muß er uns nicht ungewiß lassen, *auf wen* ers sagt: er muß bedenken, daß er ein Briefsteller der Litteratur im Jahr 1759. sein soll, den die Orthodoxie, das Christentum, der Verdacht der Freidenkerei, das fein enthusiastische Geschwätz, die Quintessenz u. s. w. nichts angeht; der höchstens darüber urteilen soll, ob das Kind ein Socinianer wird; nicht aber darüber, ob es der Vater zum Socinianer machen wollte, ob seine Methode Lehrbegriff sei, und ob es eben seine Absicht sei, diesen Lehrbegriff, diese Quintessenz mitteilen zu wollen; ob es sein Zweck gewesen, die Wahrheit, die er erleichtern wollte, zu entkräften, zu verstümmeln, herabzusetzen: denn sonst ist der ganze Eifer hier am unrechten Ort. Und überhaupt diese orthodoxe Untersuchung, gehört sie zu „liederlichen"***) Briefen über die neueste Litteratur? — Dörfte es nicht, so fremde

*) Litt. Br. T. 3. p. 59. [Lessing 48. Br. a. a. O. 285, 18].

**) p. 65. [Ders. zu Anf. des 49. Br. a. a. O. 288, 1 ff.]

***) T. 4. p. 404. [„Ein Werkgen, das .... bloß aus kleinen liederlichen Briefchen bestehet", nennt hier Nicolai die Lbr.]

als die Überschrift wäre:*) „Die göttliche Natur Jesu verteidiget von einem Berliner Juden, gegen den Herrn Hofprediger Cramer", eben so fremde lassen: „die Orthodoxie des Herrn Hofprediger Cramers bestritten in den Briefen über die neuere Litteratur:" und wenn auch die ganze Frage sich darauf einschränkt: „ob diese Art, ein Geheimnis beizubringen, anzuraten sei?" so sage ich lieber:**) „darüber mögen unsre Theologen urteilen!" dem kranken Offizier dörfte nicht eben so viel daran liegen.

Man sieht; ich bin kein Verteidiger des Hofpredigers, der von ihm eine Pfarre haben will! ich bin auch kein Rechthaber gegen die Litteratur Briefe; denn ich weiß, daß, wenn es aufs Entschuldigen ankömmt, jeder der beste Erklärer seiner Worte sein wolle: ich bin auch kein gründlicher orthodoxer Theolog, um die Streitfrage zu untersuchen; aber wenn ich auch bloß als ein ehrlicher Laie, der sein griechisch Testament versteht, urteile: so ist die theologische Widerlegung des Recensenten***) gesucht, und ich wollte ihn gewiß nicht zu meinem Bibelerklärer nehmen, wenn er die Bibel wie Blifil lieset, dem Thomas Jones Prügel zu verschaffen.

Er will die Rede des Apostels vor den Atheniensern, vor Felix, vor Agrippa retten: gerettet hat er sie; denn auch ich finde durchaus die Cramerische Methode nicht in ihnen; aber wie er weiter fortschließt? — das ist eine andre Frage. Das sieht man doch bei dem ersten Anblick: daß Paulus sich nach den Begriffen der Athenienser bequeme, nicht um ihnen zu schmeicheln, sondern ihre Neugierde, ihre Religiosität, ihren Altar des unbekannten Gottes, ihren Hochmut, daß sie das erste Volk wären, auf den Begriff des wahren Gottes, auf eine neue Zeitperiode der Sinnesänderung, und auf große Erwartungen in der Zukunft zu lenken. Er ließ sich in ihre Welt der Denkart herab, um ihnen das

*) T. 5. p. 198.
**) T. 5. p. 202. [Nicolai in Anm. e zu dem dort mitgeteilten Angriff der Hamb. Anz.]
***) Litt. Br. T. 6. p. 357—368. [Lessing gegen Basedow Br. 109. a. a. O. 413, 27—418.]

1 ff. Dem durch Ls Kritik über den N. A. veranlaßten Angriff der „Hamburgischen Anzeigen und Urteile von gel. Sachen" und der Behauptung gegenüber, „daß an der Spitze" der Vf. der Lbr. „ein Berliner Jude und ein Buchhändler stünden", erklärt Nicolai in Ls Namen, er sei kein Jude, sondern „ein sehr orthodox denkender Christ, denn wenn ich ein Jude wäre; so würde es lustig sein, wenn mein Brief die Überschrift hätte: 'Die .... Cramer in Copenhagen'." — 7. Vgl. zu 9, 10. — 17 f. Anspielung auf ein von Lessing nicht beziehungslos am Schlusse des 14. Lbr. (a. a. O. 185, 7 ff.) ausgehobenes Citat aus der 343**) erwähnten Schrift Wasers. Gedacht ist an das 9. K. des 3. B. v. H. Fieldings (1707—54) Tom Jones, wo d. junge Bl. Tom eine schöne Bibel abkauft, wiewohl er selbst schon eine besitzt, und fortan ausschließlich und so eifrig in der gekauften liest, bis ihr Erzieher dahinter kommt und Tom, der den Erlös zur Unterstützung einer armen Familie verwendete, Strafe erhält. — 19 f. Apostelgesch. 17, 16 ff.

Charakteristische seiner Religion zu zeigen, wie es von der ihrigen abstach, ihre Neigung zum Wunderbaren und Religiösen fesselte, und ihre Irrtümer zerstörte. Ich sehe also nicht, daß Paulus von Christo schweigt, um Herrn Cramers Methode zu beweisen: aber das weiß ich auch nicht, ob, wenn Paulus „noch ein zweites Wort gesprochen, es ohnfehlbar von der Gottheit dieses Mannes würde gewesen sein".*) Wie weiß das der Kunstrichter so ohnfehlbar? Das ist immer ein barmherziger Schluß: das würde er gethan haben, wenn er nicht unterbrochen wäre! Daß Paulus so gewaltsam unterbrochen**) sei, als wenn der Donner in unsre Kirche während einer Predigt schlägt, wird der nicht sagen, der den Markt zu Athen auch nur als Fremdling kennet, der die Worte im Griechischen gelesen, und der da weiß, daß diese ganze Rede sich eher einem Discours nahe. — Beweisen kann Cramer eigentlich nichts für sich; aber ihn hieraus widerlegen auch nicht, und es wird lächerlich, wenn der Recensent sich auf die neuen Götter***) beruft, nach seiner Übersetzung. Auch der Jesus der Socinianer ist doch mehr, als die *δαιμόνια* der Athenienser, die bloß glaubten, Paulus wäre ein Bote fremder Schutzgötter (*ξένων δαιμονίων καταγγελεύς*). Der Recensent will Cramern seinen Stab aus der Hand winden; darin hat er recht; er will ihn aber mit diesem seinen eignen Stabe auch züchtigen: das ist zu viel.

Ich habe es schon gesagt: ich bin ein Laie; ich weiß also nicht, ob Heumanns exegetische Erklärungen†) so ganz außer Zweifel gesetzt sein möchten; ich habe weder Sebastian Schmidt, noch Fabricius, noch Heumann gelesen, aber, wie sie der Recensent anführt,††) so kann Schmidt und Fabricius recht haben, daß Paulus sich den Begriffen und der Sprache seiner Zuhörer bequemt, und sich vor den bloß jüdischen Ausdrücken und Vorstellungsarten jetzt in acht nimmt: und Heumann kann recht haben, daß er deswegen keine jesuitische Bekehrungsklugheit bewiesen habe; und doch folgt nichts für und wider Cramer.

*) T. 6. p. 359 [s. a. a. O. 415, 2 ff.]
**) p. 358. [414, 19 ff.]
***) p. 361. [415, 23.]
†) Litt. Br. T. 6. p. 361. [415, 29 ff.]
††) p. 362—364. [415, 35—417, 9.]

15. S. vermutet ansprechend, es sei vielleicht zu interpungieren: „aber — widerlegen? auch nicht,". Vgl. 355, 19. — 24 f. Christoph Aug. Heumann (1681—1764), Verf. einer Erklärung des Neuen Testaments (Göttingen 1750—63, 12 Teile). In der von Lessing citierten Stelle polemisiert er gegen S. Schmid (1617—96), der eine lat. Bibelübersetzung und Kommentare dazu schrieb, und den Theologen Franc. Fabricius (1663—1738).

Dies gilt auch von der Rede vor Felix: nichts für Cramer: es ist eine Schutzrede des Paulus! Nichts wider Cramer, denn die Worte: er hörte ihn vom Glauben an Christum*) (περὶ τῆς εἰς Χριστὸν πίστεως), sind ja offenbar bloß der Titel einer christlichen Predigt, der dem Lukas und andern geläufig ist. Felix will von Paulus' neuem Glauben was hören, aus Neugier; Paulus aber lenkt, statt diese zu stillen, den Vortrag darauf, um ihn zu bessern. Wo weiß der Recensent,**) daß „Felix und seine Gemahlin den Apostel von den unbegreiflichsten Geheimnissen unserer Religion gehöret; daß sie über diese unbegreifliche Geheimnisse nicht erschrocken sind, daß diese unbegreifliche Geheimnisse nicht schuld hatten, daß sie nicht Christen wurden —" mein Gott! wo hat der Mann das alles her? —

So auch in der Schutzrede Paulus vor Agrippa! Sie ist offenbar nichts, als Schutzrede vor einem Manne, der ein Jude war, in einem Gesichtspunkt, den er beurteilen konnte, daß Paulus kein Verächter der jüdischen Religion, und worin die christliche von jener abgehe, nötig, und besser sei. Hier also gar nichts für Cramer; aber wider ihn? auch nichts! wie schwer sind doch die Fragen, über die der Recensent hinspringt?***) „was dachten die Juden vom Messias? was erwartete Agrippa in ihm? in wie weit konnte sich Paulus ihnen bequemen? und mußte sie widerlegen? —" Und war das nicht bloß der letzte Nebenzweck, den der Recensent so gewiß zum Hauptzwecke macht: „er mußte ihn überführen, daß Jesus der versprochene Messias sei!"

Gnug! damit nicht jemand von dieser Streitigkeit bei mir sage, was ich von diesen ganzen weitläuftigen Zänkereien in den Litteratur Briefe wünsche: o wären sie nicht! Es mag indessen, wer da will, das letzte Wort behalten — das fühle ich: daß ich nicht eben wünsche, dieser Recenseut zu sein, um meiner selbst willen: und wenn ganz Deutschland voll von ihnen wäre; so würden wir jenem Kriegsheere ähnlich sein, welches, da der Mond den Schatten der Feinde weit von sich streckte, auf diese Schatten seine Pfeile drückte. Freilich war diese Tapferkeit nützlich, um sie warm und in Bewegung zu erhalten; aber übrigens so viel, als Müssiggang.

---

*) p. 366. [417, 35. 418, 1.]
**) Ebendaselbst. [417, 39—418, 6.]
***) T. 6. p. 367. 368. [418, 7 ff.]

Ich habe in dem ersten Stück dieser Sammlung den Gedanken mit dem Ausdruck zusammen gepasset: dies ist die beste Seite, um an die schlüpfrige Materie zu tasten, die Klopstock wider seinen Willen darstellte. Er sagt, in seiner dritten Art über Gott zu denken:*) „Sich der obersten Stufe nähern, nenne ich, wenn die ganze Seele von dem, den sie denkt, so erfüllt ist, daß alle ihre übrigen Kräfte von der Anstrengung ihres Denkens in eine solche Bewegung gebracht sind, daß sie zugleich und zu einem Endzwecke wirken: wenn wir uns nicht enthalten können, unser Nachdenken durch irgend einige kurze Ausrufungen der Anbetung zu unterbrechen; wenn, wofern wir darauf kämen, das, was wir denken, durch Worte auszudrücken, die Sprache zu wenige und zu schwache Worte dazu haben würde. Wofern man im Stande wäre, aus der Reihe, und daß ich so sage, aus dem Gedränge dieser schnellfortgesetzten Gedanken, dieser Gedanken von so genauen Bestimmungen, einige mit Kaltsinn herauszunehmen, und sie in kurze Sätze zu bringen; was für neue Wahrheiten von Gott würden oft darunter sein!" So Klopstock, und sein Recensent:**) „Die Sprache kann alles ausdrücken, was wir deutlich denken; daß sie aber alle Nuancen der Empfindung sollte ausdrücken können, das ist ebenso unmöglich, als es unnötig sein würde. Keine einzige neue Wahrheit läßt sich im Taumel unsrer Empfindungen haschen! Ich verdenke es dem Verfasser sehr, daß Er sich bloß gegeben, so etwas auch nur vermuten zu können u. s. w." Ich will nicht weiter abschreiben; der Recensent sieht Klopstock an der wahren Quelle aller fanatischen und enthusiastischen Begriffe von Gott: sieht dies als Irrtümer an, als den Weg, ein Schwärmer, ein Böhme, ein Pordage zu werden, sieht eine Theorie, die den Beschuldigungen der Gottschede und Hudemanns zu statten kömmt. — — Himmel, was sieht der Mann alles? Ich bin doch auch, sagte jenes naive Mädchen bei Eulenspiegels Malerei, die kein

*) Nord. Auff. T. 1. St. 25 [„Von der besten A. üb. G. zu d" hier mit Kürzungen cit.]
**) Litt. Br. T. 3. p. 78[f. Lessing Br. 49. a. a. O. 293, 21 ff. 31 ff.].

28. Die Vergleichung mit den Schriften des theosophischen Görlitzer Schusters Jac. Böhme (1575—1624) und der „göttlichen Metaphysica" des mystischen Londoner Arztes John Pordage († 1698) rührt eigentlich von Gottsched her, der in seinem „Gutachten, was von den bisherigen geistlichen Epopeen d. Deutschen zu halten sei" (Neuestes 1752, S. 62—74), die Gottesgelehrten gegen den „Messias" aufbot (Muncker, Klopstock S. 159), worin ihm 2 Jahre später Hudemann folgte (zu 133, 27). Darauf spielt denn Lessing im 49. und gegen Basedow im 111. Br. an (a. a. O. 294, 3 f. 422, 15 ff.). — 31. Eulenspiegel als Maler (nach der einen der 5 aus dem alten Pfaffen Amis herübergenommenen Historien, Neudr. der Ausg. v. 1515, Halle 1885, S. 38—42; vgl. meine „Erzählungen und Schwänke', S. 20 der 2. Ausg.) dient H. auch sonst zu anekdotenhafter Einkleidung. Ztschr. f. d. Philol. VI, 184.

unechtes Kind sehen sollte, ich bin doch auch kein Hurenkind, und sehe nichts!"

Wer hat es denn dem Kunstrichter in den Kopf gesetzt: Klopstock wolle philosophieren!*) Klopstock philosophieren? Die beste Art zu denken ist ja nicht die logisch beste bei ihm: das sagt er ja nirgends, und daß er sich hievon zu schreiben nicht übernimmt, zeigen seine öfters unbestimmte Ausdrücke, die ja nicht Philosophie sein können. Und doch redet der Kunstrichter vom Philosophieren beständig; will Neues haben, wo Klopstock an nichts Neues denkt: protestiert wieder Irrtümer, spricht von der üblichen Sprache der Weltweisen, und sieht überall dies Stück im Aufseher als ein Programm an, das im Namen eines Professors der Metaphysik am schwarzen Brette feierlich zu einem Collegio über die natürliche Gottesgelahrtheit einladet. Er lieset als Philosoph, und Klopstock schrieb — wie kann Er auch anders schreiben? — als gefühlvoller Mensch, Christ und Dichter. Hätte der Kunstrichter dies nachdrucksvolle Er**) bedacht: so würde er ihn haben erklären können, nicht anketzern dörfen.

Da ist mit einem Mal der gräuliche Knote aufgelöset, der Klopstock mit Schwärmern, mit Irrgeistern, mit Enthusiasten zusammenknüpfen will. Die philosophische Art von Gott zu denken ist aus einem menschlichen Sehepunkt betrachtet, daß eine bloß kalte metaphysische Denkart der ganzen Bestimmung des Menschen, der ganzen Natur seiner Seele und der ganzen Beschäftigung seines Lebens nicht angemessen sein dörfte: und so fern hat er völlig recht. — Die zweite Denkart ist der Zustand christlicher Empfindungen, wie selbst der Recensent erkennet; und daß hier nichts Schwämerisches sei, wird mir jeder zugeben, der einige Erbauungsstücke dieser Art gelesen; ja ich kann hier einen Verfasser nennen, der sich doch gewiß nicht zu den Fanatikern versteigen wird — es ist Spalding. Man lese seine Abhandlung: vom vernünftigen Wert der Andacht, und man hat eine Schutzrede für Klopstock gelesen: was kann man aber davor, wenn Klopstock sich nicht philosophisch ausdrückt, da sein Recensent und sein Verteidiger Basedow solche

*) T. 6. p. 375. 377. [Lessing Br. 111. a. a. O. 421, 20ff. 422, 19.]
**) T. 6. p. 376. 377. [422, 7—18.]

17. Er, von Lessing selbst im 49. Br. (a. a. O. 293, 33) nachdrucksvoll (durch Schwabacher Schrift) hervorgehoben, um, wie er gegen Basedow bemerkt, zu verstehen zu geben, daß er in dem ungenannten Verfasser Klopstock erkannte. — 31f. „Der Werth der Andacht", die 1. der „Zugaben" der 8. Aufl. d. „Bestimmung des Menschen". (Lpz. 1764) S. 71—87.

Ausdrücke selbst in der erbaulichen Denkart an Gott suchen. — Nun die dritte Denkart! Alle ungeheure Schatten von Irrtümern verschwinden, wenn (und was ist bei Klopstock vermutlicher als dies wenn?), wenn man sie nennt: die Denkart eines gefühlvollen christlichen Dichters! Eine poetische Einbildungskraft kömmt zu der menschlichen Vorstellungsart, und zu den christlichen Empfindungen dazu, und siehe da! ist Klopstocks beste Art über Gott zu denken. Für Klopstock die beste Art? Ob für Klopstock als den Nordischen Aufseher? Ob für jeden Leser des Aufsehers? Ob für jeden Christen? Schwere Fragen! aber die hat niemand erregt: gnug! es ist die beste Art für Klopstock als einen Dichter der Religion, und für jeden sympathetischen Leser.

Und kann Klopstock nun nicht in einen Enthusiasmus geraten, wo ihm schwer wird, was er denkt, durch Worte auszudrücken, wo die Sprache für ihn zu schwache, zu wenige Worte hat —? Allerdings! und wo bleibt nun die an sich wahre Anmerkung des Recensenten: „Ja! das kömmt daher, daß du nicht deutlich denkest"? In dieser poetischen Begeisterung konnte, und dorfte, und mußte ich auch nicht bloß deutlich denken, sonst wäre ich ein elender Tropf geworden. Wo bleibt der Machtspruch: „daß die Sprache alle Nuancen der Empfindung sollte ausdrücken können: das ist ebenso unmöglich, als es unnötig sein würde"? Unmöglich? das wollte ich fast sagen: denn wer je etwas von der Begeisterung geschmeckt, da unsre Einbildungskraft ringet, um Bilder und Empfindungen, ungesagte Bilder, und wahre, mächtige, lebhafte Empfindungen auszudrücken, der wird die süße Mühe, die freudenvolle Geburtsschmerzen kennen, in denen ein Kind des Genies zur Welt geboren ist. Eine Empfindung in ihren Nuancen auszudrücken, ist also äußerst schwer (man erinnere sich an mein sechstes Fragment); aber unnötig? Wie kann ich eine Empfindung ohne diese Nuancen erhaschen, ausdrücken, wieder erkennen? Der Kunstrichter wird eigensinnig: ich appelliere an das Publikum. — Hätte Klopstock uns seine Empfindungen in allen ihren Nuancen zeichnen können: so hätte derselbe G. nicht so delikat sagen dörfen: Klopstocks Lieder sind so voll Empfindung, daß man nichts dabei empfindet! — Da das aber unmöglich ist, eine Empfindung mit allen ihren Nuancen in einer Sprache der Vernunft zu zeichnen; so

17. Br. 49. (a. a. O. 293, 20). — 29. S. 243 ff. — 34. Br. 51. (301, 26 ff.), den Lessing, wie alle über den Nord. Auff. und später die gegen Basedow, mit G. unterzeichnet.

bin ich gerade der gegenseitigen Meinung: „eine Empfindung muß mit ihren Nuancen sich bestmöglichst ausdrücken;“ sonst erkennet man sie nie wieder: — „man suche also die reichsten und triftigsten darunter,“ damit sie auch wieder Empfindung wirke. Das erste Merkmal hat Klopstock überall gezeigt, und er ist in meiner Seele unser größte Dichter an Empfindung; das zweite hat er mannichmal verfehlt; aber das bleibt immer, daß einige Stücke aus seinem Messias, einige seiner prosaischen Oden, und einige seiner Lieder gleichsam lebende Ausdrücke dieser weichen, menschlichen, christlichen, dichterischen Einbildungskraft sind. Ich sage mit dem Wort lebende Ausdrücke so viel, als ich sagen kann; nur man muß als Mensch, als Christ, als Dichter, nicht aber als ein genauer Philosoph und ekler Kunstrichter lesen: sonst nimmt man keine dieser Nuancen wahr, und empfindet da wenig oder nichts, wo der andre viel empfindet. Freilich ist's bei dieser Gattung des poetischen Ausdrucks wahr: niemand empfindet so viel dabei, als der Dichter, da er's dachte; selbst er empfindet nicht völlig mehr so viel, wenn er es lieset; und ein fremder Leser mit einem andern Ton der Seele vielleicht noch minder. Allein, da die Sprache eigentlich gar kein Ausdruck der Empfindung, sondern mehr der Begriffe ist: so schreibe ich auf meine kleine Scherbe willig auf: omne tulit punctum! wenn ein Poet in seine Sprache nur einige lebhafte und rührende Nuancen der Empfindung hineinkämpfen kann: und der geistliche Liederdichter ist ohne Bedenken bei mir der größeste, der „ein Lieblingsdichter aller alten Weiber“ ist. Der spottende Kunstrichter denkt damit Klopstock herunter zu setzen:*) ich aber beklage ihn, daß er diese Stufe nicht erreicht, und ich wünsche sie ihm vor andern kältern Liederdichtern gewiß zum voraus.

Aber kann man auch in diesem Taumel von Empfindungen neue Wahrheiten haschen? Neue, wirklich neue philosophische Wahrheiten? Nein! und Klopstock ist ein Schwärmer, wenn er

*) Litt. Br. T. 6. S. 378. [Br. 111 a. a. O. 423, 1 ff.]

8. prosaischen Oden, in dem Sinne, in dem man sein freies Silbenmaß Prosa nannte: S. 71 f. — 11 ff. Vgl. 329, 25 ff. — 22. Horaz, Ars poet. 343. — 24 ff. Basedow hatte das Auferstehungslied, an das L. im 51. Br. seine Bemerkung knüpfte, „gedankenreich“ genannt: darauf entgegnet L.: „Wenn das gedankenreich ist, so wundere ich mich, daß dieser gedankenreiche Dichter nicht längst der Lieblingsdichter aller alten Weiber geworden ist.“ Hs. Vorwurf trifft also nicht. Übrigens ist, wie bereits Redlich zu Lessing IX, 195 (Hempel) nachwies, Lessing über den Dichter jenes Liedes im Irrtum: es ist von Cramer, nicht von Klopstock. Aber weder Basedow noch Herder bemerkten diesen Irrtum.

einen einzigen dieser sich hervordrängenden Gedanken in die Reihe der Wahrheiten setzt, die die natürliche und geoffenbarte Theologie von Gott lehret. Aber das wird Klopstock bei seinem unvorsichtigen Ausdruck: Wahrheiten, nicht haben sagen wollen: denn man weiß ja, was einem dichterischen Kopf Wahrheit ist: poetisch wahrscheinliche Vermutungen, sinnlich lebhafte Vorstellungsarten, moralisch gewisse Empfindungen, die nur jenen Wahrheiten der Philosophie und Offenbarung nicht widersprechen dörfen und müssen. Und wie reich ist Klopstock überall an solchen neuen Gedanken, die seine poetische Empfindung hervordränget, in die Sprache gezwungen, und die sich in dieser Gestalt in unser Herz lagern. Meine Einbildungskraft ist viel zu kalt, um bei gesundem Verstande je ein Schwärmer zu werden; aber das weiß ich, daß manche einzelne Stellen aus Klopstock so tiefe Eindrücke in mich gemacht, daß sie tagelang den Ton meiner Seele haben stimmen können; und bei dem lebendigen Lesen dieses Dichters — in diesem Zustande allein ist's möglich, die Denkart sich vorzustellen, da Klopstock empfand und dachte, und erfand, und mit seiner Sprache kämpfte, und sprach. — —

Ich habe mich mit Fleiß statt der philosophischen Kunstwörter, mit denen alles freilich ungleich deutlicher würde, der streitigen Ausdrücke selbst bedient: nun lasse ich ein paar andre gründlichere Männer auftreten: wohin wird sich die Wage neigen?

„Klopstock unternahm es, die feinsten und unbemerktesten Empfindungen dem Anschauen der Menschen darzustellen, oder die stärksten und erschütterungsvollesten Leidenschaften nach der Natur zu schildern. Er mußte deswegen auf alle ihre Züge und Wendungen, auf ihre mannichfaltigen Wirkungen und Verhältnisse Achtung geben, und sie von ihrer Geburt an, bis auf ihre höchste und feinste Entwickelung, bis zu ihrer tiefsten Entfernung in die Seele verfolgen; das heißt: er mußte sie anschauend erkennen, ehe er sie anschauend darstellen konnte."*) Wenn Klopstock nun diese Züge und Wendungen und Verhältnisse zu diesem anschauenden Bilde neue Wahrheiten nennt: so ist er Genie: ein liebenswürdiger poetischer, nicht aber ein irrender theologischer Schwärmer:

) Litt. Br. T. 13. p. 15 [f., von Mendelssohn im 209. Br. aus dem Versuch über das Genie in Nicolais „Sammlung vermischter Schriften" citiert (vgl. 136)].

1. eine einzige A Suph., wohl ein durch die Beziehung auf „Wahrheiten" erklärlicher Schreibfehler.

ein Enthusiast, der seine Empfindungen zu einer außerordentlichen Höhe aufschwingt; nicht aber ein Fanatiker, der den physischen Einfluß eines höhern Wesens zu fühlen, und sich von ihm mit neuen Wahrheiten beschwängert glaubt: — zwei unendlich verschiedne Namen, die aber gar zu oft verwechselt werden.

Ich habe gerettet, was Klopstock hat sagen wollen: ohne mich darüber zu streiten, was er gesagt. Ich habe es gerettet, ohne die Frage zu beantworten: ob große Genies mit dem Verstande empfinden können?*) Ein Einfall, den die philosophische Laune des sinnreichen D. ausgeboren, der das schmeichelhafteste Kompliment für die Genies, und für Klopstock ist, den ich so wenig als D. bestätigen kann, da ich auch sagen muß: „zu deren Mittel ich nicht gehöre!" der aber aus der vorangeführten Klopstockschen Behauptung vielleicht bestätigt würde: — vielleicht und vielleicht auch nicht; ich habe seiner nicht nötig.

Die Natur der menschlichen Seele verkennet überhaupt in ihren Wirkungen die Abteilung der Kräfte, wie die Philosophen sie in ihr abgetrennet. Freilich bleiben es immer zwo verschiedne, und ich dörfte fast sagen, einander entgegengesetzte Seiten: lebhaft empfinden, und deutlich denken: anschauend erkennen, und abstrakte Ideen bilden; sinnlich unterscheiden, und das Merkmal des Unterschiedes vernünftig wahrnehmen; hierin hat D. dem Verfasser des Versuchs über das Genie seine Lücke, wie mich däucht, sehr wahr gezeiget. Da aber eine jede Menschenseele diese beide Fähigkeiten gemeinschaftlich, wiewohl nicht in gleichem Maß und Ebenmaß, ausgebildet: so können unsre anschauende Kräfte, in diesem Zustande der dichterischen Empfindungen, von der Vernunft gewisse Wahrheiten und Gegenstände borgen, sie auf eine Zeitlang als Geschöpfe ihrer Art behandeln, daß es fast schiene, daß sie mit der Vernunft empfänden. Allein, diese kleinen Umtauschungen

) Litt. Br. T. 13. p. 27. [Mendelssohn Br. 210 (unterz. D.) über die Forts. des Vers. v. Genie aus d. Samml. verm. Schr., Bd. 3, St. 1 (vgl zu 116): „Vielleicht aber haben die Genies hierin etwas voraus, und können mit dem Verstande empfinden? Dieses kann niemand entscheiden, der nicht zu ihrem Mittel gehöret. Ich muß also diese Frage unbeantwortet lassen." Vgl. 261, 2.]

1 ff. Vgl. Kant, Beobachtungen 4. Abschn. (W. herausg. von Rosenkranz und Schubert IV, 456*): „Der Fanaticismus muß von Enthusiasmus jederzeit unterschieden werden. Jener glaubt eine unmittelbare und außerordentliche Gemeinschaft mit einer höheren Natur zu fühlen, dieser bedeutet den Zustand des Gemüts, da dasselbe durch irgend einen Grundsatz über den geziemenden Grad erhitzt worden, es sei nun durch die Maxime der patriotischen Tugend, oder der Freundschaft, oder der Religion, ohne daß hiebei die Einbildung einer übernatürlichen Gemeinschaft etwas zu schaffen hat."

verrücken nie dem Philosophen die Grenzen, ob das Genie gleich diese ganz und gar niederreißt. Es ist für mich eben so unbegreiflich: daß eine menschliche Seele mit dem Verstande empfinden könne, und daß es philosophisch wahr wäre: Klopstocks Einbildungskraft erfindet neue Wahrheiten — als es mir unbegreiflich ist: wie ein höheres, völlig geistiges Wesen sich eine sinnliche Empfindung rein und deutlich denken könne. Ich weiß nicht, ob ich die Schwierigkeit helle gnug zeige: aber alsdenn könnte ich sie mir auch auflösen.

Indessen soll uns diese Blödigkeit, mit welcher wir in die Seele schauen, auch blöde machen, von den Empfindungen andrer zu urteilen. Was mir vielleicht bloß eine Nahrung des Verstandes, oder eine Aufregung der Einbildungskraft dünkt: kann bei dem andern wirksamer auf sein Herz, oder mindstens eine Folge von erregten Empfindungen sein. Diese Entschuldigung mag zum voraus der Einwendung begegnen: „wie kann Klopstock eine poetische Art über Gott zu denken jedem Christen als die beste anpreisen?" —

„Die beste Art über Gott zu denken ist, die jeder Christ haben kann, und soll. Und von dieser Art ist die Klopstockſche dritte eben nicht. Es kann aufs höchste die Denkart eines Christen sein, der zu gleicher Zeit ein Dichter ist, und zwar ein Dichter, der seine Religion ungemein zu ehren glaubt, wenn er ihre Geheimnisse zu Gegenständen des schönen Denkens macht. Gelingt es ihm nun hiemit: so wird er sich in seine verschönerte Andacht verlieben, ein süßer Enthusiasmus wird sich seiner bemeistern, und der erhitzte Kopf wird mit allem Ernst anfangen, zu glauben, daß dieser Enthusiasmus das wahre Gefühl der Religion sei. Ist er es aber? Und ist es wahrscheinlich, daß ein Mensch, der die Allgegenwart Gottes denkt, wirklich das dabei denkt, was er denken sollte, wenn er seine Andacht auf die Flügel des Klopstockischen Hexameters setzt und anhebt:

Als ich das kleine Leben noch lebte u. s. w.

Alles schön! aber sind das Empfindungen? Sind Ausschweifungen

32. Mit diesem Verse beginnt das Gedicht „Henoch' von Klopstock. „zuerst ohne Überschrift 1758 im Nord. Aufseher veröffentlicht", dann in Schubarts Sammlung der Kleinen poet. und pros. Werke Klopstocks, Frkf. u. Lpz. 1771, in der Darmstädter Odenausgabe (1771 Nr. 5 S 28. E. Schmidt Quellen und Forsch. 39, 83. D. Nat.-Litt. Bd. 47, XXIII), von Kl. aber nicht aufgenommen. Es ist „ein früher verfaßtes, irrtümlich unter die Oden versetztes Bruchstück aus d. Messiade, in deren 18. Ges. (V. 619—638) es 1773 auch seinen gehörigen Platz fand". Muncker, Fr. G. Klopstocks Oden (Stuttgart 1889) I, VI.

der Einbildungskraft Empfindungen?" — Diese Einwürfe, die die Litteratur Briefe nicht ganz unrecht Wielands Empfindungen*) machten, könnte mir jemand hier wiederholen. Ich will sie so fern zugeben, daß Klopstocks beste Art, über Gott zu denken, nicht für jeden, zu aller Zeit, einzig und allein die beste Art sein könne: daß bei Leuten von groben Begriffen die zweite vielleicht die bessere sei, daß selbst der feurigste Dichter nicht ohne die erste sein müsse: daß eine aufgeregte poetische Einbildung an sich nicht die stille taumellose Empfindung sei, die die Religion fodert und die moralisch uns bessert, folglich so fern die zweite eine bessere Art über Gott zu denken ist, als die poetische Aufwallung: daß Klopstock, übel verstanden, und übel nachgeahmt, verführerisch sei u. s. w. alles dies gebe ich zu, und wünsche also dies Blatt aus dem Nordischen Aufseher weg; aber das getraue ich mir nicht zu sagen, was der zuletzt angeführte Recensent predigt: „wo die Einbildungskraft so geschäftig ist, da ist ganz gewiß das Herz leer, kalt: so wird die Religion weggewitzelt u. s. w."**) Ich kann bloß wissen: „ob die Gemälde der Einbildungskraft bei mir Empfindung erregen?" aber: „ob sie nicht bei dem andern Folgen und Begleiterinnen der Empfindungen sind, die er uns nur nicht gut vorzeiget?" das kann man nicht so durchaus entscheiden! Einbildungskraft und Empfindung sind zwo genaue, aber auch oft eigensinnige Freundinnen, zwischen welche sich ein dritter behutsam mischen muß.

*) T. 1. p. 38. [Lessing im 8. Br. (a. a. O. 167); hier parodistisch mit den entsprechenden Veränderungen auf Klopstock angewendet.]

**) T. 1. p. 40. [a. a. O. Z. 32 ff. im Anschluß an die vorhin parodierte Stelle.]

2. „Empfindungen eines Christen", Zürich 1755, dann u. d. T. „E. des Chr." im **2.** Teile der zu 351, 20 angeführten Sammlung.

IV.

Nachschrift.

Ich muß diese dritte Sammlung aus den Händen lassen, ohne noch zu wissen, wie ihre beide ältern Schwestern aufgenommen sind; ich gebe ihr also einen Scheidebrief mit, den vielleicht schon die erste hätte vorzeigen sollen.

Ich würde lachen, wenn man die erste Sammlung für eine sehr unvollständige deutsche Grammatik; die zweite für eine sehr ungründliche Bibelerklärung, für eine sehr mangelhafte Abbildung der griechischen Dichtkunst; und endlich diesen dritten Teil für gar keine standesmäßige Anpreisung der Römer förmlich und feierlich erklärte. Das kann ein jeder sehen, daß ich bloß Stückwerke von Materialien aufzeigen wollte, so fern die Gelegenheit es erlaubte, und eine Stelle es foderte, um über sie urteilen zu können. Sagt man also: „meine Gesichtspunkte sind wahr, aber noch nicht einleuchtend gnug: sie sind nützlich, aber nicht vollständig, sie reizen, aber wir wünschen weiter zu sehen!" sagt man dies, so lobt man mich, wie ich wünsche, über *Fragmente* gelobt zu werden.

Aber wenn man mich aus fremden Standorten ansähe; das überginge, was ich zuerst nur von weitem zeige, ob man auch darauf merke? — auf das lobend oder tadelnd fiele, was ich hingeworfen; kurz! an meinem Bilde Fußzehen, Kolorit und Faltenwerfung betrachtete; alsdenn habe ich vergebens geschrieben, und wie schmerzhaft ist dies für den, der als Liebhaber, als Patriot schrieb, über Sachen, von denen er weder Titel, noch Brot, noch Lohn hat.

Ich habe hier und da *freie* Urteile eingestreuet; wie sie dastehen, scheinen sie *leichtfertig*, ich nehme dies Wort in seiner

24. *Patriot* zu 136, 22.

ursprünglichen Bedeutung; aber wie ich sie dachte, waren sie peinlich. Wer da sagt, daß ich um Beifall buhle; der hat mir nicht ins Gesicht gesehen: viele müßten sich selbst ablegen, wenn sie von meinen schlechten Fragmenten bloß unparteiisch urteilen wollten. Wäre unser Bücherton in Deutschland republikanischer; wie manches hätte ich deutlich sagen können, wo ich jetzt vielleicht dunkel, oder kühn in Parabeln und Anspielungen rede. Wer diese als Zwecke, und Schönheiten meines Stils ansieht: der siehet mit mir nicht gleich; wer aber sagt, daß ich bloß um leichtsinnig zu tadeln, habe schreiben wollen, der thut mir unrecht. Da die meisten Schriftsteller, über die ich rede, berühmter sind, als daß ich mit meiner schwachen Brust ihr Lob würdig ausrufen könnte, wie ich dies mit voller Überzeugung hinschreibe: so konnte ich von mir selbst es nicht fodern, sie im akademischen Leichenton zu loben: man nehme von einem Armen ein kleines herzliches Wort statt gleißender Komplimente an. Ich rede bloß von Schriften, die das Vergnügen und die Beschäftigung meiner Einsamkeit ausmachen, die ich nicht gnug lesen kann, und deren Würde nicht in Fragmenten, sondern in prächtigen Ehrenmälern glänzen muß.

Macht sich indes ein handfester Kunstrichter fertig, mich, wenn ich bisweilen geschlummert hätte, bei einer günstigen Stunde über Bord zu werfen; armer Schlummernder!

> O nimium caelo et pelago confise sereno,
> Nudus in ignota, Palinure, jacebis arena.

Wo wird ein Äneas sein, der dein Grabmal baue!

Ich werde kaum mehr, als den vierten Teil liefern, weil ich korpulente Autorschaften nicht liebe. Die Materien also, vor denen diese nur Vorläufer hätten sein sollen, werden aufgeschoben, oder aufgehoben: wie das Publikum will. Ich wollte sie nennen; allein für wenige werden die Namen lockend scheinen: Philosophie und Ästhetik: die erste ist halb veraltet, die zweite hat man vielleicht noch nicht gesehen.

Jetzt setze ich einige kleine Merkstäbe hin, die vielleicht einigen, die meine Fragmente durchwandeln, oder durchlaufen wollen, nicht zum Anstoß, sondern zur bequemern Bahn dienen werden:

p. 19. Michaelis Preisschrift: vom Einfluß der Sprachen auf die Meinungen ist unter dem, was die Deutschen über die

23f. Vergil Aen. V, 870. 1.

Sprachen philosophiert, gewiß ein Hauptstück. Deutschland hat wenige Männer, von denen man erwarten kann, was er schon geleistet.

p. 20. Bödiker ist hier durch ein Versehen, und die Schriften der übrigen Männer sind zu bekannt, als sie schülermäßig anzuführen.

p. 22. Ich bin durch die Deutsche Bibliothek auf ein Buch aufmerksam gemacht, das ich jetzt mit Vergnügen durchblättere. Der zweite Teil von dem Essai sur l'origine des connoissances humaines enthält Betrachtungen, die mein Fragment von den Lebensaltern der Sprache sehr ins Licht setzen.

p. 37. Es ist durch eine Reihe von Zufällen gekommen, daß ich Tellers Kritik über Cramers Psalmen bloß dem Titel nach kenne. Cramer bleibt in meinem Sinne einer der größesten und verdientesten Schriftsteller, die zur ersten Bildung des deutschen Geschmacks in unserm Jahrhunderte merklich viel beigetragen haben. Auf der Mitte dieser Seite ist bei den Worten: Michaelis wird finden, das kleine Vorwort: ein verloren gegangen, das in meinem Manuscript diesem kühnen Perioden eine entgegengesetzte Wendung giebt. Cramers Psalmen bleiben eine der schätzbarsten Schriften in Deutschland, und ich würde vielleicht ihrer nicht so oft erwähnen, wenn ich gegen sie gleichgiltig wäre. Ich betrachte sie so wohl, als den ganzen Abschnitt von deutsch-orientalischen Dichtern bloß im Gesichtspunkt der weltlichen Litteratur.

p. 42. Wer da sagt, daß ich den Deutschen Hexameter abspreche, versteht mich nicht; aber den griechischen, und insonderheit zu Homers Zeiten; den spreche ich ihnen rund ab, bei uns ist er Nachahmung, bei jenen singende Natur.

p. 52—62. Diese Vorwürfe gegen die deutsche Sprache gehören nicht den Litteratur Briefen, sondern dem Journal étranger, das ich aber bloß aus ihnen kenne.

p. 63—68. Bei der Zusammensetzung dieser Stellen fehlt manchmal die Einpassung: vielleicht war die ganze Einrückung so nötig nicht.

p. 76. Ich würde wider mich selbst handeln, wenn ich alles

8 ff. Von d. Abbé Etienne Bonnot de Condillac (1714—80). Daß die Bekanntschaft mit diesem 1746 ersch. Werke doch älter ist, als Herder hier „anzugeben rätlich findet", bemerkt Suphan (II, 370 zu $68_{1\,73}$) auf Grund einer in ein Excerpt daraus verwobenen Skizze „Allgemeine Betrachtung über die Sprachen" aus dem Jahre 1763/64. Vgl. Einl. XIV f. — 12. Wilh. Abrah. Teller (1734—1804, angesehener Theolog), „Beurtheilung des ersten Theils der Cramerischen Übersetzung der Psalmen in zweien Sendschreiben an den hochehrwürdigen Herrn Verfasser". Lpz. 1760. — 16. Z. 23 u. Anm.

p. 76—77 auf den einen Autor meinete; bloß eine ausgelaßne Stelle macht alles schielend. Je mehr ich indessen die religiösen Gespräche ihres Inhalts wegen schätze, desto mehr ist mir der Vortrag zuwider; ich eifre wider das Kleid aus Liebe gegen die Schöne, die es verunzieret.

p. 78. Man nehme den Herzensseufzer auf dieser Seite als Entschuldigung gegen die Dunkelheit in meinen Fragmenten an.

p. 81. Ich würde meinen klassischen Schriftstellern einen Schimpf anthun, wenn ich ihre Schriften erst anführen müßte. Man wird Hagedornen nicht mit dem Dichter verwechseln, von Moser seine ersten Schriften nehmen, Abbt im Stil als einen deutschen Tacitus ansehen, den man lesen, studieren, nicht nachahmen muß, meine Worte von Spalding nicht aus den Grenzen der Litteratur reißen, und die Grundlage zu der Entwerfung des Hamannischen Charakters in seinen Kreuzzügen p. 219 suchen.

p. 119. Der große Mann, den ich hier meine, ist Michaelis, ein Schriftsteller, der über mein Lob erhaben ist. Würden wir seine versprochne Arbeiten, die hebräischen Altertümer, die Einleitung ins Alte Testament bald erhalten: so könnte alsdenn vielleicht ein Gelehrter von Geschmack, Sprachenkenntnis und Philosophie aus allen seinen Schriften, insonderheit aus seinem Lowth, die Grundlinien zur Erklärung der morgenländischen Gedichte entwerfen, die ich p. 134 vorbilde; und diesen könnten die Übersetzer folgen. Vor der Hand wollen wir seine Schriften desto aufmerksamer nutzen.

p. 164. Man wird dies wirklich zu kühne Urteil in den Schranken nehmen, in denen es der Verfasser sagt: auch Irrtümer können verjähret werden, und welche Begeisterung ist verzeihbarer und schöner, als die für die Griechen: vielleicht ist der Verfasser selbst in sie gefallen.

p. 165—204. Wenn in meiner Parallele das Raisonnement über den Charakter des Alten nicht vollständig ist; das thut nichts zur Sache. Treu muß die Vergleichung sein, und nach den Quellen schmecken, so ist der Zweck der Fragmente erreicht.

Sollte jemand meine dritte Sammlung der deutschen Litteratur nachteilig, und es nach ihrer gegenwärtigen Lage für notwendiger halten, anzupreisen, als abzuschrecken: der will mich

6. Z. 6—17. — 15. Zu 88, 28.

nicht verstehen. Will ich jemand von Kenntnis der Alten abhalten, oder ihn in ihrem Studio ermüden, der werfe mein Buch ins Feuer.

Die Druckfehler, insonderheit in den griechischen Stellen, wird der Leser dem Verfasser nicht anrechnen, der 200. Meilen von seinem Druckort entfernt lebt. Sie machen meine Anführungen in diesem Teil sparsamer, weil ich um einige zu verbessern selbst nicht die Autoren bei der Hand habe. Hier sind einige Druckfehler, so wie sie mir ins Auge fallen.

6. Druckort, Leipzig (Breitkopf). — 8f. Die im folgenden verzeichneten Druckfehler sind darnach bereits im Text verbessert (vgl. auch zu 166, 2 und 171, 28).

Anhang.

Aus der umgearbeiteten ersten Sammlung der Fragmente.

(1768.)

[Aus III, 5.]

Ich unternehme es nicht, diesen poetischen Rhythmus, zusamt seinem ganzen lebendigen Eindruck auf die Sprache des Dichters zu erklären: allein wie oft, wenn ich ihn wenigstens mir selbst lebendig zu machen gesucht — wie oft habe ich alte und neue Scholiasten beklagt, die den Homer mit Mißverständnissen, übeln Deutungen und Zänkereien überschwemmeten, bloß weil ihnen das poetische Ohr entging, das diese Sprache des Dichters hören, fühlen und verfolgen konnte. Wie? würden alsdenn wirklich wortgelehrte Scholiasten, und schickliche Übersetzer uns das ungriechische barbarische Ohr so oft hören lassen, das die ganze Verbindung und Ausfüllung des Perioden mit allem, was diese Stücke in sich schließen, so oft verwirret, so oft versäumet, und selten ganz gefühlet? Bei allen Erklärungen hat man es noch immer als die dunkelste Seite dieser altgriechischen Sprache nachgelassen, wie mächtig und sonderbar sie den Perioden fülle und binde.

Viele nutzbare Aufschlüsse muß es geben, wenn ein Ausleger Homers mit griechischem Ohr uns diese ganze Fülle und Verbindung des s i n g e n d e n Numerus entdeckte. Wie Homers Periode sich nirgend zur prosaischen Rundung wölbe; noch in spitze Gegensätze zusammen laufe: wie er Glied nach Glied aus einander fallen läßt, und indem er sich immer halb wiederholt, eben damit immer weiter schreite: wie er seine Töne immer aus- und in einander zieht, so daß überall Ruhepunkte, nirgends aber im ganzen Werke ein Endpunkt erscheint: wie das ganze Gebäude aus Rhapsodien besteht, durchhin aber kein Riß und keine Verkittung zu merken ist: wie mit der beständig fortgehenden Handlung auch das ἔπος im kleinsten wörtlichen Teile mit verketteten Händen in gleichen Schritten fortschreite. Der Rhythmus des ganzen Werks ist wie ein Silberton, der freilich in Wirbeln, und Wellen und Kreisen

1 ff. Vgl. Einl. XXXVI.

sich durch die Luft fortarbeitet: Kreis umschließet Kreis: Welle schlägt Welle: Wirbel faßt in Wirbel: so wird der Schall bis zu unserm Ohr fortgetrieben. Hier aber verlieren sich Wirbel und Wellenkreise; alles fließet in einen himmlischen Laut zusammen, der unteilbar, wie ein Gedanke, und rein ist, wie ein Tropfe Nektar im Munde der seligen Götter. Das Werk Homers, mit allen Wiederholungen — mit allen neben und in einander geworfenen Absätzen — mit seinen aus- und in einander fallenden Tönen — mit seinen einförmigen Kadenzen — seinem rauhen ungekünstelten Numerus — seinen unaufgestützten hinlässigen Perioden; mit alle diesem wird es eben ein Einziger hoher Gesang, der alle Harmonien der Götter und Menschen vereinigt, ein Inbegriff aller Gesangweisen, und ein Werk das sich dem himmlischen Einklange der Vollkommenheit nähert. Was für Dinge ließen sich sagen — wie viel Streitigkeiten und Mißverständnisse über die ältesten Dichter abthun: wenn man in einem eigentlichern Verstande, als welchen Plutarch ausführte, darüber schriebe: „wie man Sänger der Natur, und den vollkommensten Sänger derselben lesen und hören soll?" Ich darf doch wohl nicht erst selbst sagen, daß ich hier von etwas ganz anderm, als von dem sogenannten lebenden Ausdruck rede, da der Numerus Schall und Bewegung der Natur nachahmet. Wäre der Naturgesang der Poesie nichts anders, als dies: so könnte man ihn eben sowohl in Virgil, und warum nicht auch in vielen neuern Dichtern? hören, in welchen ebenfalls, nach dem Ausdruck des Pope, der Schall ein Echo zum Sinne ist. Allein der Naturgesang, der mir aus der güldenen Zeit der Welt wie aus dem Reich der Aurora entgegen schallet, mein Ohr mit lieblichen Tönen täuscht, und mich in ein singendes Zeitalter zaubert, ist offenbar eine andere Sache, die wir mit alle unserer prosodischen Kunst nicht nachahmen können.

7.

Ich komme an die Zeit, da der Jüngling sich zu politischen Sitten und zur bürgerlichen Brauchbarkeit bildet, und ein Mann wird. Dies sei das männliche Alter der Sprache, die Zeit der schönen natürlichen Prose.

17. Plutarch, in der Schrift De audiendis poetis. — 31. Vgl. Einl. XXXVI. — 32. politischen, zu 23, 34.

Dichter will ich also diesem männlichen Alter ableugnen? Ich erschrecke! So leugne ich ja wider alle Geschichte, wider alle Natur der Sprache, wider alle Vernunft. Dichtern will ich deswegen den Kranz versagen, weil sie etwas zu spät, in ein Zeitalter kommen, da ich sie nicht haben will? Ich entfärbe mich vor mir selbst! was wäre ein Gedanke hieran, und man kann mich nicht ärger mißhandeln, als wenn man mich so mißverstehet. Mit Schamröte habe ich das gelehrte Namenregister*) gelesen, das mich aus allen Zungen und Sprachen und Völkern und Gesellschaften der Erde überführen soll: „gute Poeten und Prosaisten können zu einer Zeit leben". Einen Autor, den man von so etwas überführen muß, sollte man verachten, und wahrlich! die Ehre eines solchen Unterrichts kann Schriftstellern, die nicht vom Handwerk sind, jeden Federzug verleiden. Wer wird für Leute schreiben wollen, die uns Behauptungen von der Art auch nur zutrauen können? und wer für die, die uns solche, als eigensinnig System aufbürden? Undankbare Schriftstellerei, die so lohnet! Doch, warum lasse ich nicht einen Menschen fortschwatzen, der im Stande ist, zu behaupten: „bei den Griechen sei kein guter Dichter, der nicht erst auf gute Prosaskribenten gefolgt wäre!" Wer die griechische Litteratur auch nur von hinten zu gesehen, wird aus allen Skribenten wissen, daß die Bildung ihrer Schreibart nicht bloß auf den Gesang göttlicher Dichter gefolgt sei, sondern, daß Poesie bei ihnen Prose habe werden müssen: daß die ersten Prosaisten es für Kunst und Neuerung angesehen, den Gesang zur Prose herunter zu stimmen; daß die vortrefflichsten Schriftsteller, die der Prose Stil gegeben, sich ganz nach dem Dichter gebildet, der vor aller Schriftstellerei sang, ja, daß noch der tiefsinnige Aristoteles, der durch und durch Philosoph war, halb eine Entschuldigung vorzubringen scheint, warum die Prose vom Rhythmus der Poesie in seiner ganzen Fülle habe abweichen müssen? wie sie darüber schadlos halte? und ihn auf andere Art vergüte? Warum soll ich mit Lesern, die die Griechen kennen, wie mit Schülern sprechen, denen

*) S. Hällische Bibliothek der sch. Wiss. [I (1768) 1, 170].

19 f. Nicht ganz mit Unrecht verwahrt sich Klotz (III, 125) gegen diesen Satz in der Formulierung, wie er ihm hier in den Mund gelegt wird. Er hatte Herder nur entgegengehalten, daß die Blüte der griechischen Poesie mit der Prosa zeitlich zusammenfalle, und nur von der lateinischen Sprache behauptet: „Wenn auch in dieser, wie in der griechischen, eher Dichter als Philosophen geschrieben haben; so folgten doch die guten Poeten erst auf die guten Prosaskribenten." — 28 ff. Aristoteles, Rhetorik 3, 1 f. p. 1404 f., 8 p. 1408 b f.

durch Hunderte von Beweisen gezeigt werden müßte: daß sie zur Bildung ihrer Schreibart den Weg über die Poesie genommen, und daß diesen Gesichtspunkt selbst die Sprachlehrer selten verfehlet haben? Ein Buch würde dazu gehören, diese anscheinende Sonderbarkeit zu beweisen, zu erklären und mit allen ihren Folgen ins Licht zu setzen. Ich setze also in dreistem behauptenden Tone hinzu: Eine Sprache ist ein ganz ander Ding, wenn ein Volk sie stammlet — singet — singet und schreibet — schreibet und spricht — schreibet und nicht mehr spricht. Jetzt bin ich also in dem Zeitpunkt, da man sie singet und schreiben lernet — schreiben kann, und nicht mehr singet, sondern spricht: in dem Zeitpunkt, da aus der Lieder- eine Büchersprache zu werden begann: die Poesie schöne Kunst, und der prosaische Periode im bürgerlichen Leben erfunden und gebildet wurde.

Erfunden habe ihn, wer da wolle: sein Name war bei den Griechen Merkwürdigkeit, noch merkwürdiger sollten uns die Namen sein, die ihn von der Stärke der Poesie zur Fülle der Prose, vom Gesange zum Halbgesange der alten Deklamation umschufen. Für mich ist kein Zeitalter heiliger, als da sich Poesie und Weisheit, Natur und Kunst zu trennen anfing: hier ruhen Schätze von Entdeckungen für alle Wissenschaften: hier ist der Mittelpunkt im Cirkel der griechischen Litteraturgeschichte: allein ein dunkler, unabsehlicher Abgrund, an den sich noch niemand gewagt, und bloß ein zweiter Curtius wagen kann. —

Zween Wege gehen vor mir aus einander: Poesie, die da aufhörte, die einzige Sprache der Schrift, und darf ich kühn, mit den Alten sprechen, die Sprache des Lebens zu sein: und auf dem andern Wege: Prose, die jetzt w a r d, die natürliche Sprache der Schrift ward, weil sie allen die natürliche Sprache des Lebens war.

Den ersten Weg kann ich hier nicht verfolgen, so wenig auch Spuren auf ihm, und so viel auch Kränze hinter ihm sein mögen. Er giebt die große Untersuchung auf: wie aus der Dichterei Dichtkunst (ποίησις) und der Sänger der Natur zum Poeten wurde? wie die Musik (nach dem griechischen Gebrauch dieses Worts), die bisher Gesang der schönen Natur gewesen war, allmählich Nachahmung und schöne Kunst wurde? Wie nach Homerus' Gedichten, in denen an Natur nichts mehr zu übertreffen war, allmählich immer mehr Kunst in die Poesie kam? Wie aus dieser großen Quelle, in der bisher alles, Weisheit und Schreibart vereint ge-

3. selten, zu 223 8.

wesen war, verschiedene Gattungen, wie Bäche, abflossen, und viele endlich im Sande zerrannen? Was jeder große Dichter, nach Maßgabe seiner Werke, oder nach Nachrichten der Alten der Poesie für Neues gegeben? jener in der Manier? dieser in der Sprache: ein anderer in der Gesangweise: und ein vierter in der Gattung der Materie. Ich getraue mich zu behaupten, daß dieser Fortgang der griechischen Poesie, der die Grundlinie zur Geschichte derselben sein muß, ziemlich genau zu entwerfen wäre: denn das ganze griechische Altertum hat ihn immer vor Augen: leitet alles aus Homer her, behält diesen immer im Gesichte: nennet die Werke und die Verdienste der Dichter meistens im Gesichtspunkt auf ihn, und ist voll von kleinen Nachrichten, die uns diesen Fortgang der Poesie auf dem Wege künstlicher Musik verraten. Daß wir aber von dieser Spur noch so wenig haben bemerken wollen, daß man bei jedem griechischen Dichter alles erkläret, beschreibet, erläutert, erzählet, erörtert, nur die einzige Kleinigkeit nicht, wiefern und worin er Dichter (*ποιητής*) war? dies mag uns zeigen: wie wenig wir noch zu einer griechischen Geschichte griechischer Dichtkunst auch nur Materialien angeführt haben?

Damit man mich nicht wieder auf erbärmliche Art zurecht weisen dörfe, als vergäbe ich der Poesie in diesem Zeitpunkte etwas: so muß ich wider Willen in Exempel ausschweifen.

Wäre ich ein Ausgeber des Tyrtäus, statt aller historischen Rhapsodien von ihm sollte es mir zum Hauptaugenmerk sein, was dieser *διδάσκαλος γραμμάτων* der Poesie für neue Kunst gegeben? wie er mit seinen Elegen und Anapästen neuen Flötengesang erfand, so kriegerisch, so schrecklich und unerhört, daß Feinde flohen, und Mutlose fechten mußten? Durch was für Wege er den allgemeinen Ruhm erwarb, die Heldenpoesie bis zur höchsten Stärke des Schlachtgesanges hinauf gestürmt zu haben? Wie dem ohngeachtet, seine gewaltige Dichtkunst mit der Natur Homers verglichen, der Ausspruch Themistius' wahr bleibe: *τὸν Τυρταίου μεγαλοφωνότερον Ὅμηρον* — wahr bleibe, vom Innern seiner Gesänge an, bis zur Diktion und zum Numerus derselben. Alsdenn erschiene er, als der Vater einer neuen Spartanischen Poesie, für das Ohr dieser Stadt, und für ihre Seele: ich würde seine *ῥυθμοὺς ἐμβατηρίους*, seine *νόμους πολεμικούς* und *προτρεπτι-*

32. Themistius (Rhetor und Philosoph des 4. Jahrh. n. Chr.), Orat. XV, p. 243, 9f. Dindorf (p. 198c Harduin).

κούς, so viel sich erraten ließe, auf die Musik Griechenlandes zurück führen, und überall in den Noten über ihn den Mann suchen, der mit Nachdruck der ποιητής, ἐλεγειοποιός und αὐλητής genannt wird, der neuen Schlachtgesang erfand. — Bei mir wäre dies, wie gesagt, das Hauptaugenmerk, vielleicht bei vielen Lesern Tyrtäus' auch: nur Schade! daß Klotz seine letzte schöne Ausgabe nicht mit einem Wort hierüber hat verschönern wollen.

Wir haben vom Archilochus wenig übrig: und so kann ich auch nicht die Grabschrift erklären, die ein Inhalt seines poetischen Lebens sein sollte: „die Muse gab ihm Jamben, damit er das ἔπος Homers nicht überträfe." Und so sind die meisten folgenden Dichter, von denen so wenig und nur zerstückte Glieder übrig sind, kaum mehr, als Namen.

Aber wie aus der Sprache Homers die Sprache theatralischer Kunst ward: den hohen Schritt derselben auf den Kothurn des Äschylus und Sophokles; was für andere Gestalt jetzt die Poesie annahm, da sie die Musik des Dialogs und des Chorus unterschied; wie weit jener noch die Sprache des Lebens selbst mit seiner singenden Deklamation nachahmen konnte, dieser aber sich dem hohen Lyrischen näherte; wie manches Eigene in den Silbenmaßen und in der Natur der griechischen Theatersprache lediglich hieraus erklärt, und also sehr unrecht nachgeahmt wird: wie vieles, das man dem theatralischen Gesetzgeber, Aristoteles, als Eigensinn ausgelegt hat, eben hiedurch griechisches Bürgerrecht in diesem Zeitalter erhält: — eine Menge anderer Betrachtungen bieten sich dar, wenn man in Äschylus und Sophokles dem Leitfaden nachgehen wollte: wie in ihnen das ἔπος der Natur zur tragischen Kunst ward? wie es daher durch den Weg des Entsetzens und Erstaunens zur Rührung, und durch das kühne Übertriebene des Äschylus in das schöne Gleichgewicht kam, da Sophokles die Sprache des Lebens auf den Kothurn erhöhete, und die hohe aber ungekünstelte Sprache des ἔπος in die lyrische Natur des Chorus umschuf.

Da sich bei Pindar, der die lyrische Kunst auf den höchsten Gipfel brachte, ein zu reicher Vorrat von Anmerkungen zeigen

6 f. Tyrtaei quae supersunt omnia collegit, commentario illustr. ed. Chr. Ad. Klotzius, Altenburgi 1767. Klotz wies die hier ausgesprochenen Wünsche als nach dem Stand der Dinge unerfüllbar mit Hohn zurück, D. Bibl. III, 135. (Vgl. Einl. XL.) — 15. a. den K., die Änderung dem hat viel Bestechendes: dennoch glaubte ich nach dem Zusammenhang, da es sich um das Werden der tragischen Sprache, um den Schritt von der Sprache Homers zur tragischen Höhe (auf den Kothurn, vgl. Z. 31) handelt, mit Düntzer an der Überlieferung festhalten zu sollen.

muß, wenn man ihn gegen Homer hielte: so ist's besser, lieber nichts, als etwas Unvollständiges zu sagen. Der Zweifel eines meiner Leser,*) wie ich mir viele wünschte, geht, wie ich glaube, von selbst aus einander: daß nach meiner Hypothese Pindar vor Homer sein müßte. So wenig, als Kunst vor der Natur sein kann, denn bei welchem griechischen Dichter ist die Kunst in mehrerem Glanze als bei ihm? Die Schöpfung seiner Worte, und die Verkettung seines Perioden, selbst bis zur Zerreißung der Silben, selbst bis zum Überstrom über die Strophe, selbst bis zu seinem mannichfaltigen Numerus, selbst bis zu seiner erscheinenden Wut ist doch wahrlich! nicht das Werk wilder Phrenesie, sondern alles setzt so viel Wahl und vortreffliche Kunst voraus, daß, wie die lyrische Sprache schon an sich unter allen Gedichtarten vielleicht die künstlichste sein sollte, mir unter allen Griechen Pindar auf der höchsten Stufe der poetischen Kunst erscheint.

An die Dichter zur Zeit Philadelphus' läßt sich nicht anders, als an Dichter der Kunst denken: die Kunst kam bei Theokrit; bis auf das Wortspiel, das er macht, vortrefflich; bei den meisten seiner Mitgenossen ward sie schon gelehrt, sie fing an in gezierte und mühsame Künstelei auszuarten, von welcher selbst Kallimachus nicht frei ist. Dem sei indessen, wie ihm wolle, ich werde in diesem Zeitalter nichts weniger gewahr, als einen Sänger, der wie Homer ein Sohn der Mutter Natur wäre, und was will man mehr?

Sei die Poesie in allen Zeitaltern, was sie wolle; seitdem die Prose entstehen mußte, war sie eins nicht mehr: Gesang der Natur. Indessen ging dieser damit nicht aus: bei allen Veränderungen der Sprache des Lebens und der Bücher erhielt er sich, in den ersten großen Originalwerken, insonderheit in Homer. Dieser blieb immer der Fürst der Dichter, dem alle ihre Sprache nachbildeten, in sie mehr Kunst und Manieren brachten, und nur etwa nach ihrem Zeitalter sie modificierten. So konnten jetzt also vortreffliche Dichter leben: die dichterische alte Sprache immer ihren Weg fortgehen, parallel mit der Prose; allein — Prose allein war's, die da lebte. —

*) [Neue] Bibl. der sch. Wiss. Band 4. St. 1. [S. 68. Garve, Einl. XXII f.]

---

29. Die von Suphan hier bewahrte Interpunktion der Fürst, der Dichter, ist doch kaum weniger fehlerhaft als im 1. Kr. W. T. III, 2, 119, 12 der Erste, der Dichter, wo er in Übereinstimmung mit 134, 24 besserte.

8.

Den großen Unterschied, den der Zeitpunkt einer werdenden Prose macht, an wem könnte er besser gezeigt werden, als an Herodot, dem Vater der Geschichte und dem Homer der Prosaisten. In mehr als einer Absicht steigt bei ihm der Dichter zum Geschichtschreiber herunter, und der Geschichtschreiber bei aller seiner Simplicität zum Dichter herauf; daß, so schwer es mir würde, im Homer Grenzsteine zu setzen, wo das Gerücht von Geschichte der epischen Erdichtung Platz mache: so schwer wären im Herodot die Farben zu trennen, die in seinem Bilde der Geschichtschreiber und der Sänger alter Sagen und eigner Reisen zusammen fließen läßt. Den ganzen Bau seiner Geschichte hat die Einfalt des Dichters errichtet; alles schlingt sich in Episoden zusammen, die teilweise aus einander fallen, und so aus einander fällt auch der ganze Bau seiner Schreibart, die noch nichts vom Numerus des Isokrates weiß. Wie viel würde also dazu gehören, ihn, wie es sein soll, in unsere Sprache zu verpflanzen, und nach seiner ungebundenen Einfalt unsere weitschweifige, zu gefesselte Schreibart zu zerstücken: ohne doch ihrer Bildung etwas zu vergeben — ein Feld, von welchem sich Goldhagen mit seiner Lehrlingsübersetzung gewiß keinen Lorbeer geholet! — Und wie fein muß das Auge und die Hand dessen sein, der einen leichten und genauen Zwischenstrich ziehen kann: wie fern zu unserer Zeit Geschichtschreiber den Herodot in seinem Halb-Epischen, in seinem Episodenmäßigen nach- oder nicht nachahmen können. Preiset man das alles so durchweg an, wie Gatterer*) neulich gethan: so nimmt man alles überhin, und kennet Herodot nur von Hörensagen. Gewiß, wer uns das Bild dieses Mannes, nicht wie einen Schatten Umriß an der Wand; sondern im lebenden Bilde zeigen will, der muß uns Herodot aus seinem Zeitalter in Kultur und Sitten, in Denk- und Lebensart, in bürgerlicher und wissenschaftlicher Verfassung gleichsam erklären können, er muß diese Zeit wie seine eigene kennen, mit Herodot gelebt haben, und jetzt zum zweitenmal leben. Je mehr ich Herodot im ganzen Ton der Denk- und Schreibart kennen lerne:

*) S. [Allgemeine] Historische Bibliothek [von Mitgliedern des königl. Instituts der hist. Wissenschaften zu Göttingen] 2 B. [Halle 1767].

20. Des Herodotus neun Bücher der Geschichte aus dem Griechischen übersetzt von Joh. Eustach. Goldhagen, Lemgo 1756.

desto ehrerbietiger nähere ich mich ihm, wie einer antiken Bildsäule des Janus, der mit einem Antlitz ins Land der Poeten zurück, mit dem andern in eine neue Welt hinsiehet, in ein werdendes Zeitalter der Prose.*)

Wie auf dem höchsten Gipfel kunstloser Wohlredenheit erscheinen mir die Schüler Sokrats, Xenophon und Plato: klassische Schriftsteller, in welchen die Prose lebet, für mich die ersten und einzigen unter allen Nationen die ich kenne. Wie bei Homer alle Gattungen poetischer Schreibart in seine ungekünstelte Poesie: so fließen bei ihnen alle spätere Gattungen der Prose in ihren natürlichen Vortrag zusammen — und wenn Homer die Sprache der Götter sang, so schreiben diese die Sprache vollendeter seliger Menschen. Ihr Ausdruck schwebet zwischen dem frühern Pomp der Dichter, und dem spätern Pomp der Redner wie in ruhiger Mitte: von da er sich bei jeder sanften Regung der Luft bald dort, bald hier hinschwingen kann, ohne auf das Äußerste hart anzulaufen, oder aus seiner glücklichen Mitte zu wanken. Sie sind die *καλοὶ κἀγαθοί* unter den griechischen Schriftstellern, bei denen die Weisheit noch nicht Wissenschaft, die Schreibart noch nicht gelehrte Kunst; beides aber gemeinschaftlich ein Werk der Natur scheint,**) wo Weisheit, wie die unsichtbare Seele ist, die vom Antlitz der Unschuld mit sanftem Glanz strahlet; die Schreibart aber den schönen Körper giebt, den alle Huldgöttinnen gebildet. Mehr als von allen Lateinern kann unsere Sprache von ihnen gewinnen, um das Süße und Schöne (*ἡδὺ καὶ καλόν*) zu lernen, das ihre Prose des guten Verstandes belebt.

Der historische Stil soll unserer Sprache noch erst angebildet werden. Und von wem wird sie diese Bildung eher nehmen, als von dem edlen Xenophon, der nichts halb sagt, und nichts übereilet, bei dem die Rede fließet, wie ein Bach in den Auen Elysiums. Wie sehr hat unsere Schreibart, die ohnedem einen ruhigen Gang

*) Ich darf zu meinem Zwecke vom Thucydides nichts mehr sagen, als daß auch die prosaische Schreibart der Griechen auf eine gewisse Art sich habe dem Übertriebenen, wiewohl nur von ferne, nähern müssen, bis sie in ihr ruhiges Gleichgewicht sank.

**) Leuten zu gut, die da glauben, ein Verfasser wisse nichts mehr, als was er schreibt, muß ich dazu setzen, daß ich wohl weiß, wie in diesem Zeitalter die Sophisterei der *λογοδαιδάλων*, wie sie Plato im Phädrus nennet, der herrschende Geschmack war; allein um so mehr konnte das edle Propago der Schriftsteller, die bei den Griechen von den ältesten Schriften an ein eigenes Geschlecht machten, sich von dieser herrschenden Denk- und Sprachart unterscheiden. Dies sei gnug über einen Einwurf, gegen welchen sehr vieles gesagt werden müßte.

37. Phädrus p. 266 D.

liebt, wie sehr Ursache, was sie sagt, ruhig und ganz sagen zu lernen! Und wie leicht wird sie sich an einen Xenophon anschmiegen: leichter, als an einen Geschichtschreiber, bei dem Gedanken und Sentenzen einander drängen und drücken: denn bei diesem kommt eine schwere Sprache zu bald in Gefahr, überladen, eine weitschweifige Sprache halb, und eine unbequeme, schielend zu schreiben.

Mich dünkt, es war Aristoteles, der es nicht wagte, Dialogen zu schreiben, weil Xenophon, die attische Muse, solche geschrieben: und gewiß! es gehet kaum etwas über die einfältige Natur, über die honigsüße Freundlichkeit, über das Feine der Symmetrie, das bis auf Kleinigkeiten in ihnen herrschet: denn die Musen selbst sprachen aus seinem Munde. Nichts sagt er verworren, nichts falsch, nichts durch einander, wie wenn viele in einander schreien, und keiner ganz spricht: jedes seiner Gespräche ist wie ein schöner Teppich, mit Gold gestickt, und bis auf jeden Nadelstich voll Natur, Ordnung und Symmetrie. — So ist es denn ja eine wahre Schandsäule, die man Xenophon errichtet, wenn man ihm alle diese Schönheiten, die Symmetrie des Ganzen, das Kolorit in jedem Teile, und den Wohlklang jeder Silbe raubt, ihn in unserer Sprache alles halb, oder überladen oder verwirrt sagen läßt, und ein solches Gespräch, als wäre es die Manier zu dialogieren, die wir an Xenophon lieben, gerade vor ein Buch aufstellt, das selbst ein Muster des Geschmacks sein, Übersetzungen beurteilen, und uns die griechische Kunst anpreisen will — Und wäre dies Buch selbst die Bibliothek der schönen Künste und Wissenschaften — Warum duldet man vor ihr eine elende Übersetzung, wie die vor ihrem zweiten Bande?

Und wo bleibt eine Übersetzung des göttlichen Plato, dessen Schreibart wie Feuer brennt, und wie ein himmlischer Thau erquicket? Die Verschönerungen seines Dialogs, selbst wenn sie Moses in ihn bringet, halten uns kaum für die Einfalt des Griechen schadlos: und doch welch ein Werk hätte der geleistet, der uns die vornehmsten Gespräche Platons gäbe, wie Moses uns den Phädon gab? — Plato wurde dem Sokrates durch einen

16—27. Vgl. Herder an Scheffner (31. Okt. 1767) Lebensb. I, 2, 288: nach der Bemerkung, daß „vom Xenophon alle schöne Symmetrie und hundert Feinheiten bei der besten Übersetzung“ verloren gehen, fährt er fort: „Geärgert habe ich mich, da ich im 2ten Band der Bibl. d. sch. W ..... eine Übersetzung aus diesem süßen Autor, vermutlich durch Nikolai gefunden habe, die ihn ganz verunstaltet und in Wasser ersäuft.“ — 33 f. D. Nat.-Litt. Bd. 72.

Traum verkündigt, daß ein junger Schwan aus dem Altar des Gottes der Liebe aufflöge, und in seinem Schoße niedersäße: nachher sich auf seinen Schwingen gen Himmel erhübe, mit einem Gesange, der das Ohr der Götter und Menschen ergetzte. O säße in dem Schoße des griechischen Plato auch ein solcher Schwan nieder, um, was er in seiner Sprache sang, uns in der unserigen vorzusingen. Sein Übersetzer muß den Dämon Sokrats zum Freunde haben, der ihm in der Weisheit selbst, und in dem Gewande derselben, dem Sokratischen Vortrage, Rat und Unterricht gebe: diesem Göttlichen, was in Sokrates wohnet, opfere er wie der junge Theages Gebet und Opfer, und was die Weissager wollen, damit er sein Vertrauter sei.

Ich habe die griechische Prose in einem Zeitalter betrachtet, in welchem sie die Göttin der Überredung, die Svada mit holden Lippen auch in Büchern zu sprechen scheint: und was darf ich sie zu meiner Absicht in das Gebiet der Kunst begleiten, da Redner und Redekünstler, vom Isokrates zum Demosthenes hinauf, ihr den ganzen Umfang des schönsten oratorischen Numerus, der Weltweise Aristoteles aber mit allen seinen Nachfolgern ihr den genauen Umriß einer dogmatischen Sprache gaben. Unter allen diesen Händen müßte ich sie als ein Werk der Kunst betrachten: viele Künstler gaben ihr eigene, und vortreffliche Künstler vortreffliche neue Gestalt. Nachdem tausend Umstände, Zwecke und Hilfsmittel zusammen trafen, teilte sich die Kunst der Schreibart in Gattungen, und jede Gattung in Schulen: jede Schule konnte Meisterstücke, und jede Gattung neue Manieren geben. Allein für mich liegt dies alles seitwärts ab, da ich bloß aus der Natur der Sprache habe bemerken wollen, wie die Prose entstanden, und wie sie ihre schönste Natur erreichet, da sie in der Mitte zwischen Dichterei und rhetorischer Kunst, zwischen der Ungebundenheit des Poeten, und den Fesseln des Philosophen schwebte, und in dem edelsten Verstande Weisheit und Sprache des Volks war, wie es vormals die Poesie gewesen. Und kann ich dies Zeitalter, das in dem Lauf, den die Prose genommen, wie der Edelstein in einem Ringe ist, kann ich es gnug anpreisen, zu studieren, ihm nachzuahmen?

1 f. Diogen. Laert. III, 5. Pausanias I, 30, 3. Das Auffliegen aus dem Altar des Liebesgottes scheint eine Ausschmückung Hs. zu sein. — 4—7. Dieser Wunsch Hs. ist später erfüllt worden durch die klassische Übersetzung Schleiermachers. — 7. den Dämon Sokrats, vgl. zu T. II, 175, 34. — 11. Platons Theages XIII p. 131.

Berichtigungen.

Seitenüberschriften: S. 41 l.: anpreisen st. angreifen — 165: *κἀγαθός*. —

Text: 93, 9. 10 l.: übersetzen u. Übersetzer —

Anmerkungen zu 5, 6 Z. 9 v. u. l.: der Antonine — 13, 33: Zevxes — 34, 6: 224, 3 st. 224, 1 — 35, 13: g. st. g. — Edda u. 43, 8: mit V (B?) — 71 Z. 1 v. u.: XVII st. XII — 82, Z. 11 v. u.: XI st. X 1 — zu 90, 10: Euthykrates (Hoffentlich stehen solche dem Erfahrenen übrigens leicht erklärliche Fälle wie dieser oder etwa noch zu 73, 10: Virgil st. Vergil, wo sich, gegen meinen Willen und Grundsatz, unrichtige Namensformen, soweit sie auf Herder zurückgehen können, im Text stehen zu lassen und in den Anmerkungen gelegentlich stillschweigend zu verbessern, falsche Schreibungen auch in diese einschlichen, vereinzelt.) — 118, 9 Z. 4 v. u.: *Αἰγιέες* — Z. 3 v. u.: *Πυθίαν ἐξηρότων* — 120, 29: 199 st. 19 — 149, 5 Z. 7 v. u.: XII — 149, 21 Z. 1 v. u.: N. st. R. u.: (1766) — 157, 14 Z. 3 v. u.: *δυέιαι* — 192, 10: strotzet — 195, 8 ist die Verweisung auf T. III, 2, 138 ausgefallen. — 202, 7 l.: *ἐφελκυσάμην* — 267, 10 Z. 2 v. u.: in der 1786 gehaltenen Schulrede Vom Zweck der eingeführten Schulverbesserung — 304, 7 Z. 3 v. u.: VI st. XI — 313, 21 ist hinter 319, 11 ff. ausgefallen: 333, 30 — 317 Z. 5 v. u. l.: 253 st. 353 — 358, 34: der aber ausnahmsweise mit E. gezeichnet ist, während Lessing sonst alle u. s. w.

Deutsche National-Litteratur

Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung
von
Dr. Arnold, Dr. G. Balke, Prof. Dr. K. Bartsch, Prof. Dr. R. Bechstein, Prof. Dr. O. Behaghel, Prof. Dr. Birlinger, Prof. Dr. H. Blümner, Dr. F. Bobertag, Dr. R. Boxberger, Dr. W. Creizenach, Dr. Joh. Crüger, Prof. Dr. H. Düntzer, Prof. Dr. A. Frey, L. Fulda, Prof. Dr. L. Geiger, Dr. R. Hamel, Dr. E. Henrici, Dr. M. Koch, Prof. Dr. H. Lambel, Dr. R. Frhr. v. Liliencron, Dr. G. Milchsack, Prof. Dr. J. Minor, Dr. F. Muncker, Dr. P. Nerrlich, Dr. H. Oesterley, Prof. Dr. H. Palm, Prof. Dr. P. Piper, Dr. H. Pröhle, Dr. Adolf Rosenberg, Dr. A. Sauer, Prof. Dr. K. J. Schröer, R. Steiner, Prof. Dr. A. Stern, Prof. Dr. F. Vetter, Dr. C. Wendeler, Dr. Th. Zolling

herausgegeben
von

Joseph Kürschner.

Der Preis des Bandes ist M. 2.50
Fl. 1.50, Fr. 3.50

Alle 14 Tage erscheint 1 Band im Umfang von 20–36 Bogen

Verlag von W. Spemann in Berlin und Stuttgart

Werz.